Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild.





Die

österreichisch-ungarische Monarchie

in

Wort und Bild.

[illegible]

[illegible]

Ungarn Band II.



Wien, 1891.

[illegible]

[illegible]

Die

österreichisch-ungarische Monarchie

in

Wort und Bild.

Auf Anregung und unter Mitwirkung

weiland Seiner kaiserl. und königl. Hoheit des durchlauchtigsten Kronprinzen Erzherzog Rudolf begonnen, fortgesetzt unter dem Protectorate Ihrer kaiserl. und königl. Hoheit der durchlauchtigsten Frau Kronprinzessin-Witwe Erzherzogin Stephanie.

Ungarn. Band II.



Wien 1891.

Druck und Verlag der kaiserlich-königlichen Hof- und Staatsdruckerei.

Alfred Hölder, k. und k. Hof- und Universitätsbuchhändler.


LIBRARY
AUG 29 1962
UNIVERSITY OF TORONTO

Inhalt.

Das Alföld.

Verzeichniß der Illustrationen.

Das Alföld.

Die Holzschnitte sind in der von Professor Gustav Morelli geleiteten Anstalt angefertigt.

Farbenbild.

„Csikóse auf der Hortobágyer Puszta“, von Paul Vágó; Chromozinkographie aus der Kunstanstalt von Angerer & Göschl. Dieses Bild gehört zu dem Aufsatze: „Debreczin“ (Seite 283).

Berichtigungen:

Seite 582, Zeile 14 von unten anstatt XVI . . . . XIV.
„ 586, „ 18 „ „ „ tiefen . . . breiten.

Das Alföld.



Das Alföld.

Die große ungarische Tiefebene, das Alföld, nimmt die Mitte des Landes ein und erstreckt sich vom nördlichen Kranze der Karpathen südwärts bis zur unteren Donau. Die Ausläufer der Alpen und Karpathen nähern sich zuerst bei Theben und Preßburg, dann bei Gran und Nagy-Maros; aus dem letzteren Defilé tritt die Donau bei Waizen in die weite Ebene, in das vierte und größte Becken, aber sie verläßt ihre östliche Richtung und wendet sich plötzlich nach Süden; in zwei Arme getheilt umschlingt sie die langgestreckte, schmale, sichelförmig gekrümmte St. Andreas-Insel und schmiegt sich an den Fuß der Bergzüge, die sie am rechten Ufer begleiten. Aus ihrem Bett tauchen noch einige andere grünende Eilande empor, darunter die St. Margarethen-Insel, aus welcher Seine k. und k. Hoheit der Erzherzog Josef ein herrliches Paradies schuf, und strömt dann mitten durch die Hauptstadt des Landes hindurch. Stets drängt sie nach rechts, aber die Ofener Berge setzen ihr einen starken Damm entgegen,

der St. Gerhards-Berg, mit der malerischen Citadelle auf seinem Scheitel, rückt mit seiner schroffen Felsstirne bis hart ans Ufer heran. Weiter abwärts weichen die Berge auch auf der rechten Seite zurück und werden immer niedriger, der Strom kann sich demnach gemächlich ausbreiten und theilt sich wieder in zwei Arme, um die Insel Csepel zu bilden. Noch einmal rücken die Anhöhen bis hart ans rechte Ufer, unterhalb Érd jedoch ziehen sie sich gänzlich zurück. Die Donau behält nun ihre südliche Richtung bis Vukovár, dort tritt ihr das Syrmier Gebirge in den Weg und zwingt sie, sich ostwärts zu wenden und die Richtung der sich hier mit ihr vereinigenden Drave einzuschlagen. Das rechte Ufer ist bis Semlin stets unterwaschen und höher als das linke; zwischen Semlin und Belgrad mündet die Save, von Belgrad angefangen beginnen das rechte Donau-Ufer die Bergzüge Serbiens einzurahmen, während auf der linken Seite noch immer sumpfige Riede sich erstrecken. Bei Titel mündet die Theiß, weiter abwärts die Temes in die Donau, bald darauf tritt der Strom in jenen herrlichen Engpaß ein, welcher den malerischesten Abschnitt seines ganzen Laufes bildet; er verläßt denselben und zugleich auch unser Land bei Orsova.

Die Donau beschreibt demnach in ihrem Laufe durch das Land einen dem großen Gebirgsgürtel der Karpathen entgegengesetzten Bogen und begrenzt das Alföld im Westen und Süden, während es der Gebirgskranz im Nordwesten, Norden und Osten umschlingt. Der unmittelbare Wall der Tiefebene besteht größtentheils aus Trachytgebirgen, die an den Gestaden des einstigen Meeres emportauchten. Das auf solche Weise umgrenzte Alföld bildet ein langgestrecktes Viereck, dessen nördliche Seite ein wenig nach Osten geneigt ist. Die Theiß durchschneidet dieses Viereck beinahe in der Mitte; bei Nagy-Szöllös verläßt sie die Gebirge, fließt bis zur Einmündung des Szamos nach Westen, ferner bis Csap nach Norden, wendet sich dann nach Südwest, um endlich von Szolnok bis zu ihrer Einmündung in die Donau in südlicher Richtung dahin zu schlängeln.

Der Flächenraum der Tiefebene beträgt bei 90.000 Quadratkilometer; sie dacht sich im Großen und Ganzen von Nord nach Süd ab, ist aber auch von den östlichen und westlichen Rändern gegen die Mitte zu geneigt, das tiefste Niveau derselben wird eben durch das Rinnsal ihres Hauptflusses, nämlich der Theiß, bezeichnet. Das Bett der Donau liegt unter derselben Breite immer bedeutend höher als das der Theiß, auch hat es ein größeres Gefälle, darum strömt die Donau viel rascher als die träge, mit unzähligen Serpentinen dahinschleichende Theiß.

Im Ganzen und Großen betrachtet scheint es, als ob das Alföld eine völlig ebene und eintönige Fläche wäre; betrachten wir es näher und genauer, so finden wir bald, daß es aus Ebenen von verschiedener Höhe zusammengesetzt ist, gleich einem Mosaik, das aus höheren und niedrigeren Feldern besteht; die niedrigeren und höheren Flächen fließen mit in unregelmäßigen Kurven verlaufenden Grenzlinien in einander. Das tiefste Niveau nehmen

die Flächen ein, in welchen die Theiß, der Berettyó, die dreifache Körös und die untere Temes mit auffallend trägem Laufe dahinschlängeln. An diese, am tiefsten gelegenen Flächen schließen sich höhere und an diese noch höhere Ebenen an; die Übergänge der verschiedenen Ebenen sind gewöhnlich so sanft, daß das Auge die Höhenunterschiede nicht bemerkt und nur eine genaue Messung dieselben nachweist. Die am höchsten gelegenen Randebenen lehnen sich entweder mit sanfter Steigung an die angrenzenden Hügel- und Bergzüge an oder der Übergang findet mit prallen Stufen statt. Die Trachytgebirge, die Mátra, die Berge von Ungvár, Munkács und Arad steigen plötzlich und mit prallen Absätzen



Röhricht und Weidenbusch auf dem Alföld.

aus der Ebene empor. Die durchschnittliche Meereshöhe der nördlichen Gegenden des Alföld beträgt 120, die der südlichen Gegenden 80 Meter, es gibt aber auch Senkungen, deren absolute Höhe kaum 70 Meter erreicht, und anderseits haben einzelne Anhöhen ein Niveau von 160 bis 200 und mehr Meter.

Wenn wir aus den rings umher liegenden gebirgigen Landstrichen uns dem Theißbette zuwenden, so stoßen wir zuerst auf niedrige, meistens langgestreckte Dünen oder bankförmige Landrücken, die den Rändern der Tiefebene ein wellenförmiges Aussehen verleihen. Dieser Gürtel ist ziemlich breit, und eine geraume Zeit vergeht, bis wir denselben auf- und absteigend durchschreiten. So weit diese Hügelwellen reichen, gewährt die Landschaft ein ziemlich abwechselndes Bild: grünende Auen, kahle Sandhügel, muldenartige Vertiefungen, Röhrichte, hier und da aufglitzernde Teiche, wogende Getreidefelder,

Wein- und Obstgärten, ja hier und da wechseln auch kleine Waldpartien und größere Forste mit einander ab. Und die Schönheit dieser Landstriche wird noch durch die Umrisse der am Horizont bläuenden Gebirge erhöht. — Je mehr wir uns aber dem Rinnsal der Theiß nähern, desto flacher werden die Hügelwellen, desto eintöniger wird die Landschaft; die Berge dämmern nur noch als leichte Wolkenstreifen am fernen Horizont, bald tauchen sie gänzlich unter, rings umher breitet sich die schrankenlose, unabsehbare Ebene aus, auf den Rändern derselben ruht das Himmelsgewölbe. Das ist die wahre Puszta, die vom Ocean träumende Steppe, welche von Petöfi verherrlicht wurde.

Lange Zeit hindurch war die ungarische Tiefebene vom Wasser bedeckt, zuerst war es ein Salzsee, hierauf folgte ein Meer mit brakischem Wasser und schließlich ein See mit süßem Wasser. Die Ablagerungen, welche in den letzten Zeitabschnitten des dritten geologischen Zeitalters stattfanden, treten meistens nur an den Rändern der Tiefebene hervor, in den inneren Gebieten derselben sind sie fast überall unter den Schichten des Diluviums und Alluviums begraben. Die Gesammtmächtigkeit derselben beträgt 100 bis 150 Meter, an manchen Stellen jedoch blos 15 bis 20 Meter. Die hauptsächlichsten Gebilde derselben bestehen aus Schotter, Sand und aus jener eigenthümlichen mergeligen lockeren Thonerde, welche von den Geologen Löß genannt wird.

Der Schotter kommt meistens nur an den Rändern der Tiefebene, in der Nähe der in dieselbe hineinragenden Bergzüge vor; er besteht aus Geschieben von sehr verschiedener Größe, es sind Trümmer von Granit, Gneiß, Glimmerschiefer, Porphyr, Trachyt, Basalt, Quarz und Kalk. Unten lagern gewöhnlich die größeren, oben die kleineren Geschiebe, die endlich nach aufwärts in Sand übergehen. Der quaternäre Sand nimmt viel größere Strecken ein; an manchen Stellen kommt er als Flugsand vor, an anderen Orten ist er mit Thon und Kalk gemengt. Besonders auf dem Landrücken zwischen der Donau und Theiß befinden sich sehr große Sandstriche. Der Löß ist am meisten auf der rechten Seite der Donau verbreitet, aber er tritt auch auf dem Landstriche zwischen der Donau und Theiß und auch auf der linken Seite der Theiß an vielen Orten auf, besonders aber nimmt er auf den östlichen Rändern der Tiefebene große Strecken ein. Man kann behaupten, daß die gegenwärtigen Flußbetten der Tiefebene in den Löß eingegraben seien; die Donau hat sich ziemlich tief in denselben hineingewühlt, die Theiß und ihre Nebenflüsse dagegen haben sich verhältnißmäßig weniger tief eingegraben, daher ist ihr gegenwärtiges Inundationsgebiet ein so großes. Die Überreste der großen Säugethiere aus dem quaternären Zeitalter, die Knochen vom Mammuth, Elephant, Urrind, Nashorn, Auerochs, Hirsch u. s. w., welche man von Zeit zu Zeit aus dem Bette der Theiß, Körös, Zagyva, Latorcza, Bodrog, Maros und Donau herausfischt, sind in den Sandschichten, besonders aber in dem bläulich grauen Schlamm des Theißthales eingebettet.

Die Schichten des Alluviums bedecken die gegenwärtigen und die älteren Inundationsgebiete der Flüsse; sie bestehen meistens ebenfalls aus Schotter, Sand und Thon, die mit mehr oder weniger Verwitterungsstoffen gemengt sind. Die oberste Schicht besteht aus dem Humus oder der schwarzen Erde, die eine Mächtigkeit von 1 bis 2, an manchen Orten von 3 bis 4 Meter hat. Das ist die Krume, welcher die Tiefebene die große Fruchtbarkeit verdankt. Die einzelnen Landstriche des Alföld unterscheiden sich nicht blos in Bezug auf das Relief, sondern auch in mancher anderen Beziehung. Eine andere Physiognomie hat der Landstrich zwischen der Donau und Theiß, und wieder anders gestaltet sind die Landstriche am linken Ufer der Theiß und zwischen dem Maros und der Donau.

Der Landrücken zwischen der Donau und Theiß ist im Allgemeinen trockener und sandiger; es durchströmt denselben kein einziger Wasserlauf von Belang, doch befinden sich in seinen westlichen und östlichen Rändern Sümpfe, Moräste und Moore, die in das Inundationsgebiet der Donau und Theiß fallen. Die südöstlichen Ausläufer des Cserhátgebirges reichen bis zur Bahnlinie von Pest nach Czegléd, ihnen schließen sich die wellenförmigen Hügel an, die in drei Reihen südwärts streichen. Eine Hügelreihe läuft von Czegléd nach Alberti über Kecskemét mit mehreren Krümmungen gegen Halas und Szabadka (Theresiopel); die zweite beginnt bei Nyáregyháza und Kakucs und zieht sich von dort über Uj-Hartyán, Örkény und Balázs nach Kis- und Nagy-Bócsa; die dritte endlich streicht von Alsó-Némedi und Taksony nach Szabad-Szállás, Fülöp-Szállás, Nádudvar und Csávoly. Kleinere und größere Hügel gibt es auch an anderen Orten. Die höchsten Punkte des Landrückens, welcher die Gebiete der Theiß und Donau scheidet, liegen 60 und mehr Meter höher als der Spiegel der beiden Flüsse.

Im nordöstlichen Theile des Bács-Bodroger Komitates liegt die Telecskaer Sandplatte, welche von mehreren trockenen Thälern durchschnitten ist. In der Umgegend von Titel, an dem Zusammenfluß der Donau und Theiß, befindet sich ein eiförmiges Plateau, welches 20 bis 30 Meter höher liegt als die Inundationsfläche der Theiß.

Zwischen den bald langgestreckten, bald in rundlichen Krümmungen sich erhebenden Dünen und Hügelreihen befinden sich muldenartige Vertiefungen, die oft mit Wasser angefüllt sind. Es gibt auch in verschiedenen Richtungen verlaufende langgestreckte trockene Einschnitte und Gräben; es sind theils alte verlassene Flußbette, theils auch von Menschenhand künstlich angelegte Vertiefungen. Zur letzteren Gattung gehören in den nördlichen Gegenden der Csörsz- oder Teufelsgraben, in den südlichen die Römerschanzen.

In den Geländen der Theiß gleicht die Munkácser Ebene, welche ringsumher von Gebirgen und Wäldern eingeschlossen ist, einem herrlichen großen Garten; sehr schön, wenngleich an manchen Stellen von Sümpfen bedeckt, sind auch die Ebene von Ungvár, ferner Bodrogköz und Taktaköz.

Eine eigenthümliche Physiognomie hat die Sandplatte, welche, Nyírség genannt, die Theiß in weitem Bogen umkreist. Abwechselnde Formen sucht man dort vergebens. Man möge von Nagy-Károly oder von Debreczin oder von Tokaj oder aus dem Szamosköz in das Szabolcser Komitat wandern, der Weg führt in allen diesen Richtungen am Fuße meistens öder Sanddünen dahin oder über dieselben hinweg. Während wir den Abhang eines vor uns liegenden Sandhügels hinaufsteigen, hoffen wir vom Gipfel desselben eine freie, freundlichere Aussicht zu gewinnen; wir überschreiten einen Hügel nach dem andern, und ob wir rechts oder links oder gerade aus hinschauen, überall sehen wir blos dieselben wellenförmigen Dünen, alle haben die gleiche Gestalt, als wenn ein stets wogendes Sandmeer plötzlich erstarrt wäre. Hier und da sind die Anhöhen mit dünn zerstreuten Waldbäumen oder mit verkrüppeltem Gesträuch bedeckt, doch die Landschaft behält überall dieselbe öde, langweilige Einförmigkeit. In der That, es gibt in diesem weiten Lande kaum eine tristere Gegend als der Landstrich Nyírség. Dennoch hat auch dieser einige freundlichere Partien, die Auen von Nyírbátor, die Wälder von Gyula, Fejértó, Bakta, Kárász und Mándok erfreuen den Wanderer mit ihren malerischen Partien und die näher und weiter entfernte Umgegend steigert noch den freundlichen Eindruck derselben.

Die Theiß meidet den sandigen Landstrich und umkreist denselben, aber in den Einsenkungen zwischen den Sandhügeln gibt es mehrere Tümpel und Teiche, die zum Theil mit Rohr und Binsen bedeckt sind; sie haben keinen Abfluß. Auf den Anhöhen und Abhängen finden wir hier und da fruchtbare Äcker, in den wasserlosen Einsenkungen grünende Wiesen, in der Nähe der Ortschaften gibt es oft auch Weinberge und am Fuße derselben Obstgärten. Aber die großen Waldungen, welche einst den größten Theil des Landstriches bedeckt haben, sind längst verschwunden, man sieht nur noch einzelne Fetzen derselben und die Birke, von welcher der Landstrich den Namen erhielt (Nyírség heißt soviel als Birkenland), wurde von der Akazie verdrängt.

Die ebensten und horizontalsten Landstriche des Alföld erstrecken sich von Szoboszló und Derecske südwärts bis zum Marosthal. Das ist die große Landfläche, in welcher der Berettyó, die schnelle, schwarze und weiße Körös unschlüssig hin und her irrend dahinschleichen. Dort sind die großen Riede (Kothwiesen, Sárrétek) des Berettyó und der Körös, dort haben die Theiß und ihre Nebenflüsse die größten Inundationsgebiete. Die Oberfläche des Gebietes der Komitate Csanád und Békés und des westlichen Theiles von Bihar ist in der That so eben wie der Meeresspiegel, auf der weiten Ebene ragen blos einzelne kleine Hügel empor, theils einzeln, theils paarweise, theils in Gruppen oder auch in länglichen Reihen geordnet. Fast jeder Hügel hat einen besonderen Namen, manchmal werden sie im Allgemeinen Teufelshügel, Tatarenhügel oder Türkenhügel genannt. Man glaubte ehemals, daß sie ihr Dasein dem Menschen zu verdanken haben, daß sie



Am Brunnen.

Hunnengräber oder Wachthügel seien; die Geologen, namentlich Professor Josef Szabó, haben nachgewiesen, daß sie von der Natur aufgebaut und nachher auch von Menschen benützt wurden, und somit sind sie zum Theile auch historische Denkmäler.

Solche Hügel kommen schon in der Umgegend von Nyíregyháza vor, aber am zahlreichsten sind sie von der Bahnlinie Karczag-Debreczin südwärts bis zum Marosfluß und von der Theiß ostwärts bis zur östlichen Hälfte der Komitate Bihar und Arad, auf einem Gebiete von 6.500 Quadratkilometer. Im Anlande der Flüsse Berettyó und Körös gibt es 300, in anderen Gegenden mehr als 200 solche Hügel. Sie haben gewöhnlich eine längliche Kegelform mit flachem Rücken, die eine Seite ist immer steiler als die andere. Sie kommen nicht nur auf sandigem, sondern auch auf thonigem Boden vor. An den Rändern des Alföld sind diese Hügel im Allgemeinen klein und niedrig, je näher der Theiß, desto höher werden sie, und die höchsten findet man in den Gebieten der Nebenflüsse der Theiß. Aber ihre relative Höhe beträgt höchstens 10, gewöhnlich blos 5 bis 6 Meter.

Der flache Landstrich zwischen dem Maros, der Theiß und Donau ist im Großen und Ganzen ebenfalls eine horizontale Ebene, aber im südlichen Theile derselben befindet sich eine große gewellte Sandfläche, die eine Länge von 60 und eine Breite von 14 bis 17 Kilometer hat; sie nimmt im Ganzen einen Flächenraum von mehr als 41.000 Hektar ein. In Ungarn, ja in Europa gibt es kaum eine zweite Sandwüste, die sich, was Öde und Großartigkeit betrifft, mit ihr messen könnte. Der Wind rafft die Sandmassen auf und baut 60 Meter hohe Berge auf, die ihre Gestalt fortwährend ändern; wohin das Auge vom Gipfel derselben auch hinblicken mag, es sieht nichts als den weißschimmernden beweglichen Sand. Die Dünen ziehen von Lajosfalva südwärts und bilden ein unregelmäßiges Dreieck; bei Ujfalu erreichen sie eine größere Höhe und von dort streichen sie einerseits gegen Pancsova, anderseits erstrecken sie sich von den Sümpfen bei Alibunár und Ilancsa den Karasfluß entlang fast bis zur Donau. Bereits im Jahre 1818 begann man die beweglichen Sandhügel mit geeigneten Baumpflanzungen zu binden, aber mehr als die Hälfte ist noch immer nicht gebunden.

Der mittlere Theil des Alföld ist eine baumlose Puszta[1], eine Grassteppe, doch seit den verflossenen vier bis fünf Decennien hat sich die Physiognomie derselben im hohen Maße verändert. Zwar sind die ehemals sehr ausgedehnten Sümpfe noch nicht ganz verschwunden, es gelang noch nicht, die Binnengewässer abzuleiten, ja in regenreichen Jahren bricht jetzt das Grundwasser auch an höher gelegenen Stellen hervor, welche ehemals ganz

[1] Das Wort puszta bedeutet im Allgemeinen eine baumlose Grasfläche, eine Steppe, nicht aber eine unfruchtbare Wüste; im engeren Sinne bedeutet es einen besondern, ehemals adeligen Grundkomplex, ein Prädium, eine Farm mit Wohnhaus und Wirthschaftsgebäuden; solche Puszten gibt es auch im gebirgigen Oberlande.

frei waren von stehenden Gewässern. Aber die ungeheuren Weiden und Grasfluren sind größtentheils in Ackerland verwandelt worden, die Äcker wurden mit Gräben eingeschlossen und an den Gräben pflanzte man Bäume; die Puszten bevölkerten sich, auf den Gehöften (Tanya) entstanden Wirthschaftsgebäude und nette Wohnhäuser, außer den Dreschtennen, auf welchen die Fehmen, Tristen und Schober stehen, entstanden Gärten mit Grünzeug, Blumen und Obstbäumen, die das Auge ergötzen. Die Flußufer entlang wurden hohe Dämme aufgeführt. Die Fahrwege sind zwar meistens noch so, wie sie ehemals waren, bei nassem Wetter sind sie unfahrbar, denn es gibt in der Tiefebene keinen Stein und keinen Schotter und die aus der Ferne zugeführten Steine versinken spurlos in den lockeren Erdschichten. Nun aber durchschneiden Eisenbahnen fast schon in allen Richtungen die Tiefebene und ersetzen die Landstraßen.

Im Pester Komitat liegt in der Nähe von Örkény die Puszta Vacs; im Jahre 1837 war sie noch ein kahler öder Sandstrich, über welchen der Sturm ungehindert einherbrauste, den Flugsand umherpeitschend und Hügel aufbauend, dann wieder zerstörend. Man legte Baumschulen an, zerschnitt die mehr als 10.000 Hektar umfassende Ebene nach allen Richtungen durch Alleen, erbaute Meierhöfe und theilte die Puszta nach ihrer natürlichen Beschaffenheit und Lage in Felder, Wiesen, Hutungen und Waldflächen, und jetzt ist diese einst so triste und kahle Ebene eine der blühendsten Musterwirthschaften. Was auf der Puszta Vacs geschah, wurde mit mehr oder weniger Erfolg auch an anderen Orten ausgeführt.

Im Alföld gibt es verhältnißmäßig wenige Ortschaften und oft müssen wir einen Weg von 10, 20 und mehr Kilometer zurücklegen, bis wir ein Dorf oder einen Marktflecken erreichen. Daß die Ortschaften in der großen Tiefebene so zerstreut liegen, daran sind weniger die natürlichen als die historischen Verhältnisse schuld. Nach der unglücklichen Schlacht bei Mohács gerieth der größte Theil des Alföld in die Hände der Türken, und sie hausten darin mehr als anderthalb Jahrhunderte lang; während dieser ganzen traurigen Zeit wetteiferten mit einander Türken und Tataren, Kurutzen (Aufständische) und Labanczen (Lanzknechte) im Sengen und Brennen, Plündern und Morden; die Türken schleppten gefesselt Tausende und abermal Tausende von Gefangenen in die Sklaverei. Kein Wunder, daß viele Ortschaften gänzlich und spurlos verschwanden und daß meistens nur die größeren Ortschaften sich erhielten, in welchen die Einwohner zahlreich genug waren, sich leichter vertheidigen zu können. Als endlich die Türken das Land verließen, waren ganze Komitate zu menschenleeren Wüsten geworden.

Die Puszten oder Prädien entstanden demnach großentheils aus den Gemarkungen entvölkerter und verschwundener Ortschaften, entweder kamen sie wieder in die Hände der ehemaligen adeligen Grundbesitzer oder gelangten in den Besitz der übrig gebliebenen größeren Ortsgemeinden. Daher kommt es, daß z. B. die Gemarkungen von Kecskemét,

Szegedin, Debreczin, Hódmezö-Vásárhely, u. s. w. ein so außerordentlich großes Areal einnehmen und ihren Gemarkungen so viele Puszten mit Wirthschaften und Meierhöfen einverleibt sind. Aber gegenwärtig bevölkern sich, wie wir bereits bemerkten, die Puszten immer mehr, es vermehren sich die Gehöfte und entstehen auch neue Gemeinden. Wo es noch vor Kurzem ungeheure Weiden und Hutungen gab, welche blos von Pferde-, Rinder-, Schaf- und Schweineherden bevölkert waren und auf welchen man nur hier und da eine halbverfallene Hütte, eine rauchgeschwärzte Schenke, eine Hürde und einen Ziehbrunnen sah, dort findet man jetzt wohlangebaute Äcker, üppige Obstgärten und freundliche Wohnungen. Ja, man hat vielleicht sogar die Hutungen schon mehr als wünschenswerth beschränkt und man hält weniger Rinder und Schafe, als nöthig wäre. Die einst so berühmten und berüchtigten Roß-, Schaf-, Rinder- und Schweinehirten, von welchen manche fremdländische Schriftsteller so Vieles zu erzählen wußten, verschwinden immer mehr und die ehemaligen Stammgäste der Heideschenken, die Betyáren und armen Burschen (szegény legények) leben nur noch in Märchen und in der Phantasie einiger ausländischer Schriftsteller. In der That, die ungarische Tiefebene verliert immer mehr den Charakter der Abgeschlossenheit und der Romantik und zugleich entkleidet sie sich auch zum Theil ihrer poetischen Schönheiten. Aber dennoch besitzt sie noch ihre natürlichen eigenthümlichen Reize, und die weithin offene Ebene ist der Schauplatz von höchst interessanten, überraschenden Naturerscheinungen, die je nach den Jahreszeiten abwechseln.

Finstere Dunkelheit lagert auf der großen Ebene, ein düsterer grauer Schleier hüllt den Himmel ein, Grabesstille herrscht rings umher: da zuckt im Osten ein weißer Streifen empor, dann wieder einer und noch einer, endlich gießt sich ein matter weißer Schimmer am Saume des Gesichtskreises aus, da wo das Himmelsgewölbe auf der Steppe zu ruhen scheint, die Sterne erbleichen nach und nach und verschwinden. Heller und heller wird es im Osten, die Gegenstände rings umher beginnen sichtbar zu werden, ihre Umrisse treten wie dunkle Schatten bei dem die Luft erfüllenden Lichtschimmer heraus, die zerfließenden Grenzen des Horizonts weichen nach allen Seiten zurück; der Raum, den wir überblicken, erweitert sich mehr und mehr, die Ebene erscheint schmuck und frisch, wie neu geschaffen. Schon zeichnet sich der ferne Brunnenschwengel in scharfen Umrissen ab, die Viehherden regen sich, die Kühe brummen halblaut, die Pferde trampeln, die Schafe blöken. Eine zarte Röthe schwebt am Himmel empor, sanft verschwimmt sie ins Violette, dann erhebt sich blutigroth die Sonne, nach und nach zerreißt sie die Schleier, die sie umhüllten, plötzlich verschwindet das Roth des Himmels und das ganze Gewölbe desselben bedeckt ein tief-blauer Schimmer. Höher und höher klimmt die Sonne, immer glänzender und prächtiger erstrahlt sie, ein blanker, schillernder Stahlglanz breitet sich über den ganzen Himmel aus. Frische Kühle weht durch die Ebene, auf den Grashalmen glitzern Thautropfen, die sich



Délibáb (Fata morgana) auf dem Alföld.

im Glanze der Morgensonne wiegen und wie Diamanten funkeln. Die ganze Natur erwacht zu neuem Leben, die Herden ziehen auf die Weiden, hinter ihnen die Hirten und Hunde; Kaninchen huschen aus einem Sandloch ins andere; Hasen hüpfen über die Felder, Ziesel spielen vor dem Eingange ihrer unterirdischen Wohnung, Störche klappern bedächtig, die Lerchen durchschwirren die Luft. Hoch oben unter dem Himmelsgewölbe schwebt ein schwarzer Punkt, er wird größer und größer, bewegt sich, bekommt Flügel, man bemerkt schon deren Schläge und endlich vernimmt man auch die kreischende Stimme des auf die Beute herabschießenden Bussards oder Falken. Am Ziehbrunnen des Dorfes erscheinen sonngebräunte Mädchen, auf der Schulter tragen sie oft eine Stange, an deren Ende ein antik geformter Wasserkrug hängt. Vielleicht wartet ihrer schon ein schmucker Bursche, der die Stange des Brunnens mit dem Eimer niederzieht und ihnen die Krüge mit Wasser füllt.

Höher und höher steigt die Sonne, der kühle Morgenhauch ist verschwunden, die Luft wird wärmer und wärmer. Plötzlich scheinen wir mit einem Zauberschlage in ein anderes Land gekommen zu sein. Vor unseren Augen breitet sich ein ganzes Meer aus, in nicht weiter Entfernung flutet und wogt es in silberner Farbe dahin. Neckend rückt es uns näher, dann entfernt es sich wieder; auf einmal schließt es sich auch hinter uns, wo wir doch soeben erst auf trockenem dürren Boden wandelten. Von allen Seiten umringt uns jetzt eine feenhafte See. Aus den seidenfarbigen Wellen tauchen Auen, Kirchen, Dörfer und Städte auf; in den ungleichmäßig erwärmten Luftschichten spiegeln sich vergrößert und außerordentlich verzerrt die Gegenstände. Entfernte Baumgruppen, Windmühlen, Schenken und Dörfer, die wir von einem bestimmten Standpunkte sonst nicht sehen, tauchen jetzt am fernen Horizont auf, als ob sie auf den seidenfarbigen Gewässern schwimmen würden. Sobald wir uns den durch die Luftspiegelung vergrößerten und verzerrten Gegenständen nähern, nehmen sie wieder ihre natürliche Gestalt an: armselige Gebüsche, eine dornige Distel, ein träumender Storch, ein Brunnenbalken, ein halbverfallenes Haus, eine elende Heideschenke, das ist Alles, was von dem bewunderten Zauberbilde übrig geblieben. Die Délibáb, die Fata morgana webt diese blendenden Zauberbilder in die ungleich erwärmten zitternden Luftschichten.

Bald fesselt unseren Blick wieder eine andere Erscheinung. In einiger Entfernung sehen wir eine Menge grauer Säulen zum Himmel emporsteigen; manche sind nach unten, manche nach oben gespitzt. Sie nähern und entfernen sich wechselseitig untereinander, bald rücken sie auf uns zu, bald entfernen sie sich wieder, hin und her tanzend im Kreise, bald stoßen und zerstören sie sich einander, bald erheben sie sich wieder. Es sind Staubwirbel, die der Wirbelwind hin und her treibt.

Zuweilen überraschen den Wanderer mitten auf der Tiefebene fern aufsteigende Berge, doch verschwinden sie wieder, es waren blos flüchtige Wolken. Nun aber steigen

blaue Wolkenberge mit weißen Gipfeln am Gesichtskreise auf; sie werden größer, spalten sich und vereinigen sich wieder. Sie steigen höher und höher empor, sie rücken näher und werden immer finsterer, von Zeit zu Zeit schießt ein greller Blitz aus ihnen hervor, fernher von dumpfem Rollen begleitet. Die Wolkenberge wälzen sich näher heran, das Kollern und Krachen wird deutlicher, Blitz und Donner folgen schneller, jener entflammt mit langem blendenden Strahle den ganzen Himmel, dieser macht den Erdboden mit kurzen klirrenden Schlägen erbeben. Staubwirbel erheben sich, in wüthendem Kampfe tobt der Windsturm dahin, kein Hinderniß, kein Berg, kein Wald bricht seine Kraft, der



Wirbelwind.

Tag wird zur Nacht. Die Wolken scheinen auf die Erde gelagert und schütten brausend ihre Regenflut nieder. In wenig Augenblicken steht die ganze Fläche unter Wasser. Aber ebenso plötzlich wie es hereinbrach, ist das Unwetter wieder vorüber.

Es ist Mittag; die Sonne steht am höchsten und sendet ihre heißesten Strahlen auf die Ebene nieder, die Luft ist glühend heiß, in kleinen schillernden Wellen zittert sie über die Heide, so daß der Sand zu wogen scheint. Alles Leben scheint jetzt erstorben, ödes Schweigen ruht auf der Fläche, die Herden haben aufgehört zu weiden und sich in einen Kreis zusammengestellt; die Köpfe zur Erde gesenkt, stehen sie regungslos, ein Thier sucht im Schatten des anderen Schutz vor den glühenden Strahlen .... Endlich beginnt die Sonne sich zum Untergange zu neigen; das Himmelsgewölbe bedeckt sich mit einem verschwimmenden gasartigen glänzenden Schleier; die Sonne glüht noch einige Minuten

mit divergirenden Strahlen inmitten der mit feurigen Fransen gesäumten Wolkenstreifen, dann sinkt ihre blutrothe Scheibe unter. Das Roth des Himmels verschwindet, an seine Stelle tritt ein matter gelber Schimmer, der sich allmälig in Blau und Dunkelblau verwandelt. Bald verglimmt auch der letzte Streifen Abendroth und funkelnde Sterne steigen nach einander am Himmel empor. Es erhebt sich ein leiser kühler Schauer, der sich bald zu einem stärkeren kalten Nachtwind steigert. Nun herrscht tiefe Stille, das Summen der Insekten verstummt, die Dunkelheit nimmt rasch zu, der Schimmer der weißen Mauerwände der Meierei erlischt, der Brunnenschwengel wird dünner und dünner und verschwimmt endlich ganz. Der Gesichtskreis engt sich immer mehr zusammen, endlich fließen Himmel und Erde in einander. Aber schon erfüllt die Luft das Gequake der Frösche, aus weiter Ferne erschallt das Belfern der Hunde, hier und da schreit ein Vogel auf, dort wandert eine Kranichschar, hier huschen einzelne Schnepfen dahin, von Zeit zu Zeit schwirrt eine Fledermaus vorbei oder läßt eine Eule ihren unheimlichen Ruf ertönen. Unterdessen ziehen Hirten und Herden nach dem Nachtlager, feierlich tönen die Glocken der Leitochsen, von Zeit zu Zeit erschallt das Rufen oder die Peitsche des Hirten. Bald flammen an den Nachtlagern rings umher die Feuer auf, von welchen melancholische Weisen der Volkslieder oder die Töne einer Hirtenflöte oder eines Dudelsacks herüberklingen, während der Mond sein Silberlicht über die in Schlaf versunkene Ebene ausgießt.

Das schönste Gewand legt das Alföld im Frühling an, wo die Weiden und Felder grünen, alle Blumen, Sträucher und Bäume blühen und ein balsamischer Hauch die Luft erfüllt; über den Blumen summen Bienen, schaukeln sich bunte Schmetterlinge, in den Lüften tanzen Mückenschwärme, jagen zwitschernde Schwalben, singen die Lerchen. Im Sommer versengen die heißen Sonnenstrahlen die Triften und Wiesen; auf den Feldern jedoch wogt noch das goldige Ährenmeer; bald aber kommen die Schnitter, unermüdlich arbeiten sie Tag und Nacht, in ein paar Wochen beenden sie die Ernte, führen die Garben ein und bauen auf den Tennen die Fehmen und Tristen auf. Die kleineren Ökonomen entkörnern das Getreide noch nach althergebrachter Sitte mit den Hufen der Pferde, auf den größeren Wirthschaften bedient man sich schon der Dampfdreschmaschinen. Die Stoppelfelder schmückt das weiße Gliedkraut, eine zeitlang treibt man noch die Rinder, Schafe und Schweine drauf, dann werden sie umgeackert und zur neuen Saat bestellt. Nach einander werden eingeheimst das Futter, der Tabak, die Melone, der Mais, das Obst, das Gemüse und die Weintrauben. Dann kommt der Herbst mit seinen Nebeln und Regengüssen und kalten Winden. Nun ziehen die Herden nach Hause in die Stallungen oder in die Hürden auf die Meiereien; der Storch und der Reiher wandern in südlichere wärmere Länder, bald folgen ihnen die Schwalben und andere Vögel. Endlich tritt der Winter ein, auf der trostlosen kahlen Ebene jagen wilde Sturmwinde einher, Schneegestöber

verdunkelt die Luft, ein weißes Leichentuch bedeckt die Ebene, um die Herbstsaat vor dem Ausfrieren zu schützen.

Der Winter ist gewöhnlich sehr strenge und der Sommer sehr heiß, denn in der ungarischen Tiefebene herrscht ein excessives Klima, wie es im Innern der Kontinente gewöhnlich der Fall ist. Die Temperaturwechsel sind nicht nur je nach den einzelnen Jahreszeiten, sondern auch an einem einzigen Tage sehr groß. Im Ganzen kann man für das Alföld eine mittlere Jahrestemperatur von 10·4° Celsius annehmen, die mittlere Temperatur des Frühlings beträgt ebenfalls 10·4°, die des Herbstes 10·6°, die des



Windmühlen.

Sommers 21·2° und die des Winters —1·2°. Die mittlere Temperatur des Monats Jänner beträgt in Budapest —1·4°, in Kalocsa —1·2°, in Szegedin —1·4°, in Temesvár —1·1°, in Debreczin —2·0° Celsius, die des Monats Juli dagegen beträgt an den genannten Orten 22·2, 22·5, 22·4, 22.1 und 21·8° Celsius. Der Unterschied zwischen der größten beobachteten Kälte und Wärme steigt bis auf 50 bis 60°, ja man kann an einem einzelnen Tage einen Temperaturwechsel von 12 bis 15° beobachten. Der Sandboden erwärmt sich im Sommer zuweilen bis auf 67°.

Die Niederschläge sind ziemlich unregelmäßig, im Durchschnitt entfallen die meisten Niederschläge auf die Sommermonate und die geringsten auf die Wintermonate. Aber die Unterschiede sind sowohl in den einzelnen Jahreszeiten als auch in den verschiedenen Jahrgängen sehr groß. Das mittlere Jahresquantum übersteigt fast überall 600 Millimeter.

Aber es wechseln außerordentlich trockene Jahre mit sehr nassen Jahren ab; zuweilen ist die Dürre so groß, daß die Gräser und Sträucher ausdorren und eine Mißernte eintritt; eine solche Dürre herrschte im Jahre 1863. In anderen Jahren ist es wieder die zu große Feuchtigkeit, welche die Saaten zu Grunde richtet; die Flüsse treten aus und überfluten unabsehbar weite Flächen, das Grundwasser füllt die Keller auch in großer Entfernung von den Flüssen und bildet ausgedehnte Sümpfe mitten in den Feldern; oft verdirbt das Grundwasser auch die Obstbäume; in den jüngst verflossenen nassen Jahren sind sogar an manchen Orten die Akazienbäume abgestorben.

Die Flora des Alföld trägt von Palánka bis Munkács im Ganzen genommen denselben Typus, sie erinnert an den Orient, die meisten Gewächse wanderten aus den orientalischen Steppen ein. Árpád und die übrigen Heerführer der Magyaren konnten in den Fluren von Alpár und in den Sandsteppen dieselben Gewächse wieder erkennen, die sie in der alten Heimat gekannt hatten. Ein hervortretender Charakterzug der Sandsteppen ist die Waldlosigkeit. Dennoch ist die Flora des Alföld durchaus nicht arm zu nennen, es gibt zwar wenige nicht ureinheimische Arten, aber die Natur hat aus den verschiedenen benachbarten Gegenden diejenigen herausgewählt, die sich dem Boden und Klima des Alföld am besten anzuschmiegen imstande waren und auch der Mensch trug wesentlich zur Bereicherung der Gewächse bei. Man hat nicht nur die verschiedenen Getreidearten, den Mais, die Erdäpfel, die Gemüse und allerlei Futterarten acclimatisirt, sondern auch die verschiedenen Obstbäume, die Pappel, den Maulbeerbaum, die Akazie. Nach und nach gelingt es auch, die kahlen Sandrücken zu binden und mit Waldbäumen zu bepflanzen.

Die Pflanzendecke der trockenen Sandsteppen ist sehr verschieden von derjenigen, womit die Natur die feuchten Riede, die Ufer der süßen und salzigen Seen, die Sümpfe und Moore bekleidet. Die Moore nehmen im Alföld einen großen Raum ein, es sind ohne Ausnahme Niedermoore, verschiedene Wasserpflanzen, Rohr, Binsen, Seggen und mancherlei Gräser, namentlich Agrostis stolonifera bedecken sie; man findet in ihnen auch brennbaren Torf, aber die Einwohner benützen denselben nur in geringem Maße; lieber bedienen sie sich des trockenen Düngers und Strohes, wenn sie kein Holz haben.

Die im Lande lebenden Säugethiere und Vögel kommen meistens auch im Alföld vor; besonders nehmen viele Wandervögel ihren Weg über die Tiefebene und halten sich hier kürzere oder längere Zeit auf. Namentlich aber sind die einheimischen und wandernden Sumpf- und Schwimmvögel sehr häufig: Kraniche, Reiher, Taucher, Schnepfen, Blaßenten, Kormorane, wilde Gänse, u. s. w. Aber vor Allem sind der Storch, der Kranich und die Trappe charakteristische Vögel des Alföld; der auf einem Fuße stehende Storch, der Ziehbrunnen und die Heideschenke fehlen auf keinem Landschaftsbilde des Alföld; diese Gegenstände sind so charakteristisch wie das Reihergras (ungarisch árvaleányhaj, das

heißt Waisenmädchenhaar) am Hute des Bauernburschen und der in eine Agraffe eingefaßte Federbusch aus weißen Reiherfedern am Kalpag der Herren.

Verweilen wir einen Augenblick an einem See des Tieflandes. Das äußerste Ufer desselben bedecken Erlen und Weiden, dann folgt die Rohrwaldung, die schwertförmige Segge, die braune Wasserkolbe; hier ranken die Stengel der fünfeckigen Wassernuß, dort wiegt sich der Mannaschwingel; hier ragen die breiten Blätter der Klette über den Rand des Wassers, dort breitet der Wasserschlauch einen grünen Teppich über den Wasserspiegel.

Auf einem Fuße stehend kauert hier der Storch, dort reinigt auf den Kletten sitzend das Heer der Blaßhühner sein Gefieder; oben kreist und schreit mit gellender Stimme der schopfige Kibitz, aus dem Röhricht erschallt das rauhe Schnarren des Enterichs oder das Brüllen der Rohrdommel. Hier setzt sich auf eine schwimmende Insel der edle Reiher, um plötzlich wieder zu verschwinden, dort stürzt sich der Adler hinab, um den brütenden Vogel aus seinem Neste zu verscheuchen. Auch der schwarze Storch, der Strandritter und Taucher und das Heer der Enten beleben den See und freuen sich ihres Lebens, während sich die Scharen der Krähen auf den Zweigen der Erlen wiegen. Da senken sich die Schatten des Abends hernieder, ein kühler Wind säuselt dahin, der See rauscht und braust, der Fuchs heult in dem Röhricht, die Fledermaus schwirrt in unheimlichem Fluge.

Einige Seen und die Flüsse beherbergen auch viele Fische, doch das Sprichwort, wonach der Inhalt der Theiß aus zwei Dritteln Fische und einem Drittel Wasser besteht, hat schon längst aufgehört, wahr zu sein. In der Theiß leben besonders der Wels, der Hecht, der Karpfen, die Aalraupe und der Stör.

Doch die schönste Staffage der ungarischen Tiefebene bilden ein halbwildes Gestüt und eine halbwilde Rinderherde. Das ungarische Pferd ist nicht groß, aber es hat Feuer und Ausdauer und einen schönen Wuchs. Das ungarische Rind sucht seines Gleichen, ein schlanker stolzer Wuchs, weit auseinander abstehende lange Hörner sind die charakteristischen Merkmale desselben.

An nützlichen Mineralien ist das Alföld sehr arm, man bekommt dort, wie das Sprichwort heißt, nicht einmal als Medicin für Geld einen Stein, der Boden enthält als ehemaliger Meeresgrund an vielen Stellen Natronsalze. Gutes frisches Trinkwasser ist selten, das Brunnenwasser enthält meistens viel Salpeter und Natron. In den größeren Städten hat man in jüngster Zeit artesische Brunnen gebohrt, um diesem Übelstande abzuhelfen. An manchen Orten findet man auch Kochsalz und Bittersalz enthaltende Quellen. In den Komitaten Szabolcs, Hajdu und Bihar kommen auf weiten Strecken Salpeterefflorescenzen vor, entlang der Theiß von Szolnok abwärts bis Titel, besonders bei Szegedin, ferner in den Gegenden von Alibunár, Werschetz, Pancsova u. s. w. bildet sich ebenfalls Salpeter. Theils in denselben Landstrichen, theils aber auch in anderen Gegenden,

namentlich in den Komitaten Pest, Bács, Csongrád, Csanád, Békés und Torontál kommt das Natron vor. Gegenwärtig hat die Gewinnung von Salpeter vollständig aufgehört, auch Natron wird nur noch wenig gewonnen.

Die Einwohner des ungarischen Tieflandes beschäftigen sich hauptsächlich mit dem Ackerbau und der Viehzucht. Die vorzüglichsten Erzeugnisse sind: Weizen, Korn, Hafer, Gerste, Reps, Mais, Tabak, Hanf, ferner Hirse, Bohnen, Fisolen, Linsen, Melonen und Mohn. Auf sandigen Gebieten gedeiht an vielen Orten auch die Weintraube; ja die Bedeutung der Weingärten in der Ebene wird sich infolge der Verwüstungen der Phylloxera immer mehr steigern.





Ursprung der Theiß und Partie von der unteren Theiß.

Die Theiß.

Das Stromsystem der Theiß.

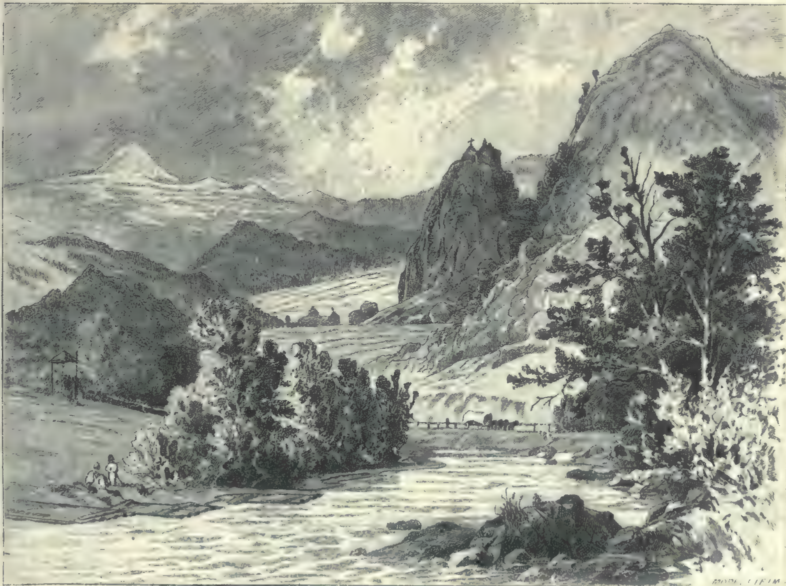
Der Hauptfluß des Alföld ist die Theiß; sie entspringt am südlichen Abhang der nordöstlichen Grenzkette der Karpathen und sammelt in ihrem Bett alle die Gewässer, welche den östlichen, nordöstlichen und zum Theil den nördlichen und nordwestlichen Abtheilungen des Karpathensystems entströmen. Die Grenzlinien ihres Stromgebiets bilden ein stumpfwinkeliges Fünfeck, die äußersten Punkte desselben von Südosten nach Nordwesten, nämlich von den Quellen des Maros bis zu jenen der Zagyva, und von Norden nach Süden, nämlich vom Quellgebiet der Ondava und Topla bis zur Mündung der Theiß, liegen fast gleichmäßig 500 Kilometer von einander entfernt.

Bei dem Dorfe Obrutschno im Sároscher Komitat nähert sich das Stromgebiet der Theiß dem rechten Ufer der in den Dunajetz mündenden Popper, von dort zieht die Wasserscheide zwischen den Gebieten der Theiß und der Popper auf dem Hauptrücken des

Mintschol-Gebirgs südwärts. Dann windet sie sich auf einer kurzen Strecke über niedrige Hügel in westlicher und südwestlicher Richtung, bald aber steigt sie auf den Hauptrücken des Branyiszko-Gebirges, welches auf der Grenze der Komitate Sáros und Zipsen sich erhebt; von diesem Gebirge sinkt sie wieder auf niedrige Hügel herab, welche in Zipsen, in der Nähe von Gánócz und Hozelecz sich ganz verflachen. Daselbst senkt sich die große europäische Wasserscheide zwischen der Ostsee und dem schwarzen Meere bis auf 686·6 Meter herab, an der niedrigsten Stelle zwischen Georgenberg (Szepes-Szombat) und Hozelecz befinden sich nur ganz sanfte Terrainwellen, welche den Popperfluß vom Theißgebiet scheiden; bei Hozelecz liegt die Wasserscheide blos um 43 Meter höher als der Wasserspiegel der Popper bei Georgenberg; dagegen strömt der zum Theißgebiet gehörige Fluß Hernád in einem um 132 Meter tieferen Thale als die Popper. Von der erwähnten Senkung steigt die Wasserscheide in westlicher Richtung auf höhere Terrainwellen und dann auf das kleine, aber in geologischer Beziehung merkwürdige Vikartóczer Gebirge, welches der Gebirgsgruppe des Königsberg (Kralovahola) vorgelagert ist, bei dem Dorfe Vikartócz wendet sie sich plötzlich nach Südosten und folgt dem kleinen Bergrücken, welcher, von Königsberg abzweigend, nordwestwärts streicht und so die Gebiete der Theiß und Popper von der Waag scheidet, welche zur Donau gehört. Zwischen den Ortschaften Vernár und Telgárt geht die Wasserscheide vom Königsberg südostwärts weiter über den Berg Tresznyik und scheidet die der Donau zuströmende Gran von den Flüssen Gölnitz (Hniletz), Sajó und Hernád, welche zur Theiß gehören. Von dem sogenannten Rothenstein wendet sich die Wasserscheide wieder nach Nordwesten und steigt auf die Murányer Gebirgsgruppe, auf dem nördlichen Rande derselben zieht sie weiter nach Westen und erreicht die Gebirgsgruppe Fabova; an der Grenze der Komitate Gömör und Sohl schlängelt sie sich über die Berge Kicsera, Vepor und Homolka bis zum Dorfe Szihla, von dort zieht sie über die Berge Djel und Zlatno weiter nach Süden und trennt so den Murányer Bach und die Rima, welche sich mit dem Sajó vereinigen, von der Gran und Eipel, welche sich in die Donau ergießen. Vom Berge Zlatno geht die Wasserscheide bis in die Nähe von Rimaszombat in südöstlicher, dann in südlicher und über das Medves-gebirge hinüber in südwestlicher Richtung; so erreicht sie den Hauptzug des Cserhát-gebirges, welchem sie bis zu dem bei Waizen sich erhebenden Berg Naszál folgt; dort liegt sie bereits ganz nahe der Donau, wendet sich aber sofort nach Südosten, um den Windungen der kaum merkbaren Kammlinie des Landrückens zwischen der Donau und Theiß zu folgen.

Auf der anderen Seite zieht die Wasserscheide von Obrutschno nordwärts und folgt dann dem Hauptkamme der Grenzkette zwischen Ungarn und Galizien in nördlicher, östlicher und südöstlicher Richtung. In der südöstlichen Ecke des Máramaroscher Komitats

wendet sie sich über die Berge Csarkano und Priszlop nach Süden, weiterhin über die Berge Galacz und Ünökö nach Südosten und zieht dann bis zum Berg Lopatna nach Osten, so scheidet sie das Flüßchen Vissó und den großen Szamos von der goldenen Bistritz; vom Lopatnaberg zieht sie weiter südwärts bis zu den Bergen Sztrunyora und Bisztricsora; zwischen den Gebieten der Dorna-Niagra und des Maros geht sie ostwärts und über den Berg Bükkhavas südostwärts, bald aber wendet sie sich wieder nach Süden und zieht weiter über die Berge Oroszbükk, Laposbükk, Tatárhágó und Kishavas, endlich



Die Theiß zwischen Lonka und Trebusa (Máramaroscher Komitat).

wendet sie sich am östlichen Rande des Lóhavas nach Südwesten. So trennt sie die Quellgebiete der Aluta und des Maros, dann gelangt sie über die Berge Feketerez und Csikmagas auf den Berg Ostoros und auf den Hauptkamm des Hargitta Gebirges, dem sie in südlicher Richtung bis zum Berg Asztalkötetej folgt. Dann wendet sich die Wasserscheide nach Westen und folgt dem Kamme des Bergzuges, welcher die Aluta vom Kokelflusse trennt. Im Norden von Hermannstadt zieht die Wasserscheide bei Vizakna vorbei, dann beschreibt sie einen großen Bogen nach Südwesten und scheidet die Flüsse Cibin und Zsil vom Strehl und von anderen Nebenflüssen des Maros; weiterhin streicht sie über den Hauptkamm des Retyezát-Gebirges und gelangt so auf die Berge Vervu-Petri

und Pojána-Ruszka, welche auf der Grenze Siebenbürgens und des Krassó-Szörényer Komitats stehen; schließlich wendet sie sich nach Westen und zieht bei Gladna, Kiszeto und Temesvár vorbei, indem sie den Bodenanschwellungen folgt, welche zwischen den Flüßchen Bega und Temes liegen.

Das so umgrenzte Stromgebiet der Theiß umfaßt ein Areal von beiläufig 153.000 Quadratkilometer; es gehören dahin ein großer Theil der ungarischen Gebirge und der größte Theil des Tieflandes. Die Menge der jährlichen Niederschläge ist im Alföld außerordentlich großen Schwankungen unterworfen: in trockenen Jahren erreicht sie kaum 40 Centimeter, in nassen Jahren dagegen übersteigt sie auch 80 Centimeter; in den bergigen Landstrichen wechselt sie im Allgemeinen zwischen 70 und 200 Centimeter. Weder die Theiß selbst, noch ihre Zuflüsse werden von Gletschern oder ewigen Schneefeldern gespeist, es befinden sich in ihrem Gebiete auch keine Seebecken, die zur Regelung ihres Regimes dienen könnten; die Klausen und Reservoirs am Oberlaufe der Theiß und ihrer Nebenflüsse im Máramaroscher Comitat sind nur zur Beförderung des Holzflößens eingerichtet.

Die Theiß entspringt an der Grenze des Landes im Schoße der höchsten Gruppen der Máramaroscher Alpen, und zwar aus der Vereinigung der schwarzen und weißen Theiß. Jene, der längere Quellfluß, entsteht in der Thalmulde welche im Norden der Szvidovecz-Alpe und im Süden der Ploszka-Alpe liegt und sich ostwärts öffnet. Vom nördlichen Abhange des Thales kommen neun, vom südlichen Abhange zwei Gießbäche herab, um sich im gemeinschaftlichen Bett zu vereinigen; unter denselben hat die größte Länge derjenige, welcher mehr als 20 Kilometer westlich von der Ortschaft Kőrösmező am östlichen Abhang der 1.203 Meter hohen Okola-Alpe entspringt; die Quelle desselben rinnt aus einem ausgehöhlten Baumstamme hervor, rings um dieselbe sind Tische und Bänke aufgestellt. Von dort bricht sich der kleine murmelnde Bach zwischen Felsen und Baumklötzen seinen Weg, die wildromantische Wiege desselben ist von größtentheils schon entwaldeten Bergen eingefaßt.

Die weiße Theiß entsteht ebenfalls aus der Vereinigung mehrerer Gießbäche, namentlich der Bäche Balczatul und Sztochovecz; der südöstliche Quellbach entspringt an der Nordseite des Sztog genannten Berges. Weiter abwärts liegt am westlichen Ufer Trebusa, später in den durch viele Krümmungen charakterisirten Lauf der Theiß ergießen sich auf der linken Seite die Gewässer aus dem nördlichen Siebenbürgen, unter denen die Szamos die größte ist und fast alle Gewässer des nördlichen Siebenbürgen sammelt. Bei Tokaj ergießt sich in die Theiß der Bodrog, welcher aus der Vereinigung mehrerer Quellflüsse entsteht, unter denen die Latorcza der größte ist. Von der linken Seite her erhält die Theiß von der Szamosmündung abwärts bis Csongrád keinen bedeutenden Zufluß;

bei dieser Stadt ergießt sich in die Theiß die Körös, die aus drei Quellflüssen: der schnellen, der weißen und der schwarzen Körös zusammenfließt.

Von Szolnok abwärts fließt die Theiß im Ganzen genommen in südlicher Richtung, bei Szegedin nimmt sie die Maros, ihren größten Nebenfluß, auf, welcher in der östlichen Grenzkette Siebenbürgens in der Nähe des Quellgebietes der Aluta entspringt. Indem die Maros das ihren Lauf querende Trachytgebirge durchbricht, durchschneidet sie Siebenbürgen fast in der Mitte und gelangt endlich durch eine malerische Thalenge bei



Die Einmündung des Bodrog in die Theiß bei Tokaj.

Radna in die Tiefebene. Unterhalb der Maros-Mündung empfängt die Theiß nur noch einen nennenswerthen Zufluß, nämlich die Bega.

Die Theiß hat im Alföld ein außerordentlich geringes Gefälle, die Länge ihres Laufes von Tisza-Ujlak bis zur Mündung beträgt 1.211 Kilometer und ihr ganzes Gefälle beträgt nur 44·64 Meter, folglich kommen im Durchschnitt auf je ein Kilometer blos 3·7 Centimeter. Der Nullpunkt liegt bei Tisza-Ujlak in einer absoluten Höhe von 114·5 Meter, an der Mündung aber 69·8 Meter. In dem untersten Abschnitt von Szegedin bis zur Mündung, der eine Länge von 253 Kilometer hat, beträgt das Gefälle blos 4·6 Meter, folglich kommt dort auf ein Kilometer blos 1·8 Centimeter. Bei Szegedin

liegt der Nullpunkt 73·81 Meter hoch, bei der um 294 Kilometer weiter abwärts liegenden Stadt Semlin liegt der Nullpunkt der Donau 66·55 Meter hoch, folglich beträgt der Niveau-Unterschied blos 7·26 Meter. Wenn der Wasserstand der Donau bei Semlin z. B. 6·24 Meter ist, dann liegt das Niveau der Donau in einer Entfernung von 294 Kilometer blos 1·02 Meter tiefer als der Nullpunkt der Theiß bei Szegedin. Natürlich findet dann eine Stauung des Wassers statt. In der That staut die Donau, wenn sie einen sehr hohen Wasserstand erreicht, die Fluten in der Theiß rückwärts bis Szegedin, ja bis Csongrád. Namentlich sind es diese Verhältnisse, welche die Regulirung der unteren Theiß so sehr erschweren.

Schließlich erwähnen wir noch, daß die Wasserconsumtion der Theiß an der Mündung in der Secunde bei dem kleinsten Wasserstand 400, bei mittlerem Wasserstand 1.500 und bei dem höchsten Wasserstand 4.200 Kubikmeter beträgt. Die mittlere Tiefe ihres Bettes ist 9 bis 11, die Breite wechselt zwischen 155 und 217 Meter.

Die Regulirung der Theiß.

Vor der Regulirung der Theiß wurde jährlich ein mehrere Hundert Quadratmeilen betragender Theil ihres Thales überschwemmt und war meistens vom Frühling bis Mitte Sommer mit Wasser bedeckt. Wer eine lebhafte Phantasie und ein weitsehendes Auge besaß und die Überschwemmung der Theiß jemals zu sehen Gelegenheit hatte, dem prägte sich in die Erinnerung ein unvergeßlich großartiges Bild ein. Diesseits der ausgetretenen Flut „die mit goldigen Ähren prangende Ebene", Wiesen, Weiden, Rinder-, Pferde- und Schafherden mit ihren Hirten — überall ein reges Wirthschaftsleben; jenseits gegen den Strom hin gewendet ein unübersehbarer See mit Rohrwaldungen und anderen wuchernden Wassergewächsen, mit einer Unzahl von Fischen und anderem Gethier — ein herrliches Reich für Millionen und abermals Millionen von Wasservögeln. Beim Sonnenuntergang, noch mehr aber am frühen Morgen, wenn die Sonne aus dem weiten Meere auftauchte und es mit Purpurfarben übergoß, die thauigen Felder aber mit funkelnden Diamanten reichlich bestreute: da flatterten aufwärts die unzählbaren Scharen der Wasservögel und begrüßten mit ohrenzerreißendem Concert die Alles glänzend machende Sonne. In den mit Wogen umfluteten Dörfern erscholl das Geläute der Glocken und der Mensch kniete nieder, lobte Gott und stimmte das heilige Lied an: „Der röthliche Glanz der angehenden Morgenröthe ist der Wiederschein des göttlichen Kleides, der Glanz der Sonne ist sein helles Kleid, daneben ist die Morgenröthe blos ein blasser Schein." Das war die Poesie des Meeres, ohne die Beständigkeit und Hoffnungslosigkeit desselben — sanfter, reicher, schöner als das Meer.

Das Bild hat aber auch eine andere Seite. Unsere Ahnen mochten an diesem Landstriche ihre Freude haben, da er reich war an Wild und sich zur Viehzucht sehr eignete. Aber später, als unsere Voreltern sich immer mehr dem Ackerbau widmeten, da mochten sie sich vor tausend Jahren gewiß nicht nur seiner Schönheit wegen im Theißthale zusammendrängen, sondern hauptsächlich deshalb, weil im Allgemeinen diese weite Ebene auch den fruchtbarsten Boden des Landes hat.

Die jährlich sich wiederholenden Überschwemmungen jedoch machten den regelmäßigen Landbau auf der fetten Ebene unmöglich, dazu kam auch noch der wesentliche Übelstand, daß die Überschwemmungen und die durch dieselben entstandenen Sümpfe auf die Gesundheit der Einwohner, somit auf die Vermehrung der Bevölkerung und im



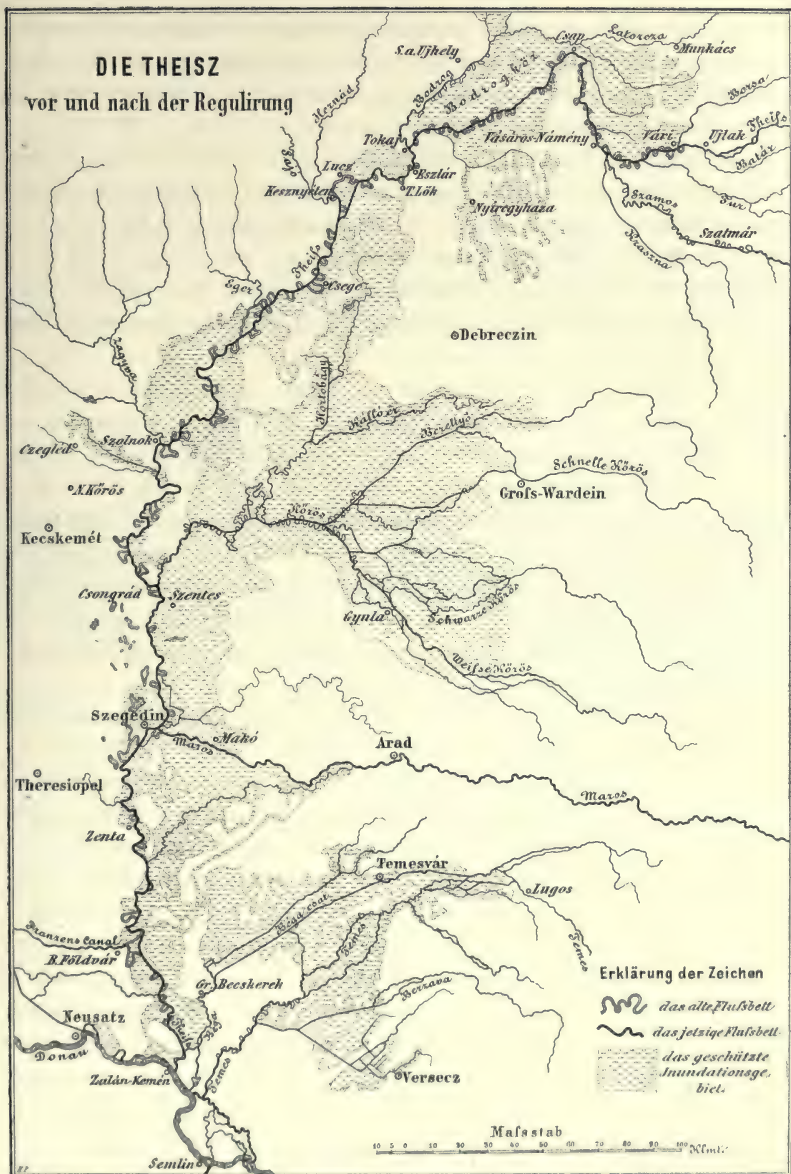
Die Theiß bei Szolnok.

Allgemeinen auch auf die Entwicklung der Civilisation sehr schädlich einwirkten. Unsere Vorfahren waren bestrebt, diesem Übelstande abzuhelfen, man findet die Spuren davon in den Annalen der vergangenen Jahrhunderte. Seit vier Jahrhunderten finden wir auch in unserem Gesetzbuche mannigfache Verordnungen, die den Zweck hatten, den Überschwemmungen vorzubeugen.

Die Sache ging aber nur langsam vorwärts, obgleich bei anderen Gewässern des Landes, namentlich bei dem Bega- und Franzens-Kanal und bei dem Sárviz ein erfolgreiches gutes Beispiel schon im XVIII. Jahrhundert gegeben war. Im zweiten und dritten Decennium dieses Jahrhunderts begann ein regeres Leben auf dem Gebiete der Flußregulirung. Damals wurde ein Ingenieur-Corps errichtet, welches in erster Linie auf der Donau auch heute noch werthvolle technische Aufnahmen ausführte, nachher folgten die technischen Aufnahmen der Theiß und ihrer Nebenflüsse; es wurden aber damals nur einige unbedeutende hydrotechnische Arbeiten vorgenommen.

Unter dem Einflusse der Theißüberschwemmung vom Jahre 1830 und der Donauüberschwemmung von 1838 sendete die Legislative ein Landescomité aus mit der Aufgabe: die Verhältnisse der Flüsse des Landes zu studiren und dem Reichstage darüber Bericht zu erstatten. Dieses Landescomité verfaßte seinen Bericht am 5. Februar 1843, es wurde darin die Regulirung fast sämmtlicher Flüsse des Landes in Vorschlag gebracht. Als leitendes Prinzip wurde ausgesprochen, daß die zur Beförderung der Schiffahrt erforderlichen Arbeiten, da sie vorwiegend das allgemeine Interesse betreffen, auf Kosten des Landes, die zum Schutz vor Überschwemmungen dienenden Arbeiten aber, da sie unmittelbar und zum größten Theile den Nutzen der Privatbesitzer befördern, auf Kosten der letzteren auszuführen seien.

Im Jahre 1845 erfolgte eine neuerliche Überschwemmung im Gebiete der Theiß. Da ertheilte der Palatin Erzherzog Josef der Landes-Baudirection den Auftrag, die Pläne der Theißregulirung mit Berücksichtigung der bisher erfolgten Vorschläge auszuarbeiten. Die Baudirection, oder besser gesagt ihr Beamter Paul von Vásárhelyi, der berühmteste ungarische hydrotechnische Ingenieur, arbeitete das Project auf Grund der früheren Aufnahmen aus. Nach diesem Projecte sollten von Vári angefangen bis Zalán-Kemén im Flußlaufe der Theiß 122 Krümmungen durch Durchstiche abgekürzt werden. Vásárhelyi beantragte auch die Errichtung von Schutzdämmen an niedrigen Stellen, jedoch unterließ er es, die Tracirung und die Profile derselben festzustellen. In Bezug auf den Abstand der Paralleldämme bemerkte er blos, daß derselbe nicht übermäßig groß zu machen sei, denn man müsse die Wasserfluten womöglich zusammendrängen, um ihnen einen größeren und schnelleren Abfluß zu verschaffen. Es entging seiner Aufmerksamkeit die Ursache nicht, welche jedesmal die Überschwemmung herbeiführt, sie liegt vorzüglich darin, daß die Theiß alle die Gewässer, welche aus den nordöstlichen Karpathen und aus den Gebirgen der an Siebenbürgen grenzenden Komitate, sowie auch die aus den siebenbürgischen Gebirgen der ungarischen Tiefebene zuströmenden Flüsse in ihr Bett aufnimmt. Wir erwähnen hier nur die größeren, welche aus vielen Zuflüssen entstehen: den Bodrog, Szamos, Körös, Maros. Das Sammelbecken der Theiß umfaßt beiläufig 2.650 Quadratmeilen. Nun hat aber die Theiß einen fast beispiellos trägen Lauf und höchst geringes Gefälle. Kaum verläßt sie die Gebirge und schon beträgt ihr Gefälle auf je ein Kilometer blos einige Centimeter. Es ist daher ganz natürlich, daß die Theiß bei einem so geringen Gefälle nicht imstande war, die großen Wassermassen der angeschwollenen Zuflüsse mit genügender Schnelle abzuführen. Ein großer Theil der Wassermassen trat aus dem Bett und überflutete das weite Inundationsgebiet auf längere Zeit. Den Abfluß verhinderten auch die außerordentlich vielen Krümmungen des Theißbettes. Die Länge des Flußthales von Tisza-Ujlak bis zur Mündung beträgt 600 Kilometer, während



Die Theiß vor der Regulirung und in der Gegenwart.

der Flußlauf infolge der vielen Serpentinen die doppelte Länge hatte. Die vielen Krümmungen verhinderten nicht nur dadurch den Abfluß des Wassers, daß sie die Länge des Flußlaufes verdoppelten, sondern auch weil sie infolge der fortwährend wechselnden Richtung der Krümmungen das Gefälle verringerten.

Vásárhelyi hatte sein Project in Berücksichtigung dieser Verhältnisse ausgearbeitet; der Palatin Erzherzog Josef berief noch in demselben Jahre die betreffenden Behörden und Gutsbesitzer zu einer Berathung. Die Conferenz formulirte in Bezug auf das ihr vorgelegte Project ein Gutachten, wonach die Schutzdämme von oben nach abwärts, die Durchstiche aber von unten nach aufwärts ausgeführt werden sollten, jedoch das ganze Project auch einem ausgezeichneten auswärtigen Fachmanne zur Begutachtung vorgelegt werden solle.

Bald nachher wurde der geniale und mit eisernem Willen begabte Graf Stefan Széchenyi zum Chef der Communicationssection bei dem k. Statthaltereirath ernannt, und nun nahm er die Angelegenheit der Theißregulirung in die Hand und leitete dieselbe, so lange er es vermochte, mit unermüdlicher Begeisterung. Er wollte nicht blos die Theiß selbst, sondern auch ihre Nebenflüsse reguliren und er verstand unter dem Namen des Theißthales das gesammte Gebiet dieser Flüsse. Was die Regulirung anbelangt, hielt er Folgendes für nothwendig: ein erschöpfendes hydrotechnisches Project, die möglichste Übereinstimmung bei der Ausführung des Projectes, Einen, der befiehlt, und Viele, die gehorchen, eine gefüllte Kasse, schließlich eine stets wachsame und einheitliche Aufsicht über die vollführten Arbeiten, damit sie immer im guten Stande seien.

Indessen erhob sich sein Gedankenflug weit über die einfache Flußregulirung hinaus. Er betrachtete die Regulirung des Theißthales auch aus anderen Gesichtspunkten und hielt sie für eine Nationalangelegenheit ersten Ranges; er wollte außer der Regulirung, jedoch damit im Zusammenhang, auch noch vieles Andere bewerkstelligen. Er selbst gestand es, daß das Alpha und der tiefste Grundstein seines öffentlichen Lebens und aller seiner politischen Thätigkeit niemals etwas Anderes war und niemals etwas Anderes sein werde, als die Beförderung der Entwicklung und Veredelung des Volkes, in dessen Mitte er das Licht der Welt erblickte. Wie konnte er demnach einen wichtigeren Gedanken hegen als die Regulirung des Theißthales, in welchem die meisten und echtesten Magyaren wohnen und welches von Tag zu Tag immer mehr zu veröden begann! Er wünschte vor Allem die möglichst rasche und kräftige Entwicklung des magyarischen Stammes, weil er die feste Überzeugung hatte, daß, wenn das Theißthal der Verödung anheimfällt, dann auch die Magyaren jenseits der Donau und in anderen Landstrichen dahinwelken und absterben würden. Die Flußregulirung war demnach in den Augen Széchenyis blos ein Mittel zur Regelung des Theißthales, und vielleicht auch nicht das allerwichtigste. Zu einer solchen

Regelung, welche nicht blos aus Schutzdämmen und Durchstichen, auch nicht blos aus dem gesicherten Besitz der Immobilien bestehen, sondern, um seinem Zwecke vollständig zu entsprechen, gleichsam eine neue Epoche bilden sollte in den Kämpfen der Wiedergeburt des Volkes vom Oriente (Kelet népe), mit welchem Namen Széchenyi das magyarische Volk bezeichnete, — mußte noch manches Andere geschehen, sowohl in geistiger, wie auch in materieller Beziehung. In geistiger Beziehung — inwiefern nämlich gewisse Dinge nur ein entwickelter Geist hervorbringen kann — bezeichnete er folgende Haupterfordernisse: die Abänderung der Aviticität; die Bestimmung eines gewissen Minimums in Bezug auf den Grundbesitz; die Errichtung von Industrieschulen für alle Volksklassen; Hypothekar-Creditinstitute; zweckmäßige Verkehrsmittel sowohl im Innern des Landes als auch an



Die Einmündung der dreieinigen Körös in die Theiß.

den Grenzen; eine vermehrte innere Consumtion; schließlich Übereinstimmung mit der Regierung und die größtmögliche Ausbeutung dieses Verhältnisses. Nach Erörterung der materiellen Erfordernisse bezeichnete Széchenyi in Bezug auf die Theißregulirung nebst anderen Pflichten folgende Aufgaben für die Regierung: Leitung, Aufsicht und hilfreiche Hand.

Széchenyi faßte in der That die Angelegenheit der Theißregulirung, den Plan der Ausführung von einem sehr hohen Standpunkte auf. Welch hohen Flug diese Auffassung nahm, das fühlen wir am besten aus seiner eigenen Äußerung heraus, welche er in seiner etwas schwerfälligen, aber durch Unmittelbarkeit ergreifenden Schreibweise damals niederlegte, als er von der Regierung mit der Leitung der Arbeiten betraut wurde. Diese schöne Äußerung lautet wie folgt: „Gerührt stehe ich bei dem Gedanken vor meinem Schreibtische und meine Lippen umschwebt ein Lächeln. Du alter Geselle — so lalle ich zu mir selbst — der du weder genug Kenntnisse, noch auch genug Lebenskraft noch besitzest,

du wirst der Director sein, und zwar in einer Sache, für welche — wenn sie in solchen Umrissen gelingt, wie ich sie mir vorstelle und wie sie nach meiner Überzeugung gelingen kann — in dieser Welt es noch kaum ein Beispiel gibt, und im Gefühle meiner Nichtigkeit erröthe ich. Und in der That, wenn ich nicht wüßte, daß die Himmelsbewohner zuweilen große Dinge durch kleine Menschen vollführen, und wenn meine Seele es nicht ahnen würde, daß ein makelloser Patriotismus, dessen süßes Gefühl zu genießen mir gestattet ist, manchmal auch dort geebnete Bahnen findet, wo die höchste Wissenschaft und Lebenskraft, die aber eines solchen Grundes entbehrt, früher oder später stecken bleibt: hätte ich nimmer eingewilligt, mich an die Spitze einer solch riesigen Arbeit zu stellen, auch schon deshalb nicht, weil nach meiner Meinung eine solche Arbeit nicht nur obenhin so oder so ausgeführt werden darf. Nun bin ich aber darin und so will ich die Sache fortführen, wie es mein Verstand mir eingibt und mein Herz mir es vorschreibt, so lange ich es vermag. Wenn früher oder später der Faden meiner Hand entschlüpft, so möge ihn ein Anderer aufheben, und ich werde glücklich sein, wenn ich, so lange ich lebe, wenigstens einen kleinen, wenn auch nicht genügenden Anstoß gebe."

Széchenyi bereiste in Begleitung Vásárhelyis die Theiß und legte mit großer Energie Hand ans Werk. Er handelte, schrieb und hielt Reden, wie es die Umstände erforderten. Je nach den zusammenhängenden Stromabschnitten begannen sich die einzelnen Theißregulirungsvereine zu constituiren und fingen an die Schutzdämme zu bauen. Bis zum Schlusse des Jahres 1847 hatten sich acht solche Vereine gebildet. Am 19. Jänner 1846 fand die erste Generalversammlung der „Theißthalgesellschaft" statt. Diese Gesellschaft hat die gesetzliche Aufgabe, die gemeinschaftlichen Interessen der einzelnen Privatgesellschaften zu pflegen, deshalb sind die einzelnen Vereine verpflichtet, in dieselbe einzutreten. Die Theißthalgesellschaft wählt aus ihrem Schoße einen Centralausschuß, der sie vertritt und berechtigt ist, im Namen der Privatgesellschaften zu handeln, namentlich in Bezug auf die Regulirungsprojecte ein vorläufiges Gutachten zu geben. In der ersten Generalversammlung der Theißthalgesellschaft legte Vásárhelyi sein Project vor, welches vorläufig als Grundlage der Regulirung angenommen wurde. Nach dem plötzlich erfolgten Tode Vásárhelyis jedoch wendete sich die Gesellschaft ihrem früheren Wunsche gemäß an den Palatin Erzherzog Josef mit der Bitte, er möge es bewirken, daß Peter Paleocapa, der Oberbaudirector von Lombardo-Venetien, das Theißthal und das Regulirungsproject an Ort und Stelle studire und ein motivirtes Gutachten verfasse. Paleocapa folgte dem Rufe und bereiste während der Monate Juli, August und September in Begleitung Széchenyis mehrere Gegenden des Theißthales. Er beantragte statt der von Vásárhelyi projectirten 122 Durchstiche blos 21, schloß jedoch auch mehrere Durchstiche nicht aus, doch legte er das Hauptgewicht auf die Schutzdämme. In Bezug auf den Abstand der beiderseitigen

Dämme meinte er, daß derselbe so groß sein müsse, als erforderlich ist, damit die Flußkrümmungen dazwischen Platz fänden. Er hielt nämlich im Gegensatz mit Vásárhelyi dafür, daß die Bestimmung der Dämme nicht darin liege, daß sie den lebendigen Wasserlauf reguliren, auch nicht darin, daß sie den Druck der Fluten aushalten, sondern blos darin, daß sie die Ausbreitung der Hochflut verhindern sollen. Bei den Durchstichen und bei geradlinigen Flußsectionen schlug er für die Paralleldämme eine Distanz von 759 Meter vor.



Die Einmündung der Maros in die Theiß.

Das so begutachtete Project, welches vorher auch Francesconi geprüft hatte, der Vásárhelyis Ansichten billigte, wurde vom Statthaltereirath im Jahre 1847 im Princip angenommen. Hierauf hielt am 21. März 1847 die Theißthalgesellschaft in Pest ihre zweite Generalversammlung ab, hier erhielt sie davon Kenntniß, daß das im Sinne Paleocapas modificirte Project angenommen wurde, und daß Seine Majestät für die im nächsten Jahre vorzunehmenden Arbeiten ein Darlehen von einer Million Gulden zu bewilligen geneigt sei. Übrigens stand auch bereits schon vorher eine gewisse Summe zur Verfügung. Széchenyi nämlich wartete nicht bis das Project genehmigt war, sondern nahm schon im September 1846 factisch die Arbeiten in Angriff. Damals eröffneten

infolge einer Vermittlung Seiner Majestät die Bankhäuser Baron Rothschild, Arnstein-Eskeles und Sina einen Credit von 400.000 Gulden, hierzu kamen jährlich 100.000 Gulden aus dem erhöhten Salzpreise und ein aus der königlichen Schatzkammer für zwei Jahre bewilligter Beitrag von je 50.000 Gulden; bald darauf bewilligte auch die Legislative zu Regulirungszwecken zwei Millionen Gulden.

Die Ereignisse von 1848 bis 1849 drängten die Theißregulirung in den Hintergrund; im Jahre 1850 wurde sie wieder in Angriff genommen und am 16. Juli 1850 das Allerhöchste Patent erlassen, welches dem Wesen nach die Grundsätze enthält, welche Széchenyi aufgestellt hatte, wonach die Flußregulirung, namentlich die Durchstiche, auf Kosten des Staatsschatzes, die Schutzdämme aber auf Kosten der betreffenden Grundbesitzer durchzuführen seien. Es wurden zugleich die zur Vollziehung und Beaufsichtigung erforderlichen Behörden und Organe creirt. Für die Leitung der sämmtlichen Regulirungs-



Die Theiß oberhalb der Schiffsbrücke bei Titel.

arbeiten wurde das Theißregulirungs-Centralcomité bestellt, welches später den Titel der Regulirungsinspection und nachher den des Regierungscommissariats erhielt, schließlich wurde es im Jahre 1875 aufgehoben.

Für die Durchführung der äußeren Arbeiten wurden an der Theiß sechs Sections-Ingenieurämter errichtet, gegenwärtig bestehen an der Theiß vier Strom-Ingenieurämter. An der Ondova-Topla und an den Flußsectionen der Körös-Berettyó wurden ebenfalls solche Ämter errichtet, von welchen das letztere noch gegenwärtig besteht. Auch die Regulirungsprojecte wurden am Anfange der Fünfziger-Jahre einer neuerlichen Prüfung unterworfen, die Ansichten Vásárhelyis und Paleocapas nach Möglichkeit combinirt und dieses combinirte Project wurde genehmigt.

Es wurden demnach, nebst anderen technischen Arbeiten, Wehren, Brücken u. s. w. Durchstiche ausgeführt, um den Flußlauf abzukürzen und dadurch das Gefälle und die Schnelligkeit zu vergrößern, folglich auch den Abfluß des Wassers zu beschleunigen. Es wurden ferner Schutzdämme errichtet, um das Inundationsterrain gegen die Überschwemmung zu sichern und für die Hochfluten ein geeignetes Abflußbett zu schaffen.

Bis nun sind im Laufe der Theiß 110 Durchstiche in der Gesammtlänge von 133 Kilometer ausgeführt; die Länge der durch die Durchstiche abgeschnittenen Krümmungen beträgt 618 Kilometer, der Flußlauf der Theiß wurde demnach um 485 Kilometer abgekürzt. Die Durchstiche wurden in einer über den Nullpunkt von 3·48 Meter bis 1·58 Meter wechselnden Tiefe und in einer von 1·90 Meter bis 28·45 Meter wechselnden Breite (am Grunde) ausgehoben. Die vom Ärar darauf verwendeten Kosten betragen gegen dreizehn Millionen, und fünf Millionen wurden für die am Bett der Körösflüsse ausgeführten Arbeiten verwendet. Außerdem wurden auch an anderen Nebenflüssen der Theiß verschiedene Arbeiten zur Correction der Strombette ausgeführt. Noch bedeutender sind die Arbeiten an den Schutzdämmen; die Gesellschaften errichteten ihre Dämme mit einer wechselnden Kronbreite von 3 bis 6 Meter und mit der Höhe entsprechenden Böschungen. Die von den 35 Vereinen, welche zur Theißthal-



Die Theiß unterhalb der Schiffsbrücke bei Titel.

gesellschaft gehören, erbauten Schutzdämme haben eine Gesammtlänge von 3.403 Kilometer und kosteten 51 Millionen, durch diese Dämme wird ein Areal von 3,815.709 ungarischen Joch à 1.200 Klafter, das heißt von 286 Quadratmeilen gegen die Überschwemmung geschützt und der Cultur gesichert. Der Schätzungswerth dieses geschützten Terrains beträgt 400 Millionen Gulden.

Dieses Resultat bleibt wohl weit hinter den Plänen Széchenyis zurück. Wenn wir aber die mitgetheilten Daten erwägen, müssen wir dennoch gestehen, daß im Laufe der Jahre auch die schwächeren Nachkommen ein großes Werk vollendet haben, welches auch ihnen die höchste Anerkennung sichert. Auch dieser Erfolg kann als Bürgschaft dienen, daß nach einigen Decennien das ganze Theißthal geregelt sein wird, wenn wir Széchenyis Worte befolgen: „So wie ich an Gott glaube, so glaube ich auch an die Perfectibilität der Menschen. Und wenn ich demnach sehe, wie viele mit sclavischen Seelen und sozusagen mit erdapfelförmigen Gesichtern versehene Völker, wenn sie eine „gute Richtung“ einschlagen, sich aus der lähmenden Stellung der Mittelmäßigkeit emporheben können: wie könnte ich dann wohl zweifeln, daß das seelenvolle, schön gestaltete, tapfere magyarische

Volk, wenn es eine „gute Richtung“ einschlägt, die höchste Stufe der menschlichen Entwicklung erreichen werde? Und darum zur Glückseligkeit des Vaterlandes gebricht es nur an einer „guten Richtung“! Das Übrige ist vorhanden, und es wird leben und emporblühen das mir so theure, orientalische Volk!“

Das Volksleben an der Theiß.

Die Theiß ist der wahre Genius des ungarischen Volksstammes. Ihre Bedeutung für das Volk, das sich an ihren Ufern niederließ, ist noch größer, als die des Nil für seine Uferbewohner. In ihrem langsamen, geschlängelten Gange verschlammt sie fortwährend endlose Strecken, umso mehr, da ihre Ufer meistens viel niedriger sind, als daß sie dem höheren Stande des Wassers Schranken setzen könnten; und wenn sie außergewöhnlich steigt, überflutet sie weithin die Heide des Alföld. Sie zerstört, aber sie befruchtet. Den Schaden, welchen sie in einem Jahre anrichtet, bringt sie im nächsten Jahre zehnfach ein. Sie ist eine leibhaftige hundertbrüstige Isis-Göttin.

Wenn wir die Statistik aufmerksam prüfen, gelangen wir zur Überzeugung, daß die ganze von der Theiß beherrschte Fläche von einem Volke rein magyarischen Idioms bewohnt wird; hier findet sich der Kern des magyarischen Volksstammes, welcher die Sprache am reinsten spricht, den Typus der orientalischen Physiognomie und Gestalt am reinsten bewahrt hat. — Von allen ungarischen Flüssen wird die Theiß am häufigsten im Volksliede besungen.

„Die Theiß ist heute trüb,
Ihre schmale Brücke nicht gut,
Geh nicht über sie, mein Lieb,
Sonst stürzest du in die Flut.“

„Es kam an das Ufer der Theiß ein Kahn,
Drin liegt ein brauner Bursch' erschlagen;
Kommt, Mädchen, legen wir Purpur ihm an,
Wir wollen zum Busch ihn tragen,
Wo still das Vergißmeinnicht steht
Und Träume ins Grab ihm weht.“

„Die Theiß ist an Wasser reich,
Und keines wohl ist ihm gleich,
Drin schießen Karpfen und Hechte dahin
Und schöne Weibchen baden darin.“

„Deine Mannhaftigkeit hat die Theiß entführt.“

„Wer einmal getrunken das Wasser der Theiß,
Deß Herz sehnt nach ihr sich, hoch und heiß.“

„Ruhig die Theiß dahin sich schlingt,
Dreimal selig, wer sie trinkt.“

„Jenseits der Theiß, an Stromes Rand
Ist des ungrischen Burschen Land.
Wächst da schlank, wie Rohr so schneidig,
Gleich dem Rosmarin geschmeidig.“

„Jenseits der Theiß, am Strom so breit,
Wächst die schöne ungrische Maid;
Schlank der Wuchs, nur zu umarmen
Roth der Mund vom Kuß, dem warmen.“

„Jenseits der Theiß winkt ein Seidentuch, —
Kann nicht hinüber, Röschen, o Fluch!
Breit ist die Flut und darauf kein Nachen,
Kann nicht hinüber, was ist zu machen,
Täubchen mein!“



Die Mündung der Theiß.

Überraschend ist die statistisch nachgewiesene Thatsache, daß an dem linken Ufer der Theiß, wo sich die Sümpfe hinziehen, die großen Ortschaften in überwiegender Mehrheit von reformirten Ungarn bewohnt werden; das ist ein tüchtiges, wohlhabendes Volk, ein schöner, gesunder Stamm, eine geistig vorgeschrittene Classe von Ackerbauern, Viehzüchtern und Fischern. Auf dem rechten Ufer hingegen, welches die Theiß seltener überschwemmt, ist das an Charakter ähnliche Volk desselben ungarischen Stammes zumeist katholisch; hier sind die großen Städte dicht bewohnt von Industriellen, Gärtnern, Fuhrleuten und Schiffern. Der Schriftsteller Erasmus Schwab nennt die Theißgegend von Földvár bis Csongrád das „Paradies der Calviner". Ferner fällt es auf, daß alle Festungen oder Fortificationen, welche der Theiß entlang (heute nur mehr in der Erinnerung oder als Ruinen) bekannt sind, sich auf dem rechten Ufer befinden; hier stehen der Reihe nach: Leányvár, Tokaj, Szolnok, Csongrád, Szegedin, Zenta, Alt-Becse und die Schanzen aus uralten Zeiten, der Csörß-Graben, bis zu den größeren und kleineren römischen Verschanzungen hin, wo sich die Theiß bei Titel in die Donau ergießt. Das rechte Ufer war von einer Kette befestigter Orte, das linke von der Theiß selbst durch ihre Moräste beschützt. Diese Sümpfe boten dem Ungarthum eine sichere Zufluchtsstätte gegen die Verheerungen der Tataren und Türken und dienten gleichzeitig als Boden der Verheißung für die freie Religionsübung. Dahinein konnte man weder mit einem berittenen Heere, noch mit Kanonen oder Missionären vordringen. „Fersengeld nehmen, im Schilf sich bequemen!" das war die weise Kriegstaktik, wenn ein übermächtiger Feind kam oder die entscheidende Schlacht verloren wurde. Vergebens ließ sich das erobernde Volk in den geräumten Dörfern nieder, es ging dort zu Grunde oder die Eindringlinge wurden Ungarn, wie dies in Szentes der durch den Pascha von Gyula gegründeten türkischen Colonie erging. In diesem Klima kann sich nur die ungarische Race erhalten. Und das liegt nicht in irgend einer besonderen biotischen Eigenthümlichkeit der Ungarn. Ihre Lebensorgane sind nicht besser als jene anderer Völkerracen; das Geheimniß liegt in der Lebensweise. Das ungarische Volk des Alföld hat von Alters her kraft seines natürlichen Verstandes gelernt, auf welche Weise man mit den guten und bösen Geistern des Wassers und der Erde gute Freundschaft halten kann.

Nach der Überlieferung war die ursprüngliche Religion der Ungarn die Anbetung der Elemente. Es konnte auch nicht anders sein, als daß ein Volk, welches keine Götzen kannte, dasjenige anbetete oder fürchtete, was ihm unmittelbar Gutes oder Übles brachte. Ihre verbotenen heidnischen Sitten, dann ihre Hexenprocesse bewahren die Erinnerung daran, wie man am Ufer Feuer entzündet, eine Fackel auf ein Brett gelegt dem Wasser überläßt, die Reinigung im Wasser vornimmt; bis heute hat sich die Sitte des Begießens zu Ostern erhalten, und in geschichtlichen Quellen wird dessen Erwähnung gethan, daß

die ungarischen Fürsten und Heerführer in den Flußbetten begraben wurden. Abulfeda hat es aufgezeichnet, daß die Ungarn das Feuer anbeteten, trotzdem aber bestrebt waren, in die Nähe von Flüssen zu gelangen.

Und das Wasser und das Feuer belehrten ihre Gläubigen, wie man zwischen ihnen beiden sich erhalten könne! Und doch nimmt, wenn die beiden sich befehden, das dritte Element, die Luft, menschentödtende Eigenthümlichkeiten an.

Schon das Kind härtet sich ab, um sich an das Klima zu gewöhnen: es watet durch das Wasser, lebt unter freiem Himmel. Die Lebensweise selbst treibt das Fieber aus. Im Alföld nährt sich der Ungar reichlich mit Fleisch, mit Fischen, grüner Pflanzenkost und Weizenbrod; die Fische holt er sich aus der Theiß und der Boden gibt in vielen Gegenden zwanzig Körner bei einmaligem Ackern; jeder Speise fügt er die von der Natur dargereichten würzigen Pflanzen hinzu; seiner Suppe Petersilie, Sellerie und Kümmel, seiner Wurst Majoran und Knoblauch, seinem Kraut Dillen; die fetten Speisen würzt er mit Kren, Ingwer, Pfeffer und Senf; seinen Wein trinkt er mit Wermuth gemischt und zum Ansetzen seines Morgenschnapses benützt er die junge Weidenrinde (er hat das Salicyl früher erfunden als die Chemiker); die allgemeine Panacee aber ist der Paprika! Dies ist das Mittel, welches das Fieber vertreibt, aber auch dem Fremden gar absonderlich vorkommt, der zum ersten Male die mit Blut vergleichbare Fischsuppe ißt, dieses eßbare Feuer, für den ungewohnten Gaumen. Dies ist das richtige Vincetoxicon: der Fiebertödter.

Überdies hat jedes Haus seine eigene Apotheke. Jede Hausfrau ist selbst der Hausarzt. Da wird keine Kurpfuscherei, kein abergläubischer Schnick-Schnack getrieben, man nützt den Schatz der vernünftigen Erfahrung aus. Diószeghi bespricht in seinem jetzt schon selten gewordenen ärztlichen Pflanzenbuch die im ungarischen Volke gebräuchlichen Heilmethoden. Dieses Werk wurde zu Beginn des Jahrhunderts geschrieben. In dem geographischen Wörterbuche von Alexius Fényes sind auch die wirksamsten Heilpflanzen aufgezählt, die an den Ufern der Theiß wachsen und von den Droguenhändlern in ferne Länder versendet werden. Und das häusliche Heilverfahren des ungarischen Volkes hat schon damals so manche Mittel in Anwendung gebracht, welche erst in neuerer Zeit von der wissenschaftlichen Heilkunst approbirt wurden. Die Heilmethode des Massirens übt man seit undenklichen Zeiten in jedem ungarischen Dorfe. Deßhalb ist in jenen Ortschaften an der Theiß selbst zur Zeit, wann man den Hanf bricht und ein Fremder infolge des meilenweit verbreiteten mephitischen Hanfgeruches kaum Athem holen kann, das ansäßige Volk gesund wie die Sumpflilie.

Die Ungarn längs der Theiß sind im Allgemeinen „Wassertrinker". Nicht etwa weil das Volk den Wein nicht mag, sondern weil es selten welchen bekommt. Die Traube gedeiht nicht in der Wassergegend, sie liebt auch den schwarzen Boden nicht; der Weinstock

erhält sich im besten Falle auf den sandigen Hügeln und gibt auch da nur leichten Gartenwein. Der Arbeiter, der Hirte trinkt draußen auf dem Felde Wasser; auch dieses wird von fernen Trinkbrunnen geholt, denn das Wasser der Theiß ist weich, süßlich und trüb. Der unglasirte Lehmkrug wird in die Erde gegraben und darüber zündet man ein Strohfeuer an, wodurch das Wasser im Kruge kühl wird. Wer hat das Volk gelehrt, dieses physikalische Experiment auszuführen?

Der Branntwein wird nur als Schutzmittel gegen Fieber und Erkältungen benützt; das Bier kann man nicht hinaus tragen auf die Puszta und zu Hause ist auch kein großes Begehr darnach. Da die Leute größtentheils Calviner sind, fasten sie niemals und kochen nicht mit Butter. Darin liegt das Geheimniß ihrer merkwürdig ausdauernden Lebenszähigkeit: im guten Essen und im schlechten Trinken. Wer sich unter ihnen niederläßt, muß entweder ihre Lebensweise befolgen oder er kommt durch die Miasmen der Gegend um; und so wird Jeder unter dem zwingenden Zauber der Umgebung in einen Ungar umgewandelt.

Interessant sind die Studien, welche einige Fachgelehrte über die Entstehung der Theiß und ihrer Gegend geschrieben haben. Nach ihnen floß die Theiß in prähistorischer Zeit (Hunderttausende von Jahren angenommen) den siebenbürgischen Bergen entlang der Donau zu und wälzte sich dann langsam westwärts hinab, quer durch die ganze Ebene des Alföld brechend, bis in ihr jetziges Bett, dessen rechtes Ufer sie auch jetzt noch fortwährend abzubrechen bemüht ist. Dem widerspricht Reclus durch die Angabe, daß zur Zeit der römischen Herrschaft die in einen Lagerplatz verwandelte Titeler Hochebene noch auf dem östlichen Ufer der Theiß gelegen habe, später eine Insel geworden sei und heute schon auf dem westlichen Ufer der Theiß liege.

Aber diese Angabe wird durch Funde aus der Urzeit widerlegt: durch die in eingestürzten Theißufern gefundenen Mammuthreste, durch die Pfahlbauten des Hosszúréter Sandhügels bei Tószeg, mit ihren Geräthen aus der Steinzeit und später aus der Bronzezeit, desgleichen durch die goldene Krone und das gerade Schwert aus der Gegend von Alpár, durch die in den „Fünf-Hügeln" bei Szegedin vorgenommenen Grabungen, welche in verschiedenen, durch Jahrhunderte getrennten Epochen für Fürstengräber ausersehen waren. Hingegen erwähnt Eugen Szentkláray in seiner Beschreibung des Temeser Banates der Thatsache, daß man in neuerer Zeit mitten auf der Becskereker Ebene, unter jetzigem Weizenfelde auf das Wrack eines versunkenen Getreideschiffes gestoßen sei. Unsere Geologen sind allgemein der Ansicht, daß nicht blos jene größeren und kleineren Sümpfe und Teiche, deren es im ungarischen Alföld die Menge gibt, und nicht blos die von der Theiß verlassenen todten Flußbetten, sondern auch die Ér und die Hortobágy Überreste des einstigen Flußlaufes der Theiß sind. Diese Meinung wird durch die Wahrnehmung unserer Geologen bekräftigt, daß die das ungarische Alföld begleitenden Sodaschichten

einen ununterbrochenen Erdstreifen bilden; dieses Soda aber kann aus nichts Anderem entstanden sein, als dem Kochsalz, welches durch die Theiß aus der Máramaros herausgeschlemmt worden.

Nach Mittheilungen unseres Geographen Stefan Hanuß lagen in Torontál die Ortschaften Csóka und Szent-Miklós einst am Ufer der Theiß, und jetzt liegen sie weit ab gegen Osten; desgleichen erwähnt er, daß die Halbinsel Budzsák bei Zenta, welche einst Bácskaer Boden war, jetzt zu Torontál gehört. Unsere Gelehrten schreiben dieses fortwährende Streben der Theiß, ihren Lauf nach Westen zu verlegen, dem Umstande zu, daß sich aus den siebenbürgischen Bergen die Szamos, der Berettyó, die drei Körös-Flüsse und die Maros mit reißender Kraft in ihr Bett ergießen. Ein Fachgelehrter hat berechnet, daß nach Jahrtausenden die Theiß bis zur Donau vordringen, und die dazwischen liegenden Flächen der Comitate Heves, Jáß-Nagykun-Szolnok und Pest-Pilis-Solt-Kiskun nach und nach verschlingen werde, welcher Gefahr nur vorzubeugen sei, wenn das uralte Bett der Theiß, von Hußt angefangen, hinunter durch die sandige Hochebene von Deliblat bis nach Palanka wieder hergestellt werde. Es ist nicht wahrscheinlich, daß die jetzige Generation dem kommenden Jahrtausend dieses Opfer bringen wird! Vorläufig hilft sie sich mit Dämmen und Durchstichen. — Auch die Vegetation dürfte sich bei den Eroberungszügen der Theiß in ähnlicher Weise umgewandelt haben. Auf dem rechten Ufer der Theiß war noch zu Anfang dieses Jahrzehntes jene Rieseneiche bekannt, welche den jungen Weidenwald mächtig überragte. Man meinte, sie stamme aus der Zeit der sieben Heerführer. Vor kurzem streckte sie ein Blitzstrahl nieder und legte diesen letzten Zeugen der Urwälder in Asche. Eines solchen uralten Ulmbaumes, welcher im Weichbilde der Stadt Kecskemét steht, thut auch Hanuß Erwähnung. Auf dem rechten Theiß-Ufer sehen wir herrliche Eichenwälder, so auf der Puszta Szentkirály der Stadt Kecskemét; auf dem linken Ufer



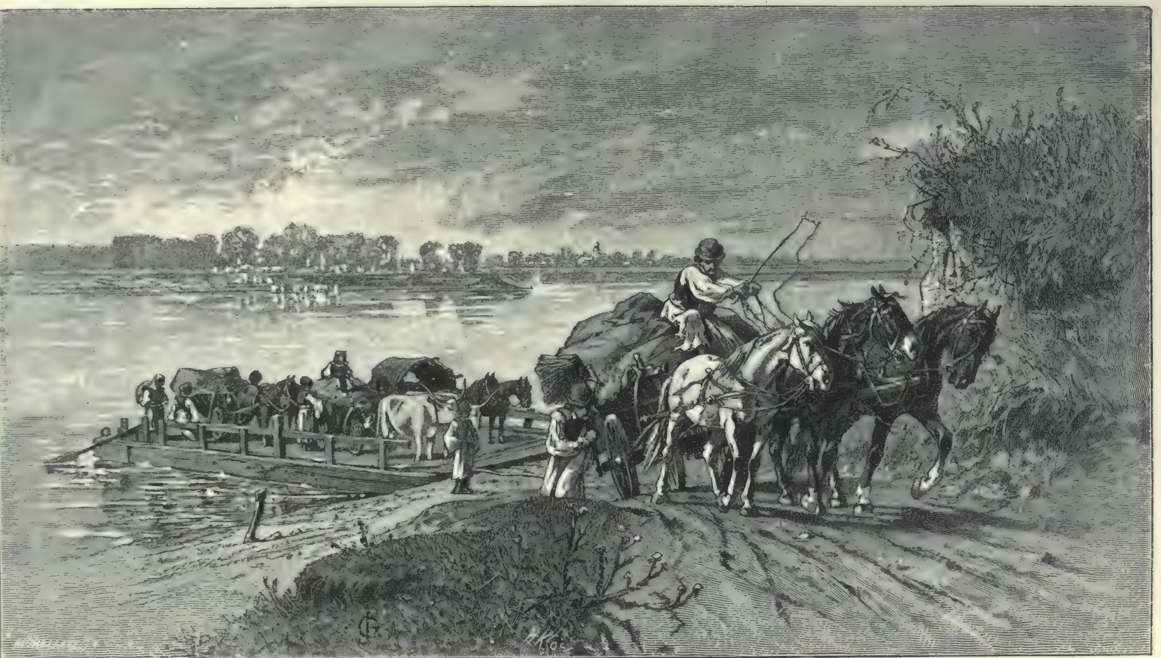
Wasser tragende Weiber in Szolnok.

dienen als Wegweiserbäume nur die hohen Brunnenschwengel und um die Häuser her wachsen Akazien, welche hier zu Anfang des Jahrhunderts heimisch gemacht wurden.

Die Durchstiche beschleunigen den Abfluß der Theiß, die Schutzdämme begrenzen das Inundationsgebiet und zaubern die Sümpfe in fruchtbare Weizenfelder um. Wo die Theiß unterhalb der Ortschaft Hußt mit dem Nagy-Ág-Flusse vereinigt die Gebirgsgegend verläßt, verliert sie nach und nach ihren bisherigen Charakter. Schon zwischen Kiralyhaza und Nagy-Szöllös bildet der Strom, in der Ebene ausgebreitet, eine ganze Inselwelt. Bei Nagy-Szöllös begleiten ihn die Berge noch am rechten Ufer, unter ihnen der schwarze Berg mit den Ruinen der Kankóburg auf steilem Gipfel, während eine hübsche Stadt, anmuthige Thäler und Weinberge seinen Fuß umlagern. Der Hauptlauf des Stromes führt Flöße aus Stammholz hinab, welche dem Ärar Salz aus Máramaros, in Pyramiden gelegt, oder den Alfölder Städten Bretter, Schindeln und vom Tiszahát Äpfel, Pflaumen, Nüsse zuführen. Und gar wohl müssen die Flößer Acht geben, daß sie mit den Schiffsmühlen nicht zusammenstoßen und daß kein Überfuhrseil ihnen die Steuervorrichtung fortreiße. Aber noch nothwendiger ist es für den Flößer, die Verzweigungen der Theiß genau zu kennen, damit er sich nicht zwischen den Inseln verirre und irgendwo in die todte Theiß hineingerathe, oder gar durch die trügerische Strömung bei Kenyézlö in jenen Zweig, der sich mit dem Mutterstrome nie wieder vereinigt, sondern in die Bodrog abfließt. Den Dampfern auf der Theiß passirt es oft, daß sie bei Hochflut das richtige Bett unter sich verlieren und auf irgend eine Wiese gerathen. Die Leute sagen dann, daß „man die Theiß vor lauter Wasser suchen muß".

Bis Tokaj können wir den Lauf der Theiß nur auf einem Floß begleiten. Während das Floß die große Krümmung befährt, durchpirschen wir die Haine der Halbinsel. Im Röhricht finden wir auf seinem Neste sitzend, das er mit großer Kunst aus abgebrochenen Rohrhalmen und Schilfblättern verfertigt, den edlen Silberreiher; wir stoßen auf die Wildente, die auf einem Baume brütet und ihr Nest in der Krone einer Weide baut, von wo sie ihre ausgeschlüpften Jungen ins Wasser wirft. Sie ist an ihren roth emaillirten Federn leicht zu erkennen und ein sehr gesuchter Vogel, weil sie auch als Fastenspeise verzehrt werden darf, sintemalen sie auf einem Baume gewachsen ist, folglich als Obst und nicht als Fleisch betrachtet wird.

Bei Anbruch der Nacht erreichen wir, mit Jagdbeute beladen und den Hut mit Kranich- oder Silberreiherfedern als Siegeszeichen geschmückt, die andere Seite des Isthmus. Dort finden wir eine Fischertanya; die Rohrhütte, von Kürbis überklettert, gibt uns Nachtquartier. Um diese Zeit trifft auch unser Floß ein und landet zum nächtlichen Aufenthalt. Wir zünden am Ufer ein Feuer an und braten am Spieß über der Glut die Wildente und auf einer irdenen Platte den frisch gefangenen Stör; auch ist das Feuer



Theißfähre.

nützlich, weil es die dichten Schwärme der Stechmücken vertreibt und von unserer Lager-stätte den Isegrimm (Wolf) fernhält. Ein Sonnenuntergang am Theißufer ist manchmal wunderschön. Der ganze Himmel gleicht einem Flammenkessel, dessen Farbe nach und nach in eine Art blendendes, gelbes Dunkel übergeht, das man die gelbe Finsterniß nennen könnte. Dann schießen gegenüber am Himmel dunkelblaue Streifen auf und zertheilen den dichten Nebelschein, indem sie das gelbe Dunkel immer mehr eindämmen, bis endlich die Sterne durch das Blau hindurch blinken. Und nun beginnt das Concert im Wasser. Millionen Frösche quaken und unzählbare „Gelsen" in Wassern und Himmeln summen durcheinander, der Wolf ruft sein Weibchen, die Blindmaus quiekt, die Rohrdommel brüllt, aus der Höhe tönt der Prophetenschrei der Wildgänse hernieder, von einem weit entfernten Dorfe her kommt verirrter Glockenton und zu alledem klappern eintönig die Wassermühlen. An der Theiß gibt es keine stumme Nacht. Aber Menschenstimmen hört man nicht, denn das nächste Dorf ist schon weit entfernt vom Ufer.

Den Morgen verkündet der Lärm des gefiederten Volkes; immer ist das Reich der Gewässer lebendig und bewegt. Sowie es zu grauen beginnt, erheben sich die Vögel in ganzen Scharen, Tausende des sumpfbewohnenden Heeres dringen aus dem Weidenwald und von den moorigen Inseln her; die Fischadler, die sich für die Nacht gruppenweise auf den Zweigen der Weiden niedergelassen hatten, gehen nun eilig der Tagesarbeit nach; dort sehen wir sie in spiraligem Fluge die Kreuz und Quer über dem glatten Wasserspiegel herumirren, immer neuerdings zum Wasser niederschießen und, die Beute in den Fängen, sich wieder triumphirend in die Lüfte schwingen.

Drei calvinische Studenten sind die Reisegefährten. Sie gehen auf Ferien nach Hause, von Debreczin nach der Baranya; um „den Weg abzukürzen", nehmen sie die Tour über die Theiß, Donau und Drau. Die drei Reisenden singen ein „Quartett": „Es schaukelt sich mein Kahn", und sie kommen an keinem Dorfe vorbei, ohne über dasselbe eine Anekdote zu erzählen. Das ist der uralte Phonograph des Alföld, das mündliche Vermächtniß der Studenten, der Aufbewahrer der „Csittvárer Chronik". Sie kennen hier jedes Dorf, jeden Marktflecken, sie wissen wer dort Pfarrer, wer Rector ist, sie kennen deren Sporteln und es ist ihnen bekannt, ob es dort eine alte Kirche, einen Weinberg oder einen Wald gibt. Die wirkliche Steuerbasis kennen unverfälscht nur der calvinische Rector und der Geistliche, und nach ihnen diese Wander-Studenten.

In Tarpa wachsen viele Pflaumen und Reinetteäpfel, und ein furchtbar saurer Wein, der, wenn er sich zieht, mit der Scheere abgeschnitten werden muß.

Varsány wird durch die Theiß in zwei Theile geschnitten. Einst war es eine ganze Ortschaft, jetzt liegt es mit einer Hälfte auf dem rechten, mit der anderen auf dem linken Ufer der Theiß.



Dorfende am Theißufer.

Leányvár hat eine romantische Vergangenheit. Die schöne Agathe Pálóczy, die Braut des Ladislaus Varda, wird in einer Ballade besungen, die der eine „biennis" aus dem Schnappsack zieht. Diese holde Maid hat die einst mächtige Schanzenburg erbauen lassen, daher ihr Name Leányvár: Mädchenburg.

Bei Bezdéd kann man die erste große ungarische Spiritusfabrik bewundern, weithin sichtbar mit ihrem rauchenden Schlot. Sie steht da schon seit den Vierziger-Jahren. Hier auf dem „Theiß-Rücken" wachsen Unmassen von Pflaumen und Äpfeln, welche zu Wasser und Fuhrwerk roh und verarbeitet versendet werden.

Dann folgt Czigánd, ein berüchtigtes großes Dorf, eigentlich zwei Dörfer. Die Kirche hat man aus dem Grunde auf einer kleinen Anhöhe erbaut, damit Klein-Czigánd zum mindesten ihren Thurm sehen könne. Der Pfarrer erhält als jährliche Bezahlung 400 Fuhren Heu, 400 Laib Brod, 400 Schinken, 400 Gulden und 400 Undsoweiter. Alles zu 400. Nach der Volksüberlieferung waren die Inwohner Zigeuner, die zur Festung Tarkány gehörten; jetzt sind sie Ungarn.

Dann folgt die „Lange Wiese". Das Theißufer ist rechts durch das Weidicht, links durch das Röhricht charakterisirt; zur Abwechslung stehen einmal die Weiden links und das Röhricht rechts.

Endlich erreicht unser Floß Tokaj, die ehemalige starke Festung, wo bei einer Belagerung (1606) das kaiserliche Vertheidigungsheer zuletzt sogar die Lederhosen als Proviant benutzte, wie wir das im gelehrten Wagner und noch ausführlicher in der Chronik des Matthäus Latzkó lesen können. Wir sind an unserem Ziele. Das Salz wird in die ärarischen Magazine befördert, das Stammholz in die Balkensäge, die Flößer schlendern zu Fuß wieder heim nach Máramaros und wir besteigen den im Hafen ankernden Theißdampfer. Von Tokaj, der königlichen Weingegend, werden wir an geeignetem Orte sprechen; hier verweilen wir jetzt nicht, denn es gilt fortzukommen, ehe die Theiß zu blühen beginnt und mit dieser Blüte auch das Schiffsrad ergreift.

Es handelt sich da um ein zartes Insect mit Netzflügeln, aus der Familie der Eintagsfliegen (Ephemeridae), um die langschwänzige Eintagsfliege (Palingenia longicauda). Sie erhebt sich um diese Zeit zu Myriaden, zu Hunderttausenden, und schwärmt und flattert über den blonden Wellen, als wirbelten Schneeflocken in der Abendluft umher. Das ist ihr Hochzeitsflug und ihre Hochzeit, sie verendet, nachdem sie ihre Eier in das Wasser gelegt, und findet ihren Tod dort, wo ihre Wiege stand, im Wasser der Theiß. Die den Eiern entschlüpften Larven verkriechen sich im Schlamm der Theiß und leben da in der Nähe der Ufer zwei bis drei Jahre lang vom Raube, sie sammeln das Material zum Aufbau des beflügelten Insectes und sind schließlich wieder die fliegende „Theißblüte". Die Oberfläche der Theiß sieht von der Masse der gelben Leichen verendeter Insecten

ungefähr aus, wie eine Wiese, die mit lauter Fingerkraut bewachsen ist. Da haben dann die Theißfische einen reichen Schmaus, sie fressen die reiche Beute mit solcher Gier, daß die Fischer sie mit Wurfnetzen fangen können; aber auch die Schweine schwimmen in die Theiß hinein und schmausen von der Theißblüte.

Der Dampfer folgt nunmehr ruhig dem Laufe der Schutzdämme, er benützt die neueren Durchstiche. Es folgt Polgár, die einstige Hajduckenstadt, heute nur noch ein Dorf; das vermögende Keszi, dessen Bevölkerung aus Gewerbetreibenden und Fischern



Landungsplatz der Flößer an der Mündung der Zagyva.

besteht; das zu einer Musterwirthschaft emporgestiegene Csege. Von Bábolna weiß die mündliche Überlieferung wieder etwas zu berichten. Diese große Gemeinde entstand aus lauter Fischerhütten; später erhoben sich die aus Protestanten bestehenden Bewohner und verließen die Gemeinde; der Bischof von Erlau besiedelte den Ort dann mit Katholiken. Im Gebiete dieser Gemeinde befindet sich ein Sandhügel, namens Szil, der ein ganzes Schatzhaus voll alter Glasperlen, bunter Scherben und Schmucksachen bildet; die ackernde Pflugschar fördert all das häufig ans Tageslicht.

Mühselig dringen wir bis Tisza-Füred vor und finden da die zweite große Holzbrücke auf der Theiß; die erste befand sich unterhalb Tokaj. Diese ist noch durch Georg Józsa, die urwüchsige Volksfigur, gebaut worden, von der man uns eine Anekdote nach

der anderen erzählt. Mittlerweile ist aber die Sonne schon zweimal untergegangen; unser Schiff hat bis Abád zweimal Anker geworfen, und wir hatten wiederholt Gelegenheit, uns in der Nacht an einer besonders zarten Morgenröthe zu ergötzen, die wir „aurora alföldialis“ nennen möchten. Man hat nämlich den Rohrwald angezündet, um an Stelle des verbrannten Dickichts eine gute Weide für den Herbst zu bekommen; und das ist es, was diese mitternächtliche Morgenröthe hervorruft. Bei bewölktem Himmel ist sie besonders schön. Der Himmel mit dem rothen Reflexe ist ungestirnt, während die dunkle Ebene vom Scheine zerstreuter Feuer, von hellen Hirtenfeuern in allen Richtungen voll ist; und das ist die „gestirnte Erde“.

Abád liegt schon in der Nähe des Theißufers. Es wird durch die sandigen Hügel, welche mit Weinstöcken bepflanzt sind, geschützt. Hier sehen wir den berühmten „Mirhó-Damm“, eines der allerersten Schutzwerke der Theißregulirung, das bei allen neueren Überschwemmungen der Theiß soviel von sich reden macht. Auf der vom Damm geschützten Ebene dehnen sich Weizenfelder, Maisäcker, roth blühende Tabakfelder, und die goldgelben Stoppelfelder mit den Reihen ihrer Weizenkreuze erfreuen das durch die Rohrwildnis ermüdete Auge. Oben auf dem Damme sehen wir bereits die Wagen stauben; was Landstraße ist, ist auch zugleich Schutzdamm, die Kerkermauern der eingeschlossenen Theiß.

Dann kommen wir durch die Inseln von Kötelek, in der Ferne sehen wir Bánhalma, einst eine Stadt, jetzt eine bescheidene Puszta, dann Nagy-Kürü, das sich schon gewöhnt hat, fast sein ganzes Gebiet immer unter Wasser zu haben und endlich noch weiterhin die Thürme Szolnoks, aber nur für kurze Zeit. Unser Dampfer fährt vorwärts und Szolnok verschwindet dennoch wieder unter dem Horizont. Die Theiß macht eben eine große Krümmung und wir sehen Szolnok erst in der Abenddämmerung wieder vor uns.

Szolnok ist bereits eine größere Stadt am Theißufer; einst war es eine berühmte Festung. Im Befreiungskampfe war es der Ort einer entscheidenden Schlacht und ist auch heute ein wichtiger strategischer Punkt; aber nicht wegen der Festung (von der heute kaum mehr Spuren vorhanden sind), sondern wegen seiner Eisenbahnbrücke. Diese Eisenbrücke, ein Meisterwerk des modernen Brückenbaues wird im laufenden Jahre fertig und wird die Züge gegen Debreczin, Arad und Klausenburg hin befördern. Weiter oben bei der Tokajer Fähre überbrücken die Anschlußlinien der Nordostbahn den Fluß.

Unterhalb Szolnoks auf einer hügeligen Stelle erhebt sich Tószeg, selber geschützt vor dem Arm der Theiß, aber so von Wasser umgeben, daß man nur noch über eine schmale Landzunge hineingelangen kann. Unterhalb des Dorfes steht der den Alterthumsforschern wohlbekannte „flache Hügel“, voll mit Überresten der Urzeit. Weiter abwärts folgt Alpár, berühmt geworden durch die nationale Tradition, daß auf seiner Ebene Árpád

das Heer Zaláns umzingelte und einen großen Theil dieser Scharen in die Sümpfe der Theiß warf. Noch weiterhin entfernt sehen wir die kanadischen Pappelhaine, welche die Bauerngehöfte von Kecskemét umgeben; aus dem Abhange eines dieser Sandhügel, des „Bodvány“, sprudelt ausgiebig eine Quelle mit erquickendem Wasser, eine seltene Erscheinung in der Alfölder Ebene.

Auf dem Isthmus einer anderen Halbinsel der Theiß finden wir Vezseny mit anderthalbtausend Einwohnern. Das ganze Dorf besitzt nur 60 Joch, die vom Hochwasser



Fischer an der Theiß.

nicht berührt werden: hier wird die Gärtnerei betrieben. Außerdem ist dieser Ort ein echtes Fischerlager, ein Eldorado der Lachse, Sterlets, Hausen und Karpfen; oft fischt man auch mehrere Centner schwere Störe. Wir können hier alle Arten der Fischerei im Großen studiren. Obzwar die Zeiten schon vorüber sind, von denen der deutsche Gelehrte Wernhelm bemerkte, daß die Theiß zu zwei Drittheilen aus Wasser, zu einem Drittheil aus Fischen bestehe, ist die Fischerei an der Theiß noch immer ein lohnenderes Handwerk als an der Meeresküste. Die „Fischjuden“ führen Unmassen Fische auf Leiterwagen bis in entfernte Gegenden, und was nicht frisch verkauft werden kann, wird von den Fischern getrocknet. Auf den Fischplätzen der Ufer erschallen die lustigen Lieder der „Spalterinnen“, deren Lebensaufgabe das geschickte Entzweispalten der zu dörrenden Fische ist. Auf der

Budapester Kettenbrücke begegnen wir oft ihren heuwagengroßen Fuhren, diese in Bündel gepackten Fische wandern in die oberen Gegenden. Anderwärts wird in Fässern Fischroggen zu Caviar gebeizt und mit dem Rest der Fische werden Schweine gemästet. Es ist ein ehrliches, gottesfürchtiges Volk. Der Fischer darf nicht fluchen. Nach dem Volksglauben meidet den Gottlosen der Fisch.

Fast gegenüber am linken Ufer der Theiß liegt Tisza-Földvár, ehemals mitten im Röhricht, heute zwischen Weizen- und Kleefeldern. Nahebei liegt eine andere beträchtliche Stadt, Czibakháza, dessen Bewohner sich schon zu Beginn des vorigen Jahrhunderts durch Erlag eines Pachtschillings der Hörigkeit entledigten; die Stadt hatte sogar eine stehende Brücke, die im Jahre 1849 verbrannt wurde; sie ist berühmt wegen ihrer Viehmärkte und sodahaltigen Teiche.

Und wieder auf einer Halbinsel finden wir Ó-Kécske, ein obstreiches Dorf, wo selbst ein guter, nach Zuckerrohr duftender Wein gedeiht, während die Theiß mit einer anderen Schlinge drei Seiten des Dorfes Inoka umzingelt und nur an der vierten einen Ausgang freiläßt, wo noch die Ruinen einer alten Kirche zu sehen sind. In geringer Entfernung finden wir noch Csépa mit seinen vier großen Teichen, die ihre eigenen Namen führen.

Dann erhebt sich aus der Mitte des Inundationsraumes nur noch Csongrád, eine der berühmtesten Städte des Alföld, mit ausschließlich katholischer Bevölkerung. Ein historisches Denkmal bildet die große Erdfestung, welche der Sage nach Und, ein Führer Árpáds, von den Urbewohnern erobert hatte. Hier sehen wir die großen Sandpuszten mit canadischen Pappeln und den Flugsand mit Reben bepflanzt. Von nun an erscheinen auf der Theiß auch Getreideschiffe, obschon deren Beförderung stromaufwärts nur durch Schleppdampfer geschehen kann. Von Csongrád bis hinab nach Szegedin wird die eintönige Landschaft kaum durch einen Dorfthurm unterbrochen. Die bevölkerten Städte Szentes und Vásárhely liegen weit ab; Mindszent ist zwar ein Dorf, zählt aber 12.000 Einwohner; Csány und Sándorfalva sind neue Mustergemeinden, Algyö und Tápé sind von der Ferne wenig sichtbar.

Schließlich erhebt sich aus dem Nebelschleier der Wasser Szegedin, die zweite Stadt Ungarns, wie eine sagenhafte Erscheinung mit ihrem steinernen Kai, ihren Palastreihen und zwei eisernen Brücken. Aus der ehemaligen starken Festung und dem späteren, vom Szegediner Strafproceß her bekannten Gefängnisse ist jetzt ein Kiosk geworden; gegenüber liegt Neu-Szegedin, von altersher eine Baustätte der Theißfrachtschiffe.

Bei Szolnok ergießt sich die Zagyva, Csongrád gegenüber die dreifache Körös, bei Szegedin die Maros in die Theiß, die hier bereits als ein beachtenswerther Strom ihren Lauf gegen Süden fortsetzt. Zu ihrer Linken das weizenspendende Banat, das Kanaan des

Landes, zu ihrer Rechten die Bácska mit ihrer eigenthümlichen geologischen Bildung, mit den Hügelketten von Telecska.

Zwischen den zwei gegenüberliegenden Kanizsa (Ungarisch- und Türkisch-) durchschneidet eine Überfuhr ihren Lauf. Weiter abwärts finden wir Török-Becse, welche Stadt in den Vierziger-Jahren das Centrum des Alfölder Weizenhandels gewesen ist; ihre Gassen sind mit Steinen aus Syrmien gepflastert, ihr Gebiet mit Dämmen geschützt. Nach Daten, die ein halbes Jahrhundert alt sind, verkehrten damals im Hafen dieser Stadt mehr als dreihundert Getreideschiffe und führten jährlich eine Million Metzen Weizen



Fischertanya bei Szegedin.

die Donau hinauf nach den Städten Pest, Raab und Wieselburg und ebensoviel, dazumal noch auf der Landstraße, nach Fiume. Daß Becse auch in der Vergangenheit ein wichtiger Punkt gewesen sein muß, bekunden die gothische Kirche in ihrem Weichbilde und die alte Festungsruine auf der Insel.

Von hier abwärts nimmt die Theiß einen ganz civilisirten Charakter an, bis sie sich, das Plateau von Titel überschreitend, Zalánkemén gegenüber in die Donau ergießt. So erscheint die Theiß, bei ruhiger, guter Laune. Wie anders, wenn sie zürnt! Wer ihre Hochflut nicht mit eigenen Augen gesehen, hat keinen Begriff von der elementaren Gewalt dieser Gewässer. Ein eigenes Kapitel wird weiterhin diesem Gegenstand gewidmet sein.

Die Theißinseln sammt ihren Bewohnern bildeten noch in der jüngsten Vergangenheit ein Stück interessanter, unbekannter Welt im Lande. Durch die eisige Frühlingsflut an dem einen Ende fortwährend abgebröckelt, am anderen angeschwemmt, durch den veränderlichen Lauf des Theißbeckens bald dem einen, bald dem andern Comitate angegliedert, gehörten sie zumeist den Ufergemeinden als ein Besitz von zweifelhaftem Werthe. Auf ihren hügeligen Theilen wachsen Weiden, Silberpappeln, Erlen zu pfadlosem Gebüsch zusammen, in den Niederungen Röhricht, Ginstergesträuch, bedeckt mit Anis und wildem Kümmel, ein Sammelplatz der fischfressenden Wasservögel, die um die breitästigen Bäume herum wahre Guanolager absetzen, auf denen die wilde Brombeere lustig gedeiht; die Höhlen der Bäume sind voll mit wilden Bienen; auf den Zweigen hängen die Kugeln riesiger Wespennester, die Pappeln sind dicht beladen mit Krähennestern und Misteln; an den Zweigen des jungen Holzes hängen wie Wunderfrüchte die Nester der Feigendrossel, aus Weidenwolle meisterhaft zu einem Beutel zusammengewirkt; in den Erdrissen sieht man die zellenartigen Höhlen der Uferschwalben; im hinteren Theile der Insel das dichte Schwingeldickicht (Festuca fluitans), dessen Frucht der „Thaubrei" ist und dessen Wurzel von „lebendem" Wasser befeuchtet sein will. Die Insel bietet außer den Flugthieren, nur solchen ein Heim, deren „Gevatter" das Wasser ist: der Fischotter, der Wasserratte, der Schildkröte, ja man sieht hier und da sogar die Spuren eines Biberlagers; Schlangen und Ochsenfrösche gibt es in großer Menge.

Das eine Ufer, welches dem befahrenen Flußarm folgt, betreten hier und da auf kurzen Besuch die Flößer und schlagen eine improvisirte Hütte auf, bis der Wind, der ihre Flöße ans Ufer trieb, nachgelassen. Manchmal läßt sich auch ein kühner Jäger vom anderen Ufer hinüberführen, der die Leidenschaft hat, seltene Wasseradler, braune Ibisse zu schießen, oder ein in die Botanik verschossener Dorflehrer, der die seltene Meerkohlwurzel (Crambe Tataria) sucht, von welcher (nach Diószegi) ein Stück zwanzig Menschen satt macht. Die Inseln hatten jedoch auch ständige Bewohner, aber ihre Qualification finden wir in den Volkszählungslisten nicht. Das sind Menschen, die von „Nichts" leben, die im Winter Grundeln fangen und im Sommer mit einem Stück Schafpelz Wassernuß fischen, die Heilkräuter pflücken, das „Salep" aufsuchen, im Winter von den Espen das „Popium" sammeln, die Mistel zum Vogelleim bereiten und damit die Vögel fangen, dem Kibitz listig seine gut versteckten Eier nehmen; sie machen aus Beifuß Zündschwamm und aus dem Zweig des Schlingstrauches wohlgebohrte Pfeifenrohre, sie fegen die Soda zusammen und suchen, was noch werthvoller ist, den Salpeter auf, den ihnen die rothblätterige Vegetation verräth und der üppige Ampfer (rumex); sie kochen ihn in großen starkriechenden Erdkesseln aus, auch schälen sie die Rinden der jungen Bäume ab für die ungarischen Csizmenmacher, und können sogar den „Thaubrei" in Säcke füllen. Wer unter

ihnen gar Tröge auszuhöhlen versteht, ist ein großer Meister. Und unter diesen ist der „pákász“ schon ein welterfahrener Mann. Der befährt in einem selbstgehöhlten Weidenstamm die todte Theiß, die Sümpfe, die im Wasser stehenden Wälder, die der Fischereipächter nicht als verboten markirt, und lauert dort mit Angel, Netz und Garn auf den Fisch; im trockenen Sommer gräbt er die Grundeln aus, die sich in den ausgetrockneten Wassergrund geflüchtet haben. Manchmal steht er tagelang unbeweglich, wie eine Säule auf der Kahnspitze, die fünfzackige Harpune hoch erhoben, und schleudert sie blitzschnell in den großen Fisch, der sich ihm nähert. Man erzählt, daß einmal ein Pákász von einem harpunirten, zwei Centner schweren Wels an der Harpunenschnur sammt seinem Kahne



Überschwemmte Tanya.

schnell wie ein Torpedoschiff zwei Meilen weit fortgezogen wurde, zum großen Staunen der entgegenkommenden Flößer, die einen von selbst stromaufwärts treibenden Nachen noch nie gesehen hatten. Die Frauen der Pákászfamilie haben einen beschwerlicheren Sport zu betreiben. Sie sammeln, bis über die Knie im Wasser stehend, Blutegel, indem sie dem blutsaugenden Unthier ihren eigenen Körper als Lockspeise darreichen.

Der Pákász hatte auch seinen ständigen Wohnsitz auf der Insel: einen Palast, aus Rohr gebaut, an den Stamm der ältesten Weide gelehnt, deren Höhlung als Speisekammer diente. In der Hütte hat die ganze Familie Platz, und das Stückchen Erde im Dornenhag, wo der Kohl wächst, zeugt von der Arbeit der Frauenhand und von hochkletternden Ranken hängen die großen Früchte des gelben Kürbisses herab, eine sichere Nahrung für den Winter. Von dem Paticsholz, welches dies Rohr zusammenhält, hängt eine ranzige

Speckseite herunter, die täglich um ein Stück kürzer wird. Die Schweineheerde, die den bewaldeten Theil der Insel durchwühlt, hat diese Specktafel in das Bereich der Fische geliefert. Die Schweine sind von der alten Szalontaer Race, die vor Zeiten auch das Buchengebirge („Bükk") des Borsoder Comitates beherrschte; die Haare gekraust, roth, die Beine lang, wie die des Rehes, der Kopf gestreckt, die Ohren nach vorne gespitzt; ein zähes, wildes, muthiges Thier, das den Wolf von der Heerde verjagt, niemals einen Stall sieht, und auch das Futter nicht im Trog erhält, sondern von selbst gedeihen muß. Sache der Schweinehirten ist es, ausfindig zu machen, wo in jeder Jahreszeit die Wurzeln aufgewühlt werden können, wo das Kalifornien der Regenwürmer ist, und wenn im Herbst der Eichenboden austrocknet, zu erkunden, wo Eicheln in genügender Menge gewachsen sind. Seinen Herren, die am jenseitigen Ufer, in der fernen Ortschaft wohnen, gibt er nur über den Zuwachs Rechenschaft, und dafür bekommt er einen Lodenmantel und Leder für Bundschuhe „in Convention". Der Schweinehirt verbringt sein Leben in diesem Sumpfe, in diesem Haine, bei seinen Schweinen und behandelt die Ferkel mit einer zarten Aufmerksamkeit, als wären sie seine eigenen Kinder. Was diese anbelangt, wachsen sie in dem Handwerk ihres Vaters heran, und wenn sie das Alter von sechs, sieben Jahren erreicht haben, dann bringt man sie auch auf das Drängen des Nachbarpákász zur Taufe ins Dorf, wo das Kind einen Namen bekommt und einen Trunk Wein (damit seine Zähne sich stärken).

Der Pákász besitzt ferner auch ein uraltes Feuerstein-Gewehr, mit welchem er aus dem Hinterhalt Wildgänse und Enten zu schießen pflegt, auch den Fuchs und Wolf niederstreckt, wenn sie ihm in den Wurf kommen; ihre Pelze tauscht er gegen Schießpulver ein. Statt eines Hundes ist bisweilen ein Fuchs der Wächter des Hauses; den Hühnerhof bevölkern jung gefangene Wildgänse und Wildenten, die er, wenn sie aufgewachsen sind, auf den Markt zu tragen pflegt, oder den herrschaftlichen Besuchern verehrt — ein Geschenk für ein Gegengeschenk, für Schießpulver, Kugeln, Eisenwerkzeuge, als wäre er der Bewohner einer Meeresinsel. Der Pákász bekommt manchmal auch Gäste. Debrecziner, Pataker Studenten versäumen es nicht, während der Ferien diese urweltlichen Gegenden zu durchschwärmen.

Doch waren einst die „armen Bursche" viel regelmäßigere Gäste der Theißinsel, die mit gestohlenen Pferden oder Farren die Theiß durchschwammen und sich in den Schatten des Weidendickichts zurückzogen, bis die Comitatspanduren ihre Spur verloren hatten und planlos umherirrten. Mancher derselben hatte hier seinen Schlupfwinkel, wenn er aus diesem oder jenem Gefängniß herauskam, zuweilen ohne Erlaubniß von höherem Orte. Hier verrieth ihn niemand, hier suchte ihn niemand. War er ein geschickter Mann, so konnte er sogar Banknoten verfertigen. Auch dieser Fall ist vorgekommen. Und zum



Der Pákász.

Tabakschwärzen war diese wasserumgürtete Einsamkeit mit ihren ausgehöhlten Bäumen ein von der Natur bestens vorbereiteter Ort.

Wenn dann die Frühlingsflut kam und die ganze Insel unter klafterhohen Wellen begrub, übersiedelte der Pákász sammt Familie auf den großen Baum und nahm getrocknete Fische, Speck und gebratenen Kürbis mit sich; von dort aus beobachtete er mit großer Ruhe, wie sich das Wasser verlor. Bisweilen fand sich auch eine kleine Beute: die reißende Flut schwemmt aus den Dörfern irgendwelche Geräthschaften daher, der Pákász ereilt sie mit seinem Seelentränker und zieht sie heraus. Es sind die Gaben Gottes.

Dieser ganzen Idylle macht jedoch nach und nach das immer kräftiger werdende System der neuen Zeit ein Ende. Mit der Theißregulirung haben, wie ein alter Förster sich äußerte, „die Herren all unsere schönen Sümpfe verdorben". An Stelle der Wassernuß gedeiht schon der Weizen, die Moorgrundel bleibt auch nicht im Kleeboden; der Boden des ausgerodeten Sumpfwaldes wird jetzt „Amerika" genannt und drei Meter langer Mais wirft dort seine Seide aus; auf dem Teiche brüten keine Kibitze mehr, sondern schwimmen Tausende zahmer Gänse unter guter Bewachung umher; das Gebiet der Insel selbst ist katastrirt und classificirt; sein Besitzer ist bestrebt, aus ihm ein Einkommen herauszuschlagen; er pflanzt einen Obstgarten an; aus den Weidenruthen flicht man Körbe und der Korb eilt mit Obst gefüllt bis Berlin und Petersburg; die Heilkräuter sind vom Salicyl besiegt, die frei vorkommende Soda wird durch die Sodafabriken werthlos gemacht; Zunder, Pfeifenrohr sind nicht mehr in Gebrauch, weil Jeder Cigarren raucht, und das Forstgesetz verbietet das Abschälen der Baumrinden. Die Jungen können das Handwerk des Pákász auch nicht mehr fortsetzen, sie müssen in die Tanyaschulen gehen und Geographie lernen; als Bursche werden sie zum Militär assentirt, und wenn sie einmal so weit sind, dann sehnen sie sich nicht mehr zurück auf die öde Insel zum Schweinehüten. Aber selbst jene einst so berühmte Szalontaer Schweinerace mit den rothen Borsten ist gänzlich verschwunden. Man ist dahinter gekommen, daß sie sich in zwei Jahren nur so weit entwickelt, wie die schwarze und blonde in einem Jahre und so ward das Gute vom Besseren getödtet. Nur daß diese andere bereits einen Stall und einen Trog zum Füttern braucht. Die berühmte Szalontaer Schweinerace wird nur noch als Rarität auf der Staatsdomäne zu Kisbér gezüchtet.

Die Zeiten der armen Bursche sind auch vorüber, statt des biederen Panduren waltet der hartherzige Gendarm. Im Illavaer und Szamosujvarer Strafhause wird dem abenteuerlichen Betyáren die Arbeit gelehrt, und dadurch verlor die Räuberromantik ihren Zauber und die Puszta ist keine Heide mehr. Diese einst so interessanten Gestalten der Theißgegend sind nun endgiltig verschwunden; sogar die schätzenswertheste Classe der Specialitäten, die der Theißflößer, ist im Abnehmen. Das Ärar fördert sein Salz aus

Mármaros auf der Eisenbahn und auch das verarbeitete Bauholz gelangt auf diese Art rascher zu seinem Endziel. Ein großer Theil der Flößer verdingt sich als Bootsleute auf die Getreideschiffe der Theiß. So ändert sich das Volk mit seiner Gegend.

Der Kampf gegen das Hochwasser.

Still dahingeschmiegt windet sich die Theiß zwischen den schwach geneigten Böschungen ihres Bettes thalwärts. Unbemerkt schwinden ihre Wellen vorüber und nur eine Schaum-



Hochwasserbild an der Theiß.

blase hier, ein treibendes Unkraut dort, läßt erkennen, daß es kein stehendes Gewässer ist, was hier so langsam, so wider Willen fast dahinschleicht. Nur rechts, wo ihrer Krümmung plötzlich ein höheres Ufer widersteht, bezeugt sie die Richtigkeit des ungarischen Sprichwortes: „Stilles Wasser, hohles Ufer". Jahr um Jahr spült sie sich ihren Streifen Erdreich aus der Uferflanke heraus, die dann mauergleich emporstarrt und ihre sämmtlichen Schichten zeigt: den Sand, den Lehm, den Löß und darüber zuweilen klafterdick jene schwarze Dammerde, die uns jenes berühmte Weißbrod schenkt. Stellenweise sind die glatten Flächen der Ufer zerlöchert wie Honigwaben. In diesen kleinen Löchern nisten die Uferschwalbe, der Wendehals, die Bachstelze.

Die Flächen der höheren Theißufer sind meistens Wohnsitze der Menschen geworden. Fast jede hat ihr Dorf, aber die Theiß rückt immer drohender an die Häuser heran. Bei manchem hängt der Gartenzaun schon lose in die Tiefe hinab, ja die Hütte selbst steht bereits am steilen Rande, wenn sie nicht gar ihre Wasserseite schon der Theiß überlassen hat, so daß hoch oben nur noch die andere Hälfte stehen geblieben, mit offener Flanke, durch welche man den bauchigen Lehmofen erblickt mit seiner Ofenbank und seinem Ofenwinkel. Die Zeit kann nicht fern sein, da auch dieser Rest hinabsinkt und von der Theiß verschlungen wird, wenn sie nur erst alles Erdreich unter ihm hervorgespült hat.

Glücklicherweise sind jene Höhen nicht zahlreich, welche gerade in eine Krümmung der Theiß hineinspringen und den Anprall ihrer Wellen auszuhalten haben. Die Gemeinden und Städte haben sich etwas entfernter vom Strom angesiedelt, bisweilen zwei bis drei Meilen weit, wo die Gefahr, weggewaschen zu werden, nicht so groß erscheinen mochte. Weiter unten, zwischen den Städten und Gemeinden, die man in großen Abständen trifft, schlängelt sich die Theiß in einem breiten, flachen Bette hin, einer bescheidenen Wasserader ähnlich, die man glaubt, wo immer durchwaten zu können; in einem richtigen dürren Sommer erstaunt man förmlich, daß der durstige Boden das Bißchen Wasser nicht einschlürft.

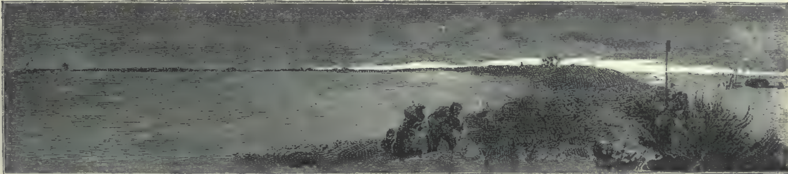
Wie anders nach schneereichen Wintern. Wenn Berg und Thal klaftertief unter Schnee liegen, den der Frühling durch warmen Wind und Regen zur Schmelze bringt, da beginnt dieser harmlose Wasserlauf furchtbar zu werden. All der geschmolzene Schnee, alle die Wasser und Fluten der Berge brausen plötzlich und gleichzeitig zu Thale; ihre Bahnen sind noch kürzer und reißender geworden, seitdem die Regulirung die obere Theiß mit Durchstichen versehen hat. In die Ebene hinausgelangt, füllen sie zusehends das seichte Bett, welches alsbald randvoll gegossen erscheint mit unfläthigem Schlammgewässer. Und immerfort wächst die Flut, immer höher steigt sie, immer weiter hinaus dringt sie in den Überschwemmungsbezirk vor, erst an der Sohle der Schutzdämme kommt sie zum Stillstand. Wirklich zum Stillstand?

Nein. Immer noch steigt und schwillt die Flut. An der Sohle des Dammes stehen die Pegel, die das Wasser messen und dessen Stand über dem Normalen, über dem Nullpunkt anzeigen. Mag das Wasser immerhin noch einen Meter oder zwei von der Scala verschlingen, das wird den Dammschutz noch nicht gefährden. Im Gegentheil, ein „Fußbad" thut den Dämmen eher noch wohl; desto fester werden sie sein, wenn sie nach der Durchfeuchtung sich besser gesetzt haben.

Doch die zürnende Theiß sucht das Alföld nicht immer mit Gefälligkeiten heim. Als sie noch freie Herrin des ganzen Thales war und sich darin nach Herzenslust strecken und dehnen durfte, ließ sie befruchtenden Schlamm hinter sich und kehrte schwerbeladen mit unerschöpflicher Fischbrut in ihr Bett zurück. Jetzt, da Menschenhand ihr den Kappzaum

anzulegen begonnen, bäumt auch sie sich Jahr um Jahr mehr oder weniger kräftig gegen diese Zwingbauten auf und es entbrennen Kämpfe, welche mit keiner geringeren Anspannung von physischer und geistiger Kraft geführt werden und nicht ärmer an Opfern und Gefahren sind, als ein wirklicher Krieg.

Die Höhe der Schutzdämme wird stets durch die Verhältnisse des localen Niveaus bestimmt. Auf sogenannten „natürlichen Höhen", das heißt Erhebungen, welche die Theiß noch niemals überschwemmt hat, wäre es ganz überflüssig, Dämme zu bauen. An die Abhänge dieser Höhen, welche meist auch die natürlichen Grenzen der einzelnen Dammschutzgebiete bilden, werden die Dämme angeknüpft, deren Kronenhöhe überall im gleichen Niveau verläuft, während ihre volle Höhe im Verhältniß zur Höhe des Bodens wechselt, der ihnen als Basis dient. Wo der Boden sich hebt, da darf der Dammkörper niedriger und je nach den Umständen auch schwächer sein. An den vertieften Punkten jedoch, welche



Damm zwischen der Hochflut und dem Binnenwasser.

sonst den Überflutungen der Theiß als natürliche Thore dienen könnten, nehmen die Schutzdämme Verhältnisse an, gleich der chinesischen Mauer. Bei Erbauung dieser Dämme wird die Erde stufenweise aufgeschichtet, fest gestampft oder in neueren Zeiten schichtenweise durch Pferde getreten, wodurch die einzelnen Schichten besser durcheinander gemischt und geknetet werden und somit eine größere Consistenz erhalten. Ihre dem Wasser zugekehrte, steil abschüssige Böschung reicht tief hinab; oben in der „Kronenbreite" ist der Damm stellenweise so stark, daß zwei Heuwagen sich bequem ausweichen können, in der Regel aber mindestens drei Meter breit. Die entgegengesetzte Böschung des Dammes ist sanfter geneigt als die äußere, und wo den Damm ein besonders starker Anprall treffen kann, da ist seine Sohle auch noch durch einen großen breitrückigen Erdwurf, die „Bankette" gefestigt, welche sich terrassenartig dem Damm entlang zieht.

An Stellen, die starkem Wellenschlag ausgesetzt sind, besonders wo meilenbreiter Spielraum für das Wasser vorliegt, das der Sturm von fernher gegen den Damm heranwälzen kann, versieht man neuerdings die Außenböschungen auch mit einer Bekleidung, z. B. aus starken Backsteinen, die in Cement gebettet werden, oder aus einer Asphaltschichte u. s. w., mit einem oberen Gesimse, das auf halbe Ziegellänge hervorsteht und die

anprallenden Wellen auffangen und brechen soll. Vor die Außenböschung pflanzt man meistens Weiden, welche zur Abschwächung des Wellenschlages in unschätzbarer Weise mitwirken. Demselben Zwecke dient die Menge von Gestrüppzeug, das, an der Dammwurzel abgelagert, bei stürmischem Wellengang gleichfalls zum ausgiebigen Schutzmittel wird. Im Übrigen sind die Dämme mit Gras und Klee besäet und dienen als gewöhnliche Wiesen, während am Fuße ihrer Innenböschung mitunter Versuche mit der Anpflanzung von Obst- und anderen Bäumen gemacht werden.

Längs der ganzen Dämme sind in gewisser Entfernung die Werkzeuge und Materialien aufgehäuft, welche dem Dammschutze dienen sollen; in große regelmäßige Hügel zusammengeordnet und wohl numerirt liegen da Massen von Pfosten, Faschinen, Ziegeln, Stroh und sogar Reserve-Erdhügel, da in Überschwemmungszeiten gerade das Herbeischaffen von trockenem Erdreich in genügender Menge am schwierigsten ist. Die Lagerplätze und gleichzeitig Zeughäuser des Schutzkrieges sind aber die Wächterhäuser, die am Fuße der Innenböschung der Dämme in Zwischenräumen von nicht ganz einer Meile erbaut sind und sehr hübsche Anlagen bilden. Jedes dieser Häuser enthält außer der gewöhnlichen Wohnstube, Küche und Vorrathskammer des Wächters zwei oder drei Amtsstuben, welche im Falle der Nothwehr als ebenso viele Kriegslager dienen. Außer dem Wächterhause stehen dort die Depotgebäude, angefüllt mit allerlei Werkzeugen der Vertheidigung; da gibt es Spaten verschiedener Art, Hauen und Spitzhacken, Erdschaufeln, Rammklötze für Pfähle, Schubkarren für die Erde, Stricke, Pechpfannen und Petroleumlampen, Handlaternen und so fort, so daß man in jedem Augenblicke gleich eine ganze kleine Armee damit ausrüsten kann, während im Freien oder unter Schutzdächern Pfähle, Bretter und dergleichen in jeder Größe, sowie ganze Schober von Reisigbündeln, Stroh und Spreu bereit stehen. Diese Wächterhäuser haben im „Frieden“ einen wahrhaft idyllischen Reiz; frisch belaubte Bäume grünen rings umher und mancherlei Federvieh, Hühner und Enten, Gänse und Truthühner krähen und gackern, schnattern und kollern dazwischen, oftmals überraschend schöne Thiere, deren leuchtend weiße Scharen im üppigen Grase verstreut weiden oder zu Hunderten, ja Tausenden in würdevollem Aufzuge der Theiß und ihren Überschwemmungswässern entgegenziehen. Auch das Blumen- und Küchengärtchen, das Mutterschwein mit seinen Ferkeln, zwei Pferde im Stalle und etliche Kühe sind von einem solchen Dammwächterheim unzertrennlich.

Wenn wir so meilen- und meilenweit längs der gewaltigen Dämme ein ganzes Arsenal von Rettungs- und Schutzmitteln vorsorglich aufgehäuft sehen, erscheint es uns fast undenkbar, daß die menschliche Kraft nicht unter allen Umständen siegreich aus ihren bevorstehenden Kämpfen mit den Elementen hervorgehen sollte, vorausgesetzt nur, daß auch die den Vertheidigungsmitteln angemessenen Kräfte ihre Schuldigkeit thun. Und diese

Kräfte versagen in der That niemals. Das Volk des Theißthales ist durch Jahrhunderte langen Kampf um seine Existenz bereits zum Krieg gegen das Wasser erzogen. Unglaublich sind die Anstrengungen, deren das Volk des wassergeprüften Alföld in seiner Nothwehr gegen das Hochwasser fähig ist. Wird die Gefahr dringend, dann wimmeln die sonst so stillen Dämme von herbeigeeilten Menschen wie von Ameisenschwärmen. Die Leute organisiren sich in Gruppen, deren jede ihre eigene Aufgabe hat, ganz wie die verschiedenen Waffengattungen im Kriege. Da gibt es Fußvolk, Reiterei, Fuhrwesen, sogar Flotillen, denn zu Wasser und zu Lande wird der Krieg geführt. Die eine Schar zieht mit Schaufeln



Arbeit auf dem Damm.

und Hauen bewaffnet nach dem ihr bezeichneten Punkt aus, hinter ihr drein das Geschwader der Karrenschieber; die andere schleppt Pfähle, Reisig, Materiale; berittene Boten sprengen da und dorthin mit Befehlen aus dem Hauptquartiere, in dessen Umkreise sich ein vollständiges Lagerleben entwickelt.

Man muß die Arbeit gesehen haben, welche hier zu solcher Zeit in fieberhafter Eile verrichtet wird! Das Volk, an schwere Erdarbeit längst gewöhnt, schafft in bewunderungswürdiger Weise. Der Bewohner eines lockeren Bodens wäre kaum im Stande, den Spaten in diese fest zusammengebackene schwarze Erde auch nur hineinzustoßen, aus der ein „Cubikmann" von der Theiß mit größter Leichtigkeit Brocken von fünf bis sechs Kilogramm Gewicht herausreißt, auf seinen Schubkarren wirft und über das schmale Laufbrett hinauf rollt zur Dammkrone.

Jene Schutzdämme, im Vergleich zu denen die berühmten Ringwälle der Avaren ein reines Kinderspiel gewesen sein müssen, haben schließlich eine besondere Volksclasse geschaffen, welche durchaus vom Bau dieser Erdschanzen gelebt hat und noch lebt. Das sind die sogenannten „Kubikos“ (Cubikleute). Viele von ihnen sind ackerbautreibende Kleinbauern, Häusler und Taglöhner, die sich auch meist nur mit Erdarbeit beschäftigen, folglich an dieselbe dermaßen gewöhnt sind, wie kaum ein anderes Volk der Erde. Sobald die Zeit der Frühlingssaat vorüber ist, machen sie sich auf und wandern an die Theiß, die Körös, die Béga oder Temes, wo sie Arbeit finden müssen und nicht selten zu zwei und drei Tausenden in meilenlanger Kette an den Dammlinien arbeiten.

Es ist interessant, wie sie so die Landstraße entlang ziehen, einer nach dem anderen, jeder mit seinem Schubkarren, der alles zum Leben Nothwendige enthält. Das ist freilich nur eine Binsenmatte, ein guter warmer Schafpelz, Spaten, Kochkessel und Axt, etwas Wäsche, einige Wegzehrung und eine mächtige hölzerne Feldflasche. Am Bestimmungsorte angelangt, baut sich sofort jeder eine besondere Hütte, die zur Hälfte im Boden steckt, während Baumzweige und Rasen das Dach bilden. Sie treten gewöhnlich paarweise in Arbeit, indem sie selbander eine Dammstrecke übernehmen. Der „Cubikmann“ arbeitet nur mit seinem eigenen Werkzeug, dem er stets eine besondere Sorgfalt zuwendet. Der Spaten ist leicht, mit einem Griff versehen und stets mit der Feile wohlgeschärft; ein Cubikmann von „stärkerem Bund“ hat auch noch einen „Bügel“ am Spaten, um ihn desto tiefer in die Erde stoßen zu können. Auch der Schubkarren ist leicht, aber ziemlich tief und von beträchtlichem Fassungsraum; er wird demgemäß so schwer beladen, daß zwei Taglöhner, die an solche Arbeit nicht gewöhnt sind, an ihm zu heben hätten. Der zweite Arbeiter hilft beim Schieben, indem er den Karren vorn an einem Seile zieht, besonders wenn es gilt, denselben mit einem Ruck die steile Böschung hinanzubefördern. Diesen zweiten Arbeiter nennen sie scherzweise „das Fohlen“. Es gibt wohl keine andere Arbeit, die so schwer ist, wie diese Erdarbeit und dennoch wird sie mit Lust und guter Laune gethan. Unter Gesang, Scherz und Neckerei vergeht die Zeit.

Es ist in der That ein merkwürdiger Anblick, wie die hochgeschürzten Ärmel und Leinenhosen Muskeln und Sehnen bloßlegen, die in ihrer gewaltigen Spannung römischen Athleten Ehre machen würden. Und Bewunderung erregt die Schwungkraft und Leichtigkeit, mit der so ein Karren gefüllt und die schwere Erdlast auf den höchsten Damm hinaufgerollt wird. Der „Cubikmann“ arbeitet nicht im Taglohn, sondern nur nach dem Cubikmaß, daher rührt auch sein Name. Während der größten Hitze ruht die Arbeit und Alles schläft; lieber geht man schon um zwei oder drei Uhr Morgens ans Werk und schafft rüstig fort bis zehn Uhr; hierauf Rast bis vier Uhr Nachmittags und neue Arbeit bis in die späte Nacht. Um ungewöhnlichen Anstrengungen gewachsen zu sein, müssen sich die





Die Kurcza-Schleuse an der Theiß und ihre Hebmaschine.

Cubikleute gut und regelmäßig nähren. Auch versagen sie sich nichts. Speck, Pörkölt und Paprikás, über flackerndem Feuer im Kessel selbst bereitet, dazu Wein und Brod, sind ihre gewöhnliche Nahrung. Des Sonntags schlendern sie in die nächsten Ortschaften hinein und machen Anschaffungen für die ganze Woche: Lämmer, Spanferkel, Brod, Wein und Branntwein. Bei jedem größeren Unternehmen ist der Hauptunternehmer verpflichtet, auch eine Baracke zu errichten, wo Fleisch, Wein, Branntwein u. s. w. zu vorher bestimmten Preisen zu haben sind. Der ungarische „Cubikmann" jedoch kauft da nur das Allernothwendigste und beschafft das Übrige lieber in den Dörfern. Da die Bezahlung der Arbeit meist nur monatweise erfolgt, so entlohnen die Unternehmer ihre Leute mittlerweile an Geldesstatt mit Anweisungen, in der Form von kleinen Zetteln, die man „Jancsi-Banknoten" benannt und die der Barackenhalter dem vollen Werthe nach als Bargeld anzunehmen hat.

Die ungarischen Cubikleute leben im Allgemeinen sehr nüchtern und schicken von Zeit zu Zeit ihr Erworbenes nach Hause. Der gute Cubikmann muß eine regelmäßige Lebensweise führen, sonst kann er die unablässige Anstrengung nicht aushalten. Die besten Cubikleute kommen von Szegedin, Dorozsma, Szentes, Szeghalom, Titel, Hadház und überhaupt aus Csongrád, Békés und den angrenzenden Theiß-Comitaten. Der Cubikmann des Alföld weiß seinen täglichen Erwerb auf den Kreuzer zu berechnen und geht nicht eher

zur Ruhe, bis er nicht seine vorgesteckte Arbeit beendet hat. Am Ende der Woche gibt er mit der Genauigkeit des besten Ingenieurs an, wie viel er erworben hat.

Abends im hellen Mondlicht erscheinen diese Arbeiterniederlassungen völlig romantisch. Kaum ein paar Hundert Schritte entfernt schlängelt sich sacht der Fluß dahin und nimmt das ganze Ufer in seinen Spiegel auf; vor den Hütten flackert das Feuer und darüber kocht im Kessel das Paprikás, dessen Duft ringsum alle Gaumen kitzelt und die Laune der umher gelagerten Bursche erwärmt, so daß sie singend und lachend warten, bis es fertig ist. Einer und der Andere hat auch seinen treuen Haushund mitgebracht, der nun mit ganz besonderem Interesse die Vorgänge um den Kessel her verfolgt, da er weiß, daß auch er nicht zu kurz kommen wird, an Knochen wenigstens. Der und Jener hat seine Hirtenflöte mit, oder seine Zither, und wo die erklingt, schart sich die Gesellschaft dichter und lauter um die Hütte. Ein Weib, ein Kind ist nur hier und da zu erblicken, deßgleichen ein älterer Mann; Bursche und junge Ehemänner bilden fast ohne Ausnahme die Einwohnerschaft der Niederlassung.

Die Cubikleute des Alföld arbeiten nicht nur an Flußdämmen und Flußdurchstichen, sondern auch an Eisenbahndämmen und anderweitigen Schanzarbeiten. In neuester Zeit werden sie durch einzelne Unternehmer auch nach Serbien, ja nach Deutschland ausgeführt, da es schwer hält, so gute und geschickte Erdarbeiter anderwärts zu finden. Die Arbeit dieser Cubikleute hat jene Dämme errichtet, die seither nicht nur die Aufgabe haben, die Gewässer der ausgetretenen Flüsse an übermäßiger Ausbreitung zu hindern, sondern besonders auch dem Druck der ungeheuren Wassermasse zu widerstehen, welche zuweilen mehrere Meter hoch sich gegen ihre Böschung stemmt. Wenn aber diese Wassermassen eintreffen, wenn die Ausbuchtungen dieser oft mehrere Meilen großen natürlichen Becken bis an den Rand gefüllt sind, und wenn auch diesseits der Dämme die Innenwässer ausbrechen und die Wiesengründe und alle tiefer gelegenen Strecken überschwemmen, dann beginnt der Krieg, zu dessen siegreicher Führung weder die Kraft der Cubikleute, noch die der Gesellschaften ausreicht, so daß es gilt, die Kraft der Gesammtheit aufzurufen, die Kraft Aller, welche Arme und Beine rühren können.

Bei ruhigem Wetter mag das Wasser noch so hoch stehen, man bekämpft es mit kaltem Blute. Wo es so hoch steigt, daß es nahe daran ist, die Dammkrone zu überfluten, da wird ein Hilfsdamm aus frisch zugetragener Erde aufgeworfen, die man feststampft und durch eine vorgerammte Pfahlreihe befestigt. Wo Maulwürfe, Feldmäuse und Wasserratten den Dammkörper dermaßen durchlöchert haben, daß das durchsickernde Wasser jenseits wie ein Quell hervorsprudelt und den Damm mit Unterwaschung und Durchbruch bedroht, da findet sich immer ein unternehmender Mensch, der einen Strohpfropfen ergreift und auf der Wasserseite fünf oder sechsmal untertaucht, bis er endlich das Loch gefunden





Pfostenrammen auf dem Damme und Rammarbeiter.

hat und mit dem Stroh geschwind verstopft. Wo der Damm sich zu schwach erweist, wo sein Erdreich sich lockert, zu schwanken und sich zu senken beginnt, deßgleichen auch da, wo er auf lockerem, moorigem oder geradezu sumpfigem Boden steht und man befürchten muß, daß der ungeheure Wasserdruck, der auf eine Länge von hundert bis zweihundert Klaftern gegen ihn wirkt, ihn schließlich doch eindrücken, zurückdrängen und wohl gar umlegen werde, da rammt man eine Reihe mächtiger Pfähle vor dem Damm ein, wobei man zuweilen bis unter die Achseln im Wasser watet; man hämmert sie mit Schlägeln, Rammklötzen und Pilotirmaschinen kräftig ein, legt der Länge nach dicke Bretter an die Pfähle und schüttet dann Erde in den Raum zwischen Pfahlzaun und Damm. Wo die Strömung des Wassers trotz der Pfahlwand so stark ist, daß sie die hineingeschüttete Erde herausspült und fortträgt, oder wo an der Sohle des Dammes das Wasser so tief ist, daß die Errichtung einer Pfahlwand nicht gelingt, da schlichtet man Erdsäcke übereinander und durchflicht die Pfahlwand, wo eine vorhanden, mit Rohr, Reisig oder Weidenruthen und stopft sie dann mit Gestrüpp voll.

Es geschieht bisweilen, daß das Erdreich unter dem Damm, der von außen ganz tadellos aussieht, sich lockert, worauf der Wasserdruck vom Flusse her ihn zum Wanken bringt und auf der entgegengesetzten Seite des Dammes das Erdreich, wie von einer Schar Riesenmaulwürfe aufgewühlt, förmlich hervorbrodelt und der dickflüssige Schlamm

lavagleich hervorbricht. Bei Dammpartien, die auf sandigen Grund gebaut sind, ist es kein seltener Fall, daß das Erdreich unter dem Damm zu „fließen" beginnt. Dies geschah zum Beispiel bei der kürzlich eingestürzten Kis-Tiszaer Schleuse, wo der Sand unter dem Bau „in's Laufen kam". Dies sind die heimtückischesten Angriffe des Wassers, eine wahre Minirarbeit, welche den unterwaschenen Dammkörper zum Krachen und Stürzen bringt und dem Wasserschwall das Thor öffnet. An solchen gefährdeten Stellen setzt man „Käfige" oder geradezu Reservedämme auch in die innere Böschung des Dammes, während sonst aller Erdaufwurf vor dem Damme auf der Flußseite zu geschehen pflegt. Die Käfige sind starke Pfahlzäune, mit Erde, Gestrüpp, Stroh, Rohr ausgestopft; sie haben an solchen Punkten die emporgewühlten Erdmassen aufzufangen und die „Rutschung" in der Sohle des Dammes aufzuhalten. An den Stellen solcher Rutschungen und überhaupt an solchen Punkten, wo man plötzlichen Dammdurchbruch befürchtet, stellt man vor den gefährdeten Punkt ganze Schiffe, angefüllt mit Hunderten, ja zuweilen Tausenden von Kubikmetern Erde und Erdsäcken, bereit, im Augenblicke der Noth sammt ihrem Inhalt versenkt zu werden.

Im Allgemeinen verursacht das Herbeischaffen der Erde die meiste Mühe, da man sie nicht der Grundlage des Dammes entnehmen kann, was den Dammkörper schwächen würde; das Überschwemmungsgebiet ist selbstverständlich mit Wasser gefüllt, aber auch der gesicherte Raum neben dem Damme liegt meistens tief und ist daher im Überschwemmungsfalle gewöhnlich mehrere Fuß hoch mit aufquellendem oder durchsickerndem Wasser bedeckt. Das schmale Band des Dammes zieht zwischen dem Überschwemmungsgebiet und den Innenwässern, meerähnlich beide, dergestalt hin, als hätte man zwischen den beiden blitzenden Spiegeln mit dem Pflug eine schwarze Grenzfurche gezogen; sonst ist weit und breit kein Land zu sehen. Deßhalb muß die Erde meistens von entfernten Anhöhen, zuweilen vom jenseitigen Ufer des Flusses aus stundenweiter Entfernung auf Schiffen geholt werden.

Diese Schiffe sind meist Fahrzeuge mit flachem Boden und sehr verschieden an Form und Fassungsraum, sie variiren vom bauchigen Kahn bis zur Plätte von geringem Tiefgang. Die kleineren werden von kräftigen Ruderern gelenkt, die größeren an Schleppdampfern bugsirt. Eine große Rolle spielen beim Transport von Erde und anderem Schutzmaterial noch die Pontons, welche durch Leichtigkeit, bedeutenden Fassungsraum und die Möglichkeit, sie je nach Bedarf aneinander zu hängen oder aufzulösen, für die Schutzarbeiten sehr geeignet erscheinen, besonders wenn sie von fachkundigen, geübten Leuten, zum Beispiel Soldaten, verwendet werden.

Ohne militärische Hilfe ist nämlich an Schutzarbeiten größeren Umfanges kaum zu denken. Die Militärkommanden stellen auf Ansuchen der Civilbehörden stets mit größter

Bereitwilligkeit die Sappeur- und Pontonnier-Abtheilungen zur Verfügung, welche unter fachmännisch ausgebildeten Officieren mit wahrer Begeisterung und Selbstaufopferung daran gehen, die Habe der Bürger zu sichern; sie besetzen die meistgefährdeten Punkte und geben durch Disciplin und planmäßige Arbeit ein aneiferndes Beispiel, während sie zugleich mit den anderen Schutzarbeitern alle Mühen und Entbehrungen theilen, unter denen derartige Kämpfe vor sich gehen.

Trotz all dieser Schwierigkeiten wird der Vertheidigungskampf mit Vertrauen in den Erfolg, ja mit einer gewissen Kaltblütigkeit, unermüdlich fortgesetzt, so lange es nur gegen das Wasser zu kämpfen gilt.

Schlimmer aber wird die Lage, wenn der Wind dem Wasser zu Hilfe kommt. Dann geräth das meerähnliche Überschwemmungsgebiet in Bewegung, seine Gewässer bäumen sich in gewaltigen Wogen, welche der Sturm meilen- und meilenweit vor sich einherpeitscht, gerade auf den Damm los, gegen dessen Böschungen er sie wirft, um sie nochmals zu ergreifen und über die Krone des Dammes hinwegzuschleudern. Eine solche Welle reißt in ihrem Daherstürmen Menschen, Pferde, Material, Alles nieder, was sie auf dem Damme findet, und wirbelt es über die jenseitige Böschung hinab. Ganze Brocken beißt sie aus der Dammkrone heraus, und dort strömt dann die Sturmflut in wahren Cascaden ein. Die kalte Windsbraut, der ununterbrochen niederklatschende Wogenguß bedrängen die Menschen, welche meistens bis an die Knie im Kothe watend, die Höhe des Dammes zu behaupten und der Gefahr Trotz zu bieten suchen. So oft auch das Unwetter sie umreißt, immer wieder drängen sie vorwärts in verzweifeltem Kampfe. Schon bei Tage ist ein solcher Kampf furchtbar, wie nun erst bei Nacht, wenn die Fackeln, die der Sturm etwa nicht ausgeblasen, von den haushoch emporschlagenden Wogen ersäuft werden. In das Heulen des Windes, in das Klatschen der Fluten mischt sich das Geschrei der Menschen, dazwischen hämmern die Schlägel auf die Köpfe der Pfosten nieder und man hört das schwerfällige Niederplumpsen der Erdsäcke ins dunkle Wasser.

Und dieser Kampf dauert meistens wochenlang fort! Das ist das große Unglück bei diesen Überschwemmungen, daß die Dauer des Hochwassers jeder Berechnung entrückt ist. Alles andere läßt sich mit ziemlicher Genauigkeit berechnen: der Fassungsraum des Inundationsgebietes, die Menge des herbeiströmenden und abfließenden Wassers, der Druck desselben auf die Dämme, die Widerstandsfähigkeit der letzteren binnen eimem gewissen Zeitraum: das Verbleiben des Wassers allein steht in Gottes Hand und wie lange die Flut ihre Höhe behalten mag, das allein ist derjenige Factor, über dem sich kein Mathematiker und kein Ingenieur ein verläßliches Urtheil bilden und Rechenschaft zu geben vermag. In manchen Jahren schwillt das Wasser in einigen Tagen hoch an, läuft aber ebenso geschwind ab und die Gefahr droht blos einige Tage. Ein

anderesmal aber fließen immer neue Wassermengen zu und oft findet das Ende des zweiten Monats die Hochflut fast auf der Maximalhöhe vor. Daher gewähren die Dämme nie eine absolute Sicherheit gegen das Hochwasser, denn die Vertheidigungsarbeiten haben nicht blos die Höhe, sondern auch die Dauer des hohen Wasserstandes ins Auge zu fassen und die Dämme, welche gegen eine Hochflut von einigen Tagen sich so ziemlich bewähren könnten, können gegen dieselbe im Andauerungsfalle keinen so erfolgreichen Widerstand leisten als in der ersten Periode.

Die Chronik verzeichnet nur die tragisch verlaufenden Kämpfe mit allen Einzelheiten, diejenigen, in denen das verheerende Element den Sieg davongetragen; über die aber, in denen Verstand, Kraft, Ausdauer und Selbstaufopferung des Menschen gesiegt hat, geht sie zur Tagesordnung über. Und doch, wie viele Beispiele des Heldenmuthes, der erstaunlichen Tapferkeit könnte sie aufzeichnen aus solchen Kämpfen jener schlichten Soldaten der friedlichen Beschäftigungen!



Hochwasserpegel.



Ungarische Volksbräuche.

Die ungeschriebenen Gesetze des Volkslebens sind die Gebräuche und Umgangsformen, welche sich von Geschlecht zu Geschlecht forterben. Liebe und Klage, Erregungen und Vergnügungen, Spiele und Feste, Haus, Bett und Tisch, Arbeit und Brod, Thränen und Schweiß, Wiege und Sarg des ungarischen Volkes, alle die Zieraten, Blüten und Thautropfen seiner sprichwörtlich verschmolzenen Lust und Trauer will dieser Aufsatz versuchen zu einem Bilde des magyarischen Volkslebens zusammenzufassen, wie es sich auf den Ebenen der Donau und Theiß und im Bereiche der umliegenden Hügelwelt äußert. Beginnen wir mit dem Frühling, des Lebens Mai.

Hochzeit. — Wie überall auf der Welt, so geht es auch in der ungarischen Ebene: die jungen Herzen finden sich bei Zeiten und es

entwickelt sich zwischen den „Liebenden" ein zartes, sittsames Verhältniß. Gelegenheit, eine Bekanntschaft zu machen und sie zu befestigen, bietet der Spielplatz, der grüne Anger, die Spinnstube, das Weinhüten, die Ernte, das „Kukuruzschleißen"; das ist eine Art öffentliches Geheimniß, die Eltern haben nichts dagegen. Die Treue ist bei einem solchen Verhältniß unverbrüchlich; ruhig kommt der Bursche seiner Militärpflicht nach und schreibt nie einen Brief an seine Eltern, ohne sein Mädchen „mit viel guter Gesundheit" grüßen zu lassen, und ebenso getreu harrt diese der Heimkehr des Liebsten.

Die Bursche aus der Taglöhnerclasse haben wohl auch ein Herz, aber diesem schreibt das Leben strengere Gesetze vor und sie würden es für leichtsinnig halten, sich früh zu versprechen. Sie müssen sich erst allerlei Schnickschnack zusammensparen, einiges Kleingeld auf Heiratskosten, einen Lodenmantel für den Sonntag und einen für den Werktag; dann erst wagen sie es, ein Wörtlein mit einer Person ihres Schlages zu reden, und wenn dieses Wort einen guten Ort findet, stellt sich die Dirne neben den Burschen als sein Gespan und sie ernten zusammen. In den Erntelohn theilen sie sich zwar nach gewohntem Verhältniß, aber sie haben ihn doch gemeinsam verdient und es ist klar, daß das nur mit einer Hochzeit enden kann.

Ein Verhältniß, das in solcher Weise schon offenkundig geworden, wird bei Reich und Arm äußerst selten gelöst. Zu den selteneren Fällen gehört es auch, und meist ist dann Rache oder Elternstolz schuld daran, daß der Bursche sich sein Weibchen aus einer anderen Ortschaft bringt; er muß aber auch gehörig dafür büßen, auf diese oder jene Art, besonders wenn er sich ein berühmtes Mädchen geholt hat. Und auch das berühmte Mädchen mag sich ordentlich zusammennehmen, um in der neuen Heimat aller Kritik gewachsen zu sein, denn wenn ihr Gesicht oder Wuchs, ihre Haltung oder Mitgift nicht gefällt, kriegt sie leicht zu hören: „Um die war's auch schade, so viel Pferde einzuspannen." Nicht minder selten kommt es vor, daß jüngere Geschwister, besonders Mädchen, vor den älteren heiraten. Das ist auf der ganzen Welt so eingerichtet, seit Erzvater Jakobs Zeit, und der Ungar hat dafür das Gleichniß: „Das weiche Brod wird nicht angeschnitten, ehe das harte alle ist."

Das ungarische Volk nennt ein heiratsfähiges Mädchen im ganzen Lande „verkäuflich" (eladó) und den Bräutigam den „kaufenden Mann" (vőlegény = vevő legény). Diese Ausdrücke erklären sich dadurch, daß man die Mädchen ursprünglich nicht umsonst bekam, wie es denn auch jetzt noch Gegenden gibt, zum Beispiel in Baranya und im Ormánság, wo die Mädchen hoch im Preise stehen. Gewöhnlich bezahlt man 40 bis 60 Gulden; ist aber das Mädchen besonders wohlgerathen, gesund, kräftig und schlank von Wuchs, wie eine „gebundene Garbe", und hat sie etwa noch schwarze Augen und schwarzes Haar, singt sie hübsch, arbeitet sie flink und stammt aus anständiger Familie, so steigt ihr Preis leicht bis 200 Gulden.

Vergebens thun die Käufer entrüstet, vergebens suchen sie den Preis der Waare zu drücken. „Schön, schön, nun ja, fürs Auge! Aber ihre Haltung ist nicht stattlich genug. Und das Gesichtchen ist gar so weiß; man sieht, Ihr habt sie so recht unter dem Glassturz gehalten. So ein verhätscheltes Dirnchen taugt nicht sonderlich zur Arbeit; und wir brauchen eher einen Fruchtbaum, als eine Topfblume". Just in diesem Augenblick erscheint das Mädchen vor den Fremden, die im Hausgang sitzen. Sie trägt einen Eimer Wasser auf dem Kopfe. Einen Augenblick hält sie inne, schlank wie eine Ceder, wünscht verschämt ihren „guten Abend", langt dann mit beiden Armen zu den Henkeln des Eimers empor, hebt ihn in leichtem Schwunge herab und stellt ihn sachte an seinen Platz. Und sie sagt dabei nicht einmal: „Das soll mir eine Topfblume nachmachen". . . . An ihrer Statt aber läßt sich der Bräutigam vernehmen. Das heißt, er sagt kein Wort, wohl aber zupft er den Herrn Vetter kräftig am Mantelärmel, damit er doch schon einmal aufhöre, das Mädel dort zu schmähen; und da merkt der Herr Beistand, daß es nun wohl bei den 200 Gulden bleiben müsse. So sagt er sie denn richtig zu, die Sache ist in Ordnung, der Tag der Verlobung wird festgesetzt und erst auf dem Heimweg kriegt es der Bräutigam vom Beistand zu hören: „Was war denn nun das wieder für eine Übereilung, sie hätten sie ja auch billiger hergegeben."

Darum heißen die Mädchen im Ungarischen „verkäuflich" und die Bräutigame die „Käufer". Indes gehört der Kaufpreis nicht etwa den Eltern, sondern dem Mädchen und sie verfügt darüber nach Belieben, entweder zur Vervollständigung ihrer Ausstattung, oder in den meisten Fällen indem sie das Geld capitalisirt und, selbst wenn es in das Vermögen des Gatten eingeschmolzen wird, streng in Evidenz hält.

Eine einzige Tochter freilich ist nicht „verkäuflich", sondern für sie sucht man einen Bräutigam aus, den strammsten Burschen, schön, ehrlich, arbeitsam; er hat wohl auch schon vorlängst den Namen ihrer Familie angenommen und ist auf Grund dieses Namens Mitbesitzer der Landwirthschaft geworden. Freilich, wehe ihm, wenn er den hochgespannten Erwartungen nicht entspricht; die scharfe Zunge der Schwiegermutter macht den armen Ehemann gar bald zum „Wehemann".

Übrigens wimmelt es um die Ehevermittlung her von halbofficiellen Figuren und die jungen Ehecandidaten gehen durch eine ganze Reihe von Händen, ehe sie vor den Geistlichen gelangen, welcher Moment aber auch seinerseits nur wieder der Mittelpunkt der Eheschließungsgebräuche ist, eines ganzen Systems von Feuer- und Wasserproben, bis das Pärchen endlich sagen kann: „Nun sind wir beisammen."

Unter diesen unberufenen und halbofficiellen Figuren ist die wichtigste der „Satan zu Fuß", wie man stellenweise die Heiratsvermittlerin nennt, während sie anderwärts andere drastische Titel führt. Sie ist eine Vertrauensperson, mitunter sogar ein

Vertrauensmann, und hat die Aufgabe, gegen ein zuweilen ausbedungenes Honorar beide Häuser unter der Hand auszukundschaften, ihre Wahrnehmungen hüben und drüben an den Mann zu bringen, unter gehöriger Anpreisung und Überredung, unter Botendiensten nach beiden Seiten, kurz unter allerlei Diplomatie, bis schließlich die Sache so weit reif ist, daß sie sagen kann: es ist alles in Ordnung.

Und doch, wie lange wird es noch währen, bis wirklich alles in Ordnung sein wird. Aus den Händen des „Satans zu Fuß" geht der heiratslustige Bursche in die Obhut seines Beistandes über, der mit ihm oder ohne ihn einen Besuch im „Mädchenhause" macht. Dort zupft die Hausfrau einige Stämmchen aus dem an der Thürangel hängenden Bündel von Minze und Lavendel, zerreibt sie zwischen ihren Händen unter der Nase der Ankömmlinge und hört zu, wie der Beistand in feierlicher Stellung — denn stehend wird ein Mädchen gefreit — den Zweck des Besuches erklärt. Dies ist die Werbung, auf die jedoch kein sofortiger Bescheid erwartet wird; es ist ja selbstverständlich, daß selbst, wenn die Werbung willkommen ist und die Leutchen schon über gewisse Formalitäten hinaus sind, die Schicklichkeit einige Tage der Überlegung fordert. Die Länge der Frist, für welche der Bescheid vertagt wird, läßt bereits ahnen, in welchem Sinne derselbe erfolgen wird. Eine kurze Frist ist von günstiger Vorbedeutung, eine lange von ungünstiger.

Ist die Antwort zustimmend ausgefallen, so erscheint an einem bestimmten Tage der Bursche wieder in Gesellschaft seines Beistandes und zuweilen noch etlicher älterer Verwandten, um im „Mädchenhause" eine gleiche Anzahl von Vertrauensmännern vorzufinden. Nun erfolgt das Versprechen, indem Werbung und Zusage feierlich wiederholt werden, worauf eine kurze Mahlzeit folgt und der Abend der Verlobung festgesetzt wird.

In der Zeit zwischen Versprechen und Verlobung stattet das Mädchenhaus im Burschenhause einen Gegenbesuch ab, der als „Herdschau" (Hausfeuerschau) bezeichnet wird.

Endlich erfolgt die Verlobung, officiell auch noch als „das Beisitzen" bezeichnet. Bei dieser Gelegenheit nämlich sitzen Bursche und Mädchen zum ersten Mal öffentlich neben einander. Bei Tische allerdings nicht. Denn nach alter Sitte des magyarischen Landvolkes setzt sich die Frau (wenn sie nicht etwa Gast ist) nicht an den Tisch, und zwar keineswegs nur aus schuldiger Achtung gegen das männliche Geschlecht, sondern auch weil die Hausmutter, solange sie nicht ganz altersschwach geworden, unabhängig über Küche und Vorrathskammer schaltet und sich daher ohnehin nicht hinsetzen kann; daß aber eine Jüngere bei Tische sitze, während die Mutter aufwartend hin und wieder hastet, wäre die größte Unschicklichkeit. Dieses „Beisitzen" hat also einen ganz anderen Zweck. Das junge Paar erhält dadurch Gelegenheit, im „Kleinhaus" oder draußen auf dem Hausgang ohne Zeugen zu verkehren. Die Heiratsvermittlerin schickt das Mädchen unter irgend einem Vorwand hinaus: „Geh', mein Kind, im Kleinhaus ist der Mohn ausgelaufen, fege ihn wieder



Brautwerbung.

zusammen." Dann gibt sie dem Burschen einen Puff in den Rücken: „Und du, mein Sohn, geh' und hilf ihr." Der Bursche geht hinaus und überreicht dem Mädchen das Verlobungsgeld (eine Anzahl Silberthaler und zuweilen auch ein Schmuckgegenstand), nebst einem oder mehreren seidenen Halstüchern; das Mädchen erwidert dies mit einem gestickten Hemde, als Ergänzung jener künstlich ausgenähten Taschentücher, die sich der Bursche schon vorher angeeignet hat. Das ist das Verlobungshemd, das der Bräutigam bei der Trauung tragen wird. Bei den Jazygiern gibt das Mädchen dem Burschen auch noch ein großes Seidentuch, welches ihm später als Hochzeitsfahne dienen und unter dem er am Tage vor der Trauung mit seinen Freunden paarweise zum Mädchenhause reiten wird, um die Aussteuer der Braut zu holen. Dann gibt sie ihm noch einen Strauß von künstlichen Blumen, den sich der Bräutigam sogleich an den Hut steckt und bis nach erfolgter Trauung dort stecken läßt.

Nach dem „Beisitzen" kommen die beiden Sünder wieder zum Vorschein. „Kommt doch endlich herein; das bißchen Mohn müßt ihr ja längst zusammengefegt haben." Der Bursch läßt sich an den Tisch herannöthigen, wo schon seit einiger Zeit in aller Gemüthlichkeit über innere und äußere Obrigkeiten, wie nicht minder über die Regierung losgezogen wird, das Mädchen aber betheilt die Beistände mit bunten Tüchern aus Leinen oder Seide. Und damit ist nun die schöne Zeit des Burschen- und Mädchenlebens abgeschlossen; keines von beiden läßt sich mehr an einem öffentlichen Orte blicken. Das Mädchen wird „zum Welken" abgeschlossen, worunter man die Arbeiten begreift, welche die Vervollständigung der Aussteuer etwa noch erfordert.

Und doch ist eigentlich der Hochzeitsvater derjenige, der „zum Welken" verurtheilt ist. Nicht wegen der Hochzeitskosten, auf die er sich ja seit einem Jahre vorbereitet, besonders auch durch fleißiges Mästen von Vieh und Geflügel und Aufbewahren des Besten, was Feld und Weingarten geliefert. Weit größere Sorge bereiten ihm die Zigeuner. Denn wohl gibt es in den Städten fünf oder sechs tüchtige Musikbanden, denen es auch nicht an Erwerb fehlt, auf dem Dorfe aber — und gerade da kommen die Trauungen gleich gruppenweise vor — gibt es entweder welche, oder es gibt keine. Oft muß die „Bande" von weither insgeheim mittelst eines ansehnlichen Handgeldes verschrieben werden und selbst dann steht immer ein wenig zu fürchten, daß dieselbe schließlich mit „Brachialgewalt" zu Hause festgehalten wird, dazu „halte sich ja das Dorf eine Bande" und die „Heimat" gehe dem „Auslande" vor.

Für das Hochzeithalten gibt es drei Saisons. Die erste ist der „Lämmerfasching", im Herbst, wenn der Wein ausgegohren ist, Überfluß an Brod herrscht und Vieh und Geflügel gut im Fett stehen. Die zweite ist der „große Fasching", vom Dreikönigstag bis zum Faschingdienstag. Die dritte ist der „grüne Fasching", von Ostern bis Christi

Himmelfahrt. Man sieht, es fehlt nicht an Faschingen, man braucht sie aber auch, denn es fehlt auch an Hochzeiten nicht. Ein Ungar wird bei gesundem Leibe nicht leicht zum alten Junggesellen und auch die Mädchen im Lande sterben nicht im Jungfernkranz.

Bei den Hochzeiten im Herbst gibt es mehr Lärm und Getümmel, sie sind die interessantesten, schon weil um diese Zeit die Massentrauungen stattfinden. Gar nicht selten werden 15 bis 20 Paare zugleich getraut und in solchen Fällen kann man wohl sagen, daß das ganze Dorf eine Woche lang nichts thut, als Hochzeit halten. Die Hochzeit findet nämlich nur dem Namen nach an einem Tage statt, in Wirklichkeit dauert sie die Woche durch. Am Montag versammeln sich die näheren Verwandten, Holz klein zu machen, Tische und Bänke zusammenzutragen; Dienstag werden das junge Rind (bei Bemittelteren auch zwei), die Schafe, das Geflügel geschlachtet, gesengt, gerupft; Mittwoch ist der eigentliche Hochzeitstag, der sich bis in den Donnerstag hinein erstreckt; der Freitag findet die Gevattern noch so recht beisammen; Samstag kommen die näheren Verwandten herbei und helfen diese umgekehrte Welt wieder auf die Füße zu stellen; Sonntag endlich findet das Hochzeitsmahl statt.

Kein Wunder, daß sowohl aus sittlichen, als auch aus materiellen Gründen die bürgerlichen und kirchlichen Behörden schon seit jeher bestrebt waren, diese kostspieligen Festlichkeiten zu beschränken. So ist vom Anfange des vorigen Jahrhunderts eine stets auf dem Papiere stehen gebliebene Verfügung vorhanden, laut deren im ganzen weiten Umkreise des Kecskeméter Alföld „das eine Mittag- und Abendessen am Hochzeitsmittwoch sowohl für den Wirth, als auch für die Gäste und die ‚tapferen' Gesellschaften genügend sein" und unter Anderem „verboten sein solle, Bursche zu Pferde, mit Flinten und Narretheien beizuziehen".

Das kirchliche Aufgebot erfolgt binnen zwei Wochen. Am Sonntag des mittleren Aufgebots geht im Mátyusföld die Braut bekränzt, der Bräutigam den Blumenstrauß am Hut, zur Kirche hinan. In den Städten der mittleren Theiß findet am Abend dieses Tages auch das „Küssen" statt. „Der Bursche geht zum Küssen", das heißt: er bringt seiner Braut ein Tüchlein voll winziger Äpfel, die sie in jenem denkwürdigen „Kleinhaus", in dem nämlichen, wo sie miteinander den ausgelaufenen Mohn zusammengefegt, gemeinschaftlich verzehren, und zwar so, daß erst der Bursche ein Stück abbeißt, dann das Mädchen, und jeder Bissen mit einem Kuß gewürzt wird. Bei dieser Gelegenheit wird auch der Hochzeitstag endgiltig festgestellt.

Mittlerweile tritt, drei bis vier Tage vor der Trauung, eine neue officielle Persönlichkeit der Heiratsgeschichte auf den Schauplatz, nämlich der Hochzeitsbitter.

Der Hochzeitsbitter wird auf dem Dorfe unter den Kameraden des Bräutigams ausgewählt, in manchen Ortschaften jedoch bekleidet man sowohl mit diesem Amte, als auch

mit dem des Beistandes, einen eigenen verheirateten Mann, der im Labyrinthe der Ceremonien gut Bescheid weiß, eine Menge gereimter Sprüche, Scherze, lustiger Streiche und dergleichen zur Verfügung hat und überhaupt ein Mensch von lebhaftem Geiste und gefälligen Manieren ist. Ehe der Hochzeitsbitter an seine Einladungen geht, erscheint er im Brauthause mit einem langen geraden Stab in der Hand, den die Braut mit einem rothen Apfel und einem Rosmarinstengel schmückt, worauf sie an den Griff desselben noch ein buntes Leinen- oder Seidentüchlein bindet. So ausgestattet macht nun der Hochzeitsbitter die Runde bei den einzuladenden Familien, wo er in folgenden Ausdrücken seines Amtes waltet:

„Gebe Gott einen glücklichen guten Tag Euch Allen insgesammt! Ich bitte um Entschuldigung von wegen meines dreisten Eintretens. Durch mich lassen Euch Herr und Frau N. N. grüßen und entbieten, daß es Euch nicht beschweren möge, bei der Hochzeit ihres Sohnes N. N. mit der ehrsamen Jungfrau N. N., Tochter des Herrn N. N., und zwar zuerst in der Kirche bei Ablegung des Gelöbnisses, hernach aber in ihrem ehrenwerthen Hause zum ehrbaren Genuß einer oder zweier Schüsseln Speise und eines oder zweier Gläser Weines zu erscheinen. Eßzeug — Messer, Löffel, Gabel — möchtet Ihr mitbringen. Gott segne Euch!"

Die Eingeladenen danken für die Ehre und sagen zu. Der Hausherr wartet dem Boten mit einem Glase Wein auf, die Tochter aber bindet ein Tuch oder wenigstens ein farbiges Band an seinen Stab, der denn auch, während der Hochzeitsbitter seinen Rundgang beendet, mit Tüchern und Bändern ganz beladen, einem in voller Blüte stehenden Fliederbusch immer ähnlicher wird. Die Hochzeitsbitter von Fach betreiben dieses Amt nur bis zu einem gewissen Alter; in der Regel feiern sie bei ihrer dreihundertsten Hochzeit ein Jubiläum und rücken dann in die Stellung eines Beistandes vor.

Das Tuch spielt bei jedem feierlichen Anlaß des ungarischen Volkslebens unter den Geschenken und Gebrauchstücken der Ceremonien eine hervorragende Rolle. Hochzeitsbitter, Beistand, Bräutigam, Alle bekommen sie Tücher, das Hochzeitsvölkchen bindet seinen Pferden Tücher an die Zäume, die Täuflinge werden von ihren Pathinnen mit Tüchern reich beschenkt, ja selbst dem Geistlichen pflegt man an manchen Orten ein Tuch zu verehren.

Es gibt Gegenden, wo es nicht Sitte ist, daß Bursche und Mädchen, besonders letztere, an einer Hochzeit theilnehmen; meistens aber dürfen sie dies nicht nur thun und thun es auch wirklich, sondern sie haben auch das Recht, nach vorhergegangener Anmeldung ihrerseits ihren Geliebten, beziehungsweise Geliebte, die ja als ihre Verlobten gelten können, eigens einzuladen, die dann auch ohne weiters erscheinen, aber nur um zu tanzen; Essen und Trinken nehmen sie unter keiner Bedingung an und benehmen sich überhaupt sehr sittsam.

Die Eingeladenen wetteifern in der Übersendung verschiedenartiger Geschenke. Am Vortage sind dies Lämmer und Geflügel, am Hochzeitsmorgen Tortengebäck und gezuckerter „Strudel", bei deren Eintreffen die versammelten jungen Leute schon wacker tanzen und zum Dank auch den Überbringer des Geschenkes, und wäre das selbst zufällig



Brautführer.

eine bejahrtere Frauensperson, ein Tänzchen machen lassen. Unter den Geschenken ist das merkwürdigste das der Brautführerin. Als solche fungirt die nächste und ehrwürdigste Verwandte aus einer der beiden Familien; sie ist eine Art Lady Patronesse und ihre Würde beim Feste entspricht der des Beistandes. Die Brautführerin schickt ihr Geschenk nicht selbst hin, sondern drei Brautführer müssen es holen. Der Eine nimmt den voll beladenen, roth bebänderten Korb auf seinen Kopf und seine beiden Genossen geleiten ihn singend, zuweilen auch mit Musik, die Straße entlang zum Hochzeitshaus.

Am Tage vor der Trauung stellen sich der Bursche und das Mädchen dem Geistlichen vor, zur „Censur"; da müssen sie sich nämlich aus der Religionslehre prüfen lassen. Dem Mädchen macht das nicht viel Sorge, denn sie ist fleißig zur Schule und Kirche gegangen und hat auch nicht viel Zeit gehabt, zu vergessen; dem Burschen aber kommt die Sache oft sauer genug an, er kann nicht alle Gebete auswendig und nimmt daher bei Zeiten ein paar Privatstunden bei dem Herrn Beistand oder einem andern Schriftkundigen, um nicht etwa gleich im Vaterunser stecken zu bleiben. Übrigens halten es auch die Beistände für ihre Pflicht, dem Seelenhirten gegenüber die weltliche Gebrechlichkeit des Burschen soviel als möglich zu stützen und zu flicken. Bei dieser Gelegenheit überreicht die Braut dem Geistlichen ein eigenhändig gewebtes Linnentuch als „Lösung des Jungfernkranzes". Den Polterabend (die Nacht vor der Hochzeit) bringen die Kameradinnen der Braut bei ihr zu; dieser Brauch aber (das „Maidnachten") wird nur mehr an wenigen Orten geübt.

Am Hochzeitsmorgen (mitunter schon am Tag vorher) erscheinen die Beistände des Burschenhauses im Mädchenhause, um die Braut „auszubitten". In Versen oder Prosa recitiren sie gewandt die Geschichte von der Begegnung des Knechtes Eliezer mit der schönen Tochter Bethuels, was ein Gleichniß sei für ihre eigene dermalige Sendung. Mit den ungarischen Beiständen ist aber nicht so leicht umzuspringen, als seinerzeit mit Bethuel. Denn so gern auch die Braut bereit wäre, dem treuen Eliezer zu folgen, ihre eigenen Beistände legen ihr so viele Hindernisse in den Weg, daß ihr, wenn sie sie nur gelesen hätte, gewiß die Worte des Dichters einfallen würden: „Die Ehen werden zwar im Himmel geschlossen, die Ceremonien dazu hat aber der Teufel erfunden."

Auf die wohlgeschniegelte Anrede des „ausbittenden" Beistandes entgegnet der „herausgebende" Beistand trocken: „Heraus geben wir sie, aber nur für Geld." — „Wenn es nur Geld kostet", versetzt der Herausgeforderte und greift unverweilt in die Tasche seines Mantels, aus der er eine Handvoll Scheidemünzen herausholt und auf den Tisch legt. — „Das ist kein Geld", sagt der „Herausgebende" geringschätzig, „ich seh' es ja von hier aus, Kreuzer und Sechser hat jedes Kind. Wir brauchen Geld". Nun beginnt der „Ausbitter" neuerdings im Ärmel seines Lodenmantels herumzustöbern und es gelingt ihm wirklich, das bar mitgebrachte „Geld" ans Tageslicht zu fördern. (Es ist die kleinste Münzeinheit aus der Zeit Maria Theresias.) „Da habt Ihr's!" — „Gut, jetzt geben wir das Mädchen heraus, aber sie darf nur bis zum Hausgang gehen. Unser Mädchen ist so zart gewöhnt, daß sie keine bloße Erde betritt. Vom Gang bis zur kleinen Thür müßt Ihr ihr den Weg mindestens mit Kreuzern belegen. Wir verlangen nicht einmal viel. Der erste Schritt ein Kreuzer, der zweite zwei, und so fort jeder weitere Schritt das Doppelte des vorhergehenden. Achtzig Schritt sind das Ganze. Ihr werdet dran nicht sterben."

Wenn die Beistände diesen Progressionsscherz nicht kennen, setzen sie sich hin und fangen wirklich an, zu rechnen. Der ganze Tisch wird mit Nullen vollgeschrieben und beim dreißigsten Schritt steht schon der Schweiß auf ihren Stirnen und sie müssen eingestehen, daß sie nicht so viel Geld mitgebracht haben. Ein erfahrener Beistand ist aber mit dem Gegenbescheid gleich im Klaren: „Das wäre doch zu viel Arbeit, die vielen Kreuzer hinzulegen und wieder aufzuheben; bringt lieber eine Wage, ich werde sie Euch nach dem Gewicht zuwägen.“ Eine so große Wage haben sie freilich nicht im Hause, und so stehen sie lieber von der Forderung ab. Statt dessen kommen sie nun mit Räthselfragen: Wer war der erste Selige? (Der gekreuzigte Schächer, dem der Herr sagte: „Heute wirst du mit mir im Paradiese sein.“) — Wann war eine Seele in zwei Leibern? (Als Jonas im Bauche des Wallfisches stak.) Auf diese Fragen heißt es antworten, oder ihnen mit solchen Fragen entgegnen, auf welche die „Herausgebenden“ ihrerseits nicht gefaßt sind, sonst wird das Mädchen nicht herausgegeben. Überall aber finden sich Delilas, die es nicht zum Äußersten kommen lassen, so daß nach vielen Hin und Her die Braut schließlich doch herausgegeben wird, nicht ohne eine feierliche Standrede des herausgebenden Beistandes. Jetzt fällt die Braut ihrer Mutter weinend um den Hals, küßt ihrem Vater die Hand, küßt auch die Geschwister der Reihe nach und verläßt dann das Vaterhaus.

Glockenklang und Flintenschüsse, neue Missionen der Hochzeitsbitter, und nach Möglichkeit gleichzeitig verlassen beide Hochzeitszüge die betreffenden Häuser, um bei der Kirche zusammenzutreffen. An der Spitze jedes Zuges geht die eine Hauptperson des Festes: hier der Bräutigam, dort die Braut. Vor und neben ihnen rechts und links gehen Hochzeitsbitter mit ihren Stäben, hinter diesen auf jeder Seite ein Fahnenträger; die Fahne besteht aus einem großen farbigen Seidentuche und die Spitze der Fahnenstange ist mit farbigen Bändern geschmückt. Hinter diesen reiten wiederum rechts und links zwei bis vier Paar Bursche auf bunt befransten, von Tüchern umflatterten Pferden, Blumensträuße an den Hüten, die „Mente“ (Überwurfjacke) leicht über die Achsel geworfen und die blankleinenen Hemdärmel frisch in der Luft flatternd; dicht hinter der Braut das weibliche und hinter diesem das männliche Publicum, welche Reihenfolge sich hinter dem Bräutigam umkehrt. Das Haupt der Braut ist hie und da noch nach alter Sitte mit einem funkelnden Jungfernkranze geschmückt, auch mit Rosmarin, zumeist aber mit einem Myrtenkranze und einem reichen weißen Schleier darüberhin; im Dahinschreiten hält sie den Blick gesenkt („sie schaut auf ihre Schuhspitzen“), bis die Kirche erreicht ist, wo die beiden Züge sich begegnen. Der Bräutigam trägt die feiertägliche Volkstracht der Gegend, im Alföld also ungarische Tracht gewöhnlich aus dunkelblauem Tuche und darüber die umgeworfene „Mente“ oder den runden Mantel. Das Gefolge des Bräutigams hält zuerst seinen Einzug in die Kirche, zum Zeichen, daß der Mann zu warten hat. Die Fahnenträger und Berittenen halten vor

dem Thore Spalier, bis die Trauung zu Ende ist. — Die unvermeidliche Zigeunerbande beschließt den Hochzeitszug und spielt auf dem Hinwege einen langsamen Ungarischen oder einen Marsch, gewöhnlich den Hunyady-Marsch; auf dem Rückwege geht es schon geräuschvoller her, ein feuriger Csárdás wird losgebrannt und besonders häufig hört man das Aufjauchzen des Tolnaer Hochzeitsliedes, unter den Freudenrufen der Gäste und dem Knallen der Pistolen. Diese Pistolen richten zuweilen auch einigen Schaden an; dann wird dem unglückseligen Kanonier aufgebracht, er habe die Mündung der Waffe mit dem Daumen zugehalten, um den Knall stärker zu machen.

In den Gegenden von Abauj-Zemplén hat der Hochzeitszug auch kleine Hindernisse zu überwinden. Übermüthige Bursche drehen Stricke aus Heu und Stroh und spannen sie quer über den Weg des Zuges, dem Hochzeitsbitter liegt es nun ob, mit einem einzigen Säbelhieb diesen Knoten zu zerhauen. In der Regel gelingt dies, mitunter aber läuft, dank dem erwähnten Übermuth, eine Rebschnur oder gar ein Draht durch das Strohseil und dann geht es auf einen Hieb nicht entzwei. Der Hochzeitsbitter muß also vom Pferde steigen und unter allgemeiner Heiterkeit mit dem Messer vollenden, was er mit dem Säbel schlecht begonnen.

An manchen Orten herrscht auch die Sitte, daß nach der Trauung jede Partei an ihren Ausgangspunkt zurückkehrt, also auch die Braut ins Haus ihres Vaters, woselbst sie bis nach der Mittagsmahlzeit verbleibt, um dann vom Wagen des Bräutigams unter einem Geleite von Berittenen abgeholt zu werden. Die Bursche gehen hinein, nur einer bleibt draußen, ein Gesell, der sich als altes Weib verkleidet hat und, emsig die Spindel drehend, den Gaffenden die gute Lehre gibt, daß jedes Mädchen so beschaffen sein müßte wie er, der sogar zur Hochzeit den Spinnrocken mitbringe. Drin im Hause wird mittlerweile die Braut verlangt, auch möchte sie ohne Weiteres mitgehen, aber siehe da, nun tritt ihr der Herr Rector, oder der Herr Kantor in den Weg und hält ihr, ehe sie entlassen wird, eine prächtige Abschiedsrede in Alexandrinern, mit Bezug auf Vater, Mutter, Großeltern und Geschwister. Ströme von Thränen werden vergossen, das Weinen ist ansteckend; glücklicherweise stampfen die Pferde vor Ungeduld und ein Gleiches thun die Bursche, das Mädchen muß sich also endlich doch vom Mutterherzen losreißen und zieht durch die Gassen des Dorfes, von allen Burschen begleitet, unter Musik und Geknall nach dem Hause des jungen Gatten. Auf den Armen wird sie vom Wagen gehoben, aber ehe sie sich zu den Gästen begibt, macht sie in der Küche Halt, setzt sich auf einen Schemel unter den Schornstein, nimmt ein kleines Kind auf ihren Schooß und verzehrt aus einer Schale etwas Honig, während sie auch jedem Umstehenden einen Bissen Kuchen, in Honig getaucht, verehrt. All das als Zeichen der Häuslichkeit, der Liebe zu ihren Kindern und der Sanftmuth, deren sie sich befleißigen wird. Bei den Jazygiern erwartet sie die Mutter



Hochzeitszug.

des Gatten auf dem Hofe und reicht ihr einen Bissen Brod, zum Zeichen, daß sie sie als Mitglied ihrer Familie und Theilhaberin ihres Brodes erkenne. Das Brod dient auch als Smybol des Ausscheidens aus der Familie. Der im Hause verbleibende Theil ergreift nämlich einen Laib Brod, schneidet ihn in zwei gleiche Hälften und reicht die eine dem ausscheidenden Theile. Nun haben sie „getheiltes Brod".

Aber der eben geschilderte Brauch ist nur eine Ausnahme. An den meisten Orten geht die Braut von der Kirche am Arme oder an der Seite des Bräutigams in ihr neues Haus, wo das junge Paar vom Hochzeitsbitter begrüßt wird und wohin auch die Gäste des Vaterhauses gefolgt sind; sie bleiben dort während des Tanzes vor dem Mittagsschmaus, bei gutem Wetter auf dem Hofe, bei schlechtem im „Großhause", bis die Tanzenden endlich durch die Tafeldecker hinausgetrieben werden. Das Tischdecken geschieht unglaublich flink. Aber das ist kein Wunder, denn Tags vorher hat man eine förmliche Generalprobe abgehalten, bei der alle Rollen genau vertheilt wurden, und unter schwerster Verantwortlichkeit hat da jeder Einzelne, der Brodschneider und Weinträger und Tellerwechsler und so fort, seine Aufgabe zu erfüllen.

Der oben geschilderte Hochzeitszug gestaltet sich noch lebendiger, wenn die Braut ihr Dorf verlassen muß. Das ist der Bräutigam seinem „berühmten Mädchen" schuldig, aber auch seiner Heimat, denn es soll klar am Tage liegen, daß er und die Seinen auch nicht im Storchennest ausgebrütet worden. Auf 15 bis 20 Wagen führt er sein Hochzeitsvolk von dannen; jedes Pferd hat an den Ohren farbige Tücher flattern, auf dem Rücksitz jedes Wagens sitzen drei muntere junge Frauen, deren Gesang gar nicht verstummen will; auf dem Kutschersitz schwingen die Bursche und jungen Ehemänner die Feldflasche; nebenher aber sprengen hoch zu Roß 12 bis 20 Reiter, mit leichten Fahnen in der Hand. Die ganze Bevölkerung des Dorfes erwartet sie auf den Gassen und erwidert freundschaftlich ihr Zujauchzen. Sie werden als liebe Gäste behandelt. Wenn sie sich aber in derselben Ordnung auf den Heimweg begeben und die Braut unter noch größerem Tumult heimführen, dann heißt es ordentlich aufpassen, daß ihnen nicht irgend ein Schabernack gespielt werde. Gar leicht fliegen nämlich Töpfe voll Asche gegen die Räder und Schneebälle hinter ihnen drein, statt anderer Segenswünsche. Ein wahres Glück, wenn es nicht gelungen ist, die Nägel aus den Rädern des Brautwagens herauszustibitzen, oder wenn vor das Ende der Gasse kein in Wolfsfett getränktes Seil gespannt ist, was die Pferde scheuen macht. Darum werden vor dem Aufbruch die Wagen erst noch genau untersucht und den Wagen der Braut lenkt ein alter, erfahrener Mann, der seine fünf Sinne beisammen hat.

Um die Gäste unterzubringen, bedarf es auch keiner geringen Findigkeit, denn es sind ihrer gewöhnlich zwei- oder dreimal so viele, als am Tische sitzen können, und bei einer richtigen Hochzeit soll auch wirklich nicht die Hälfte der Gäste zum Sitzen gelangen.

Ein Grund zur Klage ist das nicht; bei dem Einnehmen der Plätze wird mit so feinem Takt verfahren, daß die Reihenfolge selbst nach einem vorher ausgearbeiteten Plane nicht besser ausfallen könnte. Die Würdigeren und Älteren, mit besonderer Rücksicht auf weißes Haar, sitzen obenan; der Beistand an der Ecke oder im Mittelpunkte der Tischseite; ihm gegenüber Braut und Bräutigam, in der Theißgegend gewöhnlich „unter dem Spiegel", daher die bedauernde Redensart von den alten Jungfern: „die kommt auch lange nicht unter den Spiegel". Das junge Paar ißt aus einem Teller, trinkt aus einem Glase. In manchen Gegenden behält der Bräutigam auch während des Essens den Hut mit dem Blumenbuschen auf. Der andere Theil des Tisches gehört den Jüngeren, je nach ihrem Alter. Am ganzen Tische ist kein Mädchen zu sehen. Sie sind alle verschwunden. Die Bursche sind zum Theil kleine Brautführer, die also keinen Platz brauchen, die anderen schleichen hinter den Matronen herum, die ihnen über die Schulter hinweg manchen Leckerbissen zukommen lassen. Am untersten Ende der Tafel, also unmittelbar in der Ecke neben der Thüre, steht ein Eimerfaß, mit einem Tischtuch bedeckt. Dies ist das „Banat", und der Mann, der dort sitzt, ist der „Hochzeitsbitter aus dem Banat", der „Kumanische Kapitän", ein geriebener Spaßvogel, der zu Tanz und Scherz anreizt und zur Unterhaltung der Gäste sich und Andere zum Narren hält. Das „Banat" ist immer sehr lustig, so lange die Gesellschaft am fertigen Spaß Gefallen findet, aber vordringlich wird der Mann nie, denn das läuft gegen seine Würde. Jetzt geht die Thür auf und die Brautführer, je nach der Menge der Gäste und dem Maßstab der Festlichkeit vier bis sechs an der Zahl, tragen der Reihe nach die Speisen auf. Der erste Brautführer wünscht dem Herrn des Hauses und seinen ehrenwerthen Gästen einen „glücklichen guten Tag", recitirt ein Carmen von vier bis acht Versen, wünscht guten Appetit und stellt dann die Schüssel hin. „Tessék (Belieben!), Mögen Euer Gnaden in Gesundheit leben!" Die Gäste greifen zu ihrem Eßzeug, das sie in Servietten gebunden, mitgebracht haben, — ein alter Gebrauch, der in Klein-Kumanien noch heute herrscht, während er anderwärts schon abgekommen ist.

Das Menu des Hochzeitsschmauses ist folgendermaßen bestellt:

1. Suppe, aus Geflügel und Rindfleisch, darin eingekocht Nudeln oder Ziermehlspeise, oder eine schneckenförmige Mehlspeise, Gänsekröse genannt, dessen Zubereitung Zeit erfordert, so daß die Hausfrau schon vor Wochen daran gegangen ist.

2. In Suppe gekochtes Fleisch, mit Essig-, Rahm-, „Kren-" oder „Paradeis"-Sauce.

3. Eingemachtes, vom Lamm, Kalb oder Geflügel, oft von allen dreien, mit kleinen Leberknödeln und säuerlicher Bertramsauce. Nach diesem Eingemachten bemißt der Ungar die Üppigkeit des Tisches, was er mit den Worten ausdrückt: „Das Suppige allein muß siebenerlei sein."

4. Gefülltes Kraut; unvermeidlich.

5. Pörkölt-Fleisch (aber nur im Alföld); ganze Schafe oder Lämmer, klein zerstückelt, gut „papricirt“, im eigenen Fett kesselweise geschmort. Angeblich bringen Frauen diese Speise nie ganz richtig zustande; der Geschmack mag noch so gut getroffen sein, es fehlt etwas am „Schupfen“. Darum wird das Pörkölt-Fleisch immer von einem sachkundigen Manne, meist vom Schafhirten des Hausherrn bereitet, der das „Schupfen“ im Griff hat. Dieses besteht darin, daß er von Zeit zu Zeit den ganzen vollen Kessel vom Feuer hebt und, an den Henkeln gefaßt, im regelmäßigen Schwunge so lange schüttelt, bis das unterste schon hinreichend gar gewordene Fleisch in die Höhe gestiegen, das oberste aber auf den Grund hinabgesunken ist. Dieses „Schupfen“ wird vier oder fünfmal wiederholt, so daß jeder einzelne Bissen Fleisch die Runde durch den ganzen Kessel macht und das Ganze gleichmäßig mürbe wird. Nun wird es auf Tellern oder in kleinen Kesselchen ausgetheilt, wobei jede Portion ihr Schmuckstückchen bekommt. Auf den einen Teller kommt ein Kopf oder wenigstens ein halber, dessen Hirn jedoch als Leckerbissen die Runde macht, während der Schädelknochen selbst nebst dem Auge, das gleichfalls als Leckerbissen gilt, dem Herrn Beistand und den Seinigen gebührt; ein anderer Teller bekommt die Zunge, die übrigen würzige Würstchen mit Semmelfüllung. Wird das Pörkölt im Kessel servirt, was auch an Herrentischen gebräuchlich ist, so legt man ihm einen aus Stäbchen zierlich gefügten Holzkranz unter (Schäfer- oder Sträflingsarbeit), der in den verschiedenen Gegenden „Christuskreuz“, „Hunde-Rückgrat“ und noch anders heißt und zum Beispiel in Kecskemét und bei den Jazygien-Kumanien in keinem wohlhabenden Hause fehlt.

6. Gebratenes Geflügel: Truthühner, Kapaune, Enten, Hühner; dazu Essiggurken, Paprika, rothe Rüben, gekochte Dörrpflaumen.

7. Milchbrei, in früherer Zeit Hirse, heutigentags Gries oder Reis, reichlich mit Zucker, Zimmt und Rosinen bestreut.

8. Kuchen, der schon den Braten begleitet und je nach seiner Form verschiedene Namen hat: geflochtener Kuchen, Schlüssel- oder Hauben- oder Weizenährenkuchen und so fort. An manchen Orten verehrt man davon auch dem Geistlichen, der die Trauung vollzogen, und fügt eine Flasche Wein hinzu. Wird Vieh geschlachtet, so gehören auch Zunge und Nieren dem Geistlichen.

9. Backwerk. In kleineren und größeren Städten ist der Tisch mit einer ganzen Reihe von Torten, Nuß- und Mohnkuchen, Zuckerbackwerk und anderen Geschenken ausgerüstet; auf den Dörfern weiß man von diesem Luxus noch nichts, sondern begnügt sich mit den uralten Prügelkrapfen und ausgezogenen Strudeln.

10. Obst: Trauben, Äpfel, Nüsse und Haselnüsse.

11. Schwarzer Kaffee, der aber nur in wohlhabenden Häusern servirt und nur von den vornehmeren Gästen genossen wird.

Der Schmaus dauert eine gute Weile, denn das hält der Ungar für Herrensitte. Die Küche ist nicht für Hochzeitszwecke gebaut worden, also recht eng, und drei oder vier Köchinnen hindern sich darin gegenseitig, überdies von noch nicht tischfähigem jungen Volk belästigt, das fortwährend gestopft sein will, der Bettler gar nicht zu gedenken, die in aller Eile satt werden wollen (freilich nur in der Stadt, denn auf dem Dorfe gibt es keine und wenn es welche gäbe, wären sie zu stolz dazu); kein Wunder, daß es mit dem Serviren, Auftragen, Tellerwechseln und so fort etwas langsam geht. Aber man hat ja auch keinen Grund zur Eile; die Nacht ist so lang und „der Tatar ist uns ja nicht auf den Fersen". So dauert die Tafel zwei bis dritthalb Stunden lang.

Bei den ersten Gängen ist die Gesellschaft still, aber sie wird immer aufgeweckter; auch die Hochzeitsbitter werden scherzhaft und legen los; Gelächter, Anekdoten, Späße machen die Runde; nur der Bräutigam ist ernsthaft und nöthigt seine sittsame Gefährtin im Flüstertone zu essen, indem er dieses oder jenes Stück Süßigkeit aus der Schüssel heraussticht und von der Gabelspitze herab mit dem Daumen vor ihr zurechtschiebt. Auch die kleinen Gläser füllen und leeren sich um die Wette (Wasser spielt dabei keine Rolle), an Gläsern ist nämlich dermalen bei Tische kein Mangel mehr. In früheren Zeiten kreisten Halbeflaschen und Maß-Cylinder um den Tisch; auch Feldflaschen, mit Fohlenfell überzogen, welche man mitbrachte und vor sich hinstellte. So viel Schüsseln, so viel Maß-Cylinder. Der erste Gast trinkt seinem Nachbar zu: „Gott lasse Euch leben"; er trinkt, wischt dann mit der hohlen Hand den Rand des Gefäßes ab und reicht es dem Nachbar: „In Ehren gegeben." „Mit Achtung genommen", erwidert dieser und trinkt dem Nächsten zu. So geht die Flasche in die Runde, durch Männer- und Frauenhände; die Frauen jedoch nippen nur. Da plötzlich ruft einer der Hochzeitsbitter mit lauter Stimme: „Unser Bursche ist ein guter Schnitter, unser Mädchen eine gute Erntnerin!" Auf das hin erheben sich Bräutigam und Braut und küssen sich. Das ist Pflicht, und zwar eine so unabweisliche, daß es nur Jemandem einzufallen braucht, diese Worte immer wieder zu rufen, und das junge Paar wird gar nichts Anderes mehr thun können, als sich küssen. Jedesmal stehen die Glücklichen auf und thun ihre Pflicht. Doch ist dies nur ein lokaler Gebrauch und der Beistand hat die Machtvollkommenheit, demjenigen Schweigen aufzuerlegen, der das Pärchen allzusehr belästigt.

Trinksprüche auszubringen ist beim ungarischen Volke nicht Brauch, obgleich heutzutage kaum noch eine Hochzeit vergeht, ohne daß Beistände, die mit Herrenbrauch einigermaßen vertraut sind, ein paar wohlgedrechselte Toaste ausbrächten. Der Ungar nimmt das hin, wie eine Mode, ohne daß es ihm besonderen Spaß macht. Er weiß ja ohnehin, was das Ende vom Liede ist: „Gott lasse Euch leben!" Nun wohl, so lasse er sie leben, aber wozu denn ein solches Präambulum machen?

Desto beliebter sind die Anekdoten, Schnurren, Neckreden. Beim Braten werden schon Räthsel aufgegeben und die Schwänke der Brautführer machen sich geltend. Der Eine z. B. droht: „Ich hau' Dir ihn so an den Kopf, daß er in Stücke geht!" und die schwächeren Herzen an der Tafelrunde sehen bereits entsetzt, wie irgend etwas Wuchtiges, in eine Serviette gewickelt, auf den Schädel des anderen Brautführers niederkracht. „Hab' ich Dir's nicht gesagt, daß er in Stücke gehen wird?" (Natürlich war nicht der Kopf gemeint, sondern der Mandelkuchen in der Serviette, den nun Beleidiger und Beleidigter auf zwei Teller häufen und lachend dem erschrockenen Weibsvolk anbieten.) Nach dem Milchbrei kommen die Köchinnen herein und halten den Gästen mit der dick verbundenen rechten Hand einen gewaltigen Kochlöffel hin. Sie hätten sich, heißt es, beim Breikochen die ganzen Hände verbrannt und bäten jetzt um das Breigeld, für den Apotheker. Die Kochlöffel füllen sich mit Kreuzern und auch Sechsern, denn manche Spender wünschen sich hervorzuthun.

Lärm und fröhliche Stimmung nehmen zu, aber das Geklirr von Messer und Gabel verstummt. Auch der Kaffee ist getrunken, so weit er eben Feinschmecker findet, aber kein Mensch verläßt seinen Platz, bis nicht der Hochzeitsvater, der um diese Zeit nicht bei Tische zu sitzen pflegt, die Mütze auf dem Kopfe, eintritt und mitten im Zimmer stehen bleibt. Da verstummt plötzlich Alles, der Hausherr nimmt die Mütze ab und sagt: „Lasse Gott Euch das Essen wohl bekommen!" Und alsogleich bittet auch die Hausfrau um Entschuldigung, wenn vielleicht etwas nicht nach Wunsche gerathen sein sollte, worauf aber ringsum laute Proteste erschallen, die Bänke gerückt werden, die Gäste sich in Danksagungen erschöpfen und das Zimmer sich langsam leert.

Die älteren Männer zünden die Pfeifen an, die Bursche haben gar Cigarren zwischen den Augenzähnen, sie haben sie heute schon fünfmal angezündet und werden sie noch ebenso oft anzünden. Bei ärmeren Hochzeiten, wo die Zigeuner „nur von ungefähr hingerathen sind", wird für diese eine Sammlung veranstaltet. Der weibliche Theil der Gesellschaft geht heim, um sich für den Tanz umzukleiden.

Nach einer halben Stunde ist die Gesellschaft wieder vollzählig und es beginnt der Tanz, der bis zum hellen Morgen währt; im Herbst dient der Hof als Tanzplatz, im Fasching das Zimmer. Dieses ist mittlerweile gelüftet und gefegt worden. Alles überflüssige Geräth ist beseitigt, nur die ⅂-förmige „Tischbank" im Fensterwinkel ist sammt ihrem Tische stehen geblieben. In dieser Ecke sitzt der Beistand mit den bejahrteren Männern, unter denen die auswärtigen den Vorrang haben. Die Lammfellmützen scheinen an den Köpfen festgewachsen zu sein und rühren sich um keinen Preis, es wäre denn, daß irgend ein sehr vornehmer Gast einträte, der Geistliche etwa oder der Gutsbesitzer, und man durchaus das Haupt entblößen müßte. Aber selbst in diesem Falle wachen ein paar Frauen

fortwährend über dem Beistand, damit er sich nicht etwa vergesse. Auch die Bursche tanzen, den Hut auf dem Kopfe, den Blumenstrauß am Hute, was übrigens nicht Wunder nehmen kann, denn wo sollten sie die Hüte hinthun? Auf den Köpfen sind sie am besten aufgehoben.

Der Tanz ist der ewige Csárdás, und zwar wird heutzutage das Andante kurze Zeit und das Allegro länger getanzt; ehedem war das Umgekehrte der Fall. Der schöne „langsame Ungarische" mit seinem ritterlichen Ernst und Sporenklang beginnt in Vergessenheit zu gerathen. Vom Stampfen des dichten Gewühls widerhallt der Boden, der selten ein Bretterboden ist; gejauchzt wird wenig. Unermüdlich wird weitergestampft. Natürlich hat Jeder seine Lieblingstänzerin, die er am dargereichten Tuche oder am Finger gefaßt zum Tanz führt; sitzen bleibt dennoch Keine, denn dies wäre eine große Beleidigung für den Hausherrn.

Wortstreit, Balgerei, Plumpheiten sind selten. Man enthält sich sogar des Fluchens, ohne das doch sonst der gemeine Mann weder im Bösen noch im Guten bestehen kann. Jahre vergehen, bis es einmal zu einem Zusammenstoß kommt, der dann auch weithin besprochen wird; das Odium davon trifft den Hausherrn, besonders aber den Beistand. Denn dieser steht bei einer anständigen Hochzeit im Ansehen eines Diktators. Dort sitzt er in seiner Ecke am oberen Tischende, von den bejahrteren Gästen umgeben, die er mit Erzählungen aus seinem und Anderer Leben, oder aus älteren Zeiten unterhält. Jeder Neuangekommene wird ihm vorgestellt, und zwar kündigt, wenn Jemand eingetreten ist, der nur kurze Zeit verweilen kann, diesen der Brautführer mit der Feierlichkeit eines Herolds an: „Ich melde Euch in aller Unterthänigkeit, daß diesem Hause in der Person des Herrn (der Frau) N. N. ein ehrenwerther Gast angekommen ist." Der Beistand erhebt sich, nimmt die Mütze ab, begrüßt den Ankömmling und legt fortan den Schwerpunkt seiner amtlichen Thätigkeit darein, den neuen Gast zu unterhalten. Daß der „ehrenwerthe Gast" nur mit dem Lippenrande nippt, während er selbst alles bis auf die Nagelprobe leert, übersieht er ganz; kein Wunder, daß er bald schwach wird. Doch das verschlägt nichts, man merkt es nur an seiner Zunge, nicht an seinen Beinen, sintemalen er keinen Fuß aus der Beistandsecke heraus setzt. Kommt es doch hie und da vor, daß unter den Gästen Streit entsteht, so fällt der Beistand ein summarisches Urtheil, gegen das es keine Appellation gibt. Der Ungeberdige wird einfach in aller Stille hinausgewiesen und gehorcht schmollend; sollte er sich aber sperren und aufbegehren, so tritt eine noch höhere Macht in Thätigkeit: die Frau. Das Lamm nimmt den Löwen an der Pfote und führt ihn unter mahnender Zurede oder gelinden Rippenstößen hinaus. Übrigens hat man abschreckungshalber zwei Tage vor der Hochzeit die Fruchtgrube gelüftet, in die man die Schlimmsten ganz sachte hinunterläßt. Das ist ganz human, denn die Grube ist im

Winter warm, im Sommer kühl; der Verbrecher kann sich also dort ruhig ausschlafen und vor Allem auf keine Weise herauskommen, bis er nicht vollgiltige Proben seiner Zerknirschung und Nüchternheit gibt.

Die Abenddämmerung bringt eine viertelstündige Pause; Männer und Frauen gehen heim, um einen Blick in ihre Wirthschaft zu werfen, aber nach dem Lichtanzünden geht der Tanz wieder los. Um sieben Uhr folgt die Abendmahlzeit, doch setzen sich nur die Alten zu Tische. Nach dem Mahle wird weitergetanzt. Gegen neun Uhr tritt der Brautführer vor den Beistand hin, mit den Worten:

„Ich melde Euch in aller Unterthänigkeit, daß draußen gewisse Fremdlinge stehen, welche um Erlaubniß bitten, sicher eintreten zu dürfen."

„Haben sie einen Legitimationsbrief?"

„Ja wohl, mit Verlaub, hier ist er."

Der Beistand nimmt den Legitimationsbrief entgegen und liest ihn laut vor:

„Wir wandernde Türken kommen aus Amerika, in guter Absicht, und die Nacht hat uns hier überfallen; möge es uns gestattet sein, in Euerem Hause auszuruhen, als arme türkische Männer."

„Sie können eintreten", sagt der Beistand; der Brautführer eilt hinaus und führt im nächsten Augenblicke die „Türken" herein.

Es sind gute Bekannte aus dem Orte, die aber nicht geladen wurden; Bursche oder Knechte in Weibertracht, in umgestülpten Resten von Herrenkleidern, oder im Domino und mit Larven, die sie aus Zuckerpapier improvisirt haben, mit langen Hanflocken, einen zerknüllten Zylinderhut oder eine uralte Thurmhaube darauf, so daß sie ganz unkenntlich sind. Sie verneigen sich vor dem Beistand, haschen sich dann ein Dirnchen und lassen es tüchtig hopsen, und wenn sie zwei oder drei Tänze mitgetanzt haben, verneigen sie sich wieder stumm und entfernen sich. Kein Mensch berührt ihre Larven.

Auch die Zigeuner leiden keinen Hunger; man sorgt gehörig dafür, daß sie satt werden; nur die Feldflasche wird ihnen nicht überlassen, sonst halten sie es nicht bis zum Morgen aus. Während die Musiker ihr Abendbrod einnehmen, besorgt der „Beistand aus dem Banat" oder der erste Brautführer die Unterhaltung. Er erzählt zum Beispiel die klägliche Mähr, wie ihn seine Geliebte betrogen. Nun sei er entschlossen, sich durch Feuer umzubringen. Er tritt also an den Tisch, steckt einen Lichtstumpfen an und verschlingt ihn. Die Uneingeweihten wissen nicht, daß das Licht aus einem Apfel geschnitzt und der Docht aus einem Nußkern gemacht ist. . . Oder er lehrt seine Brautführergenossen das Kürschnerhandwerk. Er setzt sich mitten in die Stube auf einen Stuhl und heißt die anderen zwei Brautführer sich rechts und links aufstellen, jeder mit einer Ruthe von Armeslänge in der Hand. Mit dieser Ruthe dürfen sie dem Meister auf die Hand klopfen, so oft dieser dem

Lehrjungen aufs Knie patscht. Jetzt legt sich der Meister eine Lammfellmütze über die Knie und beginnt die Lehrlinge zu unterweisen: „Da seht her! (patsch!) das Pelzwerk für eine Mütze muß schwarz sein (patsch!), das Futter (patsch!) muß weiß sein (patsch!). Ein ehrlicher Kürschner (patsch!) pflegt keine kleinen Abfälle (patsch!) hineinzunähen (patsch!).“ Die beiden Lehrlinge trachten dabei mit der Ruthe die Hände des Meisters zu treffen, was ihnen aber nicht gelingt. Wenn sie ihre Knie schon gehörig zerbleut haben, nehmen Andere ihre Plätze ein und versuchen es, in verschiedener Stellung und Haltung unter dem Gelächter der Zuschauer, aber das Ende ist doch immer nur, daß ihnen die Knie unter dem vielen Patsch-Patsch einschlafen und die Hände des Meisters unversehrt geblieben sind.

Dann kommen die Besuche aus dem Mädchenhause, wo man sich nicht minder unterhält, nur nicht so laut. Mittlerweile wird wohl auch dem Herrn Beistand ein Streich gespielt, wenn er sich nicht in Acht nimmt und auf seinem Platze bleibt. Ist er bereits in seiner „Erklärer-Laune“, so öffnet sich ganz sachte das Fenster hinter ihm, ein Rohrhalm mit zerspaltenem Ende langt herein, fängt sich in seinem struppigen Haupthaar und beginnt dieses langsam zu drehen. Die Locken wickeln sich am Rohre auf, was der Alte erst merkt, wenn es ihn recht reißt. Nun möchte er aufstehen, aber er darf das nicht, sonst schmerzt es noch ärger; er kann nur, ohne sich umzusehen, hinter sich rufen, daß man ihn um Gotteswillen auslasse. Die nichtsnutzigen Rangen, die draußen das Rohr gedreht, laufen davon und nun hat die Frau die ganze Plage, den alten Mann von seinem Anhängsel zu befreien. Der Schabernack ist freilich dadurch nicht ungeschehen gemacht. „Man hat ihn zum Fenster hinausgezwirbelt“, wie die jungen Spatzen sammt dem Neste.

Gegen elf Uhr neue Mahlzeit. Der Tisch wird mit kaltem Braten bedeckt. Mittlerweile kommt die „Legstunde“ heran. Die Gäste des Mädchenhauses kommen herbei, in allen Händen Schüsseln mit Backwerk oder Weinflaschen. Eine von ihnen bringt in ein Tuch gebunden die „Haube der Braut“, die bisher im Jungfern- oder Brautkranz getanzt hat. Jetzt geht die Braut hinaus ins „Kleinhaus“, das bei dieser Gelegenheit Jedermann räumen muß. Nur zwei fachkundige Frauen bleiben und helfen die Haube feststecken. In der Gegend von Baja bleibt das Schopfnesteln auf den nächsten Mittag und geht in Anwesenheit weniger Verwandten vor sich. Die Form des Schopfes erheischt, daß hiebei ein Theil vom Haare der Braut zum Opfer falle. Der Brautführer geleitet die so geschmückte Braut wieder hinein und führt sie dem Bräutigam zu, mit den Worten: „Ich habe eine fremde Person gebracht; nehmt sie liebevoll auf; sie ist eine gute Frau, eine schöne Frau, jung und tanzt gut; versuch's nur, Gevatter.“ Die Zigeunerfiedeln gellen auf und nun beginnt der wirkliche Brauttanz.

Aber der arme Bräutigam kann mit seinem Gespons kaum zweimal in die Runde tanzen, da klappert schon der Teller auf der Tischecke, denn der erste Brautführer hat eine

handvoll Geld hineingeworfen und dadurch die Braut für sich erstanden. Aber auch sein Vergnügen währt nicht lange, denn wieder klappert es im Teller und mitten im besten Sprung rafft sie ihm ein anderer weg. Neues Geklirr, neues Geklapper, die Braut geht von Hand zu Hand. Die Bursche drängen sich herbei, die Alten sogar leeren ihre Taschen, und das junge Frauchen tanzt unermüdlich weiter, so lange man will — wenn es bis in den hellen Morgen hinein dauert, ist's ihr auch recht, denn das Geld, das sich im Teller sammelt, gehört ihr. Es kann aber nicht bis zum Morgen währen, denn der Bräutigam wirft jetzt eine handvoll wirkliches Geld, und zwar echte Silberthaler, unter die bescheidenen Sechser und „Eisernen", als wolle er alle Usurpatoren niederschlagen. Er schlägt sie auch wirklich nieder. Mit einem Griff hat er seine Braut; da setzt sich alles still hin und sieht zu, wie die Beiden allein sanft und glücklich dahinschweben in der Mitte der Stube, bis endlich der Zigeuner auch dieser Lust ein Ende macht, indem er aus dem „Frischen" plötzlich in den Rákóczymarsch hinüberspringt. Dieser Tanz heißt auch „Reuter-Tanz", weil man zur Aufnahme des Geldes eine Reuter auf den Tisch stellen kann.

In Szegedin und Umgebung setzt man der Braut die Haube nach dem Brauttanz auf, dann besprengt die neue Frau die Gäste aus einem großen Waschbecken, und ist sie guter Laune und führt eine feste Faust, so packt sie diesen oder jenen und seift ihn sogar ordentlich ein. Auch diese Wäsche geschieht nicht umsonst, das Geld dafür gehört zum Einkommen der Braut. Brauttanz und Wäsche bringen dem jungen Paare oft ein hübsches Sümmchen ein, besonders wenn auch Herrenleute zugegen sind. Legt man noch etwas dazu, so mag sich dabei leicht ein Häuschen oder Weingärtchen herauswachsen.

Auf den Brauttanz folgt der Familientanz, an dem sich die Eltern der Hochzeiter betheiligen, ja die Großeltern selbst tanzen in aller Steifheit den „Kállóer Zweitanz". Mütterchen hopst wie ein Frauchen von gestern und Väterchen vergießt seinen besten Schweiß, indem er sich anstrengt, die wohlbeleibte Hochzeitsmutter im Kreise herumzubewegen, worauf er sie wieder losläßt, um den Werbertanz zu beginnen, unter manchem lauten Klatsch auf sein knorriges Knie, ja selbst auf den Schnabel seines Stiefels, wenn man seinem Tanz gehöriges Lob spendet. Das Beispiel ist ansteckend. Nach den Alten nehmen sich die Jungen um die Hüfte; Söhne und Schwiegertöchter, Enkel und Urenkel fassen sich zu Zweien und die Gäste sehen, in die Ecken gedrückt, zu, wie so ein ganzer breitästiger Stammbaum, mit allen seinen Ästen und Zweigen, Blüten und Knospen im patriarchalischen alten Schritt dahertanzt.

Und immer noch sind die Köchinnen übrig; das Recht, sie „um einander rumpeln" zu lassen, steht den Brautführern zu, da gibt es denn auch keinen Widerstand. Weiterhin geht die Unterhaltung im sicheren Geleise bis zum Morgen fort. Ein Tanz folgt dem anderen. Ums Morgenroth wandern unter den Klängen des Rákóczy die entfernteren



Brauttanz.

Verwandten gruppenweise heim; betrunken ist Niemand, gleichwohl hat manche Ehefrau einige Mühe, den Herrn Gemahl sicher an seinen Herd zurückzulenken. Die näheren Verwandten bleiben noch zum Frühstück, ja zum Mittagmahl, für welches die Braut verpflichtet ist, die „Topfenfleckel“ eigenhändig zu kneten, zu walken und auszukochen.

Während die Braut sich mit der Zubereitung des ersten Mittagmahles beschäftigt, setzen sich die „Gevatter“ des Bräutigams auf einen Wagen, um das „Bett der Braut“ zu holen, worunter aber nicht das Bett allein, sondern die ganze Ausstattung zu verstehen ist; sogar das Todtenlaken der Braut ist schon dabei. Unter festlicher Musik kehren sie mit alledem wieder, bis das Brautmahl fertig geworden.

Aber auch der Rest der Gesellschaft ist nicht faul. Wenn die jungen Leute im Frühroth sich zerstreuen, gehen sie nicht schlafen, sondern suchen der Reihe nach die verwandten und bekannten Häuser heim, wo es Mädchen gibt, und während diese den Tanz ausschlafen, fangen die Bursche das Geflügel im Hofe zusammen und verschmausen die Beute an einem geeigneten Ort. Das ist das „Hühnerschlagen“.

Nach dem Brautmahl gehen alle Gäste fort, worauf die Braut einen Weißbesen ergreift und das ganze drunter und drüber gerathene Haus ausfegt, ausweißt, und in Ordnung bringt. Wenigstens heißt es, sie habe es gethan, in Wirklichkeit aber helfen da viele Hände.

Am folgenden Tage, spätestens am nächsten Sonntag, geht das neue Paar, von Eltern und Geschwistern begleitet, zur Kirche; die Braut zeigt ihre Haube, steht während des ganzen Gottesdienstes und hängt (an manchen Orten) ihren Brautkranz an der Kirchenwand oder dem Predigerstuhle auf. Mittags findet im Bräntigamshause ein Hochzeitsmahl statt, eine Woche später ein ähnliches bei den Eltern der Braut, wo nur der engste Kreis der Hausleute anwesend ist. Da werden dann die interessanteren Ereignisse der letzten Tage besprochen und bekrittelt; wer sich unterhalten hat und auf welche Weise, was gut ausgefallen und was mißlungen ist u. s. w. Dieses Mahl heißt die „Schadenschau“ oder auch „kleine Mahlzeit“.

Im Zusammenhang mit den Hochzeitsgebräuchen sei auch des Erbrechtes der Frauen gedacht. Bis in die neueste Zeit, bis zur Aufhebung der Aviticität, hat die Frau keinerlei Immobilien geerbt. So brachte das Mädchen, außer seiner Ausstattung, dem Gatten nichts als Bewegliches und Bargeld mit, womit die Eltern die Unbilligkeit des Gesetzes auszugleichen bemüht waren. Diese durch Jahrhunderte bestandene Praxis ist so eingewurzelt, daß es noch heute, nach Jahrzehnten, Gemeinden gibt, in denen der alte Brauch herrscht. Das Mädchen wird bei seiner Verheiratung wohl oder übel befriedigt und muß schriftlich auf alle ferneren Erbansprüche verzichten; die proceßsüchtige Frau aber, die mit ihren Brüdern vor Gericht geht, unterliegt der allgemeinen Rüge. An solchen Orten

hört man den Hausherrn sich oft berühmen: „In meinem Hause besitzt die Frau keine Nadel Werths."

Dieses Gesetz war von mächtigem regelnden Einfluß auf das Familienleben. Die Frau wollte und konnte ihren Mann nicht wegen jeder Kleinigkeit verlassen, ja selbst aus schwerwiegenden Gründen nicht, denn ein solches Weib fand bei Himmel und Erde keine Zuflucht und am wenigsten im Elternhause. Sie wagte es kaum, sich vor den Leuten zu zeigen, denn Jeder wies mit Fingern auf sie; sie lebte vereinsamt und trug Trauerkleider. Scheidungsprocesse, wilde Ehen, kamen selbst in großen, volkreichen Gemeinden jahrzehntelang nicht vor. Ein kluger Richter, ein kluger Geistlicher und das Urtheil der Gesellschaft im Bunde genügten immer, um den entscheidenden Schritt zu hintertreiben und die Frau zum Gehorsam zurückzuführen. Überhaupt ist ja der Gehorsam der schönste Schmuck der ungarischen Frau, was aber durchaus nicht ausschließt, daß sie Herr im Hause sei. Dieser Gehorsam zeigt sich auch äußerlich. Die Frau bedient ihren Mann stehend, während er sein Mahl einnimmt. Begegnet sie ihm auf der Straße, so grüßt sie zuerst, weicht ihm aus, läßt ihm den Vortritt. Sie gibt ihm seine Ehre, das heißt sie duzt ihn nicht, sondern nennt ihn „Ihr", den „Mann" (ember), das heißt ihren Herrn. Stirbt der Hausvater, so übergeht das Verfügungsrecht des Hausherrn auf den Sohn; in allen Dingen holt die Mutter seine Meinung, seine Zustimmung ein, selbst wenn der Sohn noch ein junger Bursche ist.

Kindstaufe. — Auch auf das neugeborene Kind fällt der milde Strahl einer Festtagssonne.

Schon vor seiner Geburt ist die Liste seiner Taufpathen festgestellt und die erste Taufpathin, die das Kind über den Taufbrunnen halten wird, rüstet für ihre Gevatterin schon vor der schweren Stunde das Himmelbett mit Tüllvorhängen, sowie auch das Taufgewand für das erwartete Kleine, nämlich das Pölsterchen und Häubchen, Alles roth bebändert, und anderweitige Schmetterlingszier, mit der es ihr seinerzeit vergönnt sein wird, das Püppchen zu bekleiden. Das Neugeborne wird hie und da mit allerlei niedlichem Aberglauben empfangen; ist es ein Knabe, so legt man es auf einen Suba-Pelz, damit es krauses Haar bekomme, und streichelt seine Wange mit einem rothen Apfel, damit es runde, rothe Wänglein kriege.

Bis nach der Taufe, ja selbst noch länger, bis die Mutter wieder auf ist, brennt im Kindbetterhause Tag und Nacht ein Lämpchen. Die Mutter soll das Gefühl haben, daß sie keinen Augenblick allein gelassen ist!

Zu Gevattersleuten wirbt man, besonders bei Erstgeborenen, eine ganze Schaar Freundinnen aus der Mädchenzeit und Kameraden aus dem Burschenleben. Die Pathinnen rücken zuweilen zwölf bis zwanzig Köpfe stark aus, um das Kind in die Kirche zu tragen;

ist es ein Mädchen, so sieht man einen ganzen Berg geschenkter Seidentücher darüber gebreitet, damit das Pathchen, wenn es einmal so weit ist, viele Freier habe. Das oberste und längste Seidentuch kann der Länge und der Quere nach gelegt sein, je nachdem es einen Buben oder ein Mädchen bedeckt. Selbstverständlich tragen die Pathinnen den vollsten Putz, dessen die Volkstracht der Gegend fähig ist. An vielen Orten ist es der Taufpathe, der den männlichen Säugling über den Taufbrunnen hält.

Der Name ist voraus bestimmt und, obgleich die Namen aus der ungarischen Geschichte immer mehr Raum gewinnen, läßt doch das Volk, wie es nun einmal am Alten hängt, „nicht auf irgend einen kuriosen Namen" taufen. Die Protestanten holten sich, besonders in älterer Zeit, aus dem alten Testamente die urgewöhnlichsten Namen, wie Jeremias, Japhet, Dina; dennoch sind im Allgemeinen bei allen Confessionen die Namen aus dem Evangelium die häufigsten: Josef, Johann, Stephan, Paul, Elisabeth, Maria, Magdalena. Die Kirche selbst wachte darüber, daß ungewohnte Namen nicht unnöthig in Umlauf gelangten, und wenn etwa die Hebamme das Wort „Apollonia" wisperte, klang es in der lauten Wiederholung des Geistlichen „Sarah".

Auf dem Rückweg von der Taufe halten die Gevattersleute vor der Küchenthüre an, wo eine alte Frau sie empfängt: „Was bringt ihr?" — „Ein unschuldig Lämmchen, die Freude des Tages, die Ruhe der Nacht", antworten die Pathinnen, indem sie das Kind seiner Mutter übergeben, die es küßt und in die Arme des Vaters legt. Von da aus macht es nun die Rundreise von Arm zu Arm, von Kuß zu Kuß, bis es endlich aus der Hand der Hebamme wieder dorthin gelangt, wo es am besten aufgehoben ist.

Das Tauffest ist von zweierlei Art. Entweder es ist ein eigentliches Taufmahl und besteht aus einem gleich nach der Taufe aufgetragenen, kurzen Frühstück, an dem nur die Gevatterinnen theilnehmen. Kein Mann darf dabei zugegen sein und es wagt auch keiner einzutreten, denn er weiß, daß man ihm sofort seinen Hut pfändet, den er dann förmlich auslösen muß. Oder man bereitet einen festlicheren Taufschmaus, der nach völliger Genesung der Mutter, oft erst nach zwei oder drei Monaten, in Gesellschaft der eingeladenen Gevattern, Gevatterinnen und näheren Verwandten unter fröhlicher Musik begangen wird. Ein solcher Schmaus dauert gewöhnlich bis Mitternacht und gar manchesmal klingt das Glas an, auf das Wohl des Kleinen: „Von Elisabeth gemeldet, von Maria empfangen, von Josef genährt, mein süßes Kind Jesus, laß dieses Kleine wachsen!" sagt die Taufpathin, — „Von Abraham verkündet, von David gesungen, von Johannes getauft, mein süßer Jesus, bekehre dieses Kind zur Taufe!" (Szegedin.) Beim Fortgehen küssen die Gevatterinnen die Gevatterin der Reihe nach, wobei sie ihr dem Pathenkinde Zugedachtes an Banknoten oder Silbergeld geschickt unter das Kopfkissen der Mutter prakticiren; auch ein nach Belieben bemessenes Geschenk für die Hebamme wird hinzugefügt.

Die Mutter ist während ihres ganzen Wochenbettes durch die „Gevatterschüssel" reichlich versorgt, welche die Gevatterinnen tagtäglich, mit schmackhaften Speisen beladen, persönlich darbringen. Ihr erster Ausgang gilt der Kirche, wo man bei dieser Gelegenheit an manchen Orten auch das Kind hinträgt. Später macht sie der Reihe nach die Besuche bei den Gevattersleuten ab; das Kleine ist natürlich mit und wird reichlich mit Eiern beschenkt, was seiner Gesundheit sehr zuträglich sein soll.



Taufe in einer Dorfkirche.

Da von Kindern die Rede ist, mag es passend sein, hier auch die Schulwerbung zu erwähnen, welche in früheren Zeiten an vielen Orten gebräuchlich war. Am Gregorstag, mit dem das Schuljahr begann, schickte der Schulmeister einige mehr erwachsene Schüler mit Fahne und Trommel auf Werbung aus. Diese traten der Reihe nach in jedes Haus und sangen das Lied des Doctor Sanct Gregorius:

Doctor Sanct Gregors, des berühmten Lehrers, Tag ist gekommen,
Nach alter Sitte lenket die Schritte zur Schule, ihr Frommen,
Der Eltern Freude, ein Perlengeschmeide, ihr Kinder all',
Gott winket euch, euren Eltern zugleich, folget allzumal.
Habt ihr für jetzt kein frisches Studentlein aus eurem Blut,
Gebt uns ein Jeder auf Tinte und Feder ein Schärflein gut!"

Dieses uralte Lied hat auch eine volksthümliche Variante, die folgendermaßen beginnt:

„Bursche, Dirnen, kommt, laßt zur Schul' uns gehen,
Können doch nicht ewig nach dem Breitopf sehen.
Gut ist unser Lehrer, keiner von den Steifen,
Läßt im Sommer selbst auf dem Eis uns schleifen."

Das junge Volk wartete schon überall mit gefülltem Ränzlein oder Körbchen und ging der Fahne nach, durch das ganze Dorf; bei jedem Hause wurde die kleine Armee größer, bis endlich die Runde um das Dorf gemacht war und der Triumpheinzug in den Schulhof stattfand. In der Schule wurden sie auch nicht gleich in's Joch gespannt, sondern durften ein paar Wochen lang spielen. Unterdeß schnitzte der Vater seinem Jungen eine kleine Handschaufel, auf welche der Lehrer ein mit Buchstaben (dem kleinen und großen Alphabet) vollgeschriebenes Papierblatt klebte; dies war das erste Lehrbuch.

Was die Mahlzeiten betrifft, folgte auch die Schule dem häuslichen Brauche des Volkes. Da dieses täglich vier Mahlzeiten hat, deren zwei zwischen die Schulstunden fallen, so nahm sich jedes Kind — der Knabe im Ranzen, das Mädchen im kleinen Korbe — Frühstück und Imbiß mit; der Lehrer bestimmte die Stunde, wann zugegriffen werden durfte. Vor und nach dem Essen wurde gesungen und gebetet; nachher gelüftet. Hierauf folgte das Aufsagen der Lectionen, oftmals belebt durch „Kukuruzrebeln", Lolchklauben, Tabakglätten und dergleichen. Überhaupt besorgten die Schulkinder dem Lehrer alle häusliche und zuweilen sogar die leichtere auswärtige Arbeit (Heusammeln) und manches aufgewecktere Dirnchen ging aus der Hand der Lehrersfrau als fertige Kochkünstlerin hervor. Das Um und Auf der Lehrmittel bestand aus einer Wandtafel, aber den Hasenfuß dazu hatte der Lehrer selbst geschossen. Der Gemeinde erwuchsen kaum irgendwelche andere Realunkosten, als das alljährliche Ausweißen, denn den Kindern lag es ob, das Innere der Schule reinzuhalten, ja an manchen Orten sogar das Heizen, zu welchem Zwecke in waldigen Gegenden jeder Schüler verpflichtet war, von Allerheiligen bis Georgi jeden Vor- und Nachmittag ein Stück Holz mitzubringen. Für den allwöchentlichen halben Feiertag — der aber im Schulhofe spielend verbracht wurde — erhielt der Lehrer eine „lusus-Ablösung" und zwar von jedem Kinde einen Kolben Mais, oder ein Ei, in dessen Besitz sich das Kind nicht immer auf redliche Weise gesetzt hatte. Die Ablösung der Ernte- oder Weinlese-Ferien bestand in einer handvoll Ähren oder einem Körbchen Trauben. Auch die Gänse spielen in diesen kleinen Kapitolien eine große Rolle, denn ihre Flügelfedern bekam sammt und sonders der Schullehrer, der dieselben zur Hälfte für die kleinen Schriftgelehrten zu „aptiren" hatte. Dem Schullehrer gebührte auch das Tintengeschäft, welches auf Grundlage eines uralten Tintenreceptes des Professors Martinus ausgeübt

wurde, nicht ohne gelegentliche Fälschungen, wenn statt der edlen arabischen Galläpfel das schnöde Surrogat gewisser Waldbeeren verwendet wurde. An vielen Orten, besonders in kleineren Gemeinden, bekleidete der Lehrer auch das Amt des Notärs.

Obgleich der Schulbesuch nicht obligat war, kam es doch, besonders in den Dörfern, selten vor, daß ein Kind die Volksschule nicht absolvirte oder gar der Schule ganz fern blieb. Die Mannigfaltigkeit dessen, was da gelernt wurde, war nun freilich nicht groß; den größten Theil des Lehrstoffes bildeten religiöse Gegenstände, wie denn auch der größte Theil der Zeit mit religiösen Übungen verging, zu denen auch das Läuten der Glocken gehörte. Die Knaben lernten übrigens ganz gut schreiben und rechnen, wogegen die Mädchen im Schreiben nicht geübt wurden. Gegenwärtig ist der Schulbesuch der Kinder gesetzlich überwacht; die Schulen werden zahlreicher und größer; ihre Gebäude wetteifern an Nettigkeit und Solidität der Einrichtung. Die ordnungsmäßigen sechs Jahre macht zwar nicht jedes Kind durch, ohne jeglichen Schulbesuch wächst aber doch selbst im großen Alföld, wo infolge der Gehöftwirthschaft der Schulgang auf fast unüberwindliche Schwierigkeiten trifft, höchstens ein Procent auf.

Tod, Trauer. — Die Bestattungsgebräuche in Ungarn sind größtentheils identisch mit denen der anderen Völker Europas, da sie in gleicher Weise entstanden sind und sich entwickelt haben. Die Krankenbesuche, das Ankleiden der Todten, die Schmückung der Burschen mit Blumen, der Mädchen und Kinder mit Kränzen, das ewige Summen der Glocken, die beständige Nachtwache unter Absingung von Trauerliedern ist, wie anderwärts, auch in Ungarn gebräuchlich.

An der Nachtwache betheiligen sich die Verwandten, Nachbarn, guten Freunde, besonders aber die sangeskundigen Männer und Frauen, welche die Zeit bis Tagesanbruch mit der Absingung verschiedener Trauer- und Abschiedsgesänge und mit dem Rühmen des Todten zubringen. In den Pausen macht auch etwas Getränke als „Kolophonium" die Runde. Diese Gesänge sind im Volke handschriftlich vorhanden, und gar mancher ist durch Form und Inhalt den allverbreiteten liturgischen Gesängen ebenso überlegen wie die Methodik ihrer Sänger der der amtlichen Organe.

Der Klagegesang, in dessen rhythmischen Sätzen die Frau unter dramatischen Geberden die Hauptereignisse aus dem Leben ihres Todten aufzählt und ihrer Trauer um ihn Ausdruck verleiht, ist in der That schön und ergreifend:

„O meine Seele, meine Taube, mein treues Gespan!
O Leben meines Lebens!
Dein Tod ist mein Tod.
In wessen Hand hast du mich hinterlassen?
Wer sieht mich noch an mit schönen klugen Augen?
Wer sagt noch zu mir: meine liebe süße Blume?
Ach, könntest du doch mich schelten, mich schmähen!
Ach, sprächest du nur ein Wort zu mir!
Wie froh wollt' ich es tragen, wie von Herzen es hören."

Doch steht es nur der Gattin oder Mutter zu, ihre Klage so in Liedesform zu kleiden. Die jüngeren Frauen und die Mädchen schluchzen still vor sich hin, die Männer stehen barhäuptig, mit verhülltem Gesicht am Kopfende des Sarges.

Nicht selten flechten sich in den Klagegesang Sprichwörter und ganze Volkslieder-strophen. So erschallt um einen Jüngling, der schlimm geendet, die Selbstanklage der Mutter:

„Deine Mutter war ich,
Hab' dich nicht erzogen, —
Warst ein biegsam Zweiglein,
Hab' dich nicht gebogen. . ."

Nachdem der Abschieds- und Trauergesang verklungen, setzt sich das Leichengefolge vom Hofe aus in Bewegung. Die nächsten Verwandten heben den Todten auf, wobei sie besonders darauf achten, daß er nicht mit dem Kopfe, sondern mit den Füßen voraus hinweggetragen wird. Eine ganze Schar Sängerknaben und Schulkinder geht voran, ihnen folgt das geistliche Personal, diesem der Todtenwagen, dem die Trauernden, die Frauen mit verhülltem Gesicht, die Männer mit abgenommenem Hute, folgen. Hinterdrein wogt das Gedränge des Publikums; meist ist die Zahl derer, die die letzte Ehre erweisen, stattlich, ja sehr beträchtlich, zuweilen strömen ganze Volksmengen zusammen. Selbst das ärmlichste, verborgenste oder verschollenste Leben erhält in Ungarn Dank der allgemeinen Pietät die letzte Weihe eines ansehnlichen Todtengefolges. Man geht mit bis ans Grab und verweilt dort, bis das Holzkreuz eingesetzt ist. In der Regel schlägt der Leichenzug, selbst wenn es einen großen Umweg kostet, die Hauptstraßen ein. Wenn man das Grab verläßt, geht man nicht gleich nach Hause, sondern zerstreut sich im Friedhofe, Jeder sucht seine eigenen Todten auf und neigt sich auf ihr Kreuz nieder, um mit ihrem Staube stille Zwiesprach zu halten.

Ein Bursche wird durch Burschen, ein Mädchen (im blauen Sarge) von Mädchen und Burschen abwechselnd auf die Arme oder hier und da auf die Schultern gehoben, auf „Sanct Michaels Rößlein" (volksthümlich für „Todtenbahre") hinausgetragen. Den Musikanten ehren seine Banda-Genossen mit einer Trauermusik.

Wie bei Hochzeiten, so liebt man auch bei Begräbnissen den Prunk. Vom Spital oder von der Todtenkammer aus bestattet zu werden, wäre jedem ein entsetzlicher Gedanke. Selbst im ärmsten Hause wird der Todte auf einem reinlichen, geschmückten Katafalk ausgestreckt und bekommt seine Nachtwachen. Wie die Braut, so nimmt auch der Todte seine Ausstattung mit sich. Sammtdecken, kupferne oder silberne Buchstabennägel, die kirchliche Assistenz, die Sängerknaben, der Abschiedsgesang, dessen Sänger (der Kantor) an manchen Orten für die namentliche Erwähnung jeder einzelnen Person einen Gulden gutes Geld bekommt, der Leichenwagen mit seinen prächtig behangenen Pferden, die Grüfte, Grabsäulen, kunstvollen Kreuze und Statuen, das Alles vertheuert die Trauer, aber das



Bestattung eines jungen Mädchens in Jazygien.

kümmert Niemanden. „Es war sein, mag ers mit sich nehmen", pflegt man zu sagen. Es ist, als sähe man die alten Hunnen und Avaren, wie sie dem Todten seine beste Habe: Bogen, Köcher, Streitroß ins Grab mitgeben. Und auch das alte Todtenmahl besteht noch; seine Wildheit hat das Christenthum wohl gemäßigt, seine Üppigkeit weniger. Wie zu den Hochzeiten, so drängt sich auch zu den Trauerhäusern der Bemittelteren das arme Volk heran und Jeder verläßt mit einem Kleidungsstück oder einem vollen Topfe getröstet das Haus, wo der Leichenschmaus stattfindet.

Die ungarischen Friedhöfe stehen jetzt voll mit schimmernden Grabsäulen und dunkel schattenden Akazienhainen. In einzelnen größeren Städten, wie Körös, Halas, Hajdu-Böszörmény, Debreczin, sind sie wahre Wälder oder Parke. Das war aber nicht immer so. Vor alters konnte man auf den ersten Blick erkennen, welcher Confession ein Friedhof angehöre. Die Römisch-Katholischen und Evangelischen A. C. pflegten ihn mit zarter Sorgfalt wie einen Garten, während die Reformirten ihn fast ostentativ vernachlässigten. Nicht als ob sie weniger warm von Gemüth wären. Sie wollten dadurch die stolze Verachtung des Vergänglichen ausdrücken und eine Trauer, die sich selbst vernachlässigt. Dies sieht man noch jetzt ihren schwarzbemalten, klafterhohen, thurmartigen Grabmälern an, wie sie vielgekerbt und knopfgeschmückt über den Grabhügeln emporstarren, diesseits der Theiß lothrecht stehend, jenseits der Theiß vornüber geneigt, und nicht minder auch jenen ganz unbehauenen und jeder Inschrift ermangelnden Felsstücken, mit denen sie ehemals die Grabstätten ihrer hervorragenderen Männer bezeichneten. Seitdem hat sich auch die Starrheit des Calvinismus gemildert, jeder Grabhügel, wohlgepflegt und mit einer Inschrift bezeichnet, verkündet die Pietät der Lebenden. Die häufig vorkommenden Buchstaben A. B. F. R. A. bedeuten „a boldog feltámadás reménye alatt" (in der Hoffnung der seligen Auferstehung). Ist auf dem Hofe oder im Weingarten des Ungars ein dürrer Akazien- oder Eichenstamm vorhanden — und wenn nicht, so sucht er sich einen zu verschaffen —, so bezeichnet er ihn schon Jahre vorher als sein dereinstiges Grabdenkmal; es wird sich schon ein Frommer treffen, der ihm die Kreuz- oder Thurmform gibt und ihn auf dem bestimmten Grabe aufpflanzt, welches Grab übrigens nicht gleich nach dem Verscheiden seines Insassen, sondern erst am Begräbnißtage gegraben werden darf. Aber auch das Todtengewand wird lange vorher bereitgehalten, und jahrelang liegen die Begräbnißkosten sicher verwahrt auf dem Grunde der Truhe, ja der Grabstein sogar liegt längst auf dem Hofe draußen, und, um Kosten zu sparen, ist zuweilen selbst der Name der Ehefrau darauf schon mit eingegraben, da sie ja doch früher oder später sich auch neben den Gatten hinlegen wird.

Der Sarg besteht bei armen Leuten aus etlichen Fichtenbrettern, da aber die Pietät niemals arm ist, werden diese schwarz angestrichen. Der höchste Wunsch in dieser Richtung



Begräbniß auf dem Dorfe.

ist ein Sarg aus Nußholz. Der reine, von keinem Wurm benagte duftige, zähe Nußbaum ist der heilige Baum des ungarischen Volkes.

„Gebe Gott Glück und Ruh',
Aus Nußholz einen Sarg dazu."

Rechnet man dazu noch den Abschiedsgesang, der von amtlichen Lippen unseren Verdiensten gewidmet wird, und ein Bischen Predigt, damit man der gangbaren Redensart nach „ein Todter mit Predigt werde", so hat man wohl Alles erreicht, was diese Welt als letzte Abfindung dem Sterblichen gewähren kann.

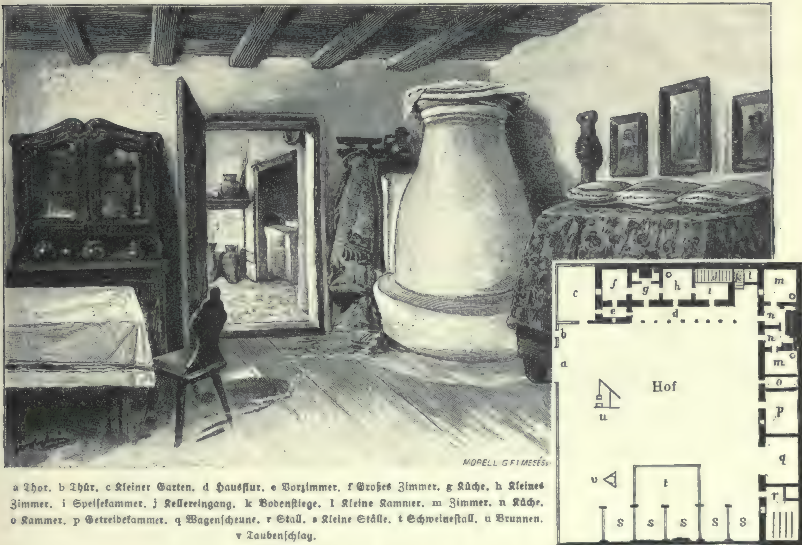
Hausbau, Hauseinrichtung. — Könnte man sämmtliche Wohnstätten der Magyaren gleichzeitig überblicken, so ließen sich die Dörfer der gewesenen Hörigen leicht von den privilegirten oder kleinadeligen Niederlassungen unterscheiden. Jene sind im Allgemeinen besser geordnet, haben gerade Straßen, geräumige Höfe, wie das eben auf das wohlüberlegte Machtwort des Gutsbesitzers planmäßig zustandegekommen. Die anderen dagegen sind ohne Plan gebaut, nach Jedermanns Belieben kreuz und quer, labyrinthartig, mit engen krummen Gäßchen, aber gleichfalls mit ansehnlichen Innenräumen, aus welchem Wust die breiten Höfe der wohlhabenderen Landwirthe und die meist am Stadt- oder Dorfende (am „Schafrain") befindlichen Herrenhäuser mit ihren Gärten hervorstehen.

Bisher hat in Ungarn das magyarische Volk des Alföld, und unter diesem besonders der jazygisch-kumanische Theil, der noch in den letztvergangenen Jahrhunderten ein halbnomadisches Leben führte, seinen Wohnhäusern im Hinblick auf Festigkeit, Ausschmückung und bequeme Einrichtung am wenigsten Sorgfalt zugewendet. Wenigstens steht sein Haus nicht im Verhältniß zu seiner Wohlhäbigkeit, was sich aus der Natur der Gehöftwirthschaft erklären läßt.

Schon bei dem Baumaterial sind die Leute nicht wählerisch und können es gar nicht sein. Vor alters galten schon Luftziegel als Luxus. Sie bauten ihre Häuser mit Stampfmauern, entweder im „Schwalbenbau", das heißt aus Koth, der mit Stroh oder Häcksel gemengt durch Pferde getreten und mit der Heugabel aufgetragen wurde, oder aus trockenem Lehm, den man zwischen Brettern mit dem Rammkolben feststampfte. Zum Dach nahm man Stroh oder noch lieber Rohr, das dem Alföld-Magyaren sehr zusagt, da er es für seine Zwecke dienlicher findet als jedes andere Material. In seiner Baukunst gilt das Rohr so viel, wie in seiner Bekleidung der Suba-Pelz. Im Sommer hält es kühl, im Winter warm; Getreide und andere Lebensmittel bleiben darunter ganz heil. Auch ist es das Billigste, denn die Wiesen, Riede, Teiche des Alföld sind mit schönem Rohr bewachsen; daher ihm denn auch das Austrocknen und Canalisiren der Rohrsümpfe sehr wider den Strich geht. Er behauptet, daß ein Landstrich, der gutes Rohr hervorbringt, nicht einmal mit Reis bepflanzt so viel eintragen kann, als sein Rohr werth ist. Ferner ist das Rohr

dauerhaft, dauerhafter als Holzschindeln; ordentlich im Stand gehalten, hält es seine fünfzig Jahre. Endlich sieht es auch schmuck aus; ein schön aufgeschlagenes Rohrdach fesselt das Auge. Und man schlägt es so tadellos auf, daß „nicht einmal der Hobel einen Span loskriegen könnte", wie es auch thatsächlich an manchen Orten gehobelt, das heißt zugestutzt wird.

Zum Hausbau ruft sich nur der Stadtbewohner Handwerksleute, und auch der muß schon wohlhabend sein. Maurer, Wandstampfer, Zimmerleute, Tischler, das Alles kommt



a Thor. b Thür. c Kleiner Garten. d Hausflur. e Vorzimmer. f Großes Zimmer. g Küche. h Kleines Zimmer. i Speisekammer. j Kellereingang. k Bodenstiege. l Kleine Kammer. m Zimmer. n Küche. o Kammer. p Getreidekammer. q Wagenscheune. r Stall. s Kleine Ställe. t Schweinestall. u Brunnen. v Taubenschlag.

Wohnstube eines Landwirthes in Kecskemét und Grundriß seines Hauses.

in der Verwandtschaft vor und in der That ist das Behauen, Bemessen und Zusammenfügen der Bauhölzer nichts weniger als das Privilegium der alles Lobes würdigen ungarischen Zimmerleute. In jedem Dorfe gibt es eine Menge Tausendkünstler, welche alle Kniffe derartiger Constructionen kennen, sie construiren ohne Winkelmaß und behauen ohne Schlagschnur; überdies verklammern sie Reutern und Maschinen, erfinden Mühlen und Uhren, bauen den Webstuhl, der ehedem in keinem ungarischen Hause fehlte, bereiten Himmelbetten u. s. w.

Auch mit dem Zaun ist der Ungar bald fertig. Sogar aus Stroh weiß er, wenn auch nicht dauerhafte, doch ganz hübsche Zäune zu binden. Auch der „Schwalbenbau" gibt gar keinen üblen Zaun ab, wenn er nur gehörig gepflegt wird. Alles dies mußte so sein,

da im ganzen Alföld kein festes Baumaterial vorkommt, kein Stein, kein Nadelholz, kein hartes Holz, ja an vielen Orten sogar der Stoff für Ziegel fehlt, wie nicht minder das Holz zum Ziegelbrennen. Noch jetzt werden hier die Ziegel mit Stroh gebrannt.

Wie mangelhaft aber auch diese Baustoffe sind, von Reinlichkeit schimmern die Häuser der Alföld-Magyaren innen und außen; obgleich sie den Kalk weither zu doppelten Preisen beziehen müssen, sind ihre Häuser weißer als dort, wo der Kalk her ist, und wenn ihre Zimmer und Hausgänge nur gestampfte Erde kennen, so werden sie doch wenigstens jede Woche sorgsam mit gelber Erde ausgestrichen. Der Mauerrand erhält unten einen hellblauen Saum, etwa einen Fuß hoch, im Übrigen liebt man das Weiße, jede andere Farbe läuft da dem allgemeinen Geschmack zuwider.

Der Ungar hält an seinem geraden Hause fest (schon aus Sparsamkeit, denn so viele Ecken, so viel Maurertaglöhne im Jahre); die Rückseite wendet es gegen Norden und hat keinerlei Vorsprünge und Anhängsel. Dieses Haus kehrt seine sechs bis acht Meter breite Stirne mit einem oder zwei Fenstern der Straße zu, wo ihm zuweilen ein schmales Blumengärtchen vorgelegt ist. Ursprünglich war — der inneren Einrichtung entsprechend — ein einziges Fenster die Regel; zwei Fenster brachte man nur der äußeren Zierde zu Liebe an. Die Länge des Hauses beträgt sechzehn bis dreißig Meter. Es hat unabänderlich drei Abtheilungen: das „Großhaus", die Küche und das „Kleinhaus". Das der Gasse zugekehrte sechs bis sieben Meter lange „Großhaus" (die große Stube) hat in seiner Ecke zunächst der Thürangel den Ofen stehen, und zwar in waldigen Gegenden einen Kachelofen, im ganzen Alföld aber einen sogenannten „bubos", den für Strohheizung bestimmten, aus Lehm gefügten, weitbauchigen Schober- oder Altweiber-Ofen, in dessen Aufrichtung auch die Weiber viel Geschicklichkeit entfalten. Um den Schober-Ofen her zieht sich eine breite Ofenbank mit mehreren Accessorien, als da sind: der „Ofenwinkel", der Aufbewahrungsort für Essigflaschen und kleineres Hausgeräth, wie auch gelegentlich Arrestplatz für ungehorsame Kinder, dann das „Ofennest", das mit abgetragenen Kleidungsstücken ausgepolsterte Faulbettchen der kleineren Familienglieder. In dem Winkel dem Ofen gegenüber sieht man die Tischbank, an deren Ecke in einem weißen runden Korbe, mit dem Tischtuch bedeckt, der Brodlaib liegt. Davor steht der Tisch. Längs der fensterlosen Wand, welche in die Linie des Ofens fällt, stehen zwei Betten, aufgebettet, ja fast bis an die Zimmerdecke mit schwellenden Flaumenkissen beladen, während die Ecke rechts ein großer Kleiderschrein (Lade) einnimmt, über der sich ein Zapfenbrett befindet. Diesem entlang reihen sich Teller aus Zinn und weißem Steingut, unter denen auf den Zapfen blumig glasirte Krüge hängen. Die Decke des Zimmers ruht auf dem starken, quer unter ihrer Mitte durchgezogenen Hauptbalken („Meisterbalken"), der dem Ungar zugleich als Bibliothek dient. Da verwahrt er seine Bücher, das ist die Historienbücher, den Kalender und andere Kleinigkeiten.



Hof eines Landwirthes im Alföld.

Beileibe nicht die Bibel, die sich sammt dem Gesang- und Gebetbuche in der glänzenden Schublade („sublót") unter dem Spiegel oder, wo eine solche nicht vorhanden, in der Fensternische, auch ein vornehmer Platz, befindet.

Die zweite Abtheilung ist die Küche mit Geschirr und Kesseln in großer Zahl. In der Küche steht auch der fünfzig Centimeter hohe, weiß gehaltene „Sesseltisch", den man im Sommer unter den Hausgang oder unter den Maulbeerbaum hinausträgt, mit einem Tischtuch deckt und dann Schemel rings herumstellt, um das Abendbrod einzunehmen. Dies ist der kleine Speisesaal des Ungars. Auf die Teller, selbst wenn es welche gibt, wird keine Speise herausgeschöpft. Jeder löffelt aus der großen Schüssel, und zwar in größter Ruhe, um nicht als Heißhungriger dazustehen; auch setzt man sich nicht nahe an den Tisch, sondern ziemlich weit weg, aber das Tischtuch wird trotzdem nicht fettfleckig, denn man hält unter den vollen Löffel, während er den Weg von der Schüssel zum Munde zurücklegt, einen Brodranken als Untersatz. Im „Großhause" drinnen wird den Sommer über nur bei Anwesenheit eines ansehnlichen Gastes der Tisch gedeckt. Die Küchenthür ist bei Tag immer offen, nur ein Lattenpförtchen und die daran gehängte Peitsche halten das Geflügel ab, das immer gern hinein möchte; aber auch Nachts ist sie offen, denn ein oder das andere Mitglied der Familie, meistens der erwachsene Haussohn, schläft in der Küche, das Kopfkissen auf die Thürschwelle gelegt. Aus der Küche gelangt man endlich in die dritte Abtheilung, das vier bis fünf Meter lange „Kleinhaus" (kleine Zimmer), wo sich die Familie bei Tage aufhält. Diese drei Abtheilungen sind auch bei armen Leuten unerläßlich, bei den wohlhabenderen öffnet sich dann noch das Kleinhaus in die Speisekammer, welche sich über dem Kellerhals befindet, weiterhin folgt die große Kammer (Fruchtspeicher), ja manchmal auch noch, unter das nämliche Dach mitbezogen, Stall, Schuppen und Scheune.

Längs dem Hause, wenigstens vor den Wohnzimmern, zieht sich ein ein bis zwei Meter breiter Hausgang auf steinernen oder hübsch geschnitzten Holzpfeilern; darin sieht man allerlei Vorrathsräume des Hauses, oft einen Getreideschuppen, in der Donau-Theiß-Gegend aber das sogenannte „Gelsengarn". So nennt man das im Hausgang stehende Bett, welches ein vom Plafond bis zum Boden herabreichendes florartiges Gewebe von Hausgespinnst umgibt, um die Mücken abzuhalten, ohne die Luft auszuschließen. Dies ist die Schlafstelle der jüngsten oder ältesten Frau, so lange nicht die ärgste Kälte eintritt.

Auch in den größeren Städten (Debreczin, Kecskemét) bauen die „cives" (die Classe der bäuerlichen Landwirthe) ihre Häuser nach diesem Plane und richten sie dergestalt ein, nur mit dem Unterschied, daß der Hausgang breiter ist als gewöhnlich und sein an die Straße stoßendes Ende zu einem Stübchen mit besonderem Eingang abgetrennt ist, so daß die Gassenfronte drei mit grünen Läden versehene Fenster aufweist. Bei derartigen Häusern

fallen noch die steinernen Umfassungsmauern auf, welche, fast ebenso hoch wie die Hausmauern, von einer starken Hausthür- und Thorconstruction durchbrochen sind.

Die „Tanya" (Gehöft). — Aber der Ungar im Alföld hat zwei Häuser. Der Fremde, der über die kleineren Dörfer der Umgebung Budapests hinaus seinen Weg südwärts nach der großen Ebene von Klein-Kumanien oder östlich durch das große Flachland um Kecskemét und an der Theiß nimmt, findet bis nach Zombor hinab und nach Debreczin hinaus die weite Fläche überall hin mit Gehöften bestreut. Die „Tanya" ist das zweite Haus des Alföld-Magyaren oder vielleicht gar das erste; wenigstens verhält sie sich zu seiner städtischen Behausung wie sein Wochentagsgewand zum Sonntagsanzug. Da seine Äcker weit von der Stadt entfernt sind, könnte er dieselben ohne Tanya gar nicht ordentlich bestellen. Wohnt der Landwirth selbst, ja sogar die ganze Familie draußen, so wird die Tanya eben so gut in Stand gehalten wie sein städtisches Haus, nur mit dem Unterschied, daß die Tanya keine Umzäunung hat. Statt des Zaunes sieht man, ebensovielen Festungswerken gleich, hinter dem Hause Obst- und Küchengarten, mit tiefen Gräben und Akazienreihen eingefaßt, dem Hause gegenüber die Ställe, am Ende des Hauses Schafhürden, Heuschober, Strohtristen, vor der Fronte des Hauses den Blumengarten, ebenfalls mit einem Graben oder einer lebenden Hecke umfriedet, und wo noch etwas freier Raum bleibt, dahin kommt die „Bastei", was nach Alfölder (kleinkumanischem) Sprachgebrauch nichts Anderes bedeutet, als daß man dort allen erdenklichen Kehricht des Hofes, alles Unkraut und Trümmerwerk auf breiter Grundlage in Form einer länglichen, auf beiden Seiten nach Möglichkeit senkrecht zugeschnittenen Wand aufschichtet, ähnlich jenem lebendigen Zaun, den man in Weingegenden aus Weinreben Jahr um Jahr höher aufzubauen pflegt. Obgleich also die Tanya nicht eigentlich eingezäunt ist, hat sie doch nur einen Haupteingang, der durch eine größere oder geringere Zahl von Hofhunden bewacht wird.

Ist das Tanya-Gebäude vernachlässigt, so beweist dies, daß es nicht vom Herrn bewohnt wird. Seine Stelle nimmt in diesem Falle der „Gärtner" ein, dessen Beschäftigung im Allgemeinen seinem Titel nicht entspricht, da er sich um nichts weniger kümmert als um den Garten. Darum heißt er im Kecskeméter Lande nicht Gärtner, sondern „Gehöftsmann" (gányó), dessen Aufgabe die Geflügelzucht ist, wie er denn auch Hunderte von Gänsen, Hühnern, Truthühnern und so fort auf Halb- oder Drittelpart züchtet.

Hie und da sieht man unter den Tanyas des Alföld auch noch die sogenannten „Putri-Hütten". Es sind dies in die Erde hineingewühlte, mit Rohr gedeckte Räumlichkeiten, etwa einer Kellerwohnung ähnlich, die Wände mit Brettern oder lehmbestrichenem Heckenwerk gefüttert; wo die Feuchtigkeit des Bodens keine Grube zu graben gestattet, da baut man die „Putri-Hütte" auf flachem Boden aus geschickt gefügten Rasenstücken. Da wir von Gebäuden und Bauwesen sprechen, seien hier einige bemerkenswerthe Umstände

erwähnt, welche dem Alföld-Magyaren zur Ehre gereichen, ja ihn in gewisser Hinsicht sogar rehabilitiren.

Obgleich die weithin gedehnten Städte und Dörfer der Ungarn im Alföld aus primitivem Material errichtet und mit feuergefährlicher Bedachung versehen sind, kommen daselbst Feuersbrünste doch nur selten vor. Mit Stroh wird geheizt, ja sogar gekocht und gebacken, in den ungedeckten Ställen brennt das Feuer den ganzen Tag und im Kreise um die Glut her sitzen die Nachbarn, die Pfeife schmauchend, und entscheiden die Geschicke von Stadt und Land. Und trotzdem vergehen Reihen von Jahren, ohne daß in solchem Labyrinth von niedrigen, rohrgedeckten Häusern ein Schadenfeuer ausbräche, und während der letzten vierzig Jahre ist von der Donau bis zu den Biharer Bergen und von der Mátra bis an die untere Donau hinab in keiner ungarischen Stadt, in keinem größeren Dorfe ein bedeutenderes Brandunglück vorgekommen. Aus dieser Thatsache läßt sich jedenfalls zum mindesten folgern, daß dieses Volk ordnungsliebend, reinlich und vorsichtig ist. Aber es geht daraus auch hervor, daß es nicht rachgierig ist und am wenigsten zu heimtückischer Rache geneigt, da es niemals zum gemeinsten Werkzeuge dieser Rache, zur Brandstiftung greift. Und bricht doch irgendwo ein Feuer aus, so wissen diese zimmerkunstgewaltigen Landleute es bald zu bezwingen; ohne Rennen und Schreien, ohne Commandowort sogar heben sie stumm ihre Äxte, in wenigen Minuten sinkt das Dach in sich zusammen und die glühende Flugkohle, die der Sturm entführen will, erstickt in ihrer ehernen Hand.

Das Capitel der Rache sei hier noch mit den folgenden Bemerkungen gestreift. Auf dem magyarischen Gebiete des Alföld steht es im Allgemeinen besser um die öffentliche Sicherheit, als diejenigen vermeinen, die das ungarische Volk nur aus Schauerromanen und der Groschenliteratur kennen. Allerdings hat es sich über das Eigenthumsrecht besondere Begriffe gebildet, die mit dem geschriebenen Gesetz nicht durchaus übereinstimmen; den Jagd-, Fischerei-, Forst-, Weidegesetzen gegenüber findet es sich leicht mit seinem Gewissen ab und hält es für kein Capitalverbrechen, anzutasten, was die Natur „umsonst" hergibt und „was von der Blüte aus wächst" (Obstartiges); ja es passirt selbst größeren Landwirthen, daß sie ins verbotene Gehege treiben, so gut wie ihre halbwüchsigen Söhne nicht fragen, wem das Obst gehört, das sie wegstibitzen; das mit Mühe und Arbeit erworbene Eigenthum aber wird geachtet, bemakelte Leute werden gemieden, Hehler sind gehaßt und verabscheut. Das leichtblütige junge Volk, wenn es etwas auszufechten hat, sucht den Gegner offen auf, es kämpft mit dem Knotenstock, nicht mit dem Messer. Sogar der Viehhirt bestimmt Zeit und Ort der Begegnung voraus und erscheint zum Kampf mit seinen Knechten. Erst beschießen sich die Gegner mit dem Wurfholze, einem an beiden Enden zugespitzten Pflocke aus hartem Holz, später greifen sie zu Beilstock (fokos) und



Kukuruzschleißen.

Hakenstock. Fälle von Wegelagerei, Raubanschlägen, Raubmord und rohem Blutvergießen sind auf dem Gebiete der Alföld-Magyaren am seltensten. Der Fremde, wenn er diesen wortkargen, ernsten, braungebeizten Leuten unterwegs begegnet, wie sie in ihrem umgewendeten Suba-Pelz die Straße entlang schlendern oder auf leichtem Dreigespanne, auf raschem Rößlein ihm entgegenjagen, ließe sichs nicht entfernt träumen, mit welcher Freundlichkeit sie den Fremden in ihrem Hause oder an ihrem Pferch empfangen und mit welcher Sicherheit er unter ihnen reisen kann. Auf dieser großen Ebene betreiben höchstens die Schäferhunde berufsmäßige Wegelagerei.

Arbeit. — Bei der Arbeit helfen sich die Magyaren gerne gegenseitig aus. Bei Bauarbeiten darf Jedermann füglich nicht nur auf seine Verwandten und sämmtliche Bekannten, sondern selbst auf Leute rechnen, mit denen er im „Zorn" lebt, kurz das ganze Dorf hilft ihm, wofür die Sprache sogar mehrere eigene Ausdrücke hat. Das ist eine Pflicht, die Jedermann ebenso unweigerlich erfüllt als die des Wasserholens und Löschens bei einer Feuersbrunst. Den Lohn für solche Hilfe bildet nach gethaner Arbeit ein kleiner Weihetrunk (áldomás), zuweilen ein „Schönen Dank!", worauf der, mit dem man im Zorn lebt, entgegnet: „Gern geschehen, Gevatter, schafft ein andermal, unseren Zorn können wir ja bei alledem behalten."

Gewisse Arbeiten gelten als Unterhaltung und Feiertagsbeschäftigung. So das Kukuruzschleißen, das als allgemeines Stelldichein für Dirnen und Bursche dient und von Dämmerung bis Mitternacht dauert, unter Lied und Scherz, Märchen und rothen Maiskolben, für die man einen Kuß zu kriegen hat. So geht das fort von Tag zu Tag, ja von Woche zu Woche. In Mondscheinnächten geht es ans Hanfbrechen, dessen Getöse aber der Bursche, der draußen die Pferde hüten muß, nur von weitem hört. Dann gibt es die Spinnstube, wo die Lieder entstehen, wo die Märchen, Sagen, Legenden wachsen und sich verbreiten, sprechende Beweise mancher seltenen Begabung für Erfindung und Vortrag, und wo man einen angezündeten Wergknäuel, der in die Luft geworfen wird, in Heiratssachen befragt. Flammt der Werg noch in der Luft so auf, daß er verbrennt, dann ist die Hochzeit gewiß, fällt er jedoch brennend zu Boden, dann heißt es weiter warten. Hurtig rühren sich die Finger, in dichten Spiralen läuft der Faden die kreisende Spindel hinan, und es trifft sich mitunter, daß eine übermüthige Dirne auch das lange Haar des verliebten Burschen in den Faden hineindreht, — doch daran ist der Bursche schuld, was hat sein Haar dort zu suchen?

An vielen Orten liegt auch die Bewachung des Weingartens den Mädchen ob. Sobald die Trauben zu reifen beginnen, verläßt das gesammte Mädchenvolk das Dorf und begibt sich hinaus auf den Weinberg, um dort zu backen, zu kochen, mit großem Geschrei die Staare zu schrecken und so den Weingarten bis zur Lese zu bewachen.

Die Weinlese ist halb Arbeit, halb Feier — Arbeit, insofern sowohl der Altbauer, obgleich seine kugelrund gewordene Hand die Pflugsterze schon lange nicht mehr berührt hat, als auch der Wohlgeborne Herr, der nur seine Knechte arbeiten läßt, wie nicht minder der Hochwohlgeborne Herr, in dessen Namen der Wirthschaftsbeamte Befehle ertheilt, an beiden Armen die Hemdärmel weit hinaufgestreift haben, während die Herren doctores medicinae und juris, ja selbst der Hochwürdige mit seiner kußgewohnten Hand rüstig nach der Tragstange der Kufe greifen und dem Weinlesesport obliegen. Und ein Fest ist es, weil hinter den Lesenden kein Mensch den Aufseher spielt; sie leisten, so viel sie wollen, morgen ist ja wieder ein Tag. Mittags ist großes Essen, aber nicht zwischen vier Wänden, sondern auf dem grünen Rasen vor dem Hause oder unter dem großen Nußbaum. Auch wird nicht mit Silber gespeist, aus Blech sind die Löffel und die Messer haben eiserne Stiele. Um einen lahmen Tisch her werden lange Bretter über Fässer gelegt, da setzt sich der Geladene wie der Ungeladene hin, beide sind gleich gern gesehen; — Brei mit Hammelfleisch, Weinlesekraut, Pörköltfleisch, Alles läßt sich dem von Lammsbeinen auf zu diesem Zweck gemästeten Schöps abgewinnen unter Hinzuthun etlicher Schoten süßen, purpurrothen Paprikas, die ganz mitgekocht werden. Wessen Gesundheit auf schwarzen Kaffee eingerichtet ist, der bekommt auch den, nur darf er nicht etwa auf Porzellantassen rechnen, sondern man kredenzt ihm den Mocca in kleinen Weingläsern; er mag noch froh sein, wenn er keinen Eßlöffel dazu bekommt, sondern irgend einen großmütterlichen Packfong-Kaffeelöffel, der aus der Verschollenheit irgend einer uralten Schublade zu Tage gefördert worden. Der Zigeuner wandert mittlerweile von Winzerhaus zu Winzerhaus; wo er just Mittags hinkommt, da bleibt er sitzen. Und den ganzen Tag knallen, zu nicht geringem Schreck des Weibsvolkes, die Frösche, diese kleinen Höllenmaschinen; nach Eintritt der Dämmerung aber flammen die Raketen auf, die eisernen Flinten der Weinhüter puffen drauf los und Berg und Wald werfen Knall und Lied zurück. Jeder Mensch wird zum Kinde.

Nicht nur auf den berühmten Weingebirgen geht es so her. Die lieblichen Abhänge von Somlyó, die lachenden Hügel von Baranya, die Lehnen der Mátra, die Kuppen von Arad, Neszmély, Szegszárd, Érmellék, Badacsony, Ofen, der „Schooß der Königin“ im Bodrogköz, und so viele laubenbekränzte Hügel, so viele nektarströmende Brüste dieses reich gesegnete Land noch haben mag, alle sind sie weithin mit schmucken, einladenden Winzerhäuschen, Villen, Castellen bestreut. . . . Seid fröhlich! Das flache Alföld nimmt den Wettkampf mit euch auf. In den ungeheuren Sand-Weingärten von Debreczin, Halas, Körös und besonders Kecskemét, wo zwischen den einfachen, aber immer glänzend weiß getünchten Hauerhütten zahlreiche Villen sich erheben, schäumt die gute Laune ebenso frisch auf, und wenn einst der Ruf der Bälle von Mád sich „über sieben Länder“ erstreckte und

die Weinlese in der Hegyalja als Gelegenheit zu politischen Berathungen benützt wurde, so kommt es auch im Alföld oft genug vor, daß auf den Weinlesen schwierige Fragen erörtert werden.

So weit der festartige Theil der Arbeiten; doch nun zum schwierigen.

Die schwerste Arbeit ist das Mähen. Vom Frühroth bis zum Abendroth, das Kreuz gebeugt, die Grashalme scharf an der Wurzel zu treffen, und wenn sie kurz und spärlich sind, mit noch größerer Kraft; hinter dem Vormäher nicht zurückzubleiben, der den Rand der regelmäßig oder unregelmäßig geformten Wiese gerade schneidet und während der ganzen Arbeitsdauer immer voran mäht; im Tact so fortzuschaffen und fortzuhämmern, bis das oft unabsehbare Grasmeer in Mahden geschlagen daliegt — das verlangt starke Männer. Auf den Marktplätzen der größeren Städte, besonders auf dem von Kecskemét, sieht man jeden Sonntag Morgen zu Tausenden, in compacten Massen die „armen Leute" (in Szegedin „zweihändige Arbeiter") stehen, aber wenn ihrer noch viel mehr Tausende wären, bis Mittag sind sie alle verschwunden, denn die Landwirthe packen sie schleunigst zusammen, zu zehn und zwanzig auf einen Wagen sammt dem Mundvorrath für eine Woche und führen sie fort auf eine weitentfernte Tanya zu vierzehntägiger Arbeit um sehr hohen Taglohn. Gegen Mittag sieht man auf dem Markte höchstens noch den „Betyár" herumlungern, der aber nicht etwa ein Räuber ist, sondern nur die Hefe der Armut bildet, nicht kräftig genug für schwerere Arbeit, unbekümmert um das Morgen, unbedrückt von Familiensorgen, folglich Zeit genug hat, sich den ganzen Tag an der hellen Marktsonne zu wärmen wie ein Lazzarone, obgleich er es nicht unter seiner Würde hält, gelegentlich einen leichten Auftrag für ein paar Groschen schlecht und recht auszuführen.

Im Vergleich zur Mäharbeit, die stets von Männern besorgt wird, ist das Einsammeln des Heues schon wieder mehr Spiel; hübsch gekleidete Mädchen und junge Frauen besorgen es in aller Munterkeit um mäßigen Taglohn.

Die ernste Natur des Magyaren prägt sich wohl am bezeichnendsten bei seiner Feldarbeit aus. Die Gemüthsstimmung, in der er diese verrichtet, finden wir in einem schönen, auf ewiger tiefsittlicher Wahrheit beruhenden Sinnspruch der Bibel ausgedrückt: „Sie säen unter vergossenen Thränen, sie ernten unter Singen." In der That, wenn wir ihn beobachten, wie er für die Saat pflügt, da scheint er zu weinen, so traurig sind die Melodien, die er aus dem Stegreife pfeift, ganz im Gegensatz zu seiner fröhlichen kleinen Gefährtin, der Lerche, die über seinem Haupte „ihr Lied in den Himmel bohrt" und deren eigenthümlichen Flug nebst dem Gezwitscher, das sie dabei hören läßt, er beides zusammen mit dem einen Worte bezeichnet: „sie pflügt."

Indeß geht es auch bei der Ernte nicht gerade lustig her. Es gibt zwar Gegenden, wo auf kleineren Besitzungen das junge Volk sozusagen in vollem Putz mit der Sichel den

Weizen einheimst; an den meisten Orten aber hat man zu dergleichen keine Zeit. Sobald das Grün des Weizens abwelkt, um Peter und Paul, spätestens um Mariä Heimsuchung (daher „Mutter Gottes mit der Sichel"), erkracht seine Wurzel und man beginnt die Ernte, gewöhnlich an einem Freitag oder Samstag. Der Schnitter geht mit der Sense, der Garbenbinder mit der Sichel.

Schon zu Neujahr nimmt der Landwirth seine Schnitter auf, denn wer auch nur zehn Joch Frucht stehen hat, erntet kaum mehr selbst. Nicht als ob dies nicht vortheilhaft



Mäher.

für ihn wäre oder als ob er es für erniedrigend hielte. Beileibe. Gerade das wäre erniedrigend, wenn er dem armen Mann sein Bischen Brod und Verdienst nicht gönnen wollte. Ein solcher Landwirth würde keinen Taglöhner für andere Arbeiten bekommen, denn auch die Armut hat ihr schwarzes Buch, in das sie den geizigen oder hinhälterischen Landwirth einzeichnet.

Die Ernährung der Schnitter ist Sache des Landwirthes. Entweder läßt er selbst kochen und ihnen das Essen hinaustragen, in welchem Falle die Wirthschafterin nur recht tief in die Schmalztonne hinablangen mag, sonst kommt das Haus ins Gerede; oder er theilt ihnen die Lebensmittel zu: acht Kilogramm Brod, drei Liter Hirsebrei und „Tarhonya"

(eine Art „geriebenes Gerstl"), ein Kilogramm Speck die Woche für jeden Mann. Für Geld wird selten geerntet, höchstens schlechtes Getreide für einen Taglohn von zwei Gulden. Im Allgemeinen erntet der Schnitter auf Antheil, auf ein Zwölftel oder bei schlechtem Ertrag ein Zehntel. Das heißt, jedes zehnte oder zwölfte Kreuz ist sein und der Landwirth läßt es für ihn auch noch einführen und austreten. So erwirbt sich der arme Mann in ein paar Wochen seine Nahrung für das ganze Jahr, zwölf bis fünfzehn Kübel Getreide.

Die Erde ist die Mutter des Menschen, besonders des Ungars und ganz besonders des Alföld-Magyaren. Die Bewohner anderer Gegenden finden auch auf andere Weise Arbeit und Erwerb; Wälder, Flüsse, Felsen geben ihnen ihr Brod; der Ungar des Alföld hat all das nicht. Er hat nur seine flache Ebene. Reiße den Alföld-Menschen von seinem Boden los, du hast den Fisch aufs Trockene geworfen. Stelle ihn wieder auf seine Scholle, die Erde gibt ihm seine Kraft wieder wie dem Antäus.

Ein so kleines Volk, durch das Augenglas Europas betrachtet, — aber so groß, so lange es auf diesem Boden steht und dessen Krume bebaut! Da zeigt sich sein physischer und intellectueller Entwicklungsgrad, seine Arbeitskraft und Ausdauer, die es vor allen Völkern der Welt auszeichnen. Es gibt kein Land in Europa, wo die Ausdehnung des mit Getreide besäten Bodens im Verhältniß zur Einwohnerzahl größer wäre als in Ungarn und kein Land, wo trotzdem die Ernte so früh und in so kurzer Zeit vor sich ginge wie hier. Gleichzeitig werden alle Getreidearten reif; Raps, Weizen, Korn, Gerste, Hafer, keines bleibt zurück. Zwei, höchstens drei Wochen, und das Feld ist abgeräumt, endlos reihen sich die Kreuze hin. Das süßeste Kreuz unter allen, die das Schicksal dem armen Manne aufgeladen hat. Und da geht es nicht so zu wie bei anderweitiger Arbeit, wo der Schwache den Stärkeren hindert. Da gibt es keinen Schwachen; wer einer ist, verheimlicht es; da heißt es dem Stärkeren nachkommen, die Sense wills und das Selbstgefühl. Von 2 Uhr Morgens bis 11 Uhr Abends, und wenn der Mond scheint, selbst die ganze Nacht hindurch wird ohne Pause gearbeitet; zur Ruhe genügen die drei Nachtstunden und eine nach dem Mittagessen; zur Erfrischung jede Woche ein Bad im nahen Wassertümpel; zur Nahrung Hirsebrei, Tarhonya, Feuerfladen, Topfen, etwas Speck, Brot und Wasser. (Viele verhöhnen auch dieserhalb das ungarische Volk, das sich angeblich dann am schlechtesten nähre, wenn es der meisten Kraft bedürfe. Aber man verurtheile es nicht, es hat keine Zeit, Fleisch zu kochen.) So geht das fort von Woche zu Woche, bis Ernte, Einführen und Treten vorüber sind, zwei Monate lang. Hier und da wird einer darüber krank, die übrigen sind alle gesund. Selbst der Tod scheint erstaunt zu sein über einen solchen Anblick, und läßt während dieser Zeit seine Sense ruhen. Zur Erntezeit kommen die wenigsten Todesfälle vor. Auf Pusztengütern und in größeren Wirthschaften sind kleine Hausapotheken eingerichtet. Aderlaß, Arnica, Krebsaugen, Eis, Einbrennsuppe, Thee

stehen fortwährend bereit. Bei unbestimmten Symptomen aber helfen jene „nichtsnutzigen“ kleinen rothen Hirsekörner, welche den armen Mann unausbleiblich sofort kuriren, wenn es zur Beruhigung der gnädigen Frau dienlich ist.

Und die lange schwere Arbeit erschöpft weder die Gesundheit des Mannes, noch seine gute Laune. Das religiöse Gefühl des älteren Schnitters sprudelt oft plötzlich während des Schneidens auf und man hört seine Dankhymne schallen, während er mit beiden Armen die dickleibige Ährengarbe an seine Brust preßt. Und nach zwei Wochen, wenn er seine



Das Sensenschärfen.

Sichel hinlegt, zieht er in großen Scharen nach der Stadt unter buntbebänderten Kränzen und Kreuzen, nicht um der Ruhe zu pflegen, sondern um unter fröhlichem Gesang durch die Gassen zu streichen. Dies ist der Triumphzug eines siegreichen Heeres; er endigt mit Tanz, der in die halbe Nacht hinein währt und bei dem die Dirne in ihrem allerneuesten Röcklein erscheint. Um Mitternacht geht man auseinander und hängt den Kranz im Hause als Spiegelschmuck oder an einer Wand der Kirche auf.

Doch dies ist erst das Fest der Schnitter; der Landwirth hat noch zu nichts Zeit, als höchstens einen Freudentrunk zu geben; seine Arbeit soll erst noch beginnen. Es beginnt die malerische Scene des Einführens in möglichster Morgenfrühe, spät Abends und auch

die ganze Nacht hindurch, damit die Ähre nicht bricht und die Körner nicht fallen läßt. Nach dem Einführen geht es ans Treten, das nicht minder interessante Momente aufweist. Heutzutage freilich brennt uns die Zeit auf die Nägel, Alles wird rasch abgemacht und das Getreide ist schon im Speicher, ja in der Brieftasche zu einer Zeit, wo man ehemals eben erst ans Einführen ging. Zu dem von der Obrigkeit bestimmten Zeitpunkte sah man auf sämmtlichen strahlengleich aus allen Richtungen gegen die Stadt hin zusammenschießenden Straßen, welche, wenn sie sandig waren, für diese Gelegenheit sogar einen Lehmdamm erhielten, die Woche hindurch nichts als einen hochbeladenen Wagen hinter dem andern, besonders an Orten, wo das Tanya-System nicht entwickelt war. In Gemeinden mit ansehnlicherem Grundbesitz, wie auch in kleineren Gemeinden überhaupt führte Jeder auf sein eigenes Intravillan ein, wo zu diesem Zweck in der Nähe der Ställe ein Raum vorbehalten war. In größeren Ortschaften aber war es aus feuerpolizeilichen Rücksichten nicht gestattet, in die Stadt einzuführen, sondern die Tretplätze („Nuß-Gärten") befanden sich außerhalb der Stadt. Zusammengenommen bildeten sie einen Bezirk so groß wie manche kleine Stadt, wo jeder Landwirth seine eigene bequeme Räumlichkeit besaß und dabei in der Nähe der Viehställe hinreichenden Platz für Dungstätte und Tenne.

Landwirthe, die etwas auf sich hielten, begannen nicht einmal gleich nach dem Einführen mit dem Treten. „Ein armer Teufel, der vor Michaeli treten läßt", pflegten sie großsprecherisch zu sagen; frühzeitig treten zu lassen, genirte man sich, damit Niemand glaube, man brauche das Neue schon dringend, weil das Alte schon zu Ende. Und wenn Jemand sich rühmte, welch ein guter Wirth sein Vater gewesen, bekam er darauf leicht den Beweisgrund zu hören: „Ja, das war er; in unseren Kinderjahren bekamen wir stets bei euch zuerst neues Brod zu essen".

Ist nur aber erst die Triste angegänzt, dann geht die Arbeit unaufhaltsam vorwärts. Jede lebende Seele ist von Tagesanbruch bis zum Abend auf den Beinen; selbst die Kinder kriegen zu thun, ja man sieht oft genug selbst einen jungen Herrn Juristen aus der Stadt, dem der alte Herr ohne weiteres die Zügel des Fruchtwagens in die Hände drückt. Sie haben zehn Monate lang genug gefaulenzt auf der Universität, daheim wenigstens sollen sie das Brod nicht umsonst essen. Der Hausherr selbst, besonders wenn er mit gewechselten Pferden treten lassen kann, ruht nicht einmal, während seine Dienstleute zu Mittag essen; allein behauptet er die Tenne und es kommt vor, daß er in der einen Hand das Stück Brod hält, von dem er schmaust — es ist jetzt sein Mittagmahl — in der andern aber die Zügel, mit denen er das Sechsgespann lenkt. Umsonst! Die Fliegen stechen; der Wind weht aus dem „faulen Winkel" oder gar aus „närrischem Land" (der Bauersmann ist ein ausgezeichneter Wetterprophet), da bleibt der Regen nicht aus. Jeder Mensch an die Gabel! Und drauf los gegabelt, geschlichtet, die Haufen in die Höhe gehoben, sonst wächst ein

„Bär" auf der Tenne. Wer nicht genug Leute und Pferde hat, dingt Treter im Antheil. Solches Treten geht auf ein Zehntel oder Zwölftel, wozu der Treter, wenn er nicht verköstigt wird, auch noch einen Mittags-Scheffel bekommt. Was ohne Umschweife gerade heraus bedeutet, daß von 100 Theilen 12 dem Antheiltreter gehören. Ziehen wir nun noch die 8 Procent ab, die der Schnitter schon abbekommen hat, und rechnen wir als Werth des aufgewendeten Saatgutes 16 Procent, so bleiben dem Landwirth als Frucht seines Capitals an Grundbesitz und Investition, sowie der eigenen Arbeit 64 Procent, also fast zwei Drittel des ganzen Ertrages bei anständiger Ernte.

Diese „anständige Ernte" aber pflegt der Ungar nicht einmal sich selber gern einzugestehen. Wenn es heißt: „Gottlob, von Allem ist ein kleinwenig da", so ist das fast gleichbedeutend wie der Ausruf jenes Kumaniers, der vor sehr langer Zeit einmal, entzückt vom Reichthum seiner prächtig in die Halme geschossenen Fechsung, ausrief: „Na, Ihr dort drüben, werft nur getrost die Steuer aus, kümmert Euch gar nicht um das Übrige!" Auch wenn man beim Einführen die Redensart hört: „Wenns nicht rinnt, tropft es doch", hat es schon etwas zu bedeuten.

Die Körner nämlich, und zwar gerade die besten, fallen beim Aufladen von selbst durch; dies nennt man „rinnen". Damit diese Körner nicht verloren gehen, wird der leere Fruchtwagen vor dem Aufladen erst mit einer Leinenplache bedeckt. Die unterwegs herausfallenden Körner bleiben auf der Plache liegen, und dies nennt man das „Gerinn", welches nicht an sich selbst werthvoll ist, wohl aber um dessen willen, was daraus prophezeit wird. Gibt es kein „Gerinn", dann sind die Aussichten traurig. Ist aber Gerinn vorhanden, wenn auch schwach, etwa ein, zwei Handvoll bei einem ganzen Wagen, so bedeutet dies, daß man „bestehen kann". Also die Redensart: „Wenn es nicht rinnt, tropft es doch", bedeutet auf die Ernte angewendet: „Bei solchem Ertrag kann man bestehen".

In der That, man kann leben. Darüber ist nicht zu klagen. Das bekannte Sprichwort: „Extra Hungariam", sowie die Benennungen einzelner Landstriche, wie: „Kanaan des Alföld", „fettes Kanaan" (die Gegend von Hortobágy), „slovakisches Kanaan" (der Bodrog-Zwickel), der „Bö-köz" (üppige Zwickel) und die reiche Tenne des Ungars im Alföld, auf der

„Wohl acht Pferde kreisen, tretend mit den Eisen
In des weiten Erdrunds allerschönsten Weizen",

all das deutet auf die Fruchtbarkeit des Bodens, besonders aber auf die ausgezeichnete Güte des Weizens. Diese Qualität, deren Beständigkeit die Sichtung des Saatgutes garantirt, die aber ohne Zweifel in erster Reihe das Verdienst des Bodens ist, läßt sich zu nicht geringem Maße dem System der schwarzen Brache zuschreiben, von dem der Ungar nicht gerne abgeht. „Säe früh, ernte früh", pflegt er zu sagen. (Früh säen kann man aber nur ins Brachfeld.) „Erst säe, dann laß treten", lehrt der Andere. „Ich habe

sogar um Kathrein schon gesäet und doch eine reiche Fechsung gehabt", rühmt sich der Dritte und fügt hinzu: „Das will ich aber meinem Sohne nicht um die Welt sagen". Noch charakteristischer ist das Sprüchlein eines Vierten: „Einmal pflügen — einfach Brod, zweimal pflügen — zweifach Brod, dreimal pflügen – dreifach Brot". Und am eindruckvollsten drückt sich der Fünfte aus: „Das ist der gute Weizen, der zwei Sommer hindurch reift". Just als hörte man Virgilius singen:

„Illa seges tandem votis respondet avari
Agricolae, bis quae solem, bis frigora sensit."
„Jene Saat erfüllt die Hoffnung des gierigen Landmanns
Endlich, die zweimal die Hitze und zweimal den Frost überstanden."

Bei Virgilius erinnerten wir uns auch an Plinius, der an einer Stelle sagt: „Utilissime frumentum servatur in scrobibus, quos siros vocant". (Am zweckmäßigsten wird das Getreide in Gruben aufbewahrt, welche „siri" heißen.) Das klingt gerade, als würde von Ungarn gesprochen, wo das Getreide eben in Gruben gehalten wird, deren eine Gattung wegen ihrer länglich-viereckigen Form geradezu „sir-verem" (Grabgrube) genannt wird; man gräbt sie auch in lockereren Boden für geringere Quantitäten, ohne Vorbereitung. Die andere Gattung dagegen, die runde Grube, wird in reinen Lehmboden, in der Form eines Topfes oder Fasses, mit ausgebauchten Seiten, zwei, ja vier Meter tief gegraben, ist bei Wohlhabenderen mit einer Backsteinwand gefüttert und bietet dauernd sichere Unterkunft für 20 bis 50 Centner Getreide. Vor dem Einräumen wird die Grube mit Stroh ausgebrannt, dann einige Tage offen gehalten, und erst wenn ihre Luft schon ganz rein und trocken ist, „gießt" man das Getreide langsam hinein, bedeckt die Oberfläche desselben dick mit trockenem Stroh und häuft auf das Stroh Erde oder preßt das geplättete Erdreich mit Brettern, abgenützten Thüren, ausgewetzten Mühlsteinen nieder. Drinnen im Hofe, meist aber draußen auf der Straße, vor dem Hause eines Jeden sieht man diese Gruben in ganzen Reihen bis zu sechs, während sie anderswo auf irgend einer leichten Bodenerhebung gruppenweise zu sehen sind und unter behördlicher Aufsicht stehen. Jahrelang steht in ihnen die Frucht, ohne zu verderben, ja man findet sogar hundertjährige Gruben mit brauchbarem Inhalt, den der einstige Besitzer bei irgend einer Flucht im Stiche ließ und dann nicht wieder aufsuchte. Die Grube wird im Frühling geöffnet, zur Saatzeit oder wenn das Wintermehl zur Neige geht; aber auch wenn man das Getreide noch nicht braucht, öffnet man die Grube, um die Körner zu reutern und neu einzulegen. Das späte Eröffnen der Gruben wird auch als so eine Art anständiger Prahlerei angesehen, während die „leere Grube", ganz wie die höhnischen Redensarten vom „Strick der sechs Ochsen" oder von der „großen Pfeife mit wenig Tabak", im ungarischen Volkshumor zur Bezeichnung der Verarmung dient. „Gruben hab' ich genug, aber Brot hab' ich keins."

Dieser nämliche Volkshumor hält — wie schon bei den Hochzeitsbräuchen erwähnt worden — die leeren Gruben als Strafverließe für die Ruhestörer des Festes in Bereitschaft.

Wer im Einhalten der Brachzeit unordentlich ist, von dem pflegt man höhnisch zu sagen, „der Weizen ersticke am Ende noch seine Mohnblumen". Dieses Brach-System wurde und wird noch jetzt streng aufrechterhalten in Gegenden, wo die Commassirung noch nicht durchgeführt ist. Hier werden die Äcker in drei Classen (Nachdruck, Wechsel, Calcatur) cultivirt: in der einen Weizen, in der anderen Frühlingssaat, während die dritte Brachland bleibt, welches von seinem Ledigwerden bis zum nächsten Sommer das Vieh begeht, durchstampft, fett macht, von Unkraut reinigt; übrigens würde da der Landwirth umsonst säen, das Vieh würde ihm Alles zertreten. In besonderen Feldstreifen sind die kleineren Äcker gruppirt, z. B. Mais-, Hanf-, Kartoffelfelder, zuweilen ein Pflaumen- oder Obstgarten.

Die Benennungen der Ackerausmaße sind in den verschiedenen Gegenden verschieden. An ehemals hörig gewesenen Orten war die Benennung „Session" die gewöhnliche. Eine Session Landes bestand aus 27 bis 40 Joch sammt dem dazugehörigen Viehweide- und Holzschlagerecht. Das Joch wurde mit 1.200 (ungarisches) oder mit 1.600 Quadratklafter (österreichisches Joch) gerechnet. Es gibt Orte, wo der Boden nach „Metzen", „Sack", „Scheffel" gemessen wird, je nach der Menge des hineingesäten Saatgutes. Anderswo bildet die „Kette" (1.000 Quadratklafter), die „Ruthe", die „Latte" (= 16 Joch) und in Jazygien der „Redemtionsgulden" die Recheneinheit; die Schnitter heißen „Bogenschützen".

Da unter den Magyaren ursprünglich wenige keinen Grund und Boden besaßen, was sogar noch heutzutage der Fall, so ist die Taglöhnerclasse wenig zahlreich, und was davon vorhanden ist, eilt in die größeren Städte, besonders in die Hauptstadt, so daß sich die „zweihändige" Arbeit vertheuert. Im Frühling setzt die Gartenarbeit mit 50 Kreuzer ein, wird aber immer theurer, je mehr die Arbeit sich mehrt, und erreicht den Höhepunkt bei der Sensenarbeit, indem ein guter Schnitter täglich $1\frac{1}{2}$ bis 2 Gulden verdient. Darum greift jeder vernünftige Landmann, wenn auch nicht beim Schnitt, doch bei der Heumahd zur Sense und arbeitet mit seinen Taglöhnern um die Wette, ja er läßt — wenn er praktisch ist — nicht einmal den Titel des „Vormähers" einem Anderen zukommen.

Übrigens hat er, und wäre er noch so reich, mit seinen Arbeitern, sowie mit seinem Hausgesinde die gleiche Kost. In einem Bauernhause wird nicht extra gekocht und gebacken. Ihren Lohn pflegen die Dienstboten im nachhinein zu erhalten, meist wenn Markt ist. Der Lohn ist hoch genug, daß davon der Dienstbote sich nicht nur kleiden, sondern auch noch etwas zurücklegen kann. Wie viele, die in ihrer Jugend Knechte waren, stehen jetzt unter den ersten Landwirthen, schon weil ein gesunder, arbeitssamer Bursche auch eine

gute Heirat machen kann. Der Jahreslohn eines guten Großknechtes beträgt ohne Verköstigung 100 bis 150 Gulden, 10 bis 20 Kübel Weizen, 1 bis 2 Paar Stiefel, 1 bis 2 „Ketten“ Kukuruz- und Kartoffelfeld, er hat ferner die Befugniß bis 3 Stück Vieh zu halten.

In schwerer Arbeitszeit gibt es täglich vier Mahlzeiten. Zum Mittag- und Abendbrot Gekochtes, aber nur eine Speise, da man keine Zeit hat, sich „in die Sonne zu setzen“. Zur Vor- und Nachmittagsjause Brod mit Speck oder Topfen. Beim Mähen jeden Morgen, ja auch unter Tags, Branntwein, denn der kühlt. Jeden Abend Tarhonya-Suppe, Mittags Hirsebrei, den der Vormäher kocht und auf den er unter den Augen der Genossen so viel Schmalz verschwendet, wenn sie zusehen, daß er kaum Hände genug hat, um es wieder herauszulöffeln, wenn sie nicht hinsehen — denn „morgen ist ja auch ein Tag“. Der „Banda“ schmeckt das Essen; kein Wunder, der Herr Vetter hats ja ordentlich „geschmalzen“. Wenn sie nur wüßten, wie!

Bei der Arbeit im Weingarten erhält der Hauer seine Fleischspeise. „Ich stehe nicht bei Euer Gnaden ein“, sagt der Schlaumeier von „armem Mann“ in Kecskemét, wenn ihn ein filziger Weingartenbesitzer ruft, „in Euer Gnaden Weingarten sind zu viel Knochen, meine Haue müßte ganz schartig werden.“ — „Was? In meinem Weingarten gibt es keine Spur von einem Knochen, da kannst du getrost kommen.“ — „Na, wo es im Weingarten keine Knochen gibt, da pflegt man dem Hauer kein Fleisch zu geben; da geh' ich erst recht nicht.“ — —

Aus jenem schwarz gedruckten Kalender, dessen Name Arbeit ist, schimmern streckenweise die rothen Buchstaben der Festtage heraus, und von dem nahrungspendenden Flachland aus, auf dem der Arbeiter sich müht, erblickt man auch die Kirche. Sie ist der Mittelpunkt nicht nur des religiösen, sondern in gewisser Hinsicht auch des socialen Lebens. Das ist auch mit einem Reimspruch gemeint, dessen Alliterationen leider unübersetzbar sind, den wir daher im Urtext und auch dem Sinne nach annähernd wiedergeben:

Hétfő hetibe,	Montag in seinen Wochenlohn,
Kedd kedvibe.	Dienstag in seine Laune,
Szerda szerelmibe,	Mittwoch in seine Liebe,
Csütörtök csüribe,	Donnerstag in seine Scheuer,
Péntek pitvarába,	Freitag in seinen Hausflur,
Szombat szobájába,	Samstag in seine Stube,
Vasárnap kétszer az istenházába!	Sonntag zweimal ins Haus Gottes!

Der Ungar liebt seine Kirche und es thut seiner Seele wohl, wenn er sich in ihr einmal die Woche nach Herzenslust aussingen kann; aber, ohne gleichgiltig zu sein, ist er in hohem Grade duldsam. Er ist religiös, aber nicht fanatisch. Die verschiedenen

Confessionen, wenn sie gemischt wohnen, halten eine der andern Andacht mit allen Utensilien, Ceremonien und Festen in Ehren, nehmen an ihren Wallfahrten theil, besuchen ihre Gottesdienste und der gutherzige Greis gedenkt in seinem Testamente der „heiligen Kirche" und der „Ecclesie", indem er unter jener die römisch katholische, unter dieser die protestantische Confession versteht; auch nennen sie sich nicht anders, weder in amtlicher, noch in gewöhnlicher Rede, als mit dem zarten Worte: „die Verwandten" (atyafiak). So ist denn das ungarische Alföld niemals der Schauplatz religiöser Zwistigkeiten gewesen und mit wie vieler Weisheit da die interconfessionellen Angelegenheiten geschlichtet wurden, zeigt das Beispiel Kecskeméts, das in diesem Aufsatz als Typus aufgestellt ist, wo nicht nur bei der Besetzung der sämmtlichen Civilämter traditionelle Rücksicht gegen einander geübt wurde, sondern sogar bei den Abgeordnetenwahlen ein- für allemal der Grundsatz beobachtet wird, daß der Deputirte des einen Bezirkes Katholik, der des anderen Bezirkes jedoch Protestant sein soll.

In den Kirchen herrscht überall musterhafte Ruhe und Ordnung, welche letztere sich besonders beim Verlassen der Kirche deutlich kundgibt. Zuerst gehen die Mädchen, dem Alter nach, dann kommen die jungen Frauen, endlich die älteren. Hierauf folgt das männliche Geschlecht, erst die Bursche, dann die Männer, zuletzt die Obrigkeit. Alle einzeln, mit leisen Tritten; niemals will Jemand dem Vordermann zuvorkommen. Das wäre auch nicht rathsam, denn er hätte es dann nicht mit dem Hochwürdigen, sondern mit dem Richter zu thun.

Ferner aber verwandelt sich der (häufig eingefriedete) Raum vor der Kirche in den richtigen Mittelpunkt des socialen und Gemeindelebens. Hier verkündet der Richter die höheren Verordnungen, die Beschlüsse des Gemeinderathes; hier werden die Fragen, welche die Gemeinde betreffen, verhandelt und entschieden. Hier wird die Wochenordnung der öffentlichen Arbeiten festgesetzt, der Beginn des Mähens, des Schnittes, des Einsammelns, der Weinlese, desgleichen der Werth des Taglohnes, besonders für die Sensenleute, ja vor alters wurde hier auch der Schnitterantheil verkündet, wogegen es keine Appellation gab. Zu einer solchen lag übrigens kein Anlaß vor, denn, obgleich die Landwirthe selbst bestimmten, thaten sie dies doch mit so viel Billigkeit, daß die „Armut" dabei nicht zu kurz kam. Das war also ein förmliches kleines Parlament, das in größter Anständigkeit waltete, denn zu dem gebührenden Ansehen des Richters gesellte sich noch das des heiligen Ortes. Wenn aber die Frage tief in Privatinteressen einschnitt oder ein Angriff gegen den Richter bevorstand, dann gab es nicht selten auch heftige Wortfehden, ein Murren ringsum, und streitend zerstreute sich das Volk.

Aber das war ehemals nicht nur ein Parlament, sondern auch ein Gerichtshof. Ward einer beim Stehlen ertappt, oder bei argem Unfug, bei Ehebruch, bei Lästerreden,

so nahm er hier seine Strafe entgegen in Form von sechs bis zwölf Schlägen mit Haselstock oder Karbatsche.

Das junge Volk pflegte die Zeit zwischen den zwei Gottesdiensten hier plaudernd und spielend zu bleiben, aber ohne jedes Geräusch, denn „vor zwei Kirchen“ (Kirchgängen) ist es unschicklich, den Anger oder Spielplatz zu betreten. „Nach zwei Kirchen“ ist der Anger erlaubt, der Kirchenplatz leert sich, aber er bleibt nicht lange leer. Es erscheinen die bejahrteren und würdigeren Männer, um im Schatten der Kirche ihre Pfeifen zu rauchen und in stillem Gespräch die Zeit zu verbringen.

Aus der Wurzel, ja aus dem Heiligthum der Kirche sind dem Ungar auch seine Festgebräuche entsprossen. Am reichlichsten fällt selbst dem armen Manne Weihnachten, wo es reichlich Essen und Trinken gibt und auch die Armen und Bethlehemsgänger ihren Theil kriegen.

In den Weihnachtskreis gehören noch die damit zusammenfallenden Namenstage Stefan, Johann — die halbe Stadt ist auf diese getauft — sowie auch die Unschuldigen Kindlein, an deren Tage der Bursch mit seiner vier-, acht- bis zwölffach geflochtenen Fuchtel die Häuser, wo Mädchen wohnen, der Reihe nach abgeht und die zeternden Dirnen ordentlich mit Schlägen auffrischt, welche allerdings gegen jede Krankheit schützen sollen. Die ganze Woche hindurch ist in jedem Hause der Tisch gedeckt, jeder Besuch und jeder Gruß mag reichlichen Entgelt finden in dem Vorhandenen.

Zu Ostern geht es mäßiger zu. Rothe Eier und geweihte Schinken lächeln vom gedeckten Tische her, doch gibt es der Besucher nicht mehr so viele wie zu Weihnachten. Desto geräuschvoller wird der zweite Osterfeiertag, an dem die jungen Leute „begießen“ gehen und das unvorsichtige Mädel am Brunnen mit vollem Eimer taufen oder dasselbe gar gleich im Ganzen in eine Kufe hineinstellen; das vorwitzige Ding hat sich selbst in die Gefahr gestürzt, sie ist auch nicht böse deswegen: übrigens weiß man ja gar nicht, wozu so etwas gut ist.

Am zweiten Ostertage geschieht auch der, übrigens nur in wenigen Gegenden gebräuchliche Austausch der „Bruderschüssel“ (mátka-tál, eigentlich Verlobungsschüssel), welche ein guter Bekannter oder auf nähere Bekanntschaft Begieriger, mit Gebäck und einer Flasche Wein beladen, irgendwohin sendet, um sie von dort mit ausgetauschtem Inhalt zurückzubekommen. Dadurch werden die beiden Parteien verbrüdert, es ist gleichbedeutend mit dem Bruderschafttrinken.

Pfingsten geht es schon ganz still her. An seinem zweiten Tage (denn am ersten Tage der drei großen Feiertage pflegt man das Dorf nicht zu verlassen) kommen Gäste über Land, und nicht mit leeren Händen. Ist kein Gast da, so geht der Landwirth Nachmittags mit seiner Ehehälfte aufs Feld, um die Saaten in Augenschein zu nehmen.



Osterbegießung.

Der Charfreitag ist im ganzen Lande der Tag der stillen Betrachtung und des Fastens; selbst der Calvinist fastet an diesem Tag und kocht nur Weichselsuppe und Mohnmehlspeise. Am Charfreitag und Charsamstag steckt man die Pflugschar nicht in die Erde, denn an diesen Tagen ist Christus in ihr begraben gewesen.

Der Glanz und das bewegte Leben der Frohnleichnamsprocession mit ihren weißgekleideten Mädchen und andächtigen Gesängen erfüllt die Kirchenplätze und Straßen. Die Krone der Processionen in Ungarn ist ohne Zweifel der festliche Umzug in der Hauptstadt am Sanct Stefanstage (20. August), wobei die Reliquie des heiligen Königs, die „glorreiche heilige Rechte", umhergetragen wird. An der Procession betheiligen sich unter Führung der gesammten Geistlichkeit die Honoratioren, Amtsstellen, die Bevölkerung der Hauptstadt und zahlreiche Leute, die selbst aus entlegenen Comitaten zu dieser Gelegenheit in der Volkstracht ihrer Gegend herbeipilgern.

Am letzten Abend des Jahres will jeder noch ein letztes Mal vom reichbeladenen Tische satt werden; nach Eintritt der Dämmerung krachen die Aschentöpfe, Flinten und Pöller, unter den Fenstern erklingen die gewohnten Sylvestergrüße, denn eine Kinderschar singt in jeder Straße an fünf oder sechs Thüren:

„Einer ist gestorben, hör' doch kein Geläute,
Auch im Sterbehause weinet Niemand heute.
Gleich am Sterbetage trug man ihn zu Grabe,
Tags darauf dem Todten kam zur Welt ein Knabe.

War nie eine Mutter und gebar doch Tage,
Dreihundertfünfundsechzig Kinder, gut vom Schlage" — u. s. w.

Ähnliche Gesänge gibt es auch im Fasching, wenn die Bursche, mit langen Holzspießen bewaffnet, von Haus zu Haus gehen, die erhaltenen Gaben an den Spieß stecken, und wenn er voll ist, mit der Beute heimkehren, ein Gelage anzurichten.

Die Nachmittage der Feiertage verbringt das junge Volk überall mit Spiel und Tanz. Manchmal wird auf dem Hofe des Wirthshauses getanzt, am beliebtesten aber ist die (spielende) Unterhaltung auf dem Anger, wo Ball geschlagen und umhergelaufen wird. Der Kreistanz der Ungarn an der unteren Donau ist ein interessantes Schauspiel. So viele Mädchen und junge Frauen im Dorfe — oft zu Hunderten —, Hand in Hand stellen sie sich alle in einen Kreis und tanzen singend von rechts nach links. Das Lied ist gewöhnlich ein ungarisches Andante. Immer andere Lieder werden angestimmt, bis endlich die in der Nähe müßig stehenden Bursche sich auf die Mädchen stürzen und den Kreis zerreißen, worauf Lied und Tanz ins Allegro überschlagen.

Im Fasching, am Tage der zweiten großen Kirchenfeste, sind heute auch geordnete Bälle nicht mehr selten. Auch das Volk der Puszta und Tanya will nicht hinter den Städtern



Frohnleichnamsprocession.

zurückbleiben und auch die Gärtner unterhalten sich nach ihrer Façon. Von Einladungen kann auf den Puszten keine Rede sein; statt derselben stellt der Ordner an den Rand der Tanya ein junges Pappelstämmchen hin, von dessen Wipfel farbige Tücher wehen und der ganzen Puszta kundthun: „Hier wird heute Ball gegeben".

Auf so einem Balle geigen zwei oder drei Zigeuner, die sonst Luftziegel streichen, bis in den späten Morgen hinein, und wenn sich kein Zigeuner findet, gibt es auf jeder Tanya Tambura und Zither, ja es kommen unter den Gärtnern sogar geschickte Guitarrespieler vor, die den leisen Klang der Saiten mit hellem, scharfem Pfiff accompagniren. In der Gegend von Szentes haben sie ein Instrument Namens „tekerö" (Dreher, Haspler), mit Wirbel, Tasten und Saiten; sie verfertigen es an Ort und Stelle und singen zu seinem Klange. Der Dudelsack ist kein ungarisches Instrument. Das sanfte Weinen der Hirtenflöte regt den Ungar melancholisch an; übrigens liebt er das Solo-Instrument nicht, mit Ausnahme des Cymbals, und macht sich auch nicht viel aus den Blasinstrumenten, obgleich jetzt schon mancherorten ganze „Pfeiferbanden" aus Bauernburschen sich gebildet haben, die mit ihren Blaswerkzeugen geschickt umgehen. Die Feldtrompete alten Stils (der berühmte tárogató), die das leicht aufflammende Blut der Vorfahren so heiß zu entzünden wußte, hängt jetzt mit ausgerissener Zunge in der Alterthumskammer. Niemand weiß sie mehr zu blasen; ihren letzten Wehruf hat sie vor etwa achtzig Jahren von sich gegeben zwischen den Lippen eines kleinkumanischen Pfeifers.

Der Ungar hat nur einen Tanz, doch zwei verschiedene Tempi. Andante wird er begonnen, allegro beendigt. Und zwar gilt dabei das Gesetz: Andante lang, Allegro kurz; freilich haben die Salons dieses Gesetz längst umgekehrt.

Andante und Allegro („lassu" und „friss") — beim Tanz kennt das ungarische Volk nur diese beiden Wörter. Ebenso kennt es auch nur einen Tanz, seinen eigenen, alles andere nennt es „Kalamajka" (eigentlich: Tanz aus Kolomea). Auch der seinige heißt bei ihm nicht der „Ungarische", denn man weiß ja ohnehin, daß es nur ein solcher sein kann, — und noch weniger heißt er „Csárdás", ein Wort, das er gar nicht für anständig hält, so daß seiner Ansicht nach der „Csárdás-Tanz" irgend ein unschicklicher Tanz sein mag, da er ja auch ein herausforderndes kokettes Benehmen Csárdás-Benehmen nennt. Die Benennung „Csárdás" ist denn auch nicht im Volke geboren, sondern in den Herrenkreisen der Vierziger-Jahre.

In der That wird er da unten auch gar nicht so getanzt wie dort oben. Er ist im Ganzen wohlanständig, solid, selbst das „friss" daran, während das „lassu" (langsam) würdevoll erscheint; in seiner flotteren Form als „Werbertanz" (toborzó) aber, wo die Bursche heraustreten und es beim Solotanz gestattet ist, nicht nur mit den Sporen, sondern auch mit den flachen Händen den Tact zu schlagen, da ist er der richtige

Waffentanz aus der Heldenzeit. Da plötzlich schweigt das Klatsch-Klatsch, der Bursche lugt nach einem Mädchen, „zieht sie weg“, die er erkoren, und ..... Schweigen wir. Mag Arany das Übrige sagen:

.... Der Bursche
Im Tact die Hacken fügt zum Klange
Und, schlanker Pappel gleich, die schwingt,
Wenn Lufthauch liedgleich sie umklingt,
Lustwandelt einsam er und lange.
Und Aug' in Aug' tanzt dort sein Pärchen,
Nachahmend ihn aufs letzte Härchen,
Und überall sie, noch so oft,
An ihm nur hängt, auf ihn nur hofft.
Doch nun ermuntern sich die Klänge,
Muntrer wird auch das Tanzgedränge,
Und näher bald und ferner wieder,
In immer strammerm Schwung der Glieder,
Taucht auf der Bursch ... bis es gelungen
Und er die schöne Braut umschlungen.
Wohl ausgemessen rechts und links
Den Kunstschritt, schwenkt den Schatz er schonend,
Er läßt die Schöne kreisen rings,
Musikbesänftigt, herzbelohnend.
Und sie im Schwung mit ihm vereint,
Ihr Schritt ein leichtes Schweben scheint,
Als ginge gar nicht sie auf Füßen,
Gewohnt im Faltenwurf einherzufließen.
„Dreifach der Tanz!“ so ruft es jetzt;
Auf springen Tapf're, zehn zugleich,
Mit lust'gem Satz zum Tanzbereich,
Und Jeder strebt mit heißer Kraft,
Bis seine Dam' er an sich rafft.
Nun Hundert Paar' im Treiben sind,
Ein unentwirrbar Labyrinth,
Ein buntverworr'nes Irrthumsland,
Ein unbegreiflich Durcheinand',
Wo, so viel Paare, — so viel Formen
Der Tanz annimmt nach Launen-Normen;
Und dennoch lenkt der eine Tact
All was hier einfach und vertrackt.
Sieh hier gemess'nen Hochmuth stelzen,
Sieh dort Gewinnsucht kriechen krumm,
Mit Feuerblicken um den Felsen
Der Habicht hetzt sein Täubchen 'rum.
Hier rechts und links den Saal entlang
Lavirend einer sucht die Richtung,
Der Brigg gleich in der Wogen Drang;
Gradaus nun, weh! da droht Vernichtung,
Aus legt umarmend die Kokette
Sich schon, ihr Busen pocht, schon neigt
Sich Jener zu ihr, da ... er schweigt,
Er lacht, er flieht, daß er sich rette, —
Dem Flüchtling, der das Netz durchbrach,
Erröthend droht das Mädchen nach.
Der trommelt mit der Hacken Schneide,
Der geht auf Raub zur Frauenweide,
Die Eine fort, die And're her!
Doch Jene kränkt sich nicht zu sehr,
Ist wieder gleich versorgt. — „Hurrah!“
So rufen Bursche fern und nah,
Und Andre: „schwenkt sie, schwenkt sie um!“
Und Einer: „Aug' in Aug', mein Herz!“ —
So rechts, so links, so rundherum.....

Aber selbst beim Tanz ist der ungarische Bursche kein solcher Kapitalbursche wie bei der Rekrutirung. Schon drei Tage vor der Stellung — wie nun erst drei Tage nach ihr! — flattert sein Hut von lauter farbigen Bändern, gruppenweise zieht er die Straßen auf und nieder und thut in mannigfach variirten Liedern, besonders vor dem Gemeindehause, der Welt kund und zu wissen, daß ihm kein Richter mehr was zu befehlen hat und überhaupt kein Mensch auf dieser Welt, nur der König. Dagegen singt er über sein Liebchen,

besonders aber von seiner guten Mutter, die zartesten Dinge; es thut ihm wohl, wenn seine Mutter die Hände um ihn ringt:

„Weinen mag die Mutter, deren
Sohn zum Kalbfell mußte schwören,
Einen Todten hat sie täglich,
Weint um ihn, was menschenmöglich.“

Es gefällt ihm, wenn die Mädchen um ihn klagen, denn dann erst kann er sie ja so recht trösten, von Herzen und aus vollem Halse. Vor dem Militär hat er keine Angst, sondern schämt sich im Gegentheil, wenn er ausgemustert wird. Am Tage vor der Assentirung steigt die ganze Schar zu Wagen und fährt hinein zur „Stellung“; unterwegs wird viel gesungen und jedem Entgegenkommenden der Gruß der vollen Flasche zugeschwenkt; unter gleicher Lustigkeit findet die Rückkehr statt, nur setzen sich jetzt die „Assentirten“ auf einen eigenen Wagen, weg von den „Ausgemusterten“. An vielen Orten geht das Juchhe der ganzen Woche auf Kosten des Dorfes. Wer seiner Militärpflicht genug gethan, kehrt heim zu seiner ursprünglichen Beschäftigung, aber seiner Rede und Haltung sieht man die militärische Schule immer an. Er hat sich in höherem Maße Ordnungsliebe, Ehrgefühl, ja Mäßigkeit angeeignet, im Gegensatz zu seinen berühmten Vorgängern, den „Obsitos“ (verabschiedete Soldaten), die ehemals bis ins späte Alter, arbeitsscheu und ungefüge, als wahre Last des Dorfes dahinlebten.

Ist aber der Bursche ein großer Bursche bei der Rekrutirung, so ist sein Vater ein noch größerer Jemand bei der Abgeordnetenwahl. Nicht vielleicht, als ob er sich dem Übermuth hingeben würde. Er fühlt im Gegentheil das Gewicht seiner Person und Stimme, und das verleiht ihm Gravität. Eine schöne Rede wirkt lebhaft auf ihn, er versteht sie und grollt selbst wegen eines starken Wortes nicht, wenn es aufrichtig ist und in schöner Form vorgetragen wird. Dennoch knickt er selbst vor der schönsten Rede nicht zusammen und hängt so zäh an seiner politischen Fahne wie an seiner Religion, ohne doch in dieser wie in jener Hinsicht unduldsam oder nachträgerisch zu sein; daher es denn auch selbst unter den leidenschaftlichsten Aufregungen nur selten zum Zusammenstoß kommt. Hat der Gegencandidat oder haben dessen Unterstützer seinen Beifall gewonnen, so bleibt er zu Hause, um ihm wenigstens nicht zu schaden, wenn er ihm schon nicht nützen kann. Auch die Bestechung hat im Alföld am wenigsten Wurzel geschlagen. Er trinkt wohl den Wein des Candidaten, wenn er ihm freundlich angeboten wird, aber er ist zu stolz, um für Geld oder Wein seine Stimme zu verkaufen. An vielen Orten steht das Gewissen der Abstimmenden unter starker localbehördlicher Disciplin, und hat einmal die Obrigkeit die Fahne ausgesteckt, so geht ihr die ganze Gemeinde nach. Wer Winkelzüge macht, verdächtig wird oder Unfug treibt, der wird unter diesem oder jenem Vorwande zur Neutralität gepreßt, damit er der Ortschaft keine Schande mache. So lange die Vorkehrungen für die Wahl währen, wochenlang, ist die Gemeinde ganz bunt von Fahnen

und Maueranschlägen; auch die Frauen, auf deren „landestöchterliche“ Pflichten sich die Herren Candidaten oft genug und keineswegs ohne Erfolg berufen, nehmen in lebhafter, ja leidenschaftlicher Weise Theil am „Korteskediren“, das heißt an der Wahlbewegung. Ist die Wahl vorbei, so verzieht sich die geschlagene Partei ruhig, während die siegreiche ihren Triumph lärmend feiert, nach dem großen Siegesmahl in nach und nach denn doch ernüchtertem Taumel heimfährt und höchstens noch mit einigen letzten Éljens die Ruhe der Schläfer belästigt.

Tags darauf ist Alles ruhig. Nicht selten kommt es sogar vor, daß die beiden Gegenparteien, die in abgesonderten Colonnen zur Wahl gezogen sind, nach der Wahl vermischt unter dem siegreichen Banner heimziehen, da ja der Gewählte jetzt nicht mehr eine Partei repräsentirt, sondern den ganzen Wahlbezirk.

Mag aber auch das Getöse der Wahlen sich legen, ihr Geist schläft doch nicht. Er wird wach gehalten, ja gestählt durch die „geselligen Clubs“; diese Institutionen, eingerichtet nach dem Muster der in jeder größeren oder kleineren Stadt seit Jahrzehnten, und besonders seit den Sechziger-Jahren bestehenden Herren-Casinos, dienen zwar dem Namen nach nur Culturzwecken, sind aber in Wahrheit entschieden politisch gefärbt. Ein solcher Club zum mindesten ist schon in jedem Orte vorhanden, in größeren Ortschaften gibt es deren sogar drei, ja zehn. Jeder hat seinen selbstgewählten Namen (der liberale, Achtundvierziger-, Unabhängigkeits-, nationalökonomische, industrielle, bürgerliche Club), der sich aber häufig in irgend einen Spitznamen verliert (der barfüßige, pusztasuchende, Ochsen-, Unschlittkerzen-Club), oder einfach den Namen der leitenden Persönlichkeit, ja selbst des Clubdieners annimmt. Jeder Club hat seinen auf verhältnißmäßig breiter Grundlage eingerichteten Beamtenkörper; dabei wird, da der Ungar, wie jeder Mensch, ein Freund der Titulaturen ist, darauf gesehen, daß dergleichen für möglichst viele Personen vorhanden sei und wer schon kein Cassierer, Verwalter, Rechnungsführer, Controlor oder Bibliothekar sein kann, wenigstens als „Ausschuß“ glänzen möge. Bis zur Höhe der Präsidentschaft erheben sich nur wenige Augen, da man mit dieser Würde irgend eine vornehme Persönlichkeit zu bekleiden pflegt, deren Protection auch diesen und jenen Nutzen gewährt und die den Club wohl bei den ordentlichen Generalversammlungen besucht, ihn aber sonst nicht sonderlich belästigt.

Auch Poeten finden sich, welche die denkwürdigeren Ereignisse besingen, Korteslieder verfassen und den plumperen oder auffässigeren Figuren des öffentlichen Dorflebens einen heilsamen Schrecken einjagen. Ja auch an Rednern fehlt es nicht, darunter solchen, welche der Sprache und dem Gedanken meisterlich den Hals umzudrehen wissen, aber freilich auch anderen, deren ungequälte Beredsamkeit selbst im Parlamente mit Ehren bestehen könnte.

Doch nicht Jedermann kann, oder will auch nur, Mitglied des Clubs sein. „Altmagyaren“, die jede Neuerung über die Achsel ansehen und für jede Bewegung, die ja kein gutes Ende nehmen kann, nur argwöhnische Blicke haben, dann die „stolzen Bauern“, denen der Handwerker und der Kleingrundbesitzer, aber selbst der Poet und die Herren viel zu gering dünken, ferner die „frommen Seelen“, welche die Clubs als den Gegensatz der Kirche betrachten und jeden Buchstaben, der nicht von Religion handelt, für dummes Zeug erklären, — solche Leute werfen wahrlich keine zwei bis drei Gulden hinaus, nur um das ganze Jahr hindurch Lüge und Pfeifendampf verschlucken zu können. Wozu auch? Sollte wirklich etwas in der Welt vorgehen, so wird schon die Frau die Nachricht vom Wochenmarkte nach Hause bringen. Was sollte deßwegen ein alter Mann erst zur Schule gehen? Und was man von der Frau nicht erfährt, das erfährt man in der Trockenmühle. Dort spricht man wenigstens mit Leuten, an die man gewöhnt ist; auch braucht man sich nicht zwischen vier Wände einzuzwängen, wie ein Kranker, denn unter dem freundlichen Schirmdach der Mühle hat man zu Fünfen und Sechsen auf einer Bank Platz und sieht dabei auch noch die Vorübergehenden und außer ihnen noch des lieben Herrgotts Sonne bis zu ihrem Untergang, und die hat doch der Allerheiligste nicht zu dem Zwecke gegeben, damit man aus dem Fenster nach ihr ausgucke. Das sind die echten und rechten „Volksclubs“, die Trockenmühlen, in jedem „Zehent“ deren zwei oder drei, ja in der guten alten Zeit sogar noch mehr, bis endlich die „Herren“ ihnen aufbrachten, daß sie feuergefährliche Nester seien. Seitdem beginnen sie zu verschwinden; sie müssen sich hinaus verziehen auf den „Schafrain“ oder die Dampfmühlen fressen sie auf. Heute oder morgen verschwinden auch die Windmühlen, diese schlanken hageren Gebilde, welche gleich ebensovielen Forts die Alföld-Städte umgeben und ihre Segelarme gleichmäßig in der Luft und im Spiegel des Teiches kreisen lassen.

Man sieht, daß, wenn der Volksclub und Leseverein, oder wie das Ding immer heißen mag, eine mit Statuten wohlverschanzte gesellschaftliche Institution ist, die Trockenmühle noch viel mehr als solche gelten muß, nur freilich als eine weitaus aristokratischere, denn da kann sich nicht jeder erste Beste um zwei oder drei Gulden einschreiben lassen; da versammelt sich nur ein altgewohnter Kreis von blutechten, stammwüchsigen Männern: der Mühlbauer selber (denn eine Trockenmühle hat nur Einer, der auch selber was darauf zu mahlen hat) und dann die alten Gevattern, mit denen man zusammen die Schule geschwänzt hat, und endlich die solide Nachbarschaft und Sippschaft. Vom Herrenstande nur diejenigen, die sich aus Hoffahrt auf die Bauern hinausspielen, denn auch solche gibt es genug. So manche „Restauration“ (Beamten-Erneuerung) nimmt unter dem Vordach der Trockenmühlen ihren Ausgang und so manche volkswirthschaftliche Angelegenheit wird dort entschieden.



Volksclub in einer Stadt des Alföld.

Und dann die Unmasse von Mitbürgern, auf gut magyarisch „Herren Gesippen" (atyafi uram), die weder zwischen den vier Pfählen der Lesevereine, noch unter dem Schirmdach der Trockenmühlen sich zu „witzigen" wünschen, das Volk der halben Stadt, wie es auf den Tanyas draußen verstreut wohnt! Auch ihnen hat der Genius des gesellschaftlichen Lebens einen Lichtstrahl zugewendet. Ihnen ist der Platz vor dem Stadthause vorbehalten, wo alle jene Momente des öffentlichen Lebens sich abspielen, die über die engen Grenzen der Lesevereine und Trockenmühlen hinausquellen. Wenn der sonntägliche Gottesdienst zu Ende ist, hebt die „zweite Predigt" an, die der Gemeinderichter und in den Städten irgend ein Notar hält und die von den Herren Bauern mit größerer Aufmerksamkeit angehört und auch weit besser verstanden wird, als die soeben vernommenen strengen Mahnworte des Hochwürdigen. Aus den tausend schwarzen Suba-Kragen lauschen tausend braune Köpfe und heften ihre Augen auf den Verkünder, dessen Worte tief in die Gedächtnisse eindringen; zürnendes oder fröhliches Gemurmel gibt die Meinung über das Gehörte kund, besonders über den letzten Punkt, der in der Regel an eine gewisse Bürgerpflicht zu mahnen pflegt, deren Nichterfüllung den Besuch des „Gerichtsvollziehers" oder — wie man ihn an manchen Orten wohl nennt — des „Bemüssigers" in Aussicht stellt.

Dann steigt der Notär von der amtlichen Tribüne (in größeren Ortschaften vom Balkon des Stadthauses) herab und das „vielköpfige Ungeheuer" steckt die Pfeifen an, löst sich in Gruppen auf, beräth sich, tauscht Nachrichten und Gedanken aus, bis das Mittagsläuten und die schuldige Rücksicht auf die „Frau" es heimcommandiren.

Dieser Stadthausplatz ist die politische und gesellschaftliche Schule des ungarischen Volkes. Wie einst der Bürger Athens, so hat Jeder, der hier erscheint (und wer erschiene am Sonntag nicht?), „nichts Anderes zu thun, als nur Neuigkeiten zu erzählen und anzuhören."

Die Parteikämpfe, wenn es welche gibt, gehen ebenda vor sich; in bewegten Zeiten erscheinen da die Redner, die Volksführer, um einander das Wort auf die Zunge zu legen oder in die Kehle hinabzuwürgen; die Reichstagscandidaten gehen hin, um anzufeuern, zu drohen, zu versprechen, um ihre ersten Lorbeeren in donnernden Éljens zu ernten, oder, wenn es ihrer Stimme an Reiz, ihrem Auftreten an Tact, ihrer Rede an Überzeugung fehlt, ihre Züchtigung zu empfangen von jener unbarmherzigen Geißel, als welche das Gelächter dieser Suba-tragenden Bauern auf ihr Haupt niedersaust, denn zu beurtheilen wissen sie das Alles gar wohl.

Vor dem Stadt- oder Gemeindehause (und auch anderwärts auf den öffentlichen Plätzen) stehen lange Bänke zur Bequemlichkeit des Publicums. Diese Bänke („Sessel für Barttrockner, für Spötter") sind an Wochentagen mit Gemeindebeamten und bejahrteren Honoratioren besetzt. Auch dies ist wieder eine Art Club, eine Art Trockenmühle, wo die

alten Erinnerungen neu vermahlen werden, Anekdoten entstehen, Einfälle zu Tage blitzen, die Raketen gemüthlicher Neckereien aufknistern und der liebe Klatsch gepflegt wird. Jetzt wird es auch auf diesen Bänken schon einsamer, in der Väter Tagen jedoch sah es dortherum aus, wie vor den Zelten der Patriarchen oder vor dem Thore des Priamus. Versetzen wir uns in diese Zeit zurück.

Im Beamtenstatus ist der Herr Richter das Haupt des ganzen Rathes (das sichtbare Haupt nämlich, denn das unsichtbare ist der Notär, der „kleine Herrgott"); der Herr



Publication vom Balkon des Stadthauses zu Karczag.

Mitrichter („Gesetzrichter") entscheidet die Bagatellsachen mündlich; der zweite Herr Richter verwaltet das öffentliche Eigenthum; der Herr „Weinrichter" thut, was seinem Titel entspricht, denn seines Amtes ist die Überwachung des Ausschankes von Getränken, im Pachtwege, wie auch im häuslichen Vertriebe; um sie her sieht man die sechs bis zwölf Senatoren und neben diesen, aber nicht gar fern, steht der Repräsentantenkörper von sechzig bis hundert Bürgern. Der Stadthauptmann sorgt für die innere Ordnung, während der Commissär auf seinem flinken Rößlein und mit seinen ebensogut berittenen „Lieutnants" (in Szegedin, Kecskemét und den Comitaten berühmte, zuweilen sogar — berüchtigte Leute) hervorragende Figuranten in der Betyáren-Romantik der Puszta sind, wo die Fata

Morgana ihren Zauberspuk treibt. Dies sind die Organe der communalen Verwaltung, Civil- und Criminaljustiz, ja Statutenschaffung, die das Publicum für eine gewisse Zeitdauer erwählt.

Die unteren Beamten werden durch die Obrigkeit (den Rath) zu ihrem Dienst entweder gemiethet oder beordert. Die „Waibel", Haiducken, Wächter, meist ausgediente Soldaten und der ärmeren Classe entnommen, dienen für Sold. Der „Bürger", der „Kleinrichter", der „städtische Lieutnant", die, auf ihren eigenen Pferden reitend, an die Schildknappen von einst erinnern, sind durch Gewandtheit empfohlene Sprossen wohlhabenderer Familien und dienen fast nur um die Ehre. Sie lassen sich rufen, ja selbst mit Brachialgewalt zum Dienste pressen, verstecken sich vor dem Zwang im Weingarten oder auf der Tanya, oder gar im Walde, aber sie lassen sich doch fangen, geben klein bei, bestellen sich die Uniform, satteln sich das Pferd, ziehen sich die flatternde Leinenhose an und dienen dann selbstbewußt ein oder zwei Jahre lang. Dabei erlernen sie die Kunst, Obrigkeit zu sein, denn mit der Zeit werden sie ja als die „Herren Richter" zu fungiren haben.

Das lebendige Amtsblatt für die gesammte Verwaltung ist der „Austrommler", der nicht nur über eine diesem Amte gewachsene Lunge, sondern auch über die erforderliche Autorität, ja selbst über ein gut Theil Findigkeit und Humor verfügen muß. Denn es ist gar keine so leichte Sache, was der Herr Notär heute aus einer Schrift verkündet hat, neuerdings auswendig herzusagen, und zwar ohne jede Entstellung und namentlich ohne stecken zu bleiben.

Die Zwischenreden und Randbemerkungen sind beim Straßenpublicum ebenso gang und gäbe, wie in den Parlamenten. Da muß er sofort ripostiren können, sonst wäre es besser, die Erde thäte sich unter ihm auf. Manchmal versteigt er sich bis zu Improvisationen, die ihm mit allgemeinem Beifall gelohnt werden. Zum Exempel: „Auf Verordnung des Rathes wird verordnet, daß die zugereisten Bettler sich vom Markte scheren sollen . . . (können doch selbst die einheimischen kaum mehr leben)". Oder: „Der Feind ist in die Stadt eingerückt; wer ein Gewehr besitzt . . . (möge es gut verstecken, sonst geht's ihm schlimm)!"

Aber Alles ändert sich in dieser Welt der Vergänglichkeit. Richter und Senatoren verschlingt, begräbt die Laune des Volkes, Waibel und Lieutnante die Laune der Richter. Sie erscheinen auf der Höhe des öffentlichen Lebens und schwinden wieder hinab; nur eine Persönlichkeit gibt es, dem die Wogen der Veränderlichkeit sich harmlos zu Füßen schmiegen, und das ist der städtische Kutscher. Denn Richter und Senatoren sind jederzeit zu haben, so viel man ihrer nur mag, bei den Pferden aber, da braucht es einen „Mann". Schon zwei Pferde wollen ihren Mann haben, wie nun erst vier, denn mit weniger können

doch die Herren einer halbwegs anständigen Stadt nicht herumkutschiren. Und wie erst, wenn es fünf sein müssen, was freilich nur Jászberény oder Debreczin zukommt. Kein Wunder, daß die Welt solche Fünfgespanne, sammt dem Kutscher, sich besser merkt als die Herren Oberrichter in ihrer Kutsche.

Und noch ein Erbamt aus der jüngstvergangenen Zeit gibt es, nachher aber wirklich nichts weiter. Das ist die städtische Hauswirthin. Denn nicht nur dem Pferde, auch dem Kochlöffel ist es schädlich, von Hand zu Hand zu wandern. Ja wohl; auch eine Hauswirthin hat die Stadt, und dazu eine Küche und Küchengeschirr, Feuerherde, Öfen und Gedecke. Den ohne Sold dienenden Stadtvätern kam nämlich außer der „Immunität" noch ein



Austrommeln.

kleines Benefiz zu, nach dem uralten Satze: „Wo einer gearbeitet hat, soll er essen". Wenn demnach die Herren Richter urtheilten und verhandelten, so zerstreuten sie sich nach beendigter Sitzung, Jeglicher nach seinem Hause zum eigenen Tische; waren sie jedoch auswärts in Anspruch genommen, hatten sie Vieh zu zählen, Getreide auszutheilen, Wald roden zu lassen, Wiesen zuzumessen, Rohr zu versteigern, waren sie in „Deputation" abwesend, so hatten sie keinerlei Diäten. Die Diäten erwarteten sie in Gestalt des Rauches, der sich aus dem Schornstein der Stadt emporringelte. Für Wein sorgte der Herr „Weinrichter", Fleischwaaren und Gewürze lieferten die Läden und Fleischbänke der Stadt, welche sämmtlich dergestalt verpachtet waren, daß eine solche „Accommodation" schon im Voraus eingerechnet war.

Auch König, Palatin und Obergespan hatten in ihrem Kalender so manchen Namenstag, der Rathsangehörigen gar nicht zu gedenken; zu diesen Zwecken lieferten

die Schäfer Pfand und Buße, denn die konnte man im Verbotenen erwischen wann man nur wollte. Auch die streitenden Parteien kamen nicht mit leeren Händen, was noch keine Corruption war; man hatte dafür zwar Mißbilligung, doch keine Rüge. Eine orientalische Rasse liebt es, ihren Vorgesetzten mit Geschenken zu nahen, ohne dafür etwas Anderes zu erwarten als wohlwollenden Empfang. Diese Neigung ist noch heute nicht abgelegt. Viele Richter haben noch jetzt alle Hände voll zu thun, um all den Vorrath an Mehl, Wein, Obst, der ihnen in den Hausflur hineingedeiht, abzuwehren, aber sie haben so viel Billigkeit, daß sie den „bona fide Bestecher" nicht sogleich mit der Schärfe des Gesetzes treffen. „Wißt Ihr noch etwas beizubringen (nämlich noch eine Entschuldigung)?" fragt ein Richter den Schafhirten, der gerauft hatte. „Jetzt kann ich nicht," versetzt der Schafhirt, „aber auf den Dömötör-Tag will ich dem gnädigen Herrn ein gutes, schlachtbares Stück aufziehen". . . .

Bisweilen stellen sich höhere Gäste ein; diesen steht auf dem Stadthause eine besondere Amtswohnung zu Gebote und sie sind auch im Übrigen Gäste der Stadt. Der Oberstuhlrichter, der Bezirkshauptmann, die durchreisenden Officiere verleben da fröhliche Stunden bis in die halbe Nacht. Und kommt ein Student gezogen, oder ein Bettelmönch, oder gar ein „König aus dem Osten" (bettelnder Türke), so verpflegt ihn die Stadt oder gibt ihm eine Wegzehrung, ja selbst, wenn die Pferde just Zeit haben, Vorspann bis zur nächsten Gemarkung.

Doch all das ist gewesen.

Und die magyarische Frau? Auch ihr fehlt es nicht an Zeitvertreib. In einem ungarischen Sprichwort findet sich die Richtung ihrer Unterhaltungen angegeben: „Leere Kammer, dumme Hausfrau". Demgemäß verläßt sie, obgleich sie dieselbe Freiheit genießt wie ihr Gatte, selten und nur auf kurze Zeit das Haus, welches sie in Hinsicht auf die Verpflegung dergestalt ausrüsten muß, daß sie wohl monatelang aushalten könnte, ohne auf den Kaufmann, Markt oder die nachbarliche Gefälligkeit angewiesen zu sein.

Ihr Mehl, ihr Gemüse wird im Herbst, ihr Schmalz im Winter für das ganze Jahr eingelegt; ihre Fleischbank bildet theils das auf dem Boden geräucherte Fleisch, theils das im Hofe wimmelnde Geflügel, in solchen Mengen, daß selbst zahlreiche und bemittelte Familien den Fleischhauer das Jahr über kaum um ein paar Gulden „bereichern". All' dies veranstaltet die Hausfrau so in aller Stille, Tag für Tag, mit besonnener Voraussicht; das ist ihre beständige Unterhaltung, so daß sie einen Familienrath nur bei größeren und wichtigeren Anlässen zu der weiblichen Verwandtschaft oder Nachbarschaft einberuft. Eine solche größere Unterhaltung ist die Bereitung des „Tarhonya" (eine Art „geriebene Gerstel") aus Mehl, das durch seinen Klebergehalt sich zusammenballt und in das so viel Eier, als man nur irgend will, geschlagen werden können, nicht aber auch nur ein Tropfen



Fünfgespann in Jazygien.

Wassers gemischt werden darf. Dies geschieht an sonnigen Frühlingstagen und da prasseln aus den Tarhonya-Reutern, durch welche der Teig von vier oder fünf Paar knochigen Händen geknetet wird, die kleinen, schrotartigen Körner lustig nieder und trocknen auf den Tischen, die mit weißen Tüchern bedeckt, sich längs des Hofes reihen, eine beliebte Sommerspeise.

Mit ähnlicher Sorgfalt bereitet man eine andere Art getrockneter Mehlspeise, den „Lebbencs". Beide können in trockenem Zustande lange aufbewahrt werden, sind nahrhafte und leicht zuzubereitende Speisen, weßhalb sie nicht nur bei den Schäferhürden oder im wöchentlichen Mundvorrath der Dienstboten, sondern selbst auf dem Speisezettel der Herren Ingenieure, die auf der Puszta beschäftigt sind, eine hervorragende Rolle spielen. Noch wichtiger ist das Seifekochen, welches eine richtige altungarische Hausfrau noch jetzt mit Sodasalz vollführt, denn es ist wohl wahr, daß dies eine zwei- bis dreitägige Arbeit bedeutet, dafür aber mag dann gleich der König selbst kommen und das Resultat bewundern. Weiß wie Batistleinwand ist die Seife; hart wie Stein; sie schäumt vortrefflich und wetzt sich doch nicht ab, und fett ist sie auch nicht; außerdem lohnt schon ihre „blaue Seife" die Mühe, welche die mit reiner Soda gekochte gar nicht hat. Nicht einmal ihre Lauge wird weggegossen, denn auch sie ist Goldes werth beim Gespinnstwaschen. Auch bestrebt sich jede tüchtige Hausfrau, möglichst viel Seife zu haben, denn das Ehrenwappen des Hausherrn auf dem „Meisterbalken" (Hauptbalken der Zimmerdecke) sind die Bücher, das der Hausfrau aber die Seife! Und dann wäscht eine tüchtige Hausfrau gar nicht mit heuriger Seife, da diese noch nicht trocken genug ist. Will man aber, daß auch vorjährige vorhanden sei, dann muß man die Grieben der geschlachteten Schweine beizeiten mit Asche überschütten, sonst wird Alles von der genäschigen Dienerschaft gemaust. Da nun die gute Seife ein so wichtiger Artikel im Haushalte ist, kann es nicht Wunder nehmen, wenn ihr Kochen förmlich als Unterhaltung gilt, zu der sich, wie zu irgend einem Feste, die Vertrauten des Hauses versammeln, ja die Mädchen aus der Verwandtschaft eigens beicommandirt werden, damit sie etwas lernen. Mit der peinlichsten Vorsicht, aber doch nur aufs Gerathewohl, Handvoll nach Handvoll, mißt man die Elemente der Lauge ab, das Sodasalz und den Kalk, und thut sie behutsam in den Kessel; und während das Gemengsel siedet, umstehen die sonst von Reinlichkeit schimmernden Gestalten, gleich Macbeth's Hexen, mit ihren abgetragensten Kleiderlappen behängt, den britzelnden Kessel, in der Hand die Feder zum Laugemessen, die sie von Zeit zu Zeit in die Flüssigkeit tauchen. Wenn die Lauge plötzlich die eingetauchte Feder verzehrt, so ist dies ein Zeichen, daß sie stark genug ist. Nun gönnt man auch der Flüssigkeit etwas Ruhe in einem großen Bottich, und wenn sie sich gesetzt hat, gießt man die reine Lauge neuerdings auf und thut das Fettzeug hinein, das dann mit großen eisernen Löffeln langsam um und um gerührt

wird, bis dann schließlich die Seife sich von der Lauge scheidet. Dies ist der kritische Augenblick. Ist die Scheidung gelungen, so wird der Sieg mit einem kleinen Imbiß gefeiert. Will sie nicht gelingen, ist die menschliche Wissenschaft mit ihrem Latein zu Ende, dann wendet man sich an übernatürliche Kräfte, welche Zauber heißen und zu der heilsamen Lehre verhelfen, daß kein Zauber so wirksam ist, wie eine gute Lauge, die wieder neu bereitet werden muß. Ist die Seife endlich fertig, so schöpft man sie heraus, gießt sie in einen Rahmen und läßt sie darin erstarren; dann nimmt man sie heraus, sägt sie in



Waschende Frauen auf dem Flusse im Winter.

Würfel und legt sie hübsch auf den „Meisterbalken" hinauf. Die Seife beim Krämer zu kaufen ist keine geringere Schande, als das Brod auf dem „Platz" zu kaufen oder beim Bäcker backen zu lassen. Denn in Ungarn nährt man sich mit hausbackenem Brode, und als eine Frau von schlechtem Rufe gilt diejenige, die sich nicht auf's Brodbacken versteht. Das Material des Brodes kommt nicht in Betracht, denn die gute Hausfrau „bäckt gutes Brod selbst aus Sägemehl"; übrigens ißt das ganze Alföld fast ausschließlich Weizenbrod. Man pflegt auf einmal mehrere Laibe, vier bis sechs, und zwar recht ansehnliche, zu backen; aus der Geschicklichkeit beim Einschießen des Brodes pflegt man auf die Gesundheit der Frau und auf die Kraft ihres Armes zu schließen. Daß das viele Brod altbacken werde,

steht nicht zu befürchten. Der Hausstand ist groß, und würde es auch wirklich altbacken, nun, so dauert es um so länger.

Aber die ungarische Frau zeichnet sich nicht nur beim Seifekochen aus, sondern auch beim Waschen. „Reinlichkeit ist Gesundheit", sagt sie und handelt tüchtig nach diesem Grundsatze. Ihr Bettzeug, ihr Tischtuch, die gesammte Wäsche der Familie ist „wie der Schnee", obgleich das Linnen meistens gewöhnliche Hausleinwand ist. Feine Leinwand wird nur bei den Festtagskleidern benützt. Zum Waschen nimmt die ungarische Frau am liebsten Regen- und Flußwasser. Im Winter, wenn von Sammeln des Regenwassers gar keine Rede sein kann, nimmt man auch mit Brunnenwasser vorlieb; wo es aber Flußwasser gibt, hat dieses selbst beim stärksten Frostwetter den Vorzug. Der Vater oder sonst ein Mann aus der Familie haut ein Loch in das Eis des Flusses, das Frauenzimmervolk aber rafft alles „was unter den Schlägel gehört", zusammen, nebst den Werkzeugen für diese Arbeit: der Waschbank nämlich und dem Schlägel. Man legt sich eine Handvoll Stroh unter die Füße, neben dem Eisloch, und geht an die „pritschlige" Arbeit. Mitunter wandern mehrere, ja sogar viele auf das Eis hinaus und verüben ein so patschendes, klatschendes Geschlägel, daß die ganze Wassergegend davon wiederhallt. Je schärfer die Kälte, desto röther werden die Gesichter und Hände, aber einen Schnupfen, geschweige denn eine ärgere Erkältung kriegen diese Arbeiterinnen des Schlägels wohl nie. Und doch sind sie gar leicht bekleidet und selbst ihre leichten Röcklein sind noch rechts und links hoch aufgesteckt.

Das Lichtziehen ist in unseren Tagen des Petroleums nachgerade selten geworden; ehemals gehörte es auch zum Ehrenkranz der ungarischen Hausfrau. Die Käsebereitung dagegen wirft noch immer ein Namhaftes ab, besonders in der Tanya- (Gehöft-) Wirthschaft. Erwähnen wir schließlich noch die Zucht des verschiedenen Geflügels und die beständige Pflege des Hausgartens, nicht zu vergessen auch die häufige Tünchung („Weißelung") des Wohnhauses, so haben wir Alles angeführt, was die „Unterhaltung" der magyarischen Bäuerin bildet.

Die hier geschilderten Zerstreuungen und Unterhaltungen des männlichen und weiblichen Geschlechtes sind aber nur Geringfügigkeiten im Vergleich zu den als Stelldichein für alle Lebensalter, Geschlechter, ja Volksclassen dienenden Märkten. Von den großen Provinzherren angefangen, die in fünfspännigen Kutschen fernher gejagt kommen, und von den reichen Bauern, die mit ihren Rinderheerden die Ebenen beherrschen, bis hinab zum letzten Marktbettler, der an der Ausmündung einer Zeltgasse sein jämmerliches Lied winselt, trifft Alles, was da im Umkreise lebt, auf den Jahrmärkten von Debreczin, Kecskemét, Maria-Theresiopel, Szegedin, Gyula und des auch sprichwörtlich dafür bekannten Tur zusammen.



Kaffeeausschank auf dem Marktplatz in Szolnok.

Gewöhnlich fallen die Märkte auf Sonn- oder Feiertage. Der gute König Béla hat schon vor achthundert Jahren den Versuch gemacht, sie auf den Samstag zu verlegen, aber ohne Erfolg. Der Viehmarkt gibt sein Recht auf den Sonntag nicht auf, und an diesem heiligen Tage wimmeln auf den ungeheueren Marktplätzen, die kaum kleiner sind als der Stadtbezirk selbst, Rinder-, Pferde- und Schafheerden in dichtem Gedränge. Das ist der Tag des vollen Beutels. Am nächsten Tage beginnt der Waarenmarkt („Markt zu Fuß"); eine günstige Gelegenheit für den armen Mann, sich einmal nach Herzenslust wichtig zu machen, denn so viel liebe Worte und freundliche Blicke werden ihm sonst das ganze Jahr nicht zu Theil, wie jetzt in einer Stunde von Seite der schlauen Jahrmarktschneider und geschmeidigen Kattunhändler. Nur die einzigen Kürschner überheben sich, denn ihre Waare geht auch ohne Schmeicheleien reißend ab. Und allenfalls noch die glücklichen Inhaber der Garküchen („Bratenzelte"), denn lustige Musik, mit frischem Bratenduft gemischt, ist stärker als Menschenzungen. Da reden die Thatsachen, etwa wie Arany sie schildert:

„Wenn gleich des lust'gen Feuers Funken sprühen,
Tanzender Betyáren Hände klatschend glühen,
Luftig gekleidet im Tanz sie draußen hupfen,
Keiner hat Angst vor Niesen oder Schnupfen,
Denn dieser Schlag, der kennt nur ein Erkälten,
Aber das eine muß dann ewig gelten."

Ja, die haben den richtigen Punkt bereits getroffen und ihrer guten Laune macht höchstens der Rausch oder der Commissär ein Ende. Weit stiller und harmloser gestaltet sich das Marktleben um die „Kaffeetische" her, deren jeder neben einem blechernen Kochherd steht, vollgeräumt mit Näpfen, die einen halben oder Viertelliter halten und in denen die Tischfrau ihren Kunden „frischen Kaffee" ausschenkt. Eine ganze Gruppe von Frauen und Mädchen umsteht den dampfenden Tisch und verzehrt ganz selig den dünnen Kaffee, dessen Mokkagehalt wohl nicht tadellos ist, die Milch dagegen desto vortrefflicher, frisch gemolken, frisch aufgekocht, so daß eine Herrschaft sie nicht besser kriegen könnte. Unter den guten Marktleuten freilich kommen besonders die Tanya-Bewohner nur bei solchen Marktgelegenheiten in die Lage, sich dem Kaffeegenuß hingeben zu können. Der Eine und der Andere führt sich auch seine Portion so gründlich zu Gemüthe, daß er gleich zwei oder drei Näpfe voll hinter die Binde gießt. „Darum ist ja der Markt ein Markt, damit wir uns da gütlich thun."

Der nüchterne Verkehr wimmelt noch immer dort in den Zeltgassen umher. Mann und Frau sind unzertrennlich; denn ein so unbeschränkter Herr der Gatte bei Kauf und Verkauf des Viehes ist, ebenso untergeordnet ist seine Rolle auf dem Waarenmarkt.



Jahrmarkt.

Stiefel und Suba, Hut und „Blautuchenes", Alles wählt und bestimmt ihm der Geschmack seiner Frau; die Frau erstreitet ihm diese Dinge unter vielem Feilschen, und thätig darf der brave Gatte erst auftreten, wenn der Handel abgeschlossen ist und der Krämer, untröstlich ob des schlechten Geschäftes, das er gemacht, ihm den herkömmlichen Handschlag gibt. „In Gesundheit mögt Ihr es tragen!" Nun wäre eigentlich Alles eingekauft; doch dieses Lamm von einem Ehemann muß der zur Herrschaft gelangten Frau jetzt erst noch auf den Geschirrmarkt folgen, unter heimlichen Seufzern von wegen der argen Geldvertrödelung, dieweilen ja daheim die Geschirrbretter ohnehin schon brechen unter der Last der vielen Töpfe und Töpfchen. Um sie her drängt sich das bunte Treiben von Burschen- und Dirnenvolk, Marktgeschenke heischend und tauschend, neue Bekanntschaften, aus denen dann alte, sehr alte werden. Mit den gekauften Waaren lassen sich die Burschen, umherstolzirend, gern bewundern. Die jungen Leute haben den neuen sämisch-ledernen Suba-Pelz um den Hals hängen und den alten um die Schultern, und zwei Hüte auf dem Kopfe sitzen, einen über dem anderen, den neuen auf dem alten. Weniger kräftige „Bácsi's" (Onkel) schwanken brummend heimwärts, vom Ehegespons getrieben, sintemalen der „Bácsi" schon das vierte Päckchen Streichhölzer verbrennt, ohne seine Pfeife in Brand stecken zu können. Jener Ehrenwerthe aber mag immerhin drauf los seufzen; diese Einkäufe von irdenem Geschirr wollen gar kein Ende nehmen. Eine ganze Last von dem Zeug hat das verschmitzte Geschöpf schon zusammengerafft, offenbar, damit sie es nicht allein nach Hause zu schleppen brauche. „Na, Mutter, was ist's denn mit einem kleinen Kauftrunk (áldomás)?" sagt er endlich mit einer Courage, die etwas muthlos ausfällt. — „Was? einen Kauftrunk?" entgegnet das Weibchen, „sind Euch die fünf Kinder zu Hause nicht Kauftrunks genug?" und räumt sich die sensengewohnten Arme mit ganzen Stößen von Pfannen und Näpfen voll. Und doch ist die Verweigerung des Kauftrunks in Ungarn förmlich ein Attentat auf die Verfassung. Denn ob man kauft oder verkauft, ob man geboren oder begraben wird, ohne „áldomás" darf es von Rechtswegen nicht abgehen. Wie denn nicht? Ist doch diese Sitte ein tausendjähriges Erbe des Magyaren, von den Vorfahren überkommen, die ihm sein Vaterland eroberten, nicht ohne daß sie, laut der Chronik, auf dem Berge Tarczal „magnum fecerunt áldomás", ein großes áldomás getrunken hätten.

Der Jahrmarkt ist staubig und ermüdend. Ein viel gemüthlicheres, halb religiöses, halb bürgerliches, halb sociales und halb Familienfest ist die Kirchweih, wo verwandte Elemente sich finden und fremde sich anfreunden. Die Kirchweihfeste der römischen und griechischen Katholiken, der Serben, Schokazen, die Kirchtage der deutschredenden Protestanten, sind so eingetheilt, daß der Vormittag der Andacht gehört, der Nachmittag der Freundschaft und Fröhlichkeit, mit gedecktem Tisch in jedem Hause, und Tanz und

Zechgelage in jedem Hofe, bei Geigenschall, denn der Zigeuner geht von Haus zu Haus. Zur Kirchweih werden keine Gäste geladen, aber jeder anständige Mensch, auch der Fremdling, der im Hause vorspricht, ist gern gesehen. Auch den Burschen aus der Fremde wischt man in Häusern, wo es Mädchen gibt, die Stühle ab und das zugereiste Mädchen wieder findet Reihen von Tänzern in den ortsansässigen Burschen, denn die Kirchweih ist zugleich Anlaß zur Mädchen- und Herdfeuerschau. Schlägereien der Bursche, wovon die Kirchweihfeste jenseits der Donau berühmt sind, kommen im Alföld selten vor. Jedes christliche Bekenntniß hat seine Kirchweih, nur der magyarische Calvinist hat keine, aber darum weiß er doch, was gut ist. Er besucht seine schokazischen, serbischen, deutschen Bekannten (ösmerős, gleich dem römischen hospes) auf ihren Kirchweihfesten und ladet sie seinerseits zur Weinlese oder zu den großen Kirchenfesten ein. Und wenn er mit ihnen in einer Gemeinde wohnt, macht er die Kirchweih ebenso gut mit, wie sein katholischer Nachbar. Sein Thor ist ebenso offen, sein Hof ebenso voll, sein Tisch gedeckt, sein Herz entgegenkommend. Warum sollte er sich nicht freuen, wenn sein Nebenmensch sich freut? Er wäre ja dann kein Ungar.

Als eine Art Kirchweih wird in manchen Alföldstädten auch der Jahresschlußtag der Schafzüchterei, St. Demetrius, angesehen. Er ist ein Kirchtag, aber nicht von religiösem Charakter, sondern ein reiner heiliger Bärenhäutertag zum Fröhlichsein. An diesem Tage werden die volkreichen Schafwochenmärkte abgehalten; an diesem Tage legt der Schäfer Rechnung und schwitzt seine unerreichbaren Kniffe vom ganzen Jahre heraus, die er hauptsächlich mit dem Hammelvertauschen und den gefallenen Häuten durchgeführt. Den Schaden hat er natürlich nie; des Herrn Gut muß unangetastet dastehen, das seinige aber noch mehr, das muß noch weit fetter sein. Es ist ein Schäfergeheimniß, daß, obwohl sie zusammen weiden, des Schäfers Schaf dennoch besser ist, als das des Herrn. Wenn die Verrechnung vorüber, versammelt sich die Wirthschaft zum Abendbrod (Demeter-machen, Schafball). Der Schäfer zieht einem fetten einjährigen Lamm die Haut ab und kocht es nach richtiger Schäfermanier im Bográcskessel; dann setzt sich Alles um den Kessel her, der Schäfer auch, und da kein Weibsvolk anwesend, oder doch nur wenig, so bleibt auch der Krug nicht fern; er geht rechts herum, er geht links herum; ein Lied erschallt, die Ziegeunerbande nimmt es auf, und wie die Saiten klingen, so geht der fußbodenstampfende, händeklatschende Männer-Werbetanz los. Gegen Mitternacht ermattet das Bein, dagegen wird das Erz der Männerkehle laut, man spricht ein wenig von Verbász, und auch von Pákozd, lieben Orten aus der Nationalgardistenzeit. Entweder bei Pákozd oder bei Verbász ist jeder von ihnen gewesen. Und wenn ein Fremder so durch das Fenster auf diese Scene hereinblickt, kommt er plötzlich darüber ins Reine, was es heißt: „Weinend erlustigt sich der Magyare". — —

Im Verlaufe dieses Aufsatzes haben wir wiederholt diesen oder jenen Zweig der Feldarbeit an irgend einen Namens- oder Feiertag geknüpft. Dies geschah, weil der Ungar die Zeit lieber nach diesen theilt und bestimmt, als nach Monaten und numerirten Tagen. Die ungarischen Jahrmärkte stehen mit Blasius, Josef, Medard, Johannes Enthauptung, Nikolaus und anderen Namen in Verbindung, desgleichen die Sämannsarbeit, Ernteeinfuhr und die Wetterprophezeiungen. Um aus der Unmasse nur Einzelnes — wenn auch zum Theil vermuthlich mit den Nachbarvölkern Gemeinsames — zu erwähnen, höre man das Folgende:

„Steht Vinzenz im Glanz, füllt sich der Keller ganz." „Wendet sich mit Nebel Paul, fällt der Mensch wie Aas so faul." „Wenn's um Lichtmeß noch nicht fror, dann klaub' nur jedes Dingsda hervor", was der Schäfer folgendermaßen variirt: „Um Lichtmeß mögen lieber die Wölfe hereinheulen, als daß die Sonne zum Fenster hereinscheine." „Am Tage Susannens in aller Früh ruft die Lerche: pipi! pipi!" „Mattheis bricht's Eis; find't er kein's, macht er eins," „Friert es in der Matthiasnacht, dann friert's vierzig Nächte, daß es kracht" und „Regnet's am Medarditag, so regnet's darnach vierzig Tag." „Gregor schüttelt seinen Bart." „Benedict bringt die Wärme sackweise." Wer könnte die vielen Verdienste St. Georgs herzählen, und wer kennt nicht die Frostheiligen, sowie den Tag Urbani, der die Fröste schließt? Charfreitag werden die Kälber gezeichnet, am Tage St. Georgi wird das Vieh hinausgetrieben, der Dienstbote gemiethet. Was in Hugos Woche an Geflügel ausgebrütet worden, kommt um. Die Melonen kann man nach Hugo säen, am besten aber geschieht dies am hundertsten Tage des Jahres, von dem aus sie wieder in hundert Tagen zu reifen beginnen; wirklich reif werden sie aber erst zwischen den beiden Lorenz. Medard ist die Woche des Mähens; am Tage Gotthard sät man die Gurken, am Frohnleichnam den Winterrettig. An Peter und Paul kracht die Wurzel des Weizens; zwischen Heimsuchung und Elias bewegt sich der Schnitt. Zwischen zwei Frauentagen muß man die Eier für den Winter sammeln. In der Woche Elias kann man einführen, mit König Stefan treten (mit ihm nehmen auch die Störche Abschied). Um Maria Geburt wird die Kornsaat des guten Landwirths grün; der Weizen ist zwei Wochen vor und zwei Wochen nach St. Michaelstag am günstigsten zu säen. Übrigens lautet der Rath auch: „Die Herbstfrucht in den Staub, die Frühjahrsfrucht in den Koth", das heißt Beides je eher, desto besser. „Märzenschnee schadet der Erde, selbst wenn man ihn in einem Sack darüber hinschleift"; hingegen nützt er den Mädchen, die ihr Gesicht damit waschen. „Schwarze Weihnachten, weiße Ostern." „Theresia hält Weinlese mit Wendelin, doch gährt ihr Wein nur auf Martini aus." Lukas und Demetrius rufen den Schäfer zur Abrechnung, wie denn auch vor Alters der Ungar seine Jahresrechnung mit dem Türken am Dömötörstag zu schließen pflegte. Auf Elisabeth kommt die ledige Rinderheerde heim,

auf Kathrein die wilde Roßherde. Für Lucia bleibt nichts übrig, als der Wind vom Luciatag, ferner allerlei kleiner Aberglaube und besonders der Luciastuhl, den man am Luciatage in Angriff nehmen und auf Weihnachten fertig machen muß, so zwar, daß auch an den zwischenliegenden Tagen daran wenigstens ein Schnitt mit dem Schnitzmesser geschieht. (Daher das Sprichwort: „Es wird fertig, wie der Luciastuhl", nämlich langsam.) Auf diesem Sessel sitzend kann dann in der Christnacht der Bursche wie das Mädchen den Zukünftigen oder die Zukünftige erblicken, und die Hexen dazu, das heißt, wer das besondere Auge oder die Witterung dazu hat.

Doch was schert uns Lucia sammt ihren Stürmen, wenn uns der Advent umgibt mit seinem trüben Himmel und seiner heiteren Ruhe, — wenn aus unserer warmen Stube und vollen Kammer wenigstens auf etliche Monate Sorge und Kummer völlig ausgeschlossen sind? Um acht Uhr Früh geht's ins Haus Gottes, ein frommes Lied zu singen, von da auf den Marktplatz oder zum Gemeindehaus, ein Wörtlein zu tauschen; Nachmittags ladet das lustige Funkensprühen der Schmiedewerkstätte, oder die mehlige Haube des Trockenmüllers zu einem politischen Gedankenaustausch; gegen Abend wird das Vieh versorgt. Dies ist die Tagesordnung desselben Mannes, der vor vier Monaten in einem ganzen Wochenlauf keine vier Stunden in einem Zug geschlafen hat.

Abends entzündet sich das Lämpchen im „Großhaus" und während von den Fingern des „weißen Volkes" (der weiblichen Gesellschaft) der Faden rasch die Spindel hinanschnurrt, lesen die Männer mit lauter Stimme vor, aus volksthümlichen Zeitschriften, heiligen oder nationalen Geschichten, aus den Werken Petöfis und Aranys und aus alledem, was die Bibliothek des „Zirkels" darbietet.

Ist's des Lesens genug, dann wird der Tisch gedeckt und frischer Schweinebraten („neues Fleisch") aufgetragen, eigene Mast (der muß schon ein ganz armer Teufel sein, der nicht einmal ein Schwein gestochen hat); dazu süßer Maisfladen eigener Erzeugung; weißer Käse aus eigener Käserei; saftiges Obst von eigener Pflanzung; ein prickelnder Wein von eigener Kelter. Aber das Alles nicht auf einmal. So verschwenderisch treibt man's nicht. Nur so hübsch langsam, abwechselnd.

Die Spinnrocken stehen still, Messer und Gabel klirren aneinander, das Schulmädchen sagt den Tischsegen; Alles, was an den Tisch gehört, setzt sich hin, nebeneinander nach Rang und Alter. Den ganzen oberen Tischrand nimmt der Hausherr selbst ein; neben ihm sitzt niemand. Auch wäre gar kein Platz neben ihm, denn zu seiner Linken in der Ecke der Tischbank steht der runde Korb und darin liegt das Brot; reiner Weizen, bäuerisch gemahlen und zuweilen mit etwas Mais-Kraftmehl gemengt; ein Brot, wie es die Frauen keines anderen Volkes backen können, besonders acht oder zehn Stück auf einmal, vor Tagesanbruch. Nur die ungarischen Ehefrauen können das. Das ist eine gewaltige

Halbkugel, groß „wie das Rad des Schubkarrens“, rosig aufgesprungen, die Rinde glänzendschwarz, die Krume weich und schleißig. Der Mann nimmt seine Lammfellmütze ab, ehe er dieses Brot berührt, und macht mit dem Messer ein Kreuz darauf, ehe er es anschneidet.

Dieses Brot also liegt links vom Hausherrn am oberen Tischrand, zu seiner Rechten aber steht jener unsichtbare Jemand, an den soeben der Tischsegen gerichtet worden. Der Ungar weiß ganz bestimmt, daß das so ist; darum läßt er keinen Menschen neben sich setzen, nicht rechts, noch links, und darum pflegt er zu sagen: „Wenn nur Gott mich nicht verläßt, und das Weizenbrot!“



Tischsegen.



Alterthümliche Denkmäler im Alföld.

Auf den ungeheuren Flächen des Alföld kommt kein Stein vor. Bevor die Eisenbahnen den Verkehr auch dort beschleunigt und vervielfacht hatten, hob der Bauernjunge, der zum erstenmale nach Großwardein oder Pest zu Markte ging, den ersten Stein, den er in der Nähe des gebirgigen Landes erblickte, sorgfältig als große Rarität auf, die ihm zu Hause niemals vor Augen gekommen, und warf ihn erst wieder weg, als er im Weiterwandern auf Schritt und Tritt ebensolche Seltenheiten fand. Auch bei den ältesten Bewohnern des Alföld, die in der jüngeren Steinzeit lebten, finden wir nur selten steinerne Werkzeuge, da diese nur im Wege des Tausches aus dem Oberlande dahin gelangt sind. An ihrer Stelle finden wir die Geräthe aus Knochen. Aus dem Geweih des Hirsches wurden Handbeile gefertigt, aus den Rippen der hirschartigen

Schätze aus der Zeit der Völkerwanderung.

Thiere Messer, aus ihren gebrochenen und zugeschärften Röhrenknochen Meißel, Pfeilspitzen, Nadeln, aus den Knochen des Rindes aber Netzbeschwerer und Schlittschuhe. Die unzähligen Hügel, die sich auf den Überschwemmungsgebieten der Alföldflüsse erheben, bezeichnen die Wohnstätten der damaligen Menschen. Diese Hügel gleichen im Ganzen und Großen den Terramaren des Po-Thales. Sie waren Pfahlbauten am sumpfigen Flußufer, Gruppen von Hütten aus Flechtwerk, das mit Lehm ausgeschmiert war; die Küchenabfälle, zerbrochenen Gefäße und Geräthe, sowie jegliche Art von Schmutz fielen da zwischen die Pfähle hinab und füllten mit der Zeit den leeren Raum unter der Hütte völlig aus. Wenn dann übler Geruch und überhand nehmendes Ungeziefer die Hütten unbewohnbar machten oder zufällig ein Brand sie verwüstete, dann verließen die Bewohner den Platz und ließen sich in der Nachbarschaft nieder, von wo sie mit der Zeit aus den nämlichen Gründen wieder auf die unterdeß rein gewordene alte Stelle zurückkehrten und ihre Hütten immer wieder aufbauten, Jahrhunderte hindurch, so daß sich auf diese Weise mächtige Hügel emporthürmten aus nichts als Abfällen und Kohlenschichten, Hügel, deren Flächenraum, wie zum Beispiel auf der Puszta von Tószög, zehn Joch und mehr einnimmt. Die jährliche Überschwemmung der Theiß spült oft den einen oder anderen Theil dieser Hügel weg und dann erblickt man die vielen Schichten über einander, manchmal mehr als zwanzig an der Zahl. Ihre Anzahl beweist, daß viele Jahrhunderte vergingen, ehe der Hügel seine jetzige Höhe erreichte, und auch daß die Entwicklung der Cultur eine gar langsame war, denn die in den oberen Schichten gefundenen Werkzeuge, Küchenabfälle und Scherben unterscheiden sich kaum von denen, die in den unteren Schichten vorkommen.

In der obersten Schichte fanden sich auch einige Reste aus einer späteren Zeit, so auf dem Hügel von Tószög eine beinerne Schnalle und ein goldenes Ohrgehänge aus der Völkerwanderungszeit. Dennoch aber kann man sich auf Grund der armseligen Reste einen Begriff von der primitiven Cultur der Ureinwohner bilden. Sie lebten als Fischer und Jäger; dies beweisen die zahlreich vorkommenden Schichten aus Schalen von Flußmuscheln, die Fischschuppen in Töpfen, die durchlöcherten Wildschweinhauer, die Bärenzähne, die Reh- und Hirschknochen, die sämmtlich gespalten sind, da nur auf diese Art dem Mark beizukommen war; hie und da aber findet man auch verkohlten Weizen und Hirse, jene Menschen kannten also bereits den Ackerbau, ihre thönernen Töpfe jedoch verfertigten sie noch ohne Töpferscheibe und die Eindrücke ihrer Finger bilden das einfachste Ornament derselben; zuweilen drückten sie auch eine geflochtene Schnur im weichen Thone des Gefäßes ab. Diese Schnüre und die kleinen durchlöcherten Thonscheiben, welche bald als Netzgewichte, bald zur Beschwerung der Fäden beim Weben dienten, beweisen, daß den Frauen die Künste des Spinnens, Webens und Netzknüpfens nicht fremd waren. Perlen aus Thon und durchbohrte Hirsch- und Wildschweinzähne dienten als Halsschmuck, ja

man findet in diesen Hügeln sogar schon die ersten Keime der Kunst in Gestalt von Thierfigürchen, primitiv aus Thon geformt, aber als Hund, Schwein, Schaf, Rind, ja als Pferd wohl erkennbar. Diese Erzeugnisse der Plastik aus der Urzeit sind schon deswegen einer besonderen Beachtung werth, weil solche im Auslande seltener vorkommen und zu den Eigenthümlichkeiten des mittleren Donaubeckens zu gehören scheinen. Neben den zahlreichen Knochenwerkzeugen jedoch, welche aus diesen ältesten Ansiedlungen ans Tageslicht kommen, fehlen auch die vom Oberlande herabgelangten Steinwerkzeuge nicht, besonders die Pfeilspitzen und Splitter von Obsidian, welche von den aus der Tokajer Gegend gebrachten Obsidian-Steinen hier abgesprengt wurden, was die Steinkerne beweisen, welche mit den



Der Kuczoró-Hügel bei Tószög und einige Objecte des Fundes von Szihalom.

Schichten der Abfälle vermengt vorkommen. Die bekannteste unter diesen Ansiedelungen der Urzeit ist der Kuczoró-Hügel bei Tószög, etwa acht Meter hoch, dann kommen die bei Tisza-Földvár und Szeberény, der Áldozó-Halom („Opferhügel") an der Grenzmarke von Nagy-Rév, die Kerek Tetök („runden Dächer") bei Tisza-Ugh, der Ásott-Halom („aufgegrabene Hügel") bei Tisza-Füred, Szihalom im Borsoder Comitat und gewiß noch viele andere Hügel an anderen Stellen, die bisher nicht erforscht wurden.

Von diesen ausgedehnteren alten Wohnstätten unterscheiden sich jene kegelförmigen Hügel, die sich häufig in größeren oder kleineren Gruppen auf der Ebene des Alföld erheben. Es sind dies zumeist Urnengräber der Bronzezeit, in der die Verbrennung der Todten gebräuchlich ward. Das Aufthürmen von Hügeln über den Resten der Todten war bei den Völkern der Urzeit allgemeine Sitte. In classischer Zeit, bei den Griechen und Römern, hörte zwar diese Bestattungsart auf, doch erwähnen auch sie die Tumuli auf der

trojanischen Ebene, in denen sie die Grabmäler des Achilles, Ajax und anderer Helden erkannten. Schliemann hat dieselben durchsucht, jedoch ohne nennenswerthen Erfolg. Es scheint, daß es in der Zeit der Völkerwanderung wieder üblich wurde, über der Asche der Häuptlinge hohe Hügel aufzuthürmen, denn an mehreren Orten, zum Beispiel in Mezö-Berény, hat man aus solchen zierlichen goldenen Frauenschmuck zu Tage gefördert, und in Herpály einen merkwürdigen silbervergoldeten Schildbuckel mit phantastischen Figuren in gepunzter Arbeit, die den Charakter der unter dem Einfluß des sinkenden römischen Kunsthandwerks stehenden barbarischen Kunst zeigen. Im Hügel von Gesztered ließ Baron Josef Vécsey einigen Silberschmuck, einen geschliffenen Onyx, einen einfachen Schildbuckel nebst Schwert der Völkerwanderungszeit ausgraben. Zu Hunderten trifft man die Hügel, die zum Theil durchsucht sind, doch lohnt das Resultat nur in den seltensten Fällen die Mühe der Schatzgräber, die meistens nichts als morsche Balken, dieselben verbindende rostige Eisenklammern und allenfalls zerbrochene Urnen finden. Besonders ins Auge fallen die fünf großen Bühel bei Glogovácz im Arader Comitat, die noch nicht aufgedeckt worden sind.

Übrigens hat man im Alföld durch Zufall auch urzeitliche Bronzefunde gemacht und vergrabene Schätze entdeckt. Von großer Bedeutung ist der von Tamásfalva im Torontáler Comitat, im Jahre 1871 ausgegraben. Seine Hauptbestandtheile sind vier Dolche von ungewöhnlicher Form, zwei Gürtel, drei Lanzenspitzen, zahlreiche Armbänder, Schuppen und Meißel. Noch merkwürdiger ist der Fund von Hajdu-Böszörmény, dessen Abbildung wir auf Seite 25 des ersten Bandes mittheilten. Er wurde 1868 von Feldarbeitern ausgegraben, die auf dem Maisfelde des Franz Horváth eine Grube für eine Herdstelle aufwarfen. Der Grundbesitzer Michael Gál und der Seelsorger Emerich Pápay sendeten einen Theil des Fundes an die ungarische Akademie der Wissenschaften ein, von wo derselbe als Deposit ins Nationalmuseum gelangte, und zwar vier Schwerter, eine große getriebene Amphore, drei Hängeschalen, ein Bronzehelm und das Bruchstück eines anderen. Vier Schwerter gelangten in die Sammlung des Debrecziner Collegiums. Der reiche und passionirte schweizerische Antiquitätensammler Baron Graffenried, einst Rittmeister in der österreichischen Armee, später in Promontor ansäßig, vermochte davon noch sechs Schwerter und einige Bruchstücke, ferner zwei Henkel von großen Amphoren und ein Band von einer Hängeschale zu erwerben. Die Gefäße waren, wie es scheint, zerbrochen und der Finder hatte sie nebst mehreren zerbrochenen Schwertern zu Glocken für sein Haus umschmelzen lassen. Die Graffenried'sche Erwerbung gelangte nach seinem Tode durch Kauf in das ungarische Nationalmuseum, wo sich gegenwärtig aus diesem Funde zwölf Schwerter befinden; dem Vernehmen nach sind aber an jener Stelle insgesammt sechsundzwanzig Schwerter gefunden worden. Der Fund stammt, wie die getriebene Amphore und die Schalen bekunden, aus dem Beginn der Eisenzeit, der sogenannten Hallstätter Epoche, doch weicht die Form der

Schwerter von der der Hallstätter gänzlich ab und stimmt mit denjenigen überein, die in Ungarn gefunden wurden. Die Bronzegeräthe in Ungarn weichen selbst noch am Anfange der Eisenzeit durch ihre einfacheren Formen von den in den Nachbarländern gefundenen ab. Jene Archäologen, die sich mit der obenerwähnten Hallstätter Epoche, namentlich mit dem berühmten Gräberfelde beschäftigen, von dem die Eisenzeit ihren Namen erhalten hat, glauben dort zweierlei fremde Einflüsse wahrzunehmen, den italienischen, dem man die Kenntniß der Eisenfabrication und die verschiedenartigen Formen der Gewandspangen verdankte, und einen anderen, den sie nicht näher bestimmen. Dieser nun ist aller



Die Fünfhügel (Öthalom) bei Glogovácz im Arader Comitat.

Wahrscheinlichkeit nach der von Ungarn aus wirkende. Die einfachere, also ältere Form und Decorirung der ungarischen Bronzefunde hat sich im Westen und Norden immer mehr entwickelt.

Indeß finden wir nicht den geringsten Unterschied in der Form der Waffen und Geräthe, weder in der Bronze-, noch in der Eisenzeit, ob sie nun im Alföld oder in anderen Theilen Ungarns gefunden wurden. Ja, was die hier ausgegrabenen barbarischen Schmucksachen aus Gold betrifft, finden wir ihnen Analoges hauptsächlich in Frankreich, nur daß der Geschmack der französischen Gallier wählerischer war als der der rohen Galater in Ungarn.

Zu den drei von Baron Josef Vécsey in Anarcs gefundenen goldenen Armspangen hat man in Frankreich etwas elegantere Seitenstücke gefunden, und einige Objecte des

auf der Puszta Fokoru bei Szolnok gefundenen Goldschatzes, die auf der Pariser Weltausstellung allgemein bekannt wurden, erregten besonders deshalb die Aufmerksamkeit der französischen Archäologen, weil sie in allen Punkten einigen französischen Fundstücken glichen.

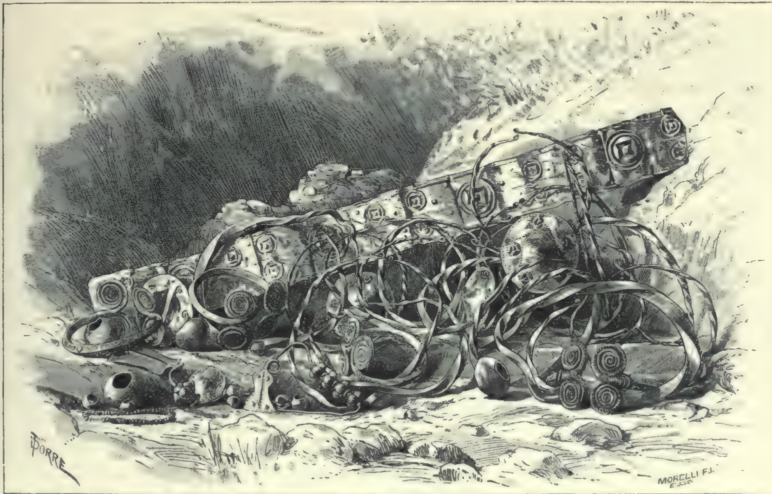
Übrigens nimmt dieser Schatz, was seine Reichhaltigkeit betrifft, unter den Goldfunden des Alföld den zweiten Platz ein, denn sein Goldgewicht beträgt etwas über vier Kilogramm; er war also vermuthlich das Eigenthum irgend eines Stammeshäuptlings. Achtzehn schwere, gewundene, goldene Halsspangen (torques), diese charakteristischen Zierathen der Kelten, wurden dort gefunden, zusammen mit vier gewichtigen Armspangen, vier getriebenen Buckeln, zwei Heftnadeln (Fibeln) und einem goldenen Gürtel, der mit dem bekannten Ornament aus der Eisenzeit verziert ist. Dieser Schatz ist jetzt ein Hauptschmuck des ungarischen Nationalmuseums.

Welche verschiedenartige Volksstämme das ungarische Alföld von den ältesten Zeiten angefangen bis zur Zeit der Völkerwanderung bewohnt haben, läßt sich nicht genau bestimmen. Ihre aufgefundenen Denkmäler zeigen im ganzen Alföld den nämlichen Stil, aber jene charakteristischen Befestigungsbauten der Urzeit, denen der Ackersmann vielfach begegnet, beweisen, daß dieser Landstrich von verschiedenen Völkerschaften bewohnt war, die einander oftmals bekriegten und daher ihre Grenzen gegeneinander zu schützen strebten. Wir meinen hier jene weithin gezogenen Gräben und Schanzen, die das Alföld nach verschiedenen Richtungen durchschneiden und beim Landvolke „großer Graben", „Römerschanze", „Teufels-" oder „Csörsz-Graben" heißen. Das Volk pflegt solche bedeutende Werke, die es selbst schwerlich auszuführen imstande wäre, überall entweder den Römern oder sagenhaften Riesen oder dem Teufel zuzuschreiben und je nachdem seine Sagen daran zu knüpfen. So legt es auch den Namen Csörsz einem sagenhaften Königssohne bei, obgleich er vermuthlich nichts ist als die ungarische Umbildung des slavischen Wortes „Csert" (čechisch čert), welches bei den Slaven der ursprüngliche Name des Teufels war, ehe das Christenthum auch bei ihnen den Namen „Diabel" heimisch machte. Die Pflugschar hat schon an vielen Stellen diese Schanzen und Gräben geebnet, der Forscher aber kann ihre langen Linien trotzdem Schritt vor Schritt verfolgen, deren besser erhaltene Theile auch in die Generalstabskarten aufgenommen sind.

Zwischen Donau und Theiß bei Waitzen beginnt die eine Schanze, bei Hatvan biegt sie gegen Árokszállás um und schwenkt hier gegen Erdötelek ab, wo sie einen Ast von Füzes-Abony aus in der Richtung auf Diós-Györ zur Mátra entsendet, während der andere bei Ároktö die Theiß erreicht und jenseits derselben bis Püspök-Ladány und Báránd hinunterzieht. Eine andere Befestigungslinie dieser Art beginnt bei Duna-Keszi und zieht sich dann von Gödöllö angefangen fast schnurgerade bis Puszta-Szent-György an der Theiß. Eine

dritte läuft von Isaszeg gegen Jász-Ladány und vereinigt sich vermuthlich bei Báránd mit dem ersten großen Graben. Von Baja bis Szelevény sehen wir wieder solche Schanzen laufen; desgleichen von Apatin bis Járek und von da parallel mit der Theiß bis an die Grenze des Csongráder Comitats jene Befestigungen, deren unterer Theil „Römerschanze" genannt wird und unter diesem Namen auch im Feldzuge 1848/49 eine Rolle gespielt hat.

Jenseits der Theiß streicht ein solches Werk von Tisza-Dob im Szabolcser Comitat durch die Comitate Hajdu, Bihar, Arad, Temes und Torontál hinab und erreicht unterhalb Kubins die Donau. Ein zweiter Ast geht davon gegen Großwardein ab, und von



Fund von Fokoru.

dort hinunter nach Uj-Palánka, und zwischen den beiden ist noch ein dritter Ast von Sarkad bis Dézsánfalva nachweisbar. Alle diese Befestigungen sind dadurch gekennzeichnet, daß an vielen Stellen ihre Aufdämmung auf der einen Seite sieben bis zehn Meter hoch ist und vor sich einen Graben hat, der stellenweise bis neun Meter breit wird. Hier und da öffnet sich in dem Walle ein Thor, von den Wachtthürmen jedoch, welche die römischen Grenzwälle in Deutschland und England charakterisiren, findet sich hier keine Spur. Das ganze Werk ist ebenso primitiv als riesenhaft.

Da die Alföld-Ebene der römischen Macht niemals unterworfen war, ja selbst der Handel seinen Weg mehr durch das Oberland hin zu den Küsten des Baltischen Meeres nahm, so finden wir auf diesem großen Gebiete nur ausnahmsweise Werke der römischen

Industrie, thönerne Ziergefäße, Geräthe und Münzen aus Bronze; die letzteren übrigens sind, wie überall im Barbarenlande, auch hier fast ohne Ausnahme abgenützt, da die Kaufleute, welche mit den Völkern jenseits der römischen Grenzen Handel trieben, die Münzen, die wegen ihrer Abgenütztheit in der römischen Welt schon aus dem Verkehre gezogen waren, sammelten und sie bei den Barbaren als Tauschmittel immer noch anbrachten. Längs der Donau jedoch kommen die Silbermünzen der Kelten häufiger vor; sie prägten dieselben nach dem Muster der Tetradrachmen König Philipps von Macedonien, denn das ganze mittlere Donaubecken, also auch das ganze Alföld, gravitirte, bevor die Römer die Theile jenseits der Donau besetzt hatten, mehr gegen die Balkanhalbinsel, als gegen Rom und Italien hin.

Eine größere Rolle fiel dem Alföld zur Zeit der Völkerwanderung zu, als die germanischen Stämme, besonders die Gothen, von Osten her ins Land eindrangen und von den römischen Kaisern Grund und Boden zur Niederlassung begehrten; die Hunnen hatten sie nämlich aus ihren alten Wohnsitzen am Nordufer des Schwarzen Meeres verdrängt und so den ersten Anstoß zur Bewegung der Völkerwanderung gegeben. Die germanischen Stämme waren zu dieser Zeit bald Söldner, bald Verbündete, schließlich Feinde des römischen Kaiserreiches, besonders nachdem sie gezwungen worden, die Oberhoheit der ihnen nachdrängenden Hunnen anzuerkennen und Attila seine Residenz in der Gegend von Szegedin im Alföld aufgeschlagen hatte, wohin er nach seinen welterschütternden Feldzügen immer wieder zurückkehrte. Hier fand ihn Priscus Rhetor, der Gesandte des Kaisers von Byzanz, und sah die Fürsten der Völker, Christen und Heiden, römische Bürger und Barbaren, an seiner Tafel aus goldenen Bechern den Wein schlürfen, während die Sänger die Thaten des großen Königs im Liede verherrlichten. Und in der That hat man in dieser Gegend, bei Nagy-Szent-Miklós, im Torontáler Comitat, jene goldenen Kannen, Becher, Schalen und Kelche gefunden, deren Goldgewicht mehr als zwölf Kilogramm beträgt. Diese Objecte, die jetzt in der k. und k. Antiquitätensammlung zu Wien aufbewahrt sind (Abbildung auf Seite 36 und 37 des ersten Bandes), sind wahrhaft fürstliche Schätze. Ihr Stil bekundet persisch-sassanidische Einflüsse und die Traditionen der griechischen Colonien am Schwarzen Meere. Ihre Inschriften sind zum Theil griechisch; auf zwei Schalen findet sich auch schon das Kreuz, auf ihrer Fußfläche aber gothische Runenschrift, deren Lösung bisher nicht gelungen ist.

Bei Gelegenheit jener Erdarbeiten, welche zur Aufschüttung des Terrains der Stadt Szegedin und zur Hebung der Theißdämme nach der großen Überschwemmung erforderlich waren, entdeckte man an vielen Orten, besonders bei Öthalom („fünf Hügel"), Szentes und Hódmezö-Vásárhely, viele Gräber aus der Zeit der Völkerwanderung, welche dem Sturze des weströmischen Kaiserreiches vorausging. Der Inhalt derselben: charakteristische

Riemenenden, Gürtelverzierungen und Bronzeschnallen, gelangte größtentheils ins ungarische Nationalmuseum. Die zwei namhaftesten dieser Funde werden in dem mit der Szegediner Bibliothek verbundenen Museum aufbewahrt. Bei den Dämmen von Mindszent-Sövényház kamen viele merovingische Fibeln zum Vorschein, welche schon der Avarenzeit angehören.

In Perjámos, unweit Nagy-Szent-Miklós, wurde ein reiches Grab eröffnet, in dem eine vornehme Frau mit ihrem Schmuck begraben war. An ihren beiden Schultern fand man große silberne Spangen, die das Gewand zusammenhielten; ihren Hals schmückte



Der Csörsz-Graben.

eine Kette aus kleinen Goldperlen; beiderseits des Schädels lagen prachtvolle goldene Ohrgehänge, in welche dunkelrothe orientalische Granaten gefaßt waren.

Noch reicher sind jene drei Frauengräber, welche im Jahre 1858 durch die Ackerknechte des Erzbischofs von Kalocsa auf der Bakoder Puszta entdeckt wurden. Auch dort fand man solche Gewandspangen wie in Perjámos, kostbare Halsketten mit edlen Granaten, in Goldfiligran gefaßt, dann zwei schwere goldene Armspangen mit Drachenköpfen, in Charnieren beweglich, mit den schönsten edlen Granaten besetzt und auf eigenthümliche Weise durch eine Schraube zu schließen. Die Arbeit an diesen Schmucksachen ist so hervorragend, daß sie nach der Ansicht des berühmten französischen Kunsthistorikers Labarte nur aus einer byzantinischen Werkstatt hervorgegangen sein konnten. Die Construction der

Armspangen und der Stil der Drachenköpfe weist jedoch mehr auf Indien hin, wie denn dergleichen in Bombay noch jetzt zu finden sind.

Auch in Mezöberény machte man beim Ziegelformen zwei Goldfunde. Der eine enthielt zwei massive goldene Schnallen mit Granateinsätzen, dann eine Gewandspange in Form einer Fliege, deren Flügel und Augen gleichfalls aus Granaten gebildet waren, ähnlich jenen mit Granaten besetzten goldenen Bienen, welche zu Tournay im Grabe des Frankenkönigs Childerich I. gefunden wurden. Kaiser Napoleon I. ließ seinen Krönungsmantel mit gestickten Bienen dieser Art schmücken, da er sie für eigenartige Abzeichen der merovingischen Könige hielt.

Ferner machte man in Madaras einen Goldfund, dessen Hauptobjecte Gürtelverzierungen und ein goldenes Messerfutteral sind. Weit wichtiger aber ist der Fund von Kunágota, bestehend aus einem reichen goldenen Gürtel, einem silbernen Wehrgehäng, acht goldenen Ringen, drei silbernen Gefäßen und anderen goldenen Schmucksachen, deren Alter durch eine bei dem Schatze gefundene Goldmünze Kaiser Justinians bestimmt wird. Dies mag das Resultat irgend eines Raubzuges der Avaren gewesen sein, die daran nur das Gold zu schätzen wußten, die auf den geraubten Goldplatten befindlichen, von ihrem Geschmack abweichenden fremdartigen Figuren aber nicht beachteten, daher sie denn aus diesen Platten Knöpfe nach ihrem eigenen Geschmack formten, auf denen noch zwei Inschriften („Charis" und „Dionysos") und Theile der diesen Namen entsprechenden Figuren erhalten sind. Dieselben zeigen den Charakter der sinkenden Heidenzeit.

Die deutschen Archäologen, die sich mit den Überbleibseln der Völkerwanderungszeit befassen, halten alle Gräber, in denen Goldsachen gefunden wurden, für Fürstengräber. Wir müssen jedoch bemerken, daß sich auch in spätrömischen Steinsärgen zuweilen Goldsachen finden, nur daß solche Särge fast immer erbrochen und geplündert sind. Die Christen ehrten die Gräber der Heiden nicht, ja es hat sich eine Verordnung des ostgothischen Königs Theodorich erhalten, welche die Plünderung der Gräber gutheißt, indem nicht einzusehen sei, warum den Todten dasjenige verbleiben solle, was sie doch nicht mehr benützen können, während es zum Besten der Lebenden verwendet werden könnte.

Der Zeit der ungarischen Herzoge gehört der Fund von Teremia an; silberne, theilweise vergoldete Knöpfe, die wahrscheinlich an die Kleider genäht wurden. Die magyarisch-heidnischen Funde sind im Allgemeinen viel ärmlicher als die der Avarenzeit, in denen das Gold überwiegt, während in den heidnischen Gräbern der Magyaren nur Silber gefunden wird. Zu ihrer Zeit war die Welt schon ärmer, die Goldschätze der Römer waren nicht mehr vorhanden. An diesen Fund reihen sich auch die Gräber von Gerendás im Békéser Comitat, deren Zeit durch die in ihnen gefundenen Münzen: Denare der Könige Stephan der Heilige, Peter und Andreas bestimmt wird. Charakteristisch sind aus diesen Gräbern

die aus Silberdraht geschickt geflochtenen Halsspangen und Schläfenringe, die ins Haar geflochten zu werden pflegten.

Das ungarische Alföld war jederzeit arm an Denkmälern der Baukunst. Da standen weder keltische, noch römische Städte; die Wandervölker aber, welche da zur Zeit der Völkerwanderung hausten, hatten nur Zelte und hölzerne Gebäude. Als aber Stephan der Heilige die Magyaren bekehrt hatte, entstanden sogleich Kirchen und kirchliche Gebäude, nur daß sie in Ermanglung der für monumentales Bauen erforderlichen Materialien alle ärmlich gebaut waren und somit unter den Unbilden der Zeit nach und nach vollständig zugrunde gingen. Cardinal-Erzbischof Ludwig Haynald, der die wissenschaftliche Forschung in freigebiger Weise fördert, interessirte sich lebhaft für die etwa noch auffindbaren Überbleibsel der untergegangenen ersten Kathedralkirche von Kalocsa und ließ im Jahre 1869 durch Emerich Henßlmann Nachgrabungen anstellen, welche auch wirklich die Grundmauern der zur Zeit Stephans des Heiligen erbauten Kirche bloßlegten; doch konnte der die Ausgrabungen leitende Archäolog, wie er mittheilte, das Fundament nicht vollständig aufdecken lassen, da es zum großen Theil unter der jetzigen Kirche gelegen ist; indessen war schon jener Theil desselben, der sich unter der Straße befindet, hinreichend, um nachzuweisen, daß die ehemalige Kathedrale eine vierthürmige befestigte Kirche gewesen ist. An ihrer Westfront war zwischen den zwei Thürmen sogar noch der Vorhof zu unterscheiden, der die sogenannte „Mausefalle“ bildete, wo der etwa eingedrungene Feind, nachdem man das auf- und niedergehende Fallgatter des Thores hinter ihm niedergelassen, von den beiden Thürmen aus leicht vernichtet werden konnte. Auf die Vorhalle folgte ein ziemlich enges und kurzes Langschiff, das mit einer halbkreisförmigen Apsis endete. Ein Querschiff jedoch war nicht vorhanden und schon dies kennzeichnet die älteren ungarischen Kirchen.

Auf der Stelle dieser aus der Zeit Stephans des Heiligen stammenden Kirche wurde schon im XIII. Jahrhundert eine sehr schmucke Kirche romanischen Stiles erbaut, aus deren aufgedeckten Grundmauern und einzelnen aufgefundenen architektonischen Details hervorgeht, daß diese Kirche zu den prächtigsten im Lande gehört habe, denn ihre Zierglieder, namentlich die Säulencapitäle waren sämmtlich aus weißem Marmor gemeißelt, die Säulenfüße bestanden aus rothem Marmor und die Mauern der Kirche aus grünlichem Trachyt. Die Reste der Zierglieder, welche in Anbetracht der Bauepoche einen feinen Kunstgeschmack bekunden, sind als Geschenk des Cardinal-Erzbischofs Haynald in das ungarische Nationalmuseum gelangt. Ein Grabstein, der an der Außenseite des Sanctuariums der heutigen Kathedralkirche eingemauert ist, hat auch den Namen des Steinmetzes (lapicida), Martin Ravesu, aufbewahrt. Nach den Forschungen Emerich Henßlmanns stammte dieser Künstler aus Burgund. Überhaupt war ja auf die ungarische Architektur der Árpáden-Zeit die französische Schule von größerem Einfluß als die deutsche. In der

Türkenzeit ist auch diese glänzende Kirche gänzlich untergegangen; die jetzige Kirche durchschneidet in schiefer Richtung die Grundmauern der alten.

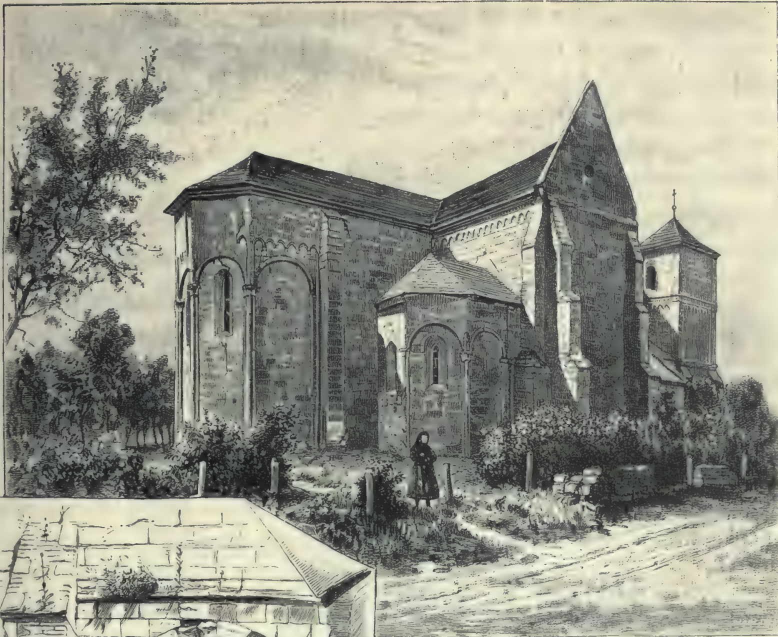
Als man im Jahre 1868 die Pfarrkirche zu Csanád zu bauen begann, stieß man bei Aushebung des Fundaments auf bauliche Reste verschiedener Epochen, und zwar waren dies die Trümmer einer altchristlichen Taufkirche, romanische und spitzbogige Säulencapitäle und ein großer Steinsarg, der zwar jeder Inschrift entbehrt, jedoch mit einem byzantinischen Kreuz jener Art geschmückt ist, wie sie in Constantinopel auf den Steinsärgen der Kaiser vorkommen. Emerich Henßlmann glaubt die Zeit dieses Sarkophags in das XI. Jahrhundert setzen zu können und hält es für nicht unwahrscheinlich, daß einst der heilige Gerhard in diesem Sarge beigesetzt worden sei.

Einen malerischen Anblick gewährt die Ruine der Benedictinerkirche von Aracs auf der Ebene von Torontál, fern von jeder Ortschaft. Da es auch hier an Steinmaterial gebrach, baute man die Mauern der Kirche aus Backsteinen, schon vor dem Tatareneinfall, nur die Zierglieder wurden aus Stein gefertigt und die Pfeiler mit Steinplatten belegt. Die Kirche wurde größtentheils schon unter den Türken zerstört, doch heißt es, daß die Ruine vor 1863 noch in weit besserem Zustande gewesen sei, in diesem Jahre habe dann am 13. December, dem Lucientage, ein furchtbarer Sturm sowohl die Mauern des Seitenschiffes, als auch den oberen Theil des Thurmes herabgestürzt; seitdem geht die Ruine unvermeidlich ihrer gänzlichen Vernichtung entgegen.

Sehr bemerkenswerth ist im Pester Comitate die romanische Kirche zu Ócsa, die noch jetzt unter allen alten Kirchen des Alföld am besten erhalten ist. Ihre Eigenthümlichkeit bildet das Querschiff, welches sonst bei den ungarischen Kirchen, mit Ausnahme derjenigen von Kalocsa, Karlsburg (Siebenbürgen) und Bény, immer fehlt. Eigenthümlich ist es ferner, daß das Haupt-Sanctuarium und die beiden Seiten-Sanctuarien von außen durch einen engen Durchgang getrennt sind.

Ein hervorragendes altes Gebäude oder eine Ruine in Spitzbogen- oder Renaissancestil ist im Alföld nirgends erhalten geblieben.

Die Ausbreitung der Reformation bewirkte im ganzen Alföld eine plötzliche Vermehrung der Kirchen. Künstlerische Gebilde sind unter diesen auch heute kaum zu finden. Wie es scheint, legte das urwüchsige Magyarenthum des Alföld den größten Werth auf die Thürme, die es in der Regel sehr hoch baute und mit sehr gefälligen schlanken Dächern krönte. Auf der endlosen Ebene suchte das Auge gern die weithin sichtbaren schlanken Thürme, welche ebenso vielen Orientirungs-Mastbäumen glichen; anderseits aber knüpften sich an dieselben auch Zwecke der Nützlichkeit, denn im Frieden konnte man auf dem Thurme Wächter der öffentlichen Sicherheit, im Kriege Späher gegen den nahenden Feind aufstellen, zu welchem Behufe die Mitte oder der Oberstock des Thurmes gewöhnlich mit einem Söller





Kirche zu Ócsa.

umgeben ist, von dem aus der Wächter nach allen Richtungen ungehindert auslugen kann und im Nothfalle die Einwohner durch Hornsignale, Glockenschall, oder Nachts durch brennende Laternen benachrichtigt. Heutigestags hat der Thürmer besonders zwei Aufgaben: er ruft jede Stunde, an manchen Orten auch jede Viertelstunde, die Zeit aus und gibt Acht, ob nicht irgendwo ein Feuer ausbricht. Die Glocken bildeten von jeher den Stolz der Gläubigen. Auch finden sich an vielen Orten Glocken nicht nur von schönem Klange, sondern auch von trefflichem Guß, oder wenigstens von historischem Interesse. Solche sind zum Beispiel die große Glocke zu Debreczin (die sogenannte Rákóczy-Glocke) und die große Glocke von Kecskemét, deren Klang bei ruhigem Wetter bis in die fernen Puszten hinausdringt.

Eine Gruft besitzen die wenigsten Kirchen. Häufiger sind die mit Inschriften und Ornamenten versehenen Gedenktafeln, welche, an der Außen- oder Innenseite der Mauern angebracht, bald dem Andenken einzelner hervorragender Familien oder Menschen, bald der Erinnerung an irgend ein denkwürdigeres Localereigniß gewidmet sind.

Der bemerkenswertheste Fund aus der Zeit der Árpáden ist die auf der Puszta Büngösd im Békéser Comitat herausgeackerte kleine Reiterstatue, welche Graf Wenckheim dem ungarischen Nationalmuseum vermacht hat. Auf formlos schwerem Pferde sitzt ein Reiter; er trägt ein bis an die Knöchel reichendes Gewand und in der linken Hand einen großen schmalen, oben halbkreisförmigen, unten spitz zulaufenden Schild; in der rechten hält er einen erlegten Hasen; sein Hund ist rückwärts auf die Croupe des Pferdes gesprungen. Es ist dies ein Werk aus der ersten Zeit der Árpádischen Könige.

Diese Statuette, deren primitive Kunst beweist, daß sie einheimische Arbeit ist, erregt auch dadurch ein besonderes Interesse, daß sie uns die magyarische Tracht der Vornehmen damaliger Zeit vor Augen führt. Das große Publicum hat sich so sehr in die Auffassung eingelebt, die jetzige magyarische Tracht, die engen Hosen, verschnürten Dolmánys und Mentes für das Herrencostüm seiner Vorfahren zu halten, daß es sich nur schwer mit der unbezweifelbaren Thatsache befreunden kann, wonach die Könige und Magnaten der Árpáden-Zeit nach byzantinischem Hofschnitt gebildete, lange, unverschnürte Mentes trugen, später aber zur Anjou-Zeit und noch unter König Matthias in den Palästen zu Visegrád und Ofen die italienische Mode die herrschende war, das rasirte, bart- und schnurrbartlose Antlitz und der weite Überwurf, wie an den Bildnissen der Corvin'schen Codexe zu sehen. Der jetzigen ungarischen Galatracht begegnen wir zuerst im XVI. Jahrhundert. Als kriegerische Tracht aber diente bei den Adeligen Ungarns das Eisenhemd orientalischer Art selbst noch zu einer Zeit, wo dasselbe im Westen längst nicht mehr gebräuchlich war; daneben freilich glänzten auch noch Stahlharnische und geschlossene Helme von verschiedenen Formen.

Auch die Zeit der Kreuzzüge ist in dieser Gegend nicht ohne Denkmal geblieben. Ein großer Theil der Kreuzscharen nahm seinen Weg über Ungarn, am rechten Ufer der Donau, in der Richtung nach Constantinopel und Jerusalem. Einzelne Scharen setzten auch über die Donau, und nicht selten findet man im Alföld Münzen, die von den Kreuzfahrern herrühren, so die Wiener Pfennige, die Salzburger und Friesacher Silbermünzen, ja auch französische Münzen aus dem XII. und XIII. Jahrhundert. Friesacher und Wiener Münzen sind so häufig, daß die Münzsammlung des ungarischen Nationalmuseums in dieser Hinsicht zu den reichsten in Europa gehört.

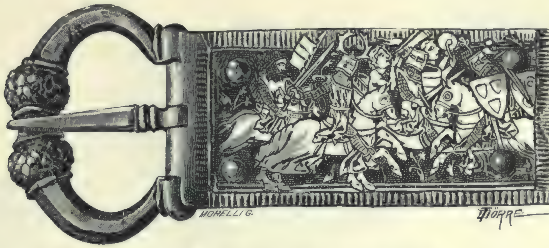
Das Ende der Árpádischen und den Beginn der Anjou-Zeit kennzeichnen die silbernen Schmuckgegenstände und Schalen des Museums in Halas, auf deren einer

wir den Namen des Magister Sinka lesen, der auch in einer Urkunde aus der Zeit Andreas' III. vorkommt.

Diesem zunächst steht der Fund von Erneszthház im Temeser Comitat: silberne Schalen und Ketten, die ihr Stil in das XIV. Jahrhundert verweist; ein kleiner Theil derselben ist im Nationalmuseum, der größere im südungarischen Museum hinterlegt.

Zur Zeit des Königs Matthias müssen reiche Herren das fruchtbare Alföld bewohnt haben; Beweis dessen eine schwere goldene Schnalle und vier goldene Knöpfe, die auf der Puszta Kigyós im Békéser Comitate zu Tage gepflügt worden. Sie sind von italienischer Künstlerhand in geschmackvollem Niello gearbeitet, die Schnalle mit der trefflichen Darstellung einer Turnierscene verziert.

In den ältesten Theilen der Comitate Bács und Temes hat die Pflugschar schon öfters Silberschätze aus der zweiten Hälfte des XVI. Jahrhunderts ans Tageslicht gebracht,



Goldene Schnalle aus der Zeit des Königs Matthias.

besonders silberne Schalen, darunter am merkwürdigsten eine Schale mit serbischer Inschrift im Besitze des Dr. Adolf Mezey. Zwanzig solche Schalen sind im Ungarischen Nationalmuseum vorhanden und noch einige andere befinden sich im südungarischen Museum und in Privatsammlungen.

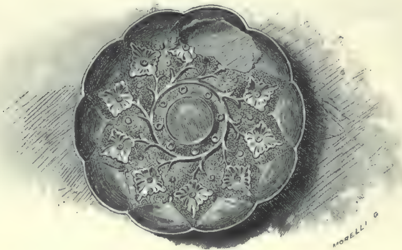
All dies beweist, daß die Bewohner des Alföld vor der türkischen Eroberung im Wohlstande lebten; aber man kann sich trotzdem nicht leicht eine Vorstellung davon machen, wie das Alföld aussah, als es dort noch keine Kartoffeln und Akazien, keinen Mais und Tabak gab, diese vier kostbaren Geschenke Amerikas, welche für die wirthschaftlichen Zustände Ungarns, und besonders des Alföld so große Wichtigkeit erlangt haben.

Zur Türkenzeit flüchtete sich mit den Herren des Alföld die höhere Cultur in das Oberland und nach Siebenbürgen, nur die Ackerbauer und Gewerbetreibenden blieben in den verarmten Städten zurück. Das Alföld verödete und begann erst zur Zeit Maria Theresias sich wieder zu bevölkern. In unserer Zeit erheben sich wieder Paläste auf diesem reichen Boden, die Städte verschönern sich, die Civilisation der Bewohner hebt sich auf

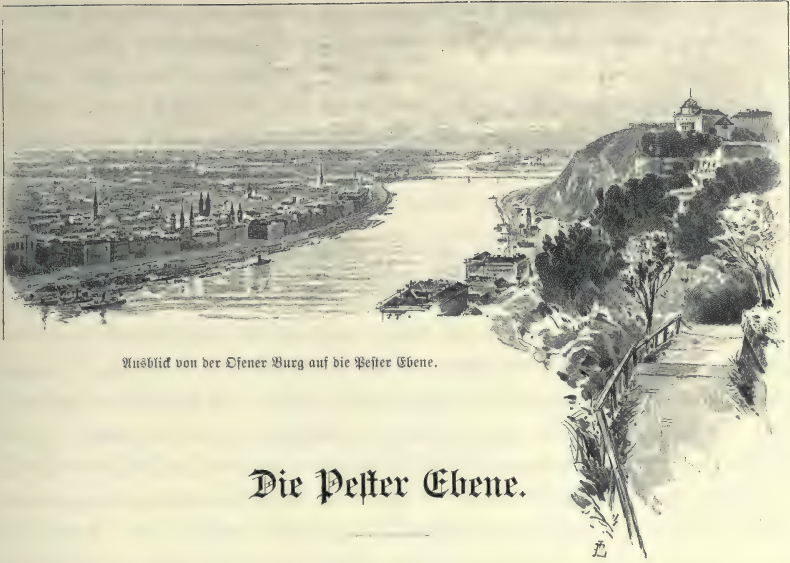
ein europäisches Niveau, und wenn auch Flora und Fauna des Alföld an die Steppen Südrußlands erinnern, empfinden wir es doch überall, daß das Alföld bereits wieder für die hohe Cultur des Westens gewonnen ist.

Noch aber währt der Kampf gegen die Naturgewalten. Unausgesetzt heißt es Dämme bauen an den Ufern der Flüsse, um die Überflutungen hintanzuhalten, und Kanäle graben, um die Innenwässer abzuleiten.

Solche Kämpfe haben in alten Zeiten die Bewohner des Po-Thales in Oberitalien gestählt, und die Holländer an den Mündungen des Rheins, und diese Völker sind seinerzeit die Bannerträger der Cultur und Freiheit geworden. Die Bewohner des Alföld werden ihrem Beispiele folgen!



Silberne Schale.



Ausblick von der Ofener Burg auf die Pester Ebene.

Die Pester Ebene.



as bedeutsamste Comitat Ungarns, welches die Hauptstadt und die für Sommer und Winter bestimmten Fürstensitze der königlichen Familie in sich faßt, ist zwar aus drei Comitaten und dem Distrikte Klein-Kumanien gebildet, wird aber im gewöhnlichen Leben statt des langen amtlichen Namens einfach nur Pester Comitat genannt. — Wo das äußerste Vorgebirge der Ofener Gebirgsgruppe, der Blocksberg (Gellérthegy = Gerhardsberg) steil zum Donau-Bette abfällt, welches die Zwillingshauptstadt durchschneidet, beginnt die merkwürdigste Ebene des südöstlichen Europa und erstreckt sich dann hinab bis an das Gebirge, welches Siebenbürgen umzieht. Infolge dieser geologischen Eigenthümlichkeit, daß nämlich Gebirg und Ebene plötzlich, ohne jeden Übergang auf einander folgen, breitet sich vor dem Auge, das von der Höhe des Ofener Gebirges gegen Ost und Süd ausschaut, das interessanteste Panorama aus.

Mancher fremde Reisende, der dieses Bild gesehen, hat es entzückt mit der Landschaft um Neapel verglichen. Aber was darin die Idee der Unendlichkeit ausdrückt, ist dort das Meer, hier die Ebene. Diese ist nicht minder flach und ununterbrochen, nicht minder unmerklich fließt sie mit dem Horizonte zusammen. Im Frühling bedeckt das frische Grün der Saaten, im Sommer der goldene Mantel der reifen Halme diesen ehemaligen Meeresboden, nur hier und da dunkelt darin der schwarzgrüne Fleck eines gepflanzten Waldes oder

es blitzt streckenweise das Silberband der Donau auf. Thürme von Städten und Dörfern erblickt man nur in großer Ferne. Aus Nordost blauen bei klarem Himmel noch die Berge von Nógrád herüber und die blaßblaue Silhouette der Heveser Mátra wird sichtbar; herwärts dunkeln die waldigen Abhänge der Hügel von Gödöllö; im Osten aber und im Süden stört nichts den Eindruck der Ebene. Und der Halbkreis, den wir so vom höchsten Berggipfel übersehen, mag kaum der zwanzigste Theil des einzigen Pester Comitates sein.

Dem Fuße der Ofener Berge schlängelt sich die Donau entlang, oberhalb der Hauptstadt durch die Margaretheninsel getheilt, unterhalb der Stadt in ihrem südlichen Laufe wiederum gegabelt, um die Insel Csepel zu bilden. Auf ihrem linken Ufer erhebt sich in erstaunlichem Wachsthum Pest, dessen Palastreihen den Strom in immer länger werdender Saumlinie begleiten, während seine in Gärten prangenden Landhäuser und rauchenden Fabriksschlote die ehemalige Sandebene zusehends erobert haben. Wer noch vor vierzig Jahren von diesem Berggipfel aus auf diese nämliche Gegend hinabgeblickt, erinnert sich noch deutlich jener Sandwüste, in deren Mitte die Hauptstadt lag. Ein sommerlicher Sturmwind wurde auf dieser Ebene zum richtigen Samum, der mit seinen Staubwolken die Stadt bis zur Unsichtbarkeit verhüllte. In unserer Zeit kommen solche saharamäßige Erscheinungen nicht mehr vor. Wie es der menschlichen Arbeit gelungen, die Wüste der „Puszta" so umzuwandeln, das soll im folgenden Aufsatz geschildert werden. Statt der Sandhügel erblickt man jetzt dort Fabriken, Arbeitercolonien, kleine Gemeinden, zwischen denen zu allen Stunden des Tages Eisenbahnzüge gleich silberweißen Schlangen hin und wieder schlüpfen, nach Ost, Süd und Nord, während man sie Nachts gleich Sternen, die über den Erdboden daherschießen, mit ihren Feueraugen heraneilen sieht, dem weiten Umkreis des Central-Bahnhofes zu, dessen elektrische Lampen eine Krone über der Hauptstadt zu bilden scheinen.

Wie anders gestaltete sich das „Leben" vor Jahrhunderten auf dieser nämlichen Ebene!

Wo jetzt die Schlote der Fabriken dampfen und die Pfiffe der brausenden Locomotiven erschallen, da hielt die ungarische Nation ihre Reichstage ab; das war der berühmte „Rákos". Im Gesetze Wladislaus' II. (1498: I. G.-A.) ist es bestimmt, daß der König in jedem dritten Jahre auf den St. Georgstag den Reichstag einberuft. Auf diesem Reichstage zu erscheinen, selbst aus den fernsten Gegenden, sind verpflichtet jeglicher Kirchenfürst und Bannerherr, die Barone des Reiches und der gesammte Adel mit Landbesitz. Nur die Edelleute mit einer Session Grundbesitz können zu je zehn einen aus ihrer Mitte gewählten Abgeordneten schicken. Wer ohne annehmbaren Grund dem Reichstage fern bleibt, zahlt, wenn er Kirchenfürst oder Magnat ist, 800 Goldgulden Buße, als einfacher Edelmann aber 400.

Doch mußten diese Reichstage binnen fünfzehn Tagen beendigt und während dieser Frist die nöthigen Gesetze verhandelt und festgestellt sein. Diese Versammlungen wurden

unter freiem Himmel gehalten, oft in hölzernen, zu diesem Zweck aufgeführten Gebäuden, und die Reichsstände lagerten die ganze Zeit unter Zelten, auf eigene Kosten. Zu Pferde, gefolgt von Frachtwagen und großem Gesinde, waren sie herangezogen und ebenso zogen sie nach gethaner Arbeit wieder davon. Es kam vor, daß die Stände vom Reichstage geradenwegs nach dem Kriegsschauplatz aufbrechen mußten, um, was sie in Worten beschlossen, sich nun auch mit ihrem guten Schwerte zu erkämpfen; so singt es auch der „Pflüger des Rákos“ bei Karl Kisfaludy:

„Tapf're Herren, hör' ich sagen,
Scharten hier sich, rathzuschlagen;
Wenn dann Schlachtdrommeten heulten,
Adlergleich zum Kampf sie eilten.“

Es fällt der Phantasie schwer, auf Grund einzelner zerstreuter Angaben sich ein deutliches Bild von den Reichstagen auf dem Rákos zu entwerfen, deren mancher verhängnißvoll für das Land wurde, so namentlich derjenige, der der Katastrophe von Mohács vorausging. Einen Vorsitzenden gab es da nicht, ein Protokoll wurde nicht geführt; den Willen von zwanzigtausend Köpfen verdolmetschten einzelne Volksredner dem König und den Magnaten, die in der Ofener St. Johanneskirche zu Rathe saßen, während der niedere Adel sich in Pest und den benachbarten Dörfern festgesetzt hatte. Die sehr zahlreiche Abordnung, welche die Beschlüsse des niederen Adels in Ofen drüben kundgeben sollte, mußte am Burgthore ihre Waffen ablegen. Es kam indessen auch vor, daß selbst der König in Person sich von Ofen zum Reichstag auf den Rákos herunterbegab, Ludwig II. zum Beispiel, und dort mit den Wortführern des Kleinadels verhandelte. Es war auch keine andere Örtlichkeit zu finden, die als Schauplatz einer so großen Versammlung dienen konnte, als das Rákos-Gefilde, in seinem damaligen Zustande eine unfruchtbare Sandebene, auf der nach dem Berichte eines alten Chronisten nur Rüben, Melonen und Rettige wuchsen. Bloß aus der Zeit des Matthias Corvinus wird in der Gemarkung Pests, eine römische Meile von der Stadt, ein königlicher Garten erwähnt, wo Wild gehegt wird und Lilien blühen. Im Übrigen wurde der ganze Rákos als herrenloses Land betrachtet, welches kein Magnat der Mühe werth fand, sich als „Donation“ auszubitten.

Heute stellt sich diese Sandwüste als ein Complex erträgnißreicher Landwirthschaften dar und kein Sandsturm aus der Sahara bedeckt mehr die Hauptstadt, um die sich ein gepflanzter Waldgürtel schlingt, während die Hausgruppen mit ihren grünen Gärten immer weiter hinausdringen, um von dem Schauplatze der einstmaligen „ruhmreichen“ Adelsversammlungen Besitz zu ergreifen, zum Besten einer noch viel edleren Cultur.

Auch in so veränderten Zeitläuften ist das Pester Comitat maßgebend geworden für das ganze Land, sowohl was geistige Bildung, als auch was verfassungsmäßige Politik oder Volkswirthschaft betrifft.

Die größten Merkwürdigkeiten des Pester Comitats: die Hauptstadt Budapest und das königliche Sommerschloß Gödöllö, finden in diesem Werke abgesonderte Behandlung. Der vorliegende Band soll, dem Haupttitel entsprechend, blos das im eigentlichen Sinne genommene ungarische Alföld und dessen wichtigere Städte schildern.

Allgemeine Charakteristik.

Gleich unterhalb der Hauptstadt, noch im Weichbilde derselben, am linken Ufer der Donau, beginnt das große ungarische Alföld. Jenseits des Stromes bilden die bis dorthin gelangten Ausläufer der Alpen das Gestade und ziehen dem Strome rechterhand seine Grenze. Doch erscheinen sie in dieser Gegend nur mehr als Hügel und erheben sich von den steilen Felsen des Blocksberges an gegen Süden kaum ein paar hundert Fuß über die Wasserfläche. Am linken Ufer ziehen die letzten Zweige der Karpathen bis zum Rákos-Gefilde herab. Oben bei Waitzen findet sich die letzte Höhe, die noch ein Berg heißen mag: der Naßál. Von da südwärts werden die Hügel immer geringer, gleich den immer flacheren Wellenkreisen, die ein fallender Stein im Wasser hervorruft. Und wenn auch die Formation wellenförmig erscheint, ist doch die Gegend mehr Ebene als Hügelland. Die Richtung, in der die Hügel streichen, geht, den herrschenden Winden entsprechend, von Nordwest nach Südost, bis endlich der letzte Wellenrücken gerade längs der Budapest-Czegléder Eisenbahnlinie in die Fläche der großen Ebene überschlägt, die den ganzen Raum zwischen Donau und Theiß einnimmt und sich durch die Bácska bis zur unteren Donau hinabzieht.

Auch auf dieser unteren Tiefebene gibt es indessen kleine Erhebungen und thalartige Vertiefungen. Sandhügel unterbrechen die Einförmigkeit, zuweilen 30 bis 40 Meter hoch, vom Winde zu irgend einer Zeit zusammengeweht. Jetzt sind sie größtentheils schon durch den Pflug aufgeackert, in den Einöden sind Tanyas erbaut worden, von Akazienhainen umgrünt, während Weingärten die Dörfer und Städte umgeben.

Dies macht die Landschaft gefällig, deren schwache Seite übrigens die Seltenheit des Waldes ist. Und doch hat es da vor Zeiten mächtige Waldungen gegeben. Vom Rákos-Gefilde bis hinab zum Hód- (Biber-) See zog sich der Forst, dessen Trümmer bloß als einzelne Flecken auf uns gekommen sind. Zu Pótharaszt ist der Eichwald noch vorhanden, der mit dem von Vacs zusammenhing; hier heißt der eine Theil noch jetzt Körtvélyes (Birnenwald), wie zur Zeit der Ahnen, und dieser reicht beinahe bis Nagy-Körös, aber mit jedem Schlag nimmt darin die Zahl der Birnbäume ab und die der Eichen zu. Unterhalb Kecskemét's ist der Wald von Szent-Király und Szent-Löriner bis auf unsere Zeit erhalten geblieben, desgleichen am Theißufer der „Tös“, dessen Bäume mit riesigen Rebenranken umwunden sind. Diesen rebenbekränzten Hain hat das Volk „Árpáds Weingarten“ benannt. Übrigens finden sich auf der ganzen Ebene von Pest, mit Ausnahme der Akazien

der Neuzeit, blos Pappeln in mäßiger Zahl, an den Ufern der Donau und Theiß Weiden, dann etwas Wachholder (bei Inárcs und Bugacz) und bei Páhi ein Wäldchen von Eschen.

Ebensowenig kommt ein bedeutender Fluß vor. Zwei periodische Bäche, Galga und Tápió, fließen sachte der Theiß zu, doch trocknet in dürren Sommern ihr Wasser aus. Die Bäche Rákos und Szilas ergießen ihre geringen Wassermengen in die Donau. Außer diesen aber entspringt nur hier und da am Donau-Ufer eine Quelle, so bei Göd und in der Nähe der Hauptstadt neben der nach Soroksár führenden Landstraße; desgleichen findet sich Quellwasser längs der höheren Theißufer zwischen Kécske und Alpár. Dafür ist die Gegend reich an stehenden Gewässern und man findet auf der unteren Ebene kaum eine Quadratmeile Landes, die nicht einen oder zwei Teiche, Sümpfe, Tümpel oder Senken hätte.

Die Größe der Natur zeigt sich also auf dieser Ebene nicht in scharfen Gegensätzen. Weder tiefe Thäler und himmelhohe Berge, noch Bäche und Flüsse von verheerender Kraft durchsetzen ihr Gebiet. Die Gegend hat vielmehr einen sanften Charakter; sie ist ein Ort, wo die Gegensätze sich ausgleichen. Im Kleinen findet sich in ihr Alles. Im Kleinen ist sie ein Abbild des ganzen Landes. Die Ausläufer der Alpen und Karpathen dringen bis zu ihr vor; auf zwei Seiten sind Donau und Theiß ihre Grenzen; mit ihr beginnt das große ungarische Alföld; sie weist ein ganzes System kleiner Seen auf und beinahe alle Nationalitäten des Landes kommen mehr oder weniger zahlreich sowohl in der Hauptstadt, als auch in den Dörfern vor. Vor Allem aber ist da der Magyare in urwüchsiger, unverfälschter Reinheit zu finden. — Betrachten wir nun die einzelnen Gegenden näher.

Die Gegend der Galga und des Tápió.

Auf der ganzen Pester Ebene von Waitzen bis hinab zur unteren Donau haben wir zwei erwähnenswerthe Bäche gefunden: Galga und Tápió. Der erstere entspringt im Nógráder Comitat, der andere an den Abhängen des Cserhát, und zwar in zwei Verzweigungen, welche vereinigt in die Zagyva münden.

In ihrem unteren Laufe durchschneiden sowohl die Galga als auch der Tápió sehr ergiebige Ebenen und bilden hie und da kleinere Sümpfe. Auf den geneigten Uferflächen des Oberlaufes fand schon der Urmensch günstige Standorte für seine Niederlassungen, als er es satt hatte, mit seinen Herden unter Kampf und Mühsal umherzuschweifen. Hier mögen die ersten Siedelungen im Lande erfolgt sein. Hier zogen die großen Verkehrslinien vorbei. Die vom Norden daherflutenden Völker wanderten mit ihren Herden hier durch, dem ersehnten Süden zu. Das Volk, das stark genug war, die Gegend zu behaupten, schlug in ihr seinen bleibenden Wohnsitz auf.

Die Niederlassungen der neueren Zeit, sowie das Studium der älteren, haben die Menschheit gleichermaßen gelehrt, daß die ersten Ansiedler nicht jene Felder suchen, die

den üppigsten Ertrag geben, sondern die sanften Abhänge, welche leicht zu bebauen sind. Sie bemächtigen sich nicht des besten Bodens, sondern desjenigen, dem sie gewachsen sind. Und dieses Stück Land erwies sich besonders geeignet. Es ist fruchtbar genug und sehr leicht zu bebauen. Selbst die Sandhügel sind noch mit etwas Gras bedeckt, hinreichend, um dem Hausthier als Weide zu dienen. Die tiefer gelegenen Stellen haben reichen Graswuchs, in dem die Eroberer des Landes bis an den Gürtel wateten, wenn sie ihn zu Mahden schlugen. Das Klima ist trocken und keine Überschwemmungen sind zu befürchten. Auch feindlichen Angriffen begegnet als schwer zu überwindendes Hinderniß vor Allem die Theiß, welche die Galga und den Tápió aufnimmt, während gegen Westen die Donau als natürlicher Schanzgraben dient. Und zugleich bieten diese beiden Flüsse ausgiebige Nahrung durch ihren Fischreichthum. Auch an Baustoffen ist gerade kein Mangel. Die Hügelkämme sind in der Urzeit, wie stellenweise auch jetzt noch, mit Eichen bestanden. Ein nicht sehr hoher Hügel des heutigen Steinbruch (Köbánya) aber, der aus Cerithiumkalk besteht, liefert werthvollen Baustein, den auch die spätere Cultur verwerthet. Die Stadt Kecskemét bittet seinerzeit den Pascha von Ofen um die besondere Erlaubniß, für den Bau ihrer Kirche von hier Steine führen zu dürfen, und in der Kirchenruine der Puszta Vacs sieht man noch heute das von hier geholte Baumaterial.

Zahlreiche Denkmäler bekunden, daß diese Gegend in jenem Zeitraume, der dem Gedächtnisse der Weltgeschichte zugänglich ist, bewohnt war; einzelne Funde aber machen es sogar zweifellos, daß hier schon lange vorher Völker wohnten, welche Spuren ihrer Thätigkeit hinterlassen haben. In der Gemarkung von Tápió-Szecsö, auf der sogenannten Felsö-Tápió-Wiese, birgt ein umwallter Hügel von etwa 30 Meter Durchmesser Mauercement in sich, dessen Alter durch ebenda gefundene Scherben und ein jetzt dem Nationalmuseum gehöriges Handbeil der Bronzezeit bezeugt wird. In Kis-Szent-Miklós, auf der Nyires-Weide, hat sozusagen jede Epoche ihre Denkmäler zurückgelassen. Steinäxte und steinerne Pfeilspitzen sind die Zeugen der ältesten Periode, dann folgt die Reihe der Bronzegeräthe; aus der Römerzeit finden sich schon Geldstücke, hierauf folgen Münzen der Könige aus der Árpádenzeit, mit türkischen Münzen vermischt. Daraus geht klar hervor, daß diese Gegend in allen Epochen bewohnt gewesen.

Die ersten schriftlichen Denkmäler berichten von einer späteren Zeit. Erst aus der Periode der römischen Herrschaft wissen wir, daß im Zwischenlande der Donau und Theiß ein sarmatisches Volk, die Jazyger, wohnte und bisweilen Einfälle in das römische Reich machte, sonst aber sich mit den übrigen Barbaren herumschlug. Zu Pferde erscheinen sie in der Schlacht, mancher Soldat sogar mit zwei kleinen Rößlein, um sie wechseln zu können. Sie sind eine gefürchtete Nachbarschaft für die Römer; diese erachten es nothwendig sie von der Donau fernzuhalten und ihnen die Erbauung von Städten in der Nähe des

Stromes zu verwehren. Schon daraus geht hervor, daß sie in fest gegründeten Städten wohnten; und aus der Erdbeschreibung des Ptolemäus erfahren wir sogar die Namen dieser oder jener jazygischen Stadt. Das von Ptolemäus erwähnte Parka mochte, so weit man sich nach seiner astronomischen Ortsbestimmung orientiren kann, in die Gegend des heutigen Aszód fallen. Die Lage der gleichfalls von ihm erwähnten Stadt Kandakon oder Kandanon wäre etwa bei dem heutigen Monor oder Gomba zu suchen; die topographische Lage von Pesson aber entspricht vollkommen der von Nagy-Körös.



Kastell von Acsa.

Welche Art von Leben in diesen Gegenden seit dem Sturze des römischen Kaiserreichs bis zur Einwanderung der Magyaren geführt wurde, davon ist uns sehr wenig bekannt. Es ist wahrscheinlich, daß die einander verdrängenden Völkerschaften die hier vorgefundenen Städte und Dörfer zerstört und auf deren Trümmern neue erbaut haben. Von Steinbruch (Köbánya) nordwärts ist die Gegend arm an Stein und bei den Neubauten mußte man die Bruchstücke der alten Ruinen verwerthen. Doch ist es sicher, daß dieses Hügelland stets bewohnt und der Gegenstand manches Eroberungskrieges war. Ein Beweis hiefür ist die Thatsache, daß auch Priscus, der Gesandte des Kaisers von Byzanz, hier zwischen Donau und Theiß das Königszelt Attilas aufsucht. Ein anderer Beweis ist, daß

die magyarischen Eroberer des Landes in dieser Gegend ihre Schlacht gegen Zaláns Scharen schlugen und Árpád kaum zwei Meilen südöstlich von den letzten Ausläufern der Cserhát-Höhen, auf dem Hügel von Tetétlen, sein fürstliches Zelt aufschlug.

Auch späterhin war diese Gegend fortwährend bewohnt, und zwar nicht nur in den friedlicheren Tagen der Selbständigkeit des Landes, sondern auch zur Zeit der türkischen Herrschaft. Im unteren Theile des Comitats gingen sehr viele Dörfer zu Grunde und auch in den erhaltenen waren fast keine Einwohner mehr übrig; hier aber, in den hügeligen nördlichen Theilen des Comitats, abseits vom Wege, den der Eroberer zog, blieb die Mehrzahl der Ortschaften bestehen. Ja selbst die aus den südlichen Theilen ausgewanderten fanden an diesen Punkten vorläufig eine Heimat. Zu Grunde gingen sozusagen nur die dem Unterlaufe des Tápió nahe und flacher gelegenen Ortschaften, die nördlich und nordwestlich liegenden behaupteten sich. Tápió-Ságh, Tápió-Sáp, Bicske, Farmos, Szent-Márton, das von Teichen umgebene Nagy-Káta u. s. w. wurden nach Vertreibung der Türken erst wieder besiedelt, wogegen Kóka, Verseg, Héviz, Tura, Zsámbok, Valkó, Valkó-Szent-László und andere auch unter der Türkenherrschaft bewohnte Ortschaften waren. Die neu angesiedelten Gemeinden rekrutirten sich hier aus allen vier Weltgegenden, es kamen fahrende Magyaren von da und dort, Slovaken aus dem Oberland, Deutsche aus Steiermark und Württemberg in buntem Gemisch. Das Element, das sie verschmolz, bildete lediglich das Magyarenthum, welches die Stürme der kriegerischen Zeiten irgendwie überdauert hatte.

Ein Theil der eingesiedelten Gemeinden besteht erst seit kaum hundert Jahren; jede hat mehr oder weniger ihre Sprache bewahrt, in den Sitten und Gebräuchen aber ist der Unterschied verschwindend gering. In Monor zum Beispiel haben die Deutschen noch jetzt ihre besondere Straßenzeile, aber nur die Familiennamen und die vom Vater auf den Sohn vererbte Überlieferung lassen entnehmen, wer Deutscher, wer Magyare ist. Berczel ist gar zweimal besiedelt worden: zuerst unter Josef II. mit Deutschen aus Hannover; dann, nachdem diese der Cholera erlegen waren, kamen andere in die leeren Häuser, theils Deutsche von Soroksár oder Solymár, theils Magyaren von Czegléd und Uri; ihre Nachkommen sind heutigentags kaum von einander zu unterscheiden.

In diesem Theile des Comitates haben sich die meisten alten Grundbesitzerfamilien erhalten. Es gibt kaum ein Dorf, ohne ein oder das andere stattliche Herrenhaus. Diese sind meistens im vorigen und am Anfange unseres Jahrhunderts gebaut worden, nur wenige stammen aus neuerer Zeit. Die Herren, denen die Arbeitskraft vieler Hörigen zu Gebote stand, bauten weitschichtige, räumige Häuser, hier und da sogar mit Berücksichtigung möglicher Kriegszeiten. Hohe, helle, gewaltige Säle kennzeichnen diese Gebäude. Wir führen hier unseren Lesern die Kastelle von Acsa und Pilis vor. Ersteres ist Majorats-

eigenthum der Freiherren von Prónay, stammt aus der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts und ist berühmt wegen seiner prächtigen Bibliothek und schönen Sammlungen. Das Schloß von Pilis ist durch die Grafen Beleznay in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts gebaut, nähert sich jetzt leider dem Verfalle und der Regen dringt selbst in jene Appartements ein, in denen einst Königin Maria Theresia glorreichen Angedenkens abgestiegen war. Beide Schlösser sind durch Magnaten erbaut, doch errichtete im vorigen Jahrhundert auch der Landadel so weitläufige Herrensitze. Heutigestags baut man überall



Kastell von Pilis.

lieber wohnliche Häuser, hier und da sind villenartige Gebäude zu sehen und man gibt mehr auf Comfort, als auf Großartigkeit.

Eine größere Stadt hat die Gegend nicht. Die Nähe der Hauptstadt brachte es mit sich, daß alle Factoren der Industrie und des Handels dort zusammenströmten. Nagy-Káta ist ein volkreiches Dorf, das sich mit Landbau beschäftigt; Monor betreibt einen lebhaften Handel mit Lebensmitteln nach der Hauptstadt; das durch seinen „Kren" (Meerrettig) berühmte Kóka, Tápió-Szent-Márton, Bicske, Uri, Gomba sind die größeren Ortschaften dieses Landstriches. Besonderer Erwähnung würdig ist Kartol, wo Baron Géza Podmaniczky eine hübsche Sternwarte hat errichten lassen. Alle sind sie von einem

ackerbautreibenden Volke bewohnt, in dessen Händen der Grundbesitz vertheilt ist und das die Landwirthschaft auf althergebrachte Art betreibt. Auch bildet diese Gegend hinsichtlich der Art des landwirtschaftlichen Betriebes den Übergang zwischen dem Alföld und den nördlichen Gegenden. Hier gibt es noch keine weithingedehnten Puszten, der bäuerliche Besitz ist vertheilt, aber die Bewirthschaftung desselben hat schon den Alföld-Charakter.

Die Industrie befaßt sich nur mit der Bestreitung der unvermeidlichen Tagesbedürfnisse. Jedes Dorf hat einige Gewerbsleute: Schneider, Schmiede, Küfer, Schuhmacher. Diese Leutchen arbeiten mit geringem Kapital und wenigen Gehilfen, das Ziel ihrer Wünsche ist, etliche Joch Feld zu erwerben und dann das Handwerk an den Nagel zu hängen.

Das ehemalige Solter Comitat.

Wie weit sich die Grenzen des alten Comitates Solt erstreckt haben, ist heute nicht mehr gut nachzuweisen. Wir möchten an dieser Stelle als „altes Comitat Solt“ jenen größeren Landstrich bezeichnen, der im Süden der Hauptstadt längs der Donau hinabzieht, östlich vom alten Kumanien begrenzt, dessen Gebiet einen Bestandtheil des einstigen Comitates Solt bildete. Es ist dies eine flache Gegend mit gutem schwarzen Boden, der nur hier und da durch unfruchtbaren Sand unterbrochen ist.

Die Gegend wimmelt von natronhältigen Seen, mit spiegelglattem Wasser, ohne eine Spur von Rietgras, Rohr oder Binsen an den Ufern, deren Graswuchs sogar spärlich ist. Ihre Ufer sind beständig, ihr Grund ist aus undurchlässigem Thon gebildet. Diese Züge unterscheiden sie von den Sumpfseen, die mit einer üppigen Wasservegetation erfüllt sind. Mehrere hundert solcher Seen gibt es in dieser Gegend, sie begleiten die Donau in fast paralleler Reihe und einer Entfernung von 10 bis 15 Kilometer. Östlich von Laczháza liegt der größte von allen, das sogenannte „Sári viz“ (Sárer Wasser). Kaum drei Kilometer von diesem, gegen Südwesten, beginnen die Gewässer von Apaj; kleinere Seen, mit etwas salzigem Wasser und vollkommen undurchlässigem Thonboden. Jede etwas gesenkte Stelle wird zum Teich, der aber nicht mit den übrigen zusammenhängt. Das Land zwischen den Seen ist geackert, wird ab und zu als Wiese oder Hutweide benützt und im Sommer erscheint das landschaftliche Bild sozusagen verkehrt, als bildete das Wasser die Inseln im Meere der wogenden Ähren. Abwärts gegen Kun-Szent-Miklós setzt sich die Reihe dieser Seen fort, umzieht diese Stadt von allen Seiten und folgt dann dem Strich zwischen der Donau und der Semliner Eisenbahn. Hier sind sie schon viel kleiner, als weiter oben, doch hat ihre Zahl noch zugenommen. Der Boden ist stark natronsalzhältig, das Wasser selbst schmeckt stark gesalzen. Das Land zwischen den Seen taugt zu nichts, als zur Weide. Es hat nur eine spärliche Grasnarbe und ist zu Zeiten

mit einer Ausschwitzung von Soda bedeckt. Diese wird an vielen Orten, zum Beispiel in der Gegend von Akasztó, sogar zusammengefegt und gereinigt. Der Pflanzenwuchs ist so zusammengeschmolzen, daß der Fremde sich fragt, ob derselbe denn auch nur zur Viehweide noch tauge. Und er taugt gar wohl. In der feuchteren Frühlingszeit bietet er nicht nur dem Schafe, sondern auch dem Rinde reichliche Nahrung. Zu dieser Zeit bedecken sich die kleineren Senkungen eine oder zwei Spannen hoch mit Wasser. Später überzieht sich die Senkung mit Gras, welches das Wasser durchbricht und ans Tageslicht kommt; das Ganze hat eine frischgrüne Farbe und man möchte es für Wiesen- oder Weidegrund halten, aber unter dem Grase steht knöcheltiefes Wasser.

Zwischen Fülöpszállás, Akasztó und Solt gibt es über hundert solche Natronseen. Die größten, der Kelemenszék und der Zabszék, sind etwas über 150 Joch groß. Es gibt aber auch ganz unbedeutende. In dürren Jahren trocknen sie ganz aus, ihr Gewässer erhalten sie nur vom Regen und verlieren es nur durch die Verdunstung. Die Erde verschluckt davon fast gar nichts. Charakteristisch für die Undurchlässigkeit des Bodens ist es, daß die Jäger sich knapp am Ufer des Wassers Lauergruben anlegen, deren Grund viel tiefer liegt als die Wasserfläche des Sees und dennoch trocken bleibt.

Auf diesen Seen lebt eine unzählbare Menge von Geflügel. Die Wildente in mehreren Abarten bildet das herrschende Element. Die Zigeunerente mit ihrem schwärzlich bunten Gefieder, die kleine Schnarrente, eine andere Gattung, die das Volk mit einem Fremdwort „Stockerente“ nennt, die Donau- oder Eisente, die den ganzen Winter dableibt und sich zuweilen selbst in der Hauptstadt um die Kettenbrücke her sehen läßt; sie alle bilden gegen Abend einen dichten Saum um den Teich, nicht unähnlich einem Spitzengürtel. Fällt ein Schuß, so steigt eine ganze Wolke in die Luft auf, bunt gemischt mit gewaltigen Scharen anderer Wasservögel. Hier kreischende Kiebitze, die sich fast unverschämt dem Menschen zudrängen; dort Kirmöven in silberweißem Federkleide; dazwischen Reiher, Sturmvögel, „Goyzer“, Schnepfen in etwa fünfzehn Abarten, drei- oder viererlei Wildgänse, darunter als schönste Variante der am Kropfe mit rothen Federn geschmückte „Lilik“.

Der reiche Boden, der sich so leicht bearbeiten läßt, besonders aber die Donau, hatten seit Vorzeiten eine große Anziehungskraft. Der Strom bot nicht nur Nahrung durch seine unerschöpflichen Bestände an Fischen, sondern setzte das Volk auch in den Stand, seine überflüssigen Producte zu Handelszwecken anderswohin zu befördern. Und da jenseits der Donau die Wege viel gangbarer, für den Marsch von Kriegsvölkern viel günstiger sind, war auch diesseits weniger von Einbrüchen feindlicher Völkerschaften zu besorgen. So finden wir denn, daß die ersten Magyaren gleich nach ihrer Einwanderung diese Gegend stark besetzen. Nach der Überlieferung baut Árpáds Sohn, Solt, an diesem Orte eine Burg und benennt sie nach seinem Namen. Auch auf der Ebene ringsum

erheben sich dicht und abwechselnd Dörfer, Städte, die schon in den ältesten Urkunden bevölkert erscheinen.

In den traurigen Tagen der tatarischen Verheerungen, wie nicht minder unter der langen türkischen Botmäßigkeit, erhält sich immerhin das Volk der Gegend. Die Einwohner flüchten theils auf die Inseln der Donau, theils in die gegen die Mitte des Comitats hin liegenden Rohrsümpfe, bis die ärgste Gefahr vorbei ist; in der Türkenzeit aber erhalten sie durch Klugheit und findige Vorsicht, die oft bessere Schutzwehr sind als eine steinerne Mauer, ihre Stadt unversehrt. Sie werden treue Steuerzahler der Paschas und wenden Plünderungen durch freiwillig dargebrachte Geschenke ab. So können die türkischen Statthalter das Volk alljährlich neu brandschatzen, während, wenn sie ihm seine Häuser zerstören wollten, die Beute zwar einmal reichlich wäre, das Volk aber auseinanderstieben würde. Sie lassen also die Leute in Ruhe und sichern ihnen sogar durch Schutzbriefe ein friedliches Leben zu. Selbst geringere Ortschaften bewahren unter ihren Urkunden noch zahlreiche Erinnerungen an die Gunst der Paschas, zuweilen in ungarischer Sprache. So besitzt Dömsöd einen Brief der Türken von Kalocsa aus dem Jahre 1686, der ein interessantes Licht auf die damaligen Zustände wirft. Wie aus dem Schreiben hervorgeht, bestellen sich die Dömsöder, um auch mit den Deutschen ihren Frieden zu haben, einen deutschen Wächter für das Dorf, zeigen dies aber, damit es ihnen nicht übel genommen werde, den Türken an. Diese merken die Absicht und sagen: gut, nur möge jener Wächter sich nicht außerhalb des Grabens zeigen, den das Dorf umzieht. Und für den Fall, daß Kriegshaufen an das Dorf herankämen, so wird den Dömsödern gerathen, daß sich zuerst ein Bauer am Graben zeige, dann solle kein Unheil geschehen (da nämlich der Feind dann keinen bewaffneten Widerstand besorgen werde). Der hierauf bezügliche Anfang des Briefes lautet:

„Euren Brief, Ihr Guten, haben wir erhalten. Wohl wissen wir, was Ihr Guten von uns heischet. Gebe Gott, daß Ihr gute Landwirthe bleiben könnet. Wohl verstehen wir, daß Ihr einen deutschen Wächter gebracht habt. Aber, Gute, nicht gebe es Gott, daß wir Euren Wächter stören sollten; vielmehr haltet ihn zu Eurem und Euren Gutes Schutz. Wir geben bei unserem wahren Glauben als türkische Herren diesen unseren Brief, Gute, in Euere Hand, das ganze Heer zusammen, daß wir Euch kein Leides thun, vielmehr Euch beschützen werden; nur daß wir, Gute, Euch befehlen, daß Ihr den Hüter nicht außerhalb des Grabens herauslasset; denn vielerlei Menschen gehen umher, wer weiß, was ihm draußen zustoßen mag? Indessen möge die Stadt keinen Hajduckensoldaten einlassen, sonst möchte sie selber mit ihnen Böses befahren. So Ihr irgend einen Menschen oder Heerhaufen sehet, möge ein Bauersmann zuerst an den Graben kommen. — — Bezdan Aga von Kalocsa, Hassan Aga, Hassan Tihaja und das ganze Heer.“

Wie gesagt, es ließ sich nur durch Klugheit und indem man sich in die Umstände schickte, erreichen, daß in der Gegend sehr viele Ortschaften erhalten blieben und als bewohnte Plätze die Türkenherrschaft überdauerten. So außer dem eben erwähnten Dömsöd noch Dab, Tass, Pereg, Szalk-Szent-Márton, Duna-Vecse, Solt, Duna-Pataj, Ordas, welche bei der Conscription im Jahre 1691 sämmtlich als bewohnte Plätze erwähnt werden und demgemäß auch ihre Steuer ausgeworfen erhielten.

Die Einwohnerschaft aller dieser Orte ist grundmagyarisch und nur die später zur Besiedlung gelangenden Gemeinden der Gegend wurden von anderen Nationalitäten besetzt. So wanderten zum Beispiel die Bewohner von Kis-Harta aus Schwaben ein, fanden jedoch in der Gemeinde auch schon eine Anzahl Magyaren vor, die sich von den Nachbarplätzen dahingezogen hatten. Duna-Egyháza bevölkerte sich mit oberländischen Slovaken, und zwar nicht auf Grund der Hörigkeit, sondern eines Vertrages, so daß daselbst gar kein Urbarialverhältniß bestand.

Das Landvolk beschäftigt sich nur in den von der Donau entlegenen Theilen ausschließlich mit Ackerbau. In den Gemeinden des Donau-Ufers verlegen sich sehr viele auf die Schiffahrt. Aus ihnen stammen größtentheils die Matrosen und sonstigen Mannschaften der Donauschiffe. Außerdem halten viele Schlepper, auf denen sie das Getreide ferner Gegenden nicht nur bis Budapest und Raab, sondern bis Passau hinauf befördern. Diese Schlepper werden dermalen schon zumeist durch Dampfschiffe stromauf bugsirt, doch sieht man sie hier und da auch noch mit 15 bis 20 Pferden bespannt unter großem Lärmen und Zurufen der Kutscher, mit schwerer Mühe die Strömung überwinden. Die Bemannung dieser Schleppschiffe ist fast ausschließlich hier herum zu Hause und schon an ihrer Tracht zu erkennen. Die Leute tragen nämlich aus dünnerem Stoff gefertigte, faltige, unten weite Beinkleider und kurze, etwas über die Taille hinabreichende Jacken. Das Volk ist arbeitsam, sparsam, wohlhabend. Die Gemeinden sind verhältnißmäßig sehr volkreich und liegen dicht bei einander.

An monumentalen Gebäuden ist die Gegend äußerst arm. Eigentlich ist nur ein Bau dieser Art zu nennen, die schon erwähnte reformirte Kirche zu Ocsa.

Die Insel Csepel.

Gleich unterhalb der Hauptstadt theilt sich der Donaustrom in zwei Arme, mit denen er die Insel Csepel umfaßt. Der östliche Arm zieht am Rande der Ebene südwärts, etwa 55 Kilometer lang; der westliche ist etwas länger (etwa 58 Kilometer) und stellenweise mit höheren Ufern eingefaßt. Bei Batta und Ercsi erhebt sich das Gestade steil bis zu 20 und 30 Meter über dem Wasserspiegel, bei Rácz-Almás erreicht diese Erhebung sogar 60 Meter.

Jeder der beiden Arme bildet überdies noch kleinere Eilande, unter denen die bemerkenswerthesten die Inseln Somlyó (oberhalb Dömsöd), Haraszti und Haros (Tétény gegenüber) sind. Insgesammt enthalten die beiden Donau-Arme bei Csepel nicht weniger als vierzehn solche Inseln.

Die Insel Csepel selbst ist eine große Niederung, wo das Volk einen fünf Meter hohen Sandhügel schon Berg nennt. Daher ist sie den Überschwemmungen der Donau sehr ausgesetzt. Hier und da gibt es Äcker besserer Qualität, im Übrigen ist der Boden Sand, den man neuerlich mit vielem Eifer zu binden trachtet, der aber infolge der früher betriebenen Waldverwüstung vielfach den Charakter des Flugsandes angenommen hat.

Einst waren diese sandigen Flächen mit Wald bedeckt und die Insel galt für einen der lieblichsten Theile des Landes. Bischof Nikolaus Oláh berichtet von ihr, daß sie Überfluß habe an Fasanen, Rebhühnern, Drosseln, Hirschen, Wildschweinen, Damwild und Hasen; außerdem sei sie so reich an Wäldern, Weingärten und Feldgewächsen, daß sie nichts vermisse, was für Nothdurft und Genuß des Lebens erforderlich: „welches meinem Herrn Ludwig II. und seiner Gemalin, Königin Maria, häufig zu Lust und Kurzweil gedeiht. Selbst in Thessalien könnte man keinen schöneren Ort finden“.

Ein so angenehmer Aufenthalt mochte die Insel auch vorher sein. Die Überlieferungen melden, daß die magyarischen Einwanderer unmittelbar nach dem über Zalán erkämpften Siege hier Rast halten, hier zuerst ihren ständigen Wohnsitz aufschlagen, und daß hier sich die erste fürstliche Hofhaltung entwickelt. Wie König Bélas anonymer Notarius bezeugt, „gingen Fürst Árpád und seine Edlen in die Insel hinein und da sie die Fruchtbarkeit und Üppigkeit jenes Ortes und die Stärke der Gewässer der Donau sahen, gewannen sie den Ort unendlich lieb und beschlossen, daß dies eine fürstliche Insel sein und daselbst jede edle Person Haus und Hof haben solle“. Und lange blieb die Insel Fürstensitz. Paläste, Klöster, Kirchen schmückten sie und von manchem Bau waren die Ruinen noch lange sichtbar. Bis zur Katastrophe von Mohács bildete die Insel das Brautgeschenk der Königinnen. Und auch heute ist sie königliches Eigenthum.

Nach der Schlacht bei Mohács wurde, man weiß nicht wie, Stefan Eszterházy Besitzer der Insel; er verkaufte sie sammt allen dazugehörigen Puszten um 25.000 Gulden an den General Heißler. Von diesem kaufte sie drei Jahre später Prinz Eugen von Savoyen um 85.000 Gulden, dann ging sie im Wege der Erbschaft auf die Erzherzogin Maria Christine und das durchlauchtigste Herrscherhaus über.

Da die Insel unmittelbar unterhalb der Hauptstadt gelegen ist, hatte sie von allen den Kriegen zu leiden, welche um die Herrschaft im Lande geführt wurden. Hier bot sich der günstigste Punkt, von dem einen Ufer der Donau auf das andere überzusetzen. Schon die Heere Árpáds hatten hier den Übergang bewerkstelligt. Die Türken rotteten einen Theil



Fasanerie auf der Insel Csepel.

der Bewohner aus und zersprengten die übrigen. Letztere zogen sich auf die kleineren Inseln der Donau und in die Sümpfe ihres linken Ufers zurück, bis die schlimmste Gefahr vorüber war, worauf sie wieder in das alte Nest zurückkehrten. Ihnen schlossen sich auch Fremde an, so daß die Insel alsbald bevölkert war. König Wladislaus I. verpflanzt im Jahre 1440 die von den Türken vertriebenen „raizischen" Bewohner der alten Stadt Kevi (an der unteren Donau, in der Gegend des jetzigen Kubin) auf die Insel Csepel, in die Gegend des damals verlassen stehenden Ábrahámegyháza. Die neuen Ansiedler nennen die Stadt Kevi und sie erhält ihretwegen den Beinamen „Rácz" (Ráczkevi). Die neuen Bewohner, unter die sich auch viele Magyaren mischen, bringen die Stadt zur Blüte, treiben Gewerbe und Handel nach fernen Gegenden. Ein Gedicht des Matthäus Skaricza vom Jahre 1581 erwähnt die Familie Borbás, die auf einer einzigen Fahrt mit ihren Schiffen so großen Gewinn erzielt, daß sie davon die Kirche aufzubauen vermag.

Doch die Türken zerstören diese sammt der ganzen Stadt. Wieder sammelt sich das Volk, ein geringer Rest des früheren. Den Kern der Bevölkerung bilden Magyaren, die Serben haben sich größtentheils nach Komorn geflüchtet. Und das Volk leidet schwer, nicht nur von den Türken in Ofen, sondern auch von befreundeten Heeren, die ins Land kommen. Aus dem Jahre 1684 hat sich die Klage der Richter erhalten, „daß die Polen und Deutschen des Heeres, welches Ofen belagerte, in die Stadt eingebrochen seien und die für das heilige Abendmahl gebrauchte silberne Schüssel, sammt dem Kelche und den dazu gehörigen Geräthschaften als Raub mit sich genommen hätten."

Nach der Vertreibung der Türken gab es nur in Ráczkevi und Sziget-Szent-Miklós ursprüngliche Einwohner, die übrigen Gemeinden siedelten sich neu an. Die Gemeinde Tököl wurde von Raizen aus Dalmatien und Serbien besetzt, die Bewohner von Sziget-Szent-Márton kamen aus Franken und Schwaben herein, Sziget-Ujfalu war eine Colonie von Deutschen aus Österreich, die Vorfahren der Einwohner von Becse aber kamen aus Steiermark, Österreich und Schwaben.

Bei der Berührung der verschiedenen Stämme untereinander ist hier ein eigenthümlicher Fall zu beobachten. Die serbische Bevölkerung, die doch ursprünglich das Übergewicht hatte, verliert überall an Boden, zum Vortheil der magyarischen und deutschen Bevölkerung. Nicht nur ist die Vermehrung der serbischen Einwohnerschaft eine viel geringere, als der deutschen oder magyarischen, sondern sie geht auch im Wohlstand gegen diese zurück. In Csép gibt es heute kaum mehr eine serbische Bevölkerung, die aber früher überwog. In Csepel siedelte sich im vorigen Jahrhundert nur am nördlichen Theile des Dorfes eine Gasse voll Deutscher an, und heute ist das ganze Dorf deutsch geworden und diese Deutschen wandeln sich in Magyaren; die früheren Einwohner haben sich entweder zerstreut, oder sind Deutsche geworden. Von Sziget-Szent-Márton siedelten die Serben, als daselbst die Zahl der deutschen Ansiedler immer stieg, in demselben Maße nach Ráczkevi über. In Becse aber geschah es schon 1706, daß eines Nachts alle Raizen getroffener Verabredung gemäß nach der benachbarten Gemeinde Lóré auswanderten.

Gleichwie die Birke in manchen Regionen die Buche ausrottet, diese aber in anderen Gegenden die Eiche verdrängt und selber ihren Platz einnimmt, so sieht man hier die deutsche und magyarische Bevölkerung ohne besondere Verabredung oder Planmäßigkeit nach und nach Grund und Boden der Serben aufkaufen und diese selbst zur Auswanderung bewegen. Und doch ist zu bemerken, daß die Einwohner untereinander von Anfang an duldsam waren, ohne Rücksicht auf die Verschiedenheit von Ursprung und Glaubensbekenntniß. So faßte die Stadt Ráczkevi schon 1725 einen Beschluß, der wahrlich dem damaligen Zeitgeiste weit voraus war. Sie beschloß nämlich: „Da die Stadt aus drei Religionen oder „status“ bestehe, das heißt aus Römisch-Katholischen, Reformirten und Raizen oder solchen griechischer Confession, so möge fürderhin die Gerichtsbarkeit eine den Angehörigen aller drei Religionen oder Bekenntnisse gemeinsame sein, so zwar, daß, da der reformirte Status doppelt so viel betrage als der katholische und raizische, in zwei auf einander folgenden Jahren der Richter aus dem die reformirte oder helvetische Confession bekennenden Status gewählt werde, nach den zwei Jahren aber beide Parteien, nämlich ein Papist und ein Raize, durch Rathsbeschluß zur Abstimmung vorgeschlagen werden, unter denen dann die Wahl für das Richteramt durch Abstimmung der Gemeinde zu treffen sei“. Bei derselben Gelegenheit wurde auch bestimmt, daß, da sie insgesammt



Sumpfgegend im Sárköz.

Brüder, die Söhne einer Stadt seien, sie auch fortan, wie bisher, sich gegenseitig in Ehren halten mögen und „Niemand den Glauben und Stamm des Anderen zu schmähen, zu beschmutzen oder falsch zu nennen bei schwerer Ahndung sich unterfange".

Zu jener Zeit hatte noch die Insel eine bemerkenswerthe Industrie. Am Ende des vorigen und auch am Anfange des jetzigen Jahrhunderts hatten die Müller, die Szür-Schneider, Weber und Schuster besondere Innungen. Heute beschäftigt sich das Volk schon ausschließlich mit Ackerbau. Trefflich geordnet ist die Wirthschaft besonders auf den Krondomänen, deren Wildparke und Fasanerien auch reich an Wildstand sind.

Ein gesellschaftliches Leben jedoch entwickelte sich nur in Ráczkevi einigermaßen, wo die Direction der Krongüter ihren Sitz hat und auch Bezirksgericht und Stuhlrichteramt einige Bewegung in den Verkehr bringen. Den gebildeteren Ständen dient das Casino als Vereinigungsort, die ärmere Classe aber hat für sich sogar zwei Lesevereine gegründet, in denen das Volk mit dem Lesen von Zeitungen und dem Besprechen der politischen Ereignisse sich die Zeit vertreibt. Solchen Lesevereinen begegnen wir in volkreicheren ungarischen Städten auf Schritt und Tritt. Sie bekunden die wachsende Intelligenz, die Leselust und auch die geselligen Neigungen des Volkes.

Der Sárköz.

Wenige Gegenden kommen an Eigenartigkeit der Gestaltung jener tief gelegenen Niederung gleich, deren bedeutendste Stadt Kalocsa ist.

Sárköz (Moorwinkel) nennt das Volk dieses Gebiet, das auf der einen Seite durch die Linie Duna-Pataj-Kis-Körös, auf der anderen durch die Straße von Kis-Körös nach Baja, auf der dritten, westlichen, durch die Donau begrenzt wird.

Das mittlere Niveau dieser Tiefebene liegt um mehrere Meter tiefer als das der umliegenden Gebiete. Von Császártöltés aber gegen Nádudvar, Sükösd, Csanád ist sie mit scharfen uferartigen Höhen eingesäumt, als hätte die sumpfige Fläche ein hohes Seegestade. Die Donau mag dieses Terrain gebildet haben, die ganze Bodengestaltung deutet darauf hin, sowie nicht minder gewisse noch heute genau wahrnehmbare Thatsachen. Sümpfe und Wasseradern durchsetzen die ganze Fläche. Der Vajas-fok (Vajas-Vorsprung) bildete einen förmlichen Arm der Donau, der bei Foktö ausbrach (daher vielleicht auch der Name der Ortschaft), und an Bátya, Fajsz, Dusnok vorbei am südlichen Rande des Comitats wieder in die Donau zurückfloß, nachdem er rechts und links, je nach der Höhe des Wasserstandes, mehr oder weniger Sümpfe gebildet. Ein zweiter, noch viel mächtigerer Ausguß war der des Örjeg, der zwar nicht mehr besteht, zu Anfang dieses Jahrhunderts jedoch noch in großer Breite alle jene Wässer, welche sich von Kun-Szent-Miklós herwärts in den Sümpfen gesammelt hatten, der Donau zuführte. Und hier auf diesem Gebiete breitete sich

der Orjeg ganz flach aus, in der Form eines seichten Sees, dessen Wasser viele Quadratmeilen bedeckte und in seinem Röhricht und Binsengestrüppe den Büffeln einen gar wohligen Aufenthalt bot. Man hat den Örjeg trockengelegt, aber der tiefgelegene Grund füllt sich, wie ein richtiges Reservoir der Donau, an seinen gesenkten Stellen noch jetzt mit Wasser, sobald die Donau um ein Bedeutendes über den gewöhnlichen Wasserstand steigt.

Der Grund ist überall schlammiger Thon. Stellenweise ist seine Oberfläche mit großen Massen Moor aus Binsen und Rohrwurzeln bedeckt. Unterhalb aber, in einer



Büffelgespann im Sárköz.

Tiefe von ein oder zwei Fuß, liegt der Torf, der verkohlte Rest des Röhrichts längst vergangener Weltalter. Kurz, es ist dies ein Gebiet, das vor nicht langer Zeit erst aus dem Wasser aufgetaucht ist, und die benachbarten Örtlichkeiten, sowohl jenseits der Donau, als auch auf den diesseits gelegenen, mäßig hohen Sandbänken, waren längst bewohnt, als hier noch der Zugvogel Alleinherrscher war.

Wahrscheinlich lag zu irgend einer Zeit dieses ganze Gebiet am rechten Ufer der Donau. Der Strom mochte damals zwischen Császártöltés und Csanád geflossen sein und die daselbst sichtbare Uferböschung war offenbar der Rand des Flußbettes selbst. Dann höhlte sich die Donau ihr Bett immer weiter gegen Westen aus, sie zog sich immer mehr auf ihren jetzigen Lauf zurück. Dafür spricht nicht nur die Bodenbeschaffenheit dieser

ganzen Strecke, sondern auch der Umstand, daß hier die Donau auch jetzt noch ihr rechtsseitiges Ufer stark benagt und immer weiter gegen Westen vordringt. Bei Dombori zum Beispiel hat das Wasser binnen zehn Jahren mehr als hundert Joch Feld weggenommen, bei Tolna aber gehören vom linksseitigen Gebiet mehrere Hundert Joch, die vordem jenseits des Wassers lagen, zur Tolnaer Gemarkung. Und ebenso war es vor Alters. Aus den geographischen Ortsbestimmungen des Claudius Ptolemäus, der um die Mitte des zweiten Jahrhunderts lebte, können wir uns überzeugen, daß die Donau seit seiner Zeit auf dieser Strecke ihren Lauf viel weiter nach Westen verlegt hat.

Die seichten Seen, die wir in dieser Gegend finden, die aber in geringerer Anzahl und Ausdehnung auf dem ganzen Gebiet zwischen Donau und Theiß vorkommen, unterscheiden sich bedeutend von jener Gattung der stehenden Gewässer, welche wir oben Natronseen genannt haben. Der Grund dieser seichten Seen ist eine für Wasser durchlässige Schichte, zumeist mit Thon vermischter Sand; er ist morastig und moorig. Selbst wenn ihr Wasser verdunstet ist, scheint es kaum möglich, durch ihr Buschwerk zu dringen. Oben liegt das Moor längst trocken, während es auf seinem Grunde noch lauter Schlamm ist. Ihre Ufer verlaufen sehr sachte und je nach dem höheren oder niedrigeren Wasserstand wechselt daher die Größe des Sees bedeutend. Wenn es viel Schneewasser gibt und die Donau hohes Wasser hat, stehen die Sümpfe mit einander in Verbindung. Der Örjeg nimmt zu solcher Zeit die Gewässer von ausgedehnten Landstrecken in sich auf. Die Wasser sämmtlicher seichten Seen, von Szalk-Szent-Márton angefangen, sind durch den sogenannten Nagy-Ér (große Ader) verbunden, der mit mehreren Armen nach Kun-Szent-Miklós, Fülöpszállás, Szabadszállás ausgreift und dann unterhalb Akasztó in den Örjeg fällt. Bei Császártöltés verengt sich der Örjeg schon zum Fluß, macht eine Wendung gegen Hajós und fließt dann der Donau zu, so mächtig, daß er sogar Mühlen treibt. Treten dürre Jahre ein, so trocknen die seichten Seen aus, nicht minder der Örjeg (jetzt schon rascher, seitdem er kanalisirt ist) und die Seegründe werden als Felder umgeackert.

Die seichten Seen unterscheiden sich von den Natronseen am meisten dadurch, daß sie mit einer üppig wuchernden Vegetation bedeckt sind. Nur an den tieferen Stellen findet sich glattes Wasser, unter dessen Oberfläche die langen Stiele des Wasser-Katzenkrautes wachsen. Am Rande des glatten Wassers wird der innerste grüne Saum durch dichtes Rohr gebildet, welches, wie die gute Saat, jede andere Pflanze zu unterdrücken trachtet. Gegen das seichtere Ufer hin beginnt die weißblühende Schmerwurzel sich einzumischen und rankt sich an den Rohrhalmen hinan. Hier und da wiegt eine Wasseraloe mit stachligen Blättern ihre weißen Blüten, die weiße Nymphäa breitet ihre Blätter auf dem Wasserspiegel aus und läßt ihre schneeigen Blüten nur wenig hervorblicken; die gelbe Seerose und die schwertblättrige gelbe Lilie entfalten wetteifernd ihre prächtigen Blüten. Je näher



Erzbischöflicher Palast in Kalocsa.

dem Ufer, desto häufiger werden die scharfblättrige Böttchersegge, die Kolbenbinse, das schwimmende Sammtkraut, das weißblühende Wasserbutterkraut und der bittersüße Nachtschatten mit seinen violetten Blüten und um sich greifenden Ranken. Im seichteren, etwa knöcheltiefen Wasser ist das Reich der Binse mit ihren dunklen, knotenlosen Trieben. Dann folgen die Cypergräser, welche das Sauerheu geben, das Moorgras und die duftige Krauseminze. Die Wasserpflanzen bilden das Moor und den Torf. Die Pflanzen mit weichen Stengeln bereiten den Boden vor für das Rohr, dieses aber für das Rietgras. Wenn verquecktes Rietgras an die Stelle des Rohres tritt, bildet sich eine zusammenhängende Schichte, eine Sumpfwiese; ist aber die Segge (Carex stricta) die herrschende, dann wird der Grund moorig.

Zur Zeit der Einwanderung der Magyaren war diese Gegend schon bewohnbar und bewohnt. Der erste Ungarkönig gründete in Kalocsa ein Bisthum, was beweist, daß dieser Ort schon damals seine Bedeutung hatte. Und auch für das hohe Alter einiger Gemeinden der Umgegend sprechen historische Urkunden. Ihrer eigenthümlichen Lage, besonders ihren Sümpfen hat es diese Gegend zu danken, daß sie in Kriegszeiten nicht so viel leiden mußte als die benachbarten Gebiete, und daß ihre Bevölkerung nicht auch ausgerottet wurde. Ganz verschont blieb sie aber trotzdem nicht. So war Kalocsa selbst vor der Türkenzeit eine glänzende Stadt mit gepflasterten Straßen und einer steinernen

Ringmauer, während es im XVII. Jahrhundert fast ganz verkam. Aber trotzdem hatte es Einwohner, wofür der Umstand spricht, daß es bei der Contribution im Jahre 1690 100 Metzen Getreide und drei Stück Schlachtvieh zur Verpflegung des Militärs beizusteuern hatte.

Die zusammengeschmolzene Bevölkerung mußte sowohl in Kalocsa, wie auch in manchen Nachbargemeinden durch Besiedlung ergänzt werden. Die Ansiedler wurden meist aus Dalmatien geholt. Da sie aber hier schon magyarische Bewohner vorfanden, magyarisirten auch sie sich und unterscheiden sich dermalen weder in Sprache, noch in Tracht oder Sitten vom urwüchsigen Magyarenthum. Sie wissen nicht einmal, daß ihre Väter anderen Ursprunges waren. Nur die Gemeinde Dusnok verblieb zum Theil dalmatinisch.

Die Dörfer und Gemeinden verdienen in mancher Hinsicht Beachtung. Bogyiszló liegt auf der Insel zwischen altem und neuem Donauarm von dichter Waldung umgeben, im Winter oft Monate lang von der Welt abgeschnitten. Hajós, ehemals Wohnsitz der Erzbischöfe von Kalocsa, ist heute erzbischöflicher Lustsitz. Duna-Pataj ist eine wohlhabende ungarische Stadt mit schöner, unternehmungslustiger, politisch reifer und lernbegieriger Bevölkerung. Foktö verdient besondere Erwähnung. Seine Einwohner treiben zumeist Gartenbau. Sie bestellen ihre Äcker nicht mit Weizen, sondern mit Gemüse, namentlich mit Zwiebeln, Kraut, Paprika, gelben Rüben. Diese Producte trägt das Volk selbst bis auf große Entfernungen zum Verkauf umher. Auf allen Märkten von Budapest, Waitzen, Kecskemét, Veszprim, Mohács u. s. w. findet man die Leute von Foktö.

Hauptort der Gegend ist Kalocsa, mit 16.000 Einwohnern. Es ist der Sitz eines Erzbisthums und verdankt seinen Erzbischöfen, unter denen uns hervorragende Gestalten der Landesgeschichte begegnen, seine Culturanstalten und stattlicheren Gebäude. Obzwar wiederholt zerstört, blieb es doch fortwährend der Mittelpunkt des Culturfortschrittes einer ansehnlichen Landschaft, und ist dies auch heutigestags. Seine Schulen stehen unter den Lehr- und Erziehungsanstalten Ungarns an hervorragender Stelle. Das Priesterseminar befähigt jährlich 30 bis 40 Zöglinge für den geistlichen Beruf. Gymnasium und Convict, 1860 durch Erzbischof Kunszt gegründet, gehören zu den besten Erziehungsanstalten des Landes. Es finden daselbst 160 Jünglinge Wohnung und Verpflegung, darunter solche aus den ersten Familien Ungarns. Das Institut steht unter der Leitung der P. P. Jesuiten und ist mit allen Lehrmitteln reich ausgestattet. Und von noch unmittelbarerem Einflusse auf die Volksbildung ist die Stadt durch die daselbst errichtete Lehrerbildungsanstalt und das Kloster der nach unserer lieben Frau benannten Schulschwestern, welches mit einer Erziehungsanstalt für Elementar- und Bürgerschullehrerinnen und einer Kleinkinderbewahranstalt verbunden ist.



Dom in Kalocsa.

Die Gebäude aller dieser Anstalten gereichen der Stadt zum Schmucke, wie nicht minder die anderen monumentalen Gebäude des erzbischöflichen Sitzes. Die Domkirche wurde durch die Erzbischöfe Graf Emerich Csáky und Graf Josef Batthyány errichtet, nachdem die ältere durch hajduckische Streifcorps zerstört worden war. Der erzbischöfliche Palast stammt aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts und enthält eine Bibliothek von etwa 70.000 Bänden und gegenwärtig auch das außerordentlich reiche Herbarium des Cardinals Ludwig Hajnald. Eine ganze Gruppe von stockhohen Domherrenhäusern und das Centralgebäude der erzbischöflichen Domäne vermehrt noch die Anzahl der stattlichen Bauten, welche Kalocsa zur schönsten Stadt in einem weiten Bezirke machen.

Die Sandgegend.

Wir haben oben bei der Beschreibung des Sárköz erwähnt, daß von Császártöltés hinab bis zur Donau die tiefer gelegene sumpfige Gegend durch höhere Ufersäume begrenzt wird. Ostwärts von diesen Ufersäumen erstreckt sich eine mit Sandhügeln bedeckte Fläche, deren durchschnittliches Niveau etwa 20 Meter über der Niederung des Sárköz liegt. Dies ist die unfruchtbarste Sandfläche des Comitats, ja es sind im ganzen Lande vielleicht nur die Sanddünen von Telecska noch öder. Hier und da hat man versucht, durch Sträucher und Bäume den Sand zu binden, doch ist dieser so mager, daß er seine Vegetation nicht hinreichend zu ernähren vermochte. Anderwärts ist das herrschende Element der echte Flugsand. Es ist dies ein gelblicher Sand, aber von weit hellerem und auch größerem Korn, als der weiter oben in der Mitte des Comitates vorkommende. Jeder stärkere Wind wirbelt ihn auf und entführt ihn. Im Frühling, besonders um die Zeit der sogenannten Fastenwinde, wenn es noch keinen Pflanzenwuchs gibt, der die Sandkörner festhalten könnte, macht sich das Terrain leicht auf, um zu wandern. Der ganze Sehkreis umschleiert sich. Der untere Rand des Himmels nimmt eine schmutzig gelb-grauliche Farbe an, was ein ungeübtes Auge für Wettergewölk halten mag. Die junge Saat wird vom Sand am Halme abgeschnitten oder versengt. Wo er auf seinem Wege ein Hinderniß findet, da setzt er die größeren Körner ab. Zuweilen genügt schon ein dürrer Strunk, um die Entstehung eines Sandhaufens zu bewirken. Beim nächsten Winde wächst der Haufen und wird so mit der Zeit zu einem Hügel. Von Ort zu Ort trägt der Wind diesen losen Sand. Was heute noch ein Hügel ist, das wandert in einigen Jahren ganz anderswohin. Und am Tag nach dem Sturme liegt die ganze Ebene wellenförmig da, als wäre ein großer See mitten in seinem Wellenspiel erstarrt.

Die kleinen Thäler zwischen den Sandhügeln eignen sich trefflich zu Schlupfwinkeln. Ganze Schafherden bergen sich da und Keiner bemerkt sie, bis er ganz in die Nähe gelangt



Sandhügel.

ist. Ehemals hielten die „armen Bursche“ an solchen Plätzchen ihre Tagesrast und harrten in Sicherheit, bis die Nacht niedersank und ihnen gestattete, mit der ganzen Herde weiterzuziehen. Die Sandgebiete um Kis-Körös sind in dieser Hinsicht die bemerkenswerthesten; sie erstrecken sich gegen Norden bis an die Eisenbahnlinie Budapest-Czegléd hinauf und im Süden bis zur Linie Szegedin-Maria-Theresiopel hinab. In den nördlichen Theilen jedoch ändert sich die Natur des Sandes. Er wird milder und fruchtbarer. Seit dem Anfange der Sechziger-Jahre ist er sogar gebunden. Seit der Bewaldung der herzoglich Coburg'schen Puszta Vacs hat jeder Besitzer aufzuforsten begonnen. Und dort, wo vor dreißig Jahren der Wind unbeschränkt schaltete und der Boden höchstens als Weidegrund zu benützen war, sind jetzt die Ackertafeln mit Akazien umpflanzt und schmucke Tanyas werden überall sichtbar, auch diese mit schattenden Akazien umgeben, die dem Winde zu trotzen fähig sind. Heute sieht sich die Gegend schon mehr gartenmäßig an und abwärts von jener Bahnlinie, beinahe bis Izsák, ist die umgestaltende Arbeit der Cultur nirgends zu verkennen. In Vatya, Hernád, Dános, besonders aber bei Vacs, wo vor nicht Langem noch der Wind allein die Felder pflügte, reiht sich eine Pflanzung an die andere.

Unten aber in der Nachbarschaft von Kis-Körös ist der Sand noch jetzt wild, und langsam nur vermag die fleißige, aber spärliche Bevölkerung seiner Herr zu werden. Und was an Pflanzenwuchs auf diesem Sandgebiete vorkommt, trägt den Wüstencharakter. Kennzeichnend für ihn sind die niedrigen, kurzhalmigen Grasfelder. Diese entsprechen dem Klima und den natürlichen Verhältnissen am besten. Der Verbreitung vieler Pflanzen ist

schon der Umstand ungünstig, daß auf dem Sande die Ausdünstung eine sehr starke ist; so dauern denn meist jene Arten aus, welche die Neigung haben, dichte Grasfelder und Rasen zu bilden. Perennirende Pflanzen kommen in geringer Zahl vor; sehr viele haben nur eine Lebensdauer von wenigen Wochen. Bei späten Fröſten und früher Dürre sind diese die widerstandsfähigsten. So kommen von den Knollen- oder Zwiebelgewächsen — diesen Sinnbildern des kurzen Lebens und der vergänglichen Pracht — hier und da die einheimische Zeitlose, der Safran, dreierlei Vogelgras, dreierlei Asphodill und ein ganzes Heer von Orchideen vor. Jene Pflanzen, welche zu ihrer vollen Entwicklung mehrere Monate brauchen, waren in diesen Sandgegenden dem Kampfe ums Dasein nicht gewachsen, da die Sommerhitze ihrem Leben ein Ende macht. Jene hingegen, die ihre Lebensthätigkeit um die Mitte des Sommers abschließen, haben sich zu Herren des Raumes gemacht und überhand genommen. Eine besondere Eignung zum Fortkommen bekunden ferner die Pflanzen, welche lange, vielverzweigte Wurzeln bilden, mit deren Hilfe sie sich selbst im lockeren Sande festklammern. Die Brachdistel (Eringium) senkt ihre dicke, starke Wurzel über ein halbes Meter hinab, bis zu einer Tiefe, in der sie noch immer etwas Feuchtigkeit findet, und das Echium vulgare schlägt völlig ankerförmige Wurzeln in den lockeren Boden ein. Der großen Dürre widerstehen jene Pflanzen am besten, deren Stengel flaumig, haarig ist. Ihre Ausdünstung ist viel geringer. Sie kommen in diesem Gebiete auffallend zahlreich vor, so die Asperula glauca, Euphorbia etula, Anchusa, das Echium, die Strohblume (Xeranthemum annuum L.), der Marienflachs („Waisenmädchenhaar", Stipa pennata), eine Specialität des ungarischen Alföld. Auch die anderwärts heimischen Pflanzen zeigen, sobald sie hieher gelangen, die Neigung, sich zu behaaren, wobei ihre Stengel und Blätter dünner, starrer und saftloser werden.

Die Bevölkerung der hier geschilderten Sandgegend hat sich vor nicht langer Zeit angesiedelt; meist zu Anfang des vorigen Jahrhunderts. Zum Theil barg sie sich im Überschwemmungsgebiete der Donau, im Sárköz, vor der türkischen Willkür, und zog, als die unruhigen Zeiten vorbei waren, auf die höheren Landrücken hinauf, wo sie nicht soviel mit dem Wasser zu kämpfen hatte. Besonders war das alte Donau-Ufer ein beliebter Niederlassungsort. Die Einwohner des Dorfes Csanád ließen sich erst zu Anfang dieses Jahrhunderts auf ihrem jetzigen Wohnplatze nieder; der frühere befand sich näher an der Donau. Die magyarisch und dalmatinisch gemischte Bevölkerung des Dorfes Szent-István ist von der Donau-Insel auf den höheren Uferabhang übersiedelt, Keczel aber wurde durch seinen Grundherrn, den Erzbischof von Kalocsa Grafen Gabriel Patachich, mit Einwohnern von Miske bevölkert. Dieser Ort eignete sich ganz besonders zur Niederlassung. Am Rande der Niederung befindlich, erhielten die Einwohner auch feuchte Wiesengründe zum Eigenthum, ohne dass ihre Häuser durch Überschwemmungen gefährdet waren. Überdies fand ihr Vieh

auch zur Zeit des Hochwassers hinreichende Weide auf den hochgelegenen Sandstrecken. So kam es, dass der hohe Hügelrücken am äußersten Rande des Örjeg-Sumpfes ganz mit Ortschaften besetzt ist, wie Keczel, Császártöltés, Nádudvar, Sükösd, Csanád, Szent-István, Szeremle.

Die Bevölkerung ist da vorwiegend magyarisch. Nur die Vorfahren der Bewohner von Császártöltés wurden durch Kaiser Leopold aus Mecklenburg dahin verpflanzt, um durch den Örjeg einen Damm für das Militär zu bauen, und auch in Nádudvar wohnen



Petöfis Geburtshaus.

Deutsche und Magyaren vermischt. Ein Theil von Sükösd war einst dalmatinisch. Doch ist die ursprüngliche Sprache schon in Vergessenheit gerathen.

Eine Strecke weiter weg vom alten Donau-Ufer, doch unfern von Kis-Körös, liegt Izsák. Dies ist der einzige Ort der Gegend, der in der Türkenzeit nicht zerstört worden. Seine Einwohner fanden passende Schlupfwinkel auf den Inseln und im Röhricht des Kolon-Sees, einem Gebiete von nahezu 5.000 Joch.

Der bemerkenswertheste Punkt der Gegend ist Kis-Körös. Die Grundbesitzer Stefan und Johann Vattay haben es im Jahre 1718 mit Leuten aus den slovakischen Gegenden der Comitate Nógrád, Hont, Neutra und Thurócz bevölkert, die sie von allen

Urbariallasten befreiten, gegen jährliche Bezahlung von 150 Gulden Rheinisch und Lieferung von zwei Stücken carmoisinrothen Leders, groß genug für 4 Paar Stiefel.

Auch der Geburtsort Alexander Petöfis, wo der größte ungarische Lyriker am 1. Jänner 1823 getauft wurde, ist hier zu suchen. Szabadszállás, Félegyháza, Kis-Körös, sogar Kecskemét stritten sich um diese Ehre. Sein Geburtshaus ist mit einer Denktafel bezeichnet und auf dem Marktplatze steht sein Standbild, durch die Bevölkerung der Stadt und Gegend errichtet. Gleich dem Seeadler, der im Rohre sein Nest baut, hat aus diesem bescheidenen, rohrgedeckten Häuschen jener große Geist seinen kühnen Hochflug genommen, der den ungarischen Namen bei den Völkern der ganzen gebildeten Welt bekannt machen sollte.

Die „drei Städte“.

Czegléd. — Nagy-Körös. — Kecskemét.

Es gibt keine anderen drei Städte in Ungarn von so gleichmäßiger geschichtlicher Entwicklung, wie die Städte Czegléd, Nagy-Körös und Kecskemét. Alle drei sind sehr ausgedehnte Städte mit geordnetem Magistrate. Von Kecskemét, der größten der drei, hieß es früher, daß es mit seinen sämmtlichen Pusztеn einem kleinen Comitate gleichkomme. Auch das Gebiet des heutigen Nagy-Körös ist acht Quadratmeilen groß und enthielt früher drei Gemeinden: im Westen Nagy-Körös, im Südosten Encs, im Nordosten Vácsond. Die Pusztеn, welche Kecskemét umschließen: Ágasegyháza, Kerekegyháza, Szent-Király, Szent-Lörincz u. s. w. waren einst gleichfalls volkreiche Gemeinden, was aus Urkunden und den Ruinen der dem Wetter trotzenden Puszten-Kirchen (zum Beispiel denen der Puszta-Kirche von Szent-Király) hervorgeht.

Südwärts der letzten Ausläufer des Cserhát ist das Zwischenland der Donau und Theiß ein fast gleichmäßiges flaches Gebiet, auf dem nur geringere Schwellungen, Hügel, Bodenwellen vorkommen. Im nördlichsten Theile dieses offenen Landes finden wir Czegléd mit 25.000, südlich davon, etwa zwei Meilen weit Nagy-Körös mit 22.000, und von diesem abermals zwei Meilen weiter Kecskemét mit 46.000 Einwohnern. Ihr Gebiet ist zusammen mehr als 180.000 Hektar groß und von Westen aus in nördlicher Richtung sandig, weiterhin schwarzer Humusboden, den man in älterer Zeit für eine ununterbrochene Kette von Sandhügeln und öde Wüstenei hielt; und doch wetteifert dieses stellenweise hochgesegnete Land in guten Jahren mit den besten Äckern jenseits der Theiß, so zum Beispiel das „Városföldje“ (Stadtgrund) von Kecskemét, und das „Fekete“ (Schwarz) von Nagy-Körös, und selbst bei anhaltendem Regenwetter fault die Vegetation ebensowenig, als sie bei dauernder Trockenheit verdorrt. Dieser weite Flächenraum ist nirgends von

einem Flusse bewässert. An der Grenze von Czegléd schlängeln sich zwar zwei Wasserläufe hin, Perje und Gerje genannt, wovon der letztere die Pusztten Nyilas, Nyársapat und Tetétlen durchfließt, aber bei ihrer Geringfügigkeit konnten sie von keinem Einfluß auf die Entwicklung dieser Stadt gewesen sein. Der im südwestlichen Theile von Kecskemét belegene Szik-tó (Natronsee), dessen heilkräftige Natur erst neuestens erkannt wurde, so daß er seit einigen Jahren zur Heilung rheumatischer Übel nutzbar gemacht wird, ist noch die bedeutendste, obgleich immerhin geringe Wasserfläche, deren die „drei Städte" sich rühmen können. Die Richtung, welche die Entwicklung dieser Städte genommen, ist eine ganz andere, als bei den Städten an den Rändern des Theißbeckens. Sie entwickelten sich später,



Kecskemét, vom Csongráder Wege aus gesehen.

als die Städte des Oberlandes, und keinerlei bedeutenderes Ereigniß der Geschichte hat sie berühmt gemacht. Dennoch ist es nicht uninteressant zu erwähnen, daß Czegléd unter der Führung des Lorenz Mészáros „mit dem großen Stock" der Hauptherd des Bauernaufstandes im Jahre 1514 gewesen. Von hier aus erließ Georg Dózsa seinen Aufruf an die Bauern, worin er „bei kirchlichem Fluch und ewiger Verdammniß, so auch bei Verlust von Kopf und Vermögen" streng anbefiehlt, daß sie nach Empfang dieses Aufrufes „sofort und ohne Ausflucht hieher nach Czegléd zur Verstärkung des heiligen Heeres eilen mögen." Eine weitere historische Thatsache ist es, daß im Jahre 1526 Kecskemét der Hauptsitz der sogenannten „Kalandbrüder" war. Dieser Bund von etwa 200 Edelleuten und Magnaten, der schon mit den nöthigen Losungsworten und Mitteln versehen war und das Ziel verfolgte, den Einfluß des mittleren Adels auf die Regierung zu sichern, wurde von der ganzen

Bürgerschaft Kecskeméts (als auswärtigen Mitgliedern der Verbindung) unterstützt. Aber, obgleich die „Kalandbrüder“ die Ersten waren, die auf dem für den Sanct-Georgstag einberufenen Reichstage erschienen, wo sie ihren Bund dem ganzen Adel enthüllten, konnten sie es bei der damaligen traurigen Lage des Landes doch zu keinem Erfolge bringen und mußten sich vier Monate vor der Katastrophe von Mohács auflösen.

Übrigens beginnen die Schwesterstädte in der zweiten Hälfte des XVI. Jahrhunderts von der Hauptstadt abwärts bis Szegedin eine wichtige, ja herrschende Rolle zu spielen. Ungefähr gleichzeitig angelegt und bevölkert, wurde auch ihre Rolle zur nämlichen Zeit eine hervorragendere. Anfangs werden alle drei Städte als Kronbesitz erwähnt. Czegléd ist dies auch geblieben fast bis in die neueste Zeit herauf. In den beiden anderen übten zwar kürzere oder längere Zeit hindurch einige ansehnliche Familien des Landes Grundherrenrechte aus, so in Nagy-Körös die Familien Illosvai und Györki, in Kecskemét die Káthais, Pérös, Hunyadis, Patócsis, Kohárys und Andere, in Wahrheit aber war keine einzige jemals Urbarialbesitz. Wenn sie auch die Rechte der Grundherren eine Zeit lang anerkannten, waren sie doch bestrebt, dieselben zu umgehen oder durch Geld abzulösen, das Joch der grundherrlichen Willkür ließen sie sich nicht gefallen. Zusammen überstanden sie die großen Erschütterungen des XVI. Jahrhunderts und die Stürme der auf die Niederlage bei Mohács folgenden Türkenzeit trafen alle drei in gleichem Maße. Dieser gemeinsame Schlag, dieses gemeinsame Leiden machte die „drei Städte“ gewissermaßen zu Verbündeten, gleichsam zu einer selbständigen Republik. Sie hatten den Befehlen zweier Mächte zu gehorchen: denen des Comitats, das, sogar aus seinem eigenen Gebiete herausgedrängt, noch seine Macht bewahrte, und denen der Türken, deren Tyrannei die Selbstverwaltung der Gemeinde nicht hinderte. Beiden Herren mußte nur gehorcht und gezahlt werden, aber weder hinderte das Comitat sie in ihrem Verhältniß zu den Türken, noch die Türken in ihren Leistungen an das Comitat. Ja es wurden die Geldleistungen an das Comitat sogar gleichsam mit Wissen und Gutheißung der Türken bewerkstelligt. Diese Verbindung war durch Gesetze, durch Friedenspunctationen gesichert und die Türken sahen darin keinerlei Gefahr. Mehr als einmal waren sie es, die den Comitatsabgeordneten der Städte Geleitsbriefe mitgaben. Sie gewährten den verbündeten „drei Städten“ ihren besonderen Schutz, wobei aber dieselben dennoch sowohl den türkischen, als auch den deutschen Heeren stets als fertige Beute galten, was in ihren Bewohnern nach und nach einen gewissen nüchternen, praktischen Sinn ausbildete, der sie an die Wahrung und Förderung ihrer Interessen, aber auch an Behutsamkeit gewöhnte. Dieser nüchterne, praktische Sinn, durch den sie die nahende Gefahr unabläßig im Auge zu behalten und zu vermeiden, aber auch das Wohl der Gemeinde über Alles zu stellen lernten, wurde zur Hauptquelle ihrer Wohlhabenheit, Entwicklung und Hebung. Unter den fortwährenden Plackereien bedurften sie nicht nur der Wachsamkeit,



Der Deákplatz und seine Umgebung in Kecskemét.

sondern auch der Fähigkeit, zu berechnen und zu erwägen, und sie wußten ebensogut den Umständen Rechnung zu tragen, als aus denselben Nutzen zu ziehen, wenn sich hiezu Gelegenheit bot. Und als hätten das eigenthümliche Klima des Alföld und der ins Unendliche verlaufende Horizont seiner Ebene ihnen geholfen, jenen Zustand der Klemme zwischen zwei Feuern zu ertragen, gewöhnte sich die Bevölkerung der „drei Städte“ sowohl an Schärfe des Blicks, als auch an eine Ruhe, Ausdauer und Geduld, die durch nichts zu erschüttern waren. Die Veränderlichkeit des Klimas stählte ihre Körperkraft und befähigte sie zur Selbstbeherrschung. Die Eintönigkeit ihres Landes und des eigenen Daseins lehrte sie, auf welche Art das Gleichgewicht der Seele unter allen Verhältnissen des Lebens zu wahren sei, und diese nüchterne, um den Preis langer und gramvoller Erfahrungen erworbene Lebensphilosophie vererbte sich vom Vater auf den Sohn und ist noch jetzt ein Charakterzug der Bewohner. Der Richter von Czegléd, Körös oder Kecskemét beugt Haupt und Knie vor dem gewaltigen Nazur, der, auf seinem prächtigen Rosse in orientalischem Glanze schimmernd, stolz über den Hauptplatz der Stadt reitet; aber den „Subascha“ zu hintergehen, hält er für keine Sünde. Wenn der Türke sein Geld fordert, eilt er stets, ihn zu befriedigen; aber um die Ehre der Gemeinde zu wahren, rächt er jedes Vergehen. Diese Sclaverei vermochte nicht die Einwohner zu unterjochen; ihr zum Trotze blieben sie selbstbewußt, stolz, zuversichtlich und dennoch aufrichtig, folgsam und auf Erwerb bedacht wie jetzt.

Obgleich aber die Türken den Bewohnern der verbündeten „drei Städte“, als eines kaiserlichen Dominiums, im Vergleich zu den unter die türkischen Krieger vertheilten

Gebieten, bedeutende Begünstigungen zu Theil werden ließen, wurden dieselben doch nach und nach ganz sich selbst überlassen und die Gemeinden verwalteten ihre inneren und äußeren Angelegenheiten meistens gemeinsam. So entstand das „Bauern-Comitat". Der Stadtrichter entschied die kleineren Händel der einzelnen Bürger selbständig, die wichtigeren aber und die inneren Angelegenheiten der Gemeinde im Einvernehmen mit dem Stadtrath; dagegen urtheilte in Kriminal- und Kapitalsachen ein Gerichtshof, der nach Art eines Schwurgerichtes aus sogenannten „aufgegriffenen Richtern" (Convocati) zusammengesetzt war. Der Gerichtshof der aufgegriffenen Richter wurde in der Weise gebildet, daß zum Beispiel der Richter von Kecskemét die Rathsrichter der umliegenden Ortschaften, wenn sie etwa auf den Kecskeméter Markt hereingekommen waren, zusammenberief und ihnen die wichtigeren Angelegenheiten vorlegte, damit sie ihr Urtheil darüber abgäben. Die Convocaten-Richter urtheilten in Civil- und Kriminalfällen von größerem Interesse, so in Erbsachen oder in Strafsachen als Diebstahl, Raub, Mord; der Inculpat wurde meist in den Block gelegt oder mußte öffentlich Buße thun, oder eine Geldstrafe („Zungenlösung") erlegen, oder wurde aus der Stadt gewiesen, oder auch der türkischen Polizei übergeben. Die geschworenen Richter von Kecskémet, Nagy-Körös und Czegléd urtheilen unter der Bezeichnung: „Gerichtshof der drei Städte"; es kommt jedoch vor, daß die im Orte ansässigen Richter an der Fällung des Urtheils gar nicht Theil nehmen, so daß, wenn es sich zum Beispiel um das Capitalverbrechen eines Czegléder Bürgers handelt, nur Richter von Kecskemét, Körös, Szabadszállás, kurz aus drei oder vier anderen Gemeinden das Urtheil fällen. Oft wurde das Urtheil auch gleich vollstreckt, in anderen Fällen aber durch das Comitat superrevidirt. Es ist interessant, daß die Convocaten-Richter sich lieber auf die Bibel, als auf das Landesgesetz, meistens aber auf ihr eigenes Gewissen berufen. Doch das starke Bewußtsein der Nationalität strebt gleichsam die Strafe zu mildern und die „aufgegriffenen Richter" erwähnen als Grund zur Milderung des Urtheils häufig den „verrotteten Zustand unseres Vaterlandes" oder die Plackereien der „fremden Nation" (der Türken). Und diese weisen Bestimmungen wurden meistens nicht durch studirte, gesetzeskundige Männer, sondern durch einfache Ackerbauer geschaffen, welche selber die sichersten Hüter und Erhalter von Ordnung und Rechtspflege waren.

Nur ein so starker Gerechtigkeitssinn, so puritanische Sitte und berechnender Verstand konnten die Bevölkerung der verbündeten „drei Städte" erhalten, welche auch die Einwohner der zerstörten Nachbardörfer in sich auffog, um durch sie ihre materielle und geistige Kraft zu stärken. Diese Charakterzüge wurden noch vervollständigt durch eine tiefe Religiösität, welche dennoch eine erstaunliche Duldsamkeit gegenüber den Andersgläubigen zuließ. Czegléd und Nagy-Körös nahmen gleich am Anfang der Reformation die Lehren Calvins an. Ein Theil von Kecskemét, ungefähr ein Drittel, bekannte sich

ebenfalls zum reformirten Glauben, aber trotzdem geschieht es, daß in der Türkenzeit — wie Alexander Szilágyi bemerkt — ein calvinistischer Geistlicher, der sich ohne Erlaubniß von oben seine Kirche baut, durch den Guardian der Franciscaner befreit wird, und während der Rákóczy'schen Bewegung, wo der Guardian zum gesetzlich gekrönten Könige hält, übernimmt sein College, der reformirte Geistliche, die Bürgschaft für ihn. Von religiöser Unduldsamkeit ist in diesen Städten auch gegenwärtig keine Spur. In Kecskemét nennt die eine Confession die andere noch heute „Verwandte" (atyafi). Diese ausdauernde Geduld, diese nüchterne Eintracht, diese einfache, aber edle Sittlichkeit machten die



Die Hauptstraße von Nagy=Körös.

Einwohner fähig, es zu ertragen, wenn die türkischen Begs und Paschas sie als „Hunde" oder mit anderen erniedrigenden, menschenunwürdigen Titulaturen anredeten, und ihr nationales Selbstgefühl trotzdem zu bewahren. Auf die Türkenplage folgten die Verheerungen durch die „Raizen" und die Plünderungen der deutschen Heere; der größere Theil dieser Städte wurde wiederholt ein Raub der Flammen; auch gegen die übertriebenen Forderungen der Pusztenbesitzer hatten sich die Einwohner, besonders in Kecskemét, immerfort zu wehren; aber jederzeit bewahrten sie die Selbstbeherrschung und friedliche Eintracht, blieben betriebsam und von nüchtern praktischem Sinn.

Von den Türken, mit denen sie in Berührung standen, nahmen sie die Lust zu Pracht und Prunk nur in geringem Maße an. Das gewöhnliche Volk kleidete sich allgemein

in grobes inländisches Tuch, ohne Knöpfe und Schnüre, mit Hafteln; die Wohlhabenderen ließen sich aus ähnlichem Stoffe, und zwar meist von weißlicher Farbe, da die Türken blau und grün streng verboten, Wamms, Hose und Mantel machen. Die silbernen Schmucksachen und Geräthe dagegen, zum Beispiel Kopfgürtel der Mädchen, Trinkbecher, Spangen und dergleichen betrachteten die Türken als so gewöhnlichen Hausrath, daß sie sie nicht einmal besteuerten.

Nachdem diese Städte so mannigfache Schicksalsschläge mannhaft überdauert, arbeiteten sie unausgesetzt auf ihre Vergrößerung, Bereicherung und Verschönerung los. Der Bund der „drei Städte“ hörte zwar auf, sein Andenken jedoch erhielt sich einerseits zwischen Kecskemét und Nagy-Körös, anderseits zwischen Nagy-Körös und Czegléd, die gleichsam in Wettbewerb miteinander traten. Die Straßen liefen früher so krumm, als hätte man die Häuser genau dorthin gebaut, wo einst die Zelte der Vorfahren gestanden; von Zeit zu Zeit aber kam eine verheerende Feuersbrunst und schuf Raum für Regulirungen, so daß von einer alten Stadt heute kaum mehr etwas übrig ist. Nach und nach wurden auch die Moräste, die sich an die alten Stadtkerne legten, ausgetrocknet und machten Platz für Vorstädte, wie sie jetzt zwischen der inneren Stadt und den Weingärten sich hinstrecken. Auch die schöneren, geschmackvolleren Gebäude begannen sich zu vermehren; doch wurden mit Ausnahme der Kirchen erst in unserem Jahrhundert einige größere, schönere Bauten aufgeführt. Ja selbst die zweithürmige reformirte Kirche von Czegléd, im Renaissancestil gehalten, rührt nur aus der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts, wogegen die Kirche zu Nagy-Körös ein ehrwürdiges Denkmal früherer Zeiten ist, allerdings nach vielfacher Beschädigung durch Ungunst der Zeitläufte, insbesondere auch durch wiederholte Feuersbrünste, jetzt dermaßen erneuert, daß vom alten Bau nur noch eine große Mauer und drei Bogen des Schiffes vorhanden und auch die Schwibbogen durch schlanke eiserne Säulen ersetzt sind. Diese große Kirche steht in ihrer puritanischen Einfachheit noch heute als ein Denkmal aus der Türkenzeit vor uns. Die Decke ist nicht gewölbt, sondern wurde bei der schleunigen Herstellung nach dem letzten Brande nur mit Stuccatur überzogen. Auch so aber ist die Kirche charakteristischer, als irgend eine im Alföld (denn die übrigen haben noch größere Umwandlungen erfahren); darum führen wir sie auch im Bilde vor, gerade während eines Gottesdienstes. Bedeutender als diese beiden ist die große Kirche zu Kecskemét, deren schlanker Thurm weithin ins Land schaut. Sie ist die größte unter den Kirchen der „drei Städte“, freilich auch nicht mehr alt und dermaßen umgestaltet, daß es schwer hielte, ihren ursprünglichen Stil und dessen gelegentliche Wandlungen festzustellen. Der Puritanismus des reformirten Bekenntnisses hat ihr seinen Stempel aufgeprägt. Mehr Interesse in kunstgeschichtlicher Hinsicht bietet die Kirche der Franciscaner, an die man später die St. Antonskirche angebaut hat, jedoch so, daß der Kunstkenner

vergeblich nach irgend einer Stilverwandtschaft der beiden sucht. Erzeugnisse des eigentlichen Alföld-Stils sind die Piaristenkirche und die „kleine Kirche", wogegen die schmucke fünfthürmige Kirche der Lutheraner der neuzeitlichen Gothik, die gleichfalls fünfthürmige Synagoge aber dem maurischen Stil angehört. Der Marktplatz zu Kecskemét ist nunmehr größtentheils mit stockhohen Häusern umbaut, unter denen das zweistöckige Haus der Sparkasse und der einstöckige Bazarbau der reformirten Kirche die ansehnlichsten sind. In Czegléd gibt es kaum ein paar stockhohe Häuser, dagegen sind in Nagy-Körös außer dem



Das Innere der reformirten Kirche in Nagy-Körös.

Stadthause das Gymnasium, das Bezirksgericht, die Volksbank, die Sparkasse und auch einige Privathäuser hübsche, geschmackvolle Gebäude mit Stockwerken, zwischen denen sich eine ganze Menge schmucker ebenerdiger Häuser befindet.

Übrigens verdanken diese Städte ihre heutige Gestalt diesen Bauten; sie sind mehr groß als schön, doch fehlt es an hübschen Einzelheiten weder in der inneren Stadt, noch in den Vorstädten. Die Straßen der ersteren, wo man in Nagy-Körös und Kecskemét noch jetzt da und dort ein altes, adeliges, curienartiges Gebäude trifft, sind weniger geradlinig und auch enger als die der später entstandenen Vorstädte. In der inneren Stadt wohnen hauptsächlich die gebildeten Classen, da sind die Behörden, Anstalten, Kaufleute, größeren Industriellen zu finden; in den Vorstädten haust mehr das landwirthschaftliche Publicum,

auch die Schäfersleute, so in der Ebgondolta- und Muszáj-Vorstadt von Nagy-Körös und in der Muszáj-, Ürgés- und Marien-Vorstadt von Kecskemét. Diese Städte, Czegléd mit eingerechnet, haben ein sehr beträchtliches Gemeindevermögen (besonders Kecskemét), und thun demgemäß in neuerer Zeit sehr viel für ihre Hebung und Verschönerung. Die Stadt Kecskemét, welche auch die Jurisdiction besitzt, baute vor einigen Jahren die stattliche Rudolfs-Reiterkaserne, wie es eine auch in Nagy-Körös (das staatliche Hengstendepot) und Czegléd gibt; außerdem ein Schlachthaus, eine Ziegelei, ein Krankenhaus, neue Volksschulen, artesische Brunnen, Dampfmühlen (welche den weiten Kreis von Trockenmühlen rings um diese Städte, namentlich um Czegléd her, lahm legen halfen), und ein Gleiches thaten ihre ehemaligen Verbündeten Czegléd und Körös und noch andere mehr. Übrigens waren die Kecskeméter seit jeher bestrebt, das öffentliche städtische Vermögen zu mehren, damit die Stadt in der Lage sei, alle jene Factoren des Fortschrittes, deren Förderung über das Streben Einzelner hinausgeht, selbst ins Leben rufen zu können. Sie suchten also die Stadt zu bereichern, um ihr eine materielle Kraft zu verleihen, welche zur Schaffung von heilsamen Einrichtungen größeren Maßstabes ausreichend sei.

Der Grund zur Wohlhabenheit des Volkes war schon unter der Türkenherrschaft gelegt. Das reiche und stolze Volk steckte sich damals, wie heute, als Hauptziel den Vermögenserwerb vor. Auf den geräumigen Puszten weideten herdenweise die Rinder, Pferde, Schafe; die Zahl derselben war so groß, daß, wenn jemand nicht genug Winterfutter für sein Vieh besaß und daher dasselbe zur Herde irgend eines größeren Landwirthes schlug, dieser die Vermehrung der Anzahl um fünfzig oder sechzig Stück nicht einmal bemerkte. Die Viehzucht war selbst noch in naher Vergangenheit eine blühende; neuestens aber, seitdem die Commassirung die gemeinsamen Immobilien aufgetheilt hat, haben Rinder- und Schafzucht viel von ihrem einstigen Rufe verloren und ist auch das ärmere Volk um den Nutzen des Viehhaltens gekommen. Die ausgedehnten Weideplätze wurden großentheils dem Pflug unterworfen, denn auch jetzt bildet Ackerbau, Landwirthschaft den Hauptberuf der Bevölkerung. Jeder Fußbreit Land wird aufgeackert und soll Nutzen bringen. Man kann sagen, sie betreiben die Landwirthschaft gleichsam gewerbsmäßig. In ungeheueren Mengen wird Getreide: Weizen, Korn, Gerste, Hafer und Mais erzielt. Korn gedeiht auch auf geringerem, sandigem Boden, daher wird es besonders stark angebaut und auch größtentheils auf den Localmärkten verkauft.

Auch aus den sehr ausgedehnten Weingärten, die sie „Weinberge" nennen, beziehen die Einwohner ein beträchtliches Einkommen. Diese Weingärten enthalten eine Unzahl Bäume und sehen von Weitem förmlich wie Waldungen aus, welche vom Beginn des Juni angefangen, wenn um Körös die Kirschenblüte beginnt, gleichsam bevölkert sind. Den Bäumen widmet man eine besondere Sorgfalt. In Kecskemét und Nagy-Körös erhält die

Bevölkerung unentgeltlich Pfropfreiser aus der Muster-Obstschule, welche in neuerer Zeit die Veredlung sowohl des Obstes, als auch der Rebe mit gutem Erfolg betreibt, die der letzteren namentlich seitdem die staatliche Rebenstation in Kecskemét dem Publicum ein so lebhaftes Interesse für die edleren Traubensorten einzuflößen beginnt und es, sowie allmälig auch die Besitzer der Weinberge, mit phylloxerasicheren Reben versieht. Diese Rebenstation wurde vom Staat auf einem zu diesem Behuf von der Stadt übernommenen



Der Kirchenplatz von Czegléd.

Areal von etwa 200 Joch im Jahre 1883 gegründet. Der früher unbebaute, wüste Boden wurde mit gewählten in- und ausländischen Rebensorten bepflanzt und daselbst auch eine Winzerschule errichtet. In den paar Jahren ihres Bestandes hat die Station einen großen Aufschwung genommen und ihr Nutzen wird bald im ganzen Lande fühlbar werden. Das Sandkorn ist ein kräftigerer und widerstandsfähigerer Gegner der verheerenden Phylloxera, als der mächtige Felsen. Das Obst wird auf den breiten, mit zwei Baumreihen bepflanzten Weingartenstraßen zu Fuße und zu Wagen in dichter Folge transportirt; ihm wird der Hauptfleiß gewidmet, nicht der Weinproduction, obwohl

z. B. Kecskemét im Öreg-Högy und Szarkás, Nagy-Körös im Temetö-Högy, Kálmánhögy, Bokros und Bánom Lagen besitzt, die einen recht guten, recht zuckerhältigen Wein hervorbringen, und zwar jetzt schon zumeist Weißwein, während vor 30 bis 40 Jahren da herum noch überall Rothwein gekeltert wurde. Im „Kis-Tükör" (kleinen Spiegel) heißt es noch über diese Städte: „Drei berühmte Städte, wo man Rothwein keltert." Nur Czegléd hängt noch jetzt an seinem Schillerwein. Der Obstmarkt der „drei Städte", Kecskemét voran, ist zu europäischem Ruf gelangt. Aprikosen und Äpfel werden von Kecskemét, Weichseln und Kirschen von Nagy-Körös und Czegléd nach dem Ausland befördert: nach Wien, Brünn, Dresden, Lemberg, Krakau, Petersburg, ja selbst nach Afrika, und zwar nach Alexandrien. Der fleißige Weingartenbesitzer kann vom Juni bis in den Spätherbst, wenn der Ertrag reichlich ist, keine Nacht verschlafen. Schon um ein oder zwei Uhr nach Mitternacht beginnt die Zufuhr des Obstes nach dem Markte in sogenannten slovakischen Körben (aus Lindenholz ∞-förmig geflochten), und wenn die Sonne am Himmel steht, rollt das auserlesene Obst schon in sorglicher Verpackung auf der Eisenbahn von dannen. Im Jahre 1887 versandte Kecskemét allein auf diese Weise 900.000 solcher Körbe Obst.

Auch der Handel mit Mastschweinen hat neuerdings einen lebhaften Aufschwung genommen. Die Schweinemäster von Czegléd und besonders Kecskemét sind weit und breit berühmt. Im südlichen Theile des Stadtgebietes von Kecskemét, auf einem Flächenraum von 24 Joch, der seine eigene Flügelbahn hat, besteht eine Borstenvieh-Mastanstalt, welche jährlich 40.000 bis 50.000 Stück Mastschweine erster Qualität nach dem Ausland verfrachtet. Außerdem wird auch mit Geflügel: Gänsen, Enten, Puten, Hühnern ein lebhafter Handel betrieben.

Besondere Erwähnung verdient die Gurke von Nagy-Körös, mit der die Bevölkerung sozusagen alle größeren europäischen Märkte überschwemmt. Nicht nur die Gärten und näher an der Stadt gelegenen Gemüsefelder werden mit Gurken bepflanzt, sondern auch noch bedeutende Bodenflächen auf den Tanyas draußen. Für ein Joch nahegelegenen, guten Gurkenbodens werden gern 80 bis 100 Gulden Pacht bezahlt. Budapest bezieht seine Gurken fast ausschließlich aus Nagy-Körös.

Im Allgemeinen ist die Bevölkerung der alten „drei Städte" unternehmend, fleißig, keine Mühe scheuend, findig, sparsam. Zu ihren Haupteigenschaften gehört eine gewisse nüchterne Zurückhaltung, die sich Anfangs gegen alles Neue spröde zeigt, was aber eine Geneigtheit zu zeitgemäßem Fortschritt nicht ausschließt. Als Beispiel dafür diene die Thatsache, daß, als in den Fünfziger-Jahren der Bürgermeister von Nagy-Körös den Versuch machte, die Gründung eines Mustergartens zu beantragen, das dortige landwirthschaftliche Publicum und arme Volk sich am schärfsten dagegen erklärten, als aber der Garten trotzdem gegründet war, nach kurzer Zeit die Gegner desselben zu seinen eifrigsten

Anhängern wurden. So verhalten sie sich Anfangs zu jeder neuen Idee und sind vielleicht eben deßhalb gerade diejenigen, denen die Bürgerclasse vor allen Anderen ihre Aufrechterhaltung und Entwicklung verdankt. Das bescheidene, aber mannhafte Publicum der Landwirthe, das dem Protzenthum ebenso abhold, wie der Selbsterniedrigung, seinen Stolz in seine Unabhängigkeit und Wohlhabenheit setzt, blickt zwar mit Achtung, aber zuweilen mit einiger Zurückhaltung auf die gebildete „Herren-“Classe, deren Sprechweise und Bildung es sich dennoch anzueignen strebt. Am meisten Ansehen verleihen in seinen Augen Grundbesitz und Kapital. Den Mann im langen Rock liebt es nicht, läßt aber doch



Trockenmühlen von Czegléd.

gern den Sohn zu einem solchen erziehen, einen wenigstens, wenn ihrer mehrere sind, damit er ein „Anderer“ werde, als sein Vater ist. An seinen geschichtlichen Überlieferungen hält es sehr fest.

Die ältesten, wesentlichsten und besondersten Eigenthümlichkeiten des magyarischen Volksthums finden sich schwerlich in irgend einem Theile des Landes unvermischter vor, als in der Bevölkerung der „drei Städte“. Ihre urwüchsige, durchaus kernige Sprache kennt kaum eine fremde Beimischung. Die Aussprache mit „ö“ statt „e“, welche einige ungarische Sprachforscher für die ursprüngliche halten, ist hauptsächlich in Kecskemét heimisch. An dieser Art zu sprechen ist der Einwohner von Kecskemét oder Szegedin sofort zu erkennen. Ein nichtungarisches Wort wird in diesen Städten selten gehört. Ein großer Theil der deutschen Knaben aus Südungarn kommt hierher, um ungarisch zu lernen, und

lernt es hier leichter, als irgendwo sonst im Lande. Auch in Bezug auf den Körperbau zeigt dieses Volk gleichsam eine Vereinigung der hervorragendsten und wesentlichsten Eigenschaften der magyarischen Race. Mann und Weib, mittelgroß oder etwas darüber, können sowohl hinsichtlich der im richtigen Verhältniß entwickelten Körperformen, als auch der Schönheit derselben, als Typus der magyarischen Race gelten. So kräftige, zähe, schlanke und stramme, gesunde Menschen, wie im Alföld, gibt es vielleicht im ganzen Lande nicht weiter. Die Sandluft der „drei Städte", deren im Sommer übermäßige Hitze und oft allzu anhaltende Trockenheit blos durch das Laub der überall grünenden Bäume gemäßigt wird, scheint sowohl der gesunden Entwicklung des Organismus, als auch seiner Dauerhaftigkeit günstig zu sein. Nicht leicht findet man in anderen Gegenden eine verhältnißmäßig so lange Lebensdauer der Leute, wie in den „drei Städten", wo so viele ein Alter von 70 bis 80, ja noch mehr Jahren erreichen. Natürlich trägt dazu auch das Gleichgewicht des Temperaments bei, und die mäßige, nüchterne, sparsame Lebensweise. Der einfache, in blaues Tuch gekleidete Bürger, von dem man glauben möchte, daß er sein tägliches Brod durch der Hände Arbeit verdienen muß, trägt in der inneren Tasche seiner Weste oft 40.000 bis 50.000 Gulden verborgen und wohnt dabei zuweilen nur in einem Zimmer, dessen gestampfter Erdboden mit Lehm ausgeschmiert ist, das aber nach außen wie nach innen völlig anspruchslos, gleichwohl reinlich, gesund und wohnlich aussieht.

Eine eigentliche Industrie, welche sich mit der Herstellung von Artikeln über den localen Bedarf hinaus befassen würde, hat keine dieser Städte. Die Gewerbsleute sind zahlreich genug, aber ihre Erzeugnisse, die neuestens nicht sonderlich hinter den ähnlichen der Hauptstadt zurückstehen, finden meist an Ort und Stelle ihre Käufer. Die Gewerbsleute älteren Schlages haben ihr Gewerbe meistens aufgegeben und ziehen es vor, ein erworbenes Grundstück zu bewirthschaften, statt ein Handwerk zu betreiben. Sie halten die Landwirthschaft für eine vornehmere Beschäftigung.

Die gebildete Classe ist unter den drei Städten, im Verhältniß zur Zahl der Bevölkerung, in Nagy-Körös am stärksten. In neuerer Zeit jedoch nimmt sie auch in Kecskemét rasch zu. Am weitesten steht in dieser Hinsicht Czegléd zurück, obgleich es den Mittelpunkt eines lebhaften Eisenbahnverkehrs bildet, und überdies schon am Ende des XVI. Jahrhunderts eine so berühmte Hochschule hatte, daß von ihr selbst Debreczin sich mehrmals mit geeigneten Religions-Lehrern versorgen ließ. Nicht minder erfreuten sich die (zwei Stock hohe alterthümliche) reformirte Hochschule und die Rechtsakademie zu Kecskemét eines großen Rufes. Das katholische Gymnasium, das von Piaristen geleitet wird, ist durch Stefan Koháry gestiftet, verdankt aber der Stadt seine Ergänzung zum Obergymnasium. Neben diesen zwei großen Instituten begann zu Kecskemét in den Fünfziger-Jahren auch eine Staatsrealschule sich zu entwickeln und ist seit einigen Jahren



Die Czegléder Tanyas.

zur achtclassigen vervollständigt. Eine Mission aber, wie sie das Gymnasium von Nagy-Körös erfüllte, steht fast ohne Gleichen da. Wohl keine Schule hat einen solchen Einfluß auf die Bevölkerung der Stadt gehabt und ist so mit dem localen Gemeingeist verwachsen, wie diese. Der Grund hievon ist hauptsächlich darin zu suchen, daß die Leiter der Kirche, also auch die Aufseher der Schule die nämlichen sind, von denen die bürgerlichen Angelegenheiten der Stadt geleitet werden. Vor Alters war der Oberrichter gleichzeitig Oberkurator der Kirche und fand kein Opfer zu groß für die Schule. Die Professoren derselben waren zeitweilig die ersten Gelehrten des Landes. Unter den älteren ist der bemerkenswertheste Stefan Losonczi, dessen Gesänge und besonders der „Kis-Tükör" (kleine Spiegel) ihre Wirkung ein Jahrhundert lang ausgeübt haben. In den Fünfziger-Jahren aber konnte sie sich einer Schar von Professoren rühmen, wie keine einzige Hochschule des Landes. An ihr lehrten: Sigmund Ács, Johann Arany, Franz Mentovich, Franz Salamon, Karl Szabó, Karl Szász, Alexander Szilágyi, Anastasius Tomory und Andere. Darauf wird Nagy-Körös immerdar stolz sein. Kecskemét aber brüstet sich mit seinem Sohne Josef Katona, dem berühmten Dichter der Tragödie „Bánk Bán", dessen gelungene Büste auf der schönen Promenade an der Eisenbahn zu sehen ist und dessen Geburtshaus 1883 mit einer Gedenktafel versehen wurde.

Außer den höheren Lehranstalten erhält Kecskemét noch eine landwirthschaftliche und eine Bürgerschule, Nagy-Körös eine reformirte Lehrerbildungsanstalt und höhere Töchterschule; in Czegléd, wo es noch immer blos eine Bürgerschule gibt, hat kürzlich ein Bürger eine Stiftung von 140.000 Gulden für die Errichtung eines „Kossuth-Gymnasiums" gemacht. Der Elementarunterricht hat sich in allen drei Städten rasch entwickelt. Nicht nur die Städte sind mit gut eingerichteten und ausgestatteten Elementarschulen in genügender Anzahl versehen (in Nagy-Körös hat eine wohlthätige Wittwe allein drei Volksschulen gegründet), sondern auch die verschiedenen Puszten und Tanyas (Kecskemét hat 13 Pusztaschulen), so daß heute schwerlich mehr ein viel erzählter und viel belachter Fall vorkommen könnte, wie zu Anfang des Jahrhunderts, wo ein Kecskeméter Puszten-Dirnlein, das zum ersten Male in die Stadt kam und von weitem den Thurm der großen Kirche erblickte, ausgerufen haben soll: „Ei, was hat das Haus dort für einen großen Rauchfang!" Alle drei Städte beeifern sich in löblicher Weise, um ihren materiellen und geistigen Fortschritt zu fördern. Auch für die Entwicklung des gesellschaftlichen und geselligen Sinnes wird Manches gethan. Die öffentlichen Vergnügungsorte ziehen immer mehr Publicum an sich. Das Széchenyi-Wäldchen oder der Czifrakert (putzige Garten) in Nagy-Körös sind geschmackvoll angelegte, prächtige Parke, die im Sommer viel besucht werden, desgleichen auch der Mustergarten und in Czegléd der Rikli-Garten, beide mit Dampfbädern. Außerdem dienen noch die Friedhöfe als beliebte Promenaden. Nicht minder



Szolnok, vom Theißufer gesehen.

ist es erwähnenswerth, daß alle drei Städte Druckereien (aus einer älteren Druckerei Kecskeméts sind schon vor vierzig Jahren auffallend schön ausgestattete Bücher hervorgegangen), Zeitungen, Casinos und Lesezirkel haben; in Nagy-Körös gibt es an die fünfzehn Lesevereine, welche von den Landwirthen fleißig besucht werden. Das Interesse an den öffentlichen Angelegenheiten ist überall lebhaft und wächst von Tag zu Tage. Die alten „drei Städte" wollen die Scharte auswetzen, welche ihrem Rufe durch die lange Zeit verbreitete, aber nicht recht begründete Meinung zugefügt worden, als thäten diese Alföld-Städte nichts für Literatur und Bildung. Heute sind sie so weit, daß sie nicht nur mit ernstem Selbstbewußtsein auf ihre Vergangenheit zurückschauen, sondern auch mit froher Hoffnung in ihre Zukunft ausblicken können.

Szolnok und seine Umgebung.

Der fruchtbarste Theil und zugleich einer der schönsten der Pester Ebene ist jener verhältnißmäßig schmale Landstreifen, der sich längs des rechten Theißufers vom Unterlaufe der Zagyva an südwärts zieht. Sein Boden ist jene schwarze Dammerde von alluvialem Ursprung, die den im Getreidehandel berühmten „Theißweizen" hervorbringt. Ein werthvoller Boden, dessen Production sicherer ist, als die der Banater Erde, weil er die Dürre besser aushält und auch weniger von Grundwässern leidet. Sein Niveau liegt um Vieles höher als das der Theiß, so daß dieser Theil der Theißgegend am wenigsten von Überschwemmungen bedroht ist; das Hochwasser überflutet hier höchstens die Strecken, die man der freien Bewegung des Wassers vorbehalten hat. Schon die Beschaffenheit des Bodens verweist die Bevölkerung hauptsächlich auf den Ackerbau.

Die größte und wichtigste Gemeinde in dieser herrlichen, ebenen, mit Tanyas und Puszten ziemlich reich ausgestatteten Gegend ist Szolnok, eine mit geordnetem Magistrat

versehene Stadt von über 18.000 Einwohnern, zugleich Amtssitz des Jász-Nagykun-Szolnoker Comitates, wie es ja schon zur Zeit der Árpáden Hauptort jenes großen Szolnoker Comitates war, das sich von der Theiß ab in langer Flucht bis nach Siebenbürgen hinüberdehnte. Seine Lage ist besonders für den Handel eine der günstigsten. Es liegt unterhalb der Zagyva-Mündung am rechten Ufer der Theiß. Seine Thürme fallen dem Reisenden schon in weiter Ferne auf, aus welcher Richtung immer er herankomme. Von sieben Seiten laufen da die Eisenbahnen zusammen und aus ebensovielen Richtungen die Landstraßen, wozu dann noch die Theiß als Wasserweg kommt. Sowohl seine große Bahnstation, als auch sein Hafen bilden wichtige Verkehrspunkte zwischen der Theißebene einerseits und der Hauptstadt, sowie einem großen Theile des Oberlandes anderseits. Unter seinen Eisenbahnen ist die älteste die Szolnok-Czegléder Linie, die schon im Jahre 1847 dem Verkehr übergeben wurde und somit die erste befahrene Strecke der am 1. September dieses Jahres eröffneten Pest-Szolnoker Eisenbahn war. Das Stadtbild selbst zeigt einen gemischten Charakter: die innere Stadt ist sowohl hinsichtlich der Straßen, als der Häuser netter und geordneter, während die äußeren Theile mehr von dörflichem Anstrich sind. Unter den Kirchen der verschiedenen Bekenntnisse ist die römisch-katholische Pfarrkirche die bedeutendste; unter den öffentlichen Gebäuden sind die hervorragendsten das Comitatshaus, das Stadthaus, der von einem Park umgebene hübsche Neubau des staatlichen Obergymnasiums, das am Theißufer steht und auf das Alföld hinausblickt, das Franciscanerkloster und die damit verbundene Töchterschule (früher Obergymnasium), mehrere Amtsgebäude und einige Schulen. Unter den älteren Gebäuden war einst das ansehnlichste die starke Festung, von König Ferdinand I. am Beginne der Türkenzeit nach der Eroberung Ofens (1550) an Stelle der früheren Erdwerke erbaut. Unter den Männern, die den Plan zu diesem Bau entwarfen, finden wir Stefan Dobó, den späteren Helden von Erlau. Allein zwei Jahre später wurde auch diese Veste durch das große Türkenheer erobert, welches von Temesvár aus, wo es Losonczy besiegt hatte, hier vorüberzog, um Erlau zu belagern. Die Besatzung, größtentheils aus fremden Söldnern bestehend, wartete den Sturm gar nicht ab, sondern verweigerte den Gehorsam und ließ den Kommandanten, Lorenz Nyáry von Bedegh, treulos im Stich, der mit etwa fünfzig Ungarn in der Festung zurückgeblieben, mit dieser Handvoll Leute die eindringenden Türken nicht abzuwehren vermochte und nach heldenmüthigem Kampfe gefangen wurde (4. September 1552). Von da an blieb Szolnok 133 Jahre lang dem Halbmond unterthan, bis endlich im Jahre 1685 seine türkische Besatzung, wie einstens die Söldner Nyárys, vor dem kaiserlichen General Heißler die Flucht ergriff und so die Festung wieder in christliche Hände fiël. Später spielte Szolnok noch einmal zur Zeit Rákóczys II. als Festung eine Rolle; dann verfielen die Werke und verloren alle Bedeutung, bis erst in neuester Zeit die Gegend

nochmals von Kriegslärm wiederhallte, als daselbst am 5. März 1849 Damjanich und Vécsey die Brigade des kaiserlichen Generals Karger angriffen und zersprengten. Nur Trümmerreste sind von der Festung noch zu sehen. Szolnok ist der Sitz vieler Staats-, Comitats- und Gemeindeämter, es besitzt Druckereien, Zeitungen, volkswirthschaftliche und Culturinstitute und Vereine, es betreibt einen ausgedehnten Handel mit Holz, Weizen und Rindvieh; eine seiner Hauptmerkwürdigkeiten ist aber die in den Jahren 1887 und 1888, in einem Zeitraum von fünfzehn Monaten erbaute eiserne Theißbrücke, welche die frühere, aus Holz construirte Eisenbahnbrücke ersetzt und mit ihrem doppelten Geleise den Eisen-



Eisenbahnbrücke bei Szolnok.

bahnverkehr gewaltig fördert. Diese 400 Meter lange prachtvolle Eisenconstruction, welche eine Million Gulden kostete, ist schon aus dem Grunde besonders bemerkenswerth, weil sie in Ungarn die erste größere Eisenbahnbrücke ist, welche ganz unter ungarischer Leitung durch einen einheimischen Unternehmer durchwegs aus einheimischem Material erbaut worden. Szolnok hat übrigens noch eine andere Brücke, aber nur in Holzconstruction, welche die Landstraßen der beiden Theißufer mit einander verbindet.

Die Stadt ist im erfreulichsten Aufschwunge begriffen und ihre Bevölkerung, welche sich mit Landwirthschaft, Viehzucht und Fischerei befaßt, weist auch eine ansehnliche Menge von Kaufleuten und Gewerbetreibenden auf. Szolnok ist ferner der Geburtsort eines würdigen Kämpen der ungarischen Literatur, des Dichters und Philologen Franz Verseghi,

dessen literarische Kämpfe mit Nikolaus Révai von so großem Einfluß auf die Ausbildung der ungarischen Sprache gewesen sind. Reizend ist der Blick vom Theißufer um Szolnok, sowie von der südwärts gelegenen Szanda und anderen Puszten auf das trügerische Meerbild des Alföld: die Fata Morgana (Délibáb), wie denn überhaupt die Luft Szolnoks in ihrer durchsichtigen Klarheit und überraschenden Farbenpracht so merkwürdige Variationen zeigt, daß in- und ausländische Maler jeden Sommer dahin pilgern, um wochenlang dem Studium dieser abwechslungsreichen Stimmungsbilder des Alföld obzuliegen.

In der Nachbarschaft Szolnoks liegt zwei Stunden nach Westen Abony, dieser hübsche Marktflecken, die Zwischenstation der Szolnok-Czegléder Eisenbahn, ein beliebter Wohn- und Aufenthaltsort vornehmer Adelsfamilien. Sein fruchtbarer Bezirk ist über drei Quadratmeilen groß; es liegt genau in der Mitte desselben und beherrscht ihn weithin mit seinen schönen schlanken Thürmen, in deren Umkreis aus der Menge der einfachen Bürgerhäuser sich Herrensitze, einer schmucker als der andere, hervorheben. Seine größtentheils breiten Straßen, zahlreichen Parks und die Baumpflanzungen an den Außenrändern verleihen ihm ein heiteres Aussehen, während sie zugleich Staub und Hitze des Sommers mildern und im Winter dem Sturm als Hemmniß dienen. Die Bevölkerung beläuft sich auf 10.000 Köpfe, darunter, wie schon erwähnt, eine Menge Adelige, welche nicht nur durch ihre Anzahl, sondern auch durch Reichthum und gesellschaftliches Leben sehr vortheilhaft in die Wagschale fallen. Ebenso lebt ein großer Theil der Bürgerschaft in bequemen Verhältnissen und zeigt lebhaften Sinn für culturelle und volkswirthschaftliche Angelegenheiten und Einrichtungen. Die Landwirthschaft wird auch hier nach dem Tanya-System betrieben, aber auch Garten- und Weinbau werden nicht vernachlässigt, besonders in der Nähe des Ortes.

Nördlich von Abony liegt die Gemeinde Ujszász, eine Station weit von Szolnok an jenem Punkte der Budapest-Szolnoker Bahnlinie, wo die Hatvaner Linie von ihr abzweigt. Ein hübsches Dorf, deren größte Sehenswürdigkeiten das Schloß, der mit Wasserkünsten geschmückte Park und die Fasanerie der Freiherren von Orczy sind. Sein großes und schönes Gebiet ist von vielen Tanyas belebt. Östlich von Ujszász erscheint der schlanke Thurm der großen Gemeinde Rékas am Ufer der Zagyva, über welche daselbst eine Brücke führt. Südwestlich von Abony liegt Törtel, ein recht stattliches Dorf, das den Namen eines auch historisch bekannten kumanischen Häuptlings führt; die Grafen von Sztáray haben daselbst ein hübsches Kastell. Vor 1848 war es jedoch ein belebterer Ort als jetzt; damals nahm der Handel der jenseits der Theiß liegenden Landestheile seinen Weg über den Strom hier vorbei, unter Benützung der damals noch vorhandenen Holzbrücke bei Czibakháza. Hier passirten auch die walachischen Fuhrleute mit ihren Waaren

aus dem Banat, ja zuweilen aus Rumänien. Zehn bis fünfzehn ihrer Pferdchen sah man vor einen Wagen gespannt, und ausgespannt wurde zur Rast, wo sich eben ein geeigneter Weideplatz bot. Ein ganzes Gestüt glaubte man beisammen zu sehen, wenn einige Wagen ihre Pferde losließen. Der Weg bis an die Theiß führte in großer Breite, durch keine Gräben beschränkt, über die Puszta Tetétlen; an die fünfzig Wagenspuren sah man da neben einander laufen. Jeder fuhr über das Gras hin, „dem Kirchthurm nach“, wie es ihm just paßte und wo er leichter zu fahren glaubte. Hier, auf Puszta



Alpár.

Tetétlen wölbt sich noch heute der Hügel, auf dem einst — der Überlieferung nach — das Zelt des Fürsten Árpád gestanden; ein schönes Gedicht Johann Aranys hat den Ort auch literarisch berühmt gemacht.

Nahe der Theiß ist in den letztvergangenen Jahren hier herum auch eine Gemeinde entstanden. Sie heißt Kara-Jenö und wurde von den jazygischen Städten gestiftet. Kaum eine halbe Meile von ihr liegt das Dorf Várkony, geschichtlich bekannt dadurch, daß König Andreas I. hier seinem jüngeren Bruder Béla die berühmte Wahl zwischen Schwert und Krone ließ. Nicht viel weiter abwärts — wobei man unterwegs zwei blühende Dörfer: Ó- und Uj-Kécske trifft — folgt wieder ein historisch berühmter Ort: Alpár.

Sein ziemlich hoher Hügel besteht noch jetzt und enthält mancherlei Reliquien. Immerfort kommen aus ihm durch Nachgrabungen Ringe, Pferdegebisse, Schnallen und Waffenstücke ans Tageslicht. Nach geschichtlicher Überlieferung stand hier die Schanzenburg des Fürsten Zalán, als die Magyaren einwanderten, und auf dem Gefilde von Alpár erfocht Árpád an der Spitze seiner Kriegsscharen den entscheidenden Sieg, dessen Preis die neue Heimat war. Das zersprengte Kriegsvolk Zaláns warfen die Magyaren in die Rohrsümpfe der Theiß; mit seinem Heere verlor Zalán auch sein Land.

Oberhalb Alpárs, dort, wo die Schlacht aller Wahrscheinlichkeit nach stattgefunden, erstreckt sich die Sandfläche beinahe bis an die Theiß hinab und gehört zur Gemarkung der Stadt Kecskemét. Das betriebsame Volk von Kecskemét setzt mit seinen Producten an dieser Stelle auf das jenseitige Gebiet über, wohin es namentlich Kraut, Kartoffeln, Obst und dergleichen führt. Die Überfuhr befindet sich bei Tisza-Ugh; sie mußte verlegt werden, als man der Theiß ein neues Bett grub. Früher hatten die Kecskeméter ihren Landungsplatz bei der Szikraer Csárda, aber in jenem Flußarm fließt jetzt kein Wasser mehr.

Bei der Szikraer Csárda steht ein Sandhügel, die größte Erhebung in dieser Gegend; von ihrem Gipfel aus öffnet sich eine Aussicht von seltener Schönheit, wie sie sich vielleicht im ganzen Alföld nicht wieder findet, denn sie umfaßt bei schönem Wetter die Kirchthürme von zehn bis zwölf fernen Ortschaften.

Die Pusztен.

Einige wagrechte Linien in verschiedenen Tönen von Grün, eine halbverfallene Csárda (Wirthshaus) mit windschiefen Lehmwänden und vermorschtem Rohrdach, dann ein trübselig gen Himmel starrender Brunnenschwengel: dies ist das Bild der Puszta, wie es der Städter kennt. Ein zu trockener Stoff, um sich dafür zu begeistern; es fehlt darin alle malerische Abwechslung, selbst die Phantasie findet da kaum etwas, woran sie sich klammern könnte; und über alledem ausgebreitet liegt eine graue Wolke unendlicher Langeweile. Und dennoch wird diese Puszta immer wieder von den Dichtern besungen; die poetische Einbildungskraft erfüllt sie mit wundersamen Reizen; wer zum ersten Male ihren Umkreis betritt, hegt die Erwartung, es würden sich Feenhaine vor seinen Augen aufthun.

So aber ist die Puszta keineswegs beschaffen.

Ihre Schönheit ist einfach geartet wie die des Meeres: sie ist die Unendlichkeit. Da ist nichts, wodurch der Rand des Sehkreises ausgezackt erscheinen könnte, ohne die geringste Scharte lagert sich ihm ringsum der Rand des Himmelsgewölbes auf. Der Blick reicht so weit in die Runde, wie vom Verdeck eines Schiffes: statt der Wellen des Wassers sieht er

hier die Saat wogen und das grüne Gras. Hier und da in weiter Ferne, dem Mastbaum eines Schiffes ähnlich, steigt der Kirchthurm einer Stadt, eines Dorfes in die leere Luft.

Was ist denn nun aber die Puszta? Ein untergegangenes Dorf. In den meisten Fällen ist sie wirklich nichts Anderes. Wer die Pusztenflächen durchstreift, findet an gar manchen Orten die Trümmer der einstmaligen Kirche, oder eine Stelle, von der die Alten raunen: hier hat einst die Kirche gestanden. Und wer im Buche der Geschichte blättert,



Überfuhr bei Tisza-Ugh.

erfährt, daß da und dort, wo heute nur eine Puszta zu finden, irgend einmal unter dem gleichen Namen eine blühende Gemeinde bestanden.

Von der Budapest-Czegléder Eisenbahnlinie bis hinab nach Kis-Körös und Halas auf einer Fläche von 2.600 Quadratkilometer liegt eine Puszta neben der anderen. Das Gebiet ist größer als so manches Comitat. Dies ist die größte Pusztenfläche des Landes. Pótharaszt, Dános, Mike-Buda, Vatya, Vacs, Hernád, Bene, Lajos, Adacs, Baracs, Peszér, Sarlósár, Balázs, Ágasegyháza, Ballószeg, Köncsög, Szent-Imre, Orgovány, Páhi, Bócsa, Kaskantyu, Bugacz u. s. w. bilden eine einzige zusammenhängende Pusztenstrecke, die nirgends von einem Dorfe unterbrochen ist. Aber auf dieser weiten Fläche haben die meisten Puszten noch jetzt ihre Kirchen, wenn diese auch in Trümmern liegen.

In Pótharaszt, Vacs, Szent-Imre stehen die Mauern noch heute, während in Mike-Buda, Halom, Vatya nur noch zerstreute Backsteine die Stelle bezeichnen, wo vor nicht allzu langer Zeit noch Ruinen sichtbar waren, anderwärts dagegen schon vor dreißig Jahren die letzte Spur der verschollenen Gemeinde dem Boden gleichgemacht wurde. Mitunter hat sich ein Name erhalten, wie „Kirchenhügel" oder „Kirchenfeld", um die Erinnerung an das untergegangene Dorf zu bewahren. Und dies findet sich nicht nur im Pester Comitat. Auch auf den Puszten des Békéser oder Biharer Comitats, z. B. in Kót, Irász, Bucsa, Bélmegyer, Dobozmegyer sind die Ruinen der verfallenen Kirchen und Klöster noch vorhanden und geschichtliche Urkunden bezeugen, daß an diesen Stellen, welche jetzt Puszten sind, ehemals Städte und Dörfer gestanden.

Eine solche verfallene Kirche heißt im Munde des Volkes „puszta-templom", was wir des bezeichnenden Ausdruckes wegen mit „Pusztenkirche" übersetzen wollen, obgleich das Volk darunter eine verödete Kirche versteht, denn „puszta" bedeutet als Beiwort „öde". Und in diesem Sinne von „öde" wird das Wort auch oft in Ortsnamen gebraucht. Puszta-Kocsér, Puszta-Pó, Puszta-Dán-Szent-Miklós, will also besagen: das verödete Dorf Kocsér, oder das verödete Dán-Szent-Miklós.

Auch ihre besonderen Grenzmarken hat jede Puszta, selbst wenn sie das Eigenthum irgend einer Stadt oder irgend welcher Privaten bildet. Die Puszta Nyársapát z. B. grenzt an die Stadt Nagy-Körös und die Felder von Nyársapát gehören zumeist Bürgern jener Stadt, aber trotzdem bilden Stadt und Puszta gesonderte Gebiete. Zwischen ihnen verläuft der Grenzrain, an dem einerseits das Gebiet der Stadt aufhört, anderseits das der Puszta beginnt, obgleich das Feld diesseits und jenseits vielleicht demselben Besitzer gehört. Auch dies bekundet noch, daß die heutige Puszta ehemals eine selbständige Gemeinde gewesen; die Ursache zur Grenzscheidung besteht jetzt nicht mehr, wohl aber die Grenzscheide selbst, als ein Vermächtniß der Vergangenheit. Das Volk selbst drückt diesen Unterschied mit aller Schärfe aus. „Ich gehe auf die Tanya (Gehöft) hinaus", sagt er, wenn die Tanya auf städtischem Gebiet liegt, aber im anderen Falle: „Ich gehe auf die Puszta hinaus."

Die Puszten sind meist zur Zeit der türkischen und tatarischen Verwüstungen entstanden; der größte Theil nach der Katastrophe bei Mohács. Als die Türken im Jahre 1529 bis unter die Wälle Ofens vordrangen und dann auch das Land zwischen Donau und Theiß durchzogen, da verbrannten sie unterwegs alle Dörfer, die sie gar nicht zu belagern brauchten, da Niemand dieselben vertheidigte; sie schleppten die Blüte der Bevölkerung in die Sclaverei, zersprengten den Rest nach allen Richtungen und ließen unbewohnte Einöden hinter sich. Bis auf den heutigen Tag ist ein großer Theil dieser Dörfer nicht wieder aufgebaut worden und daher rührt es, daß auch jetzt die bedeutendsten und ausgedehntesten Puszten sich im Lande zwischen Donau und Theiß befinden. Herren

und Knechte flohen in die weite Welt und während der langen Türkenherrschaft suchte Niemand sein Recht in diesen verheerten Dörfern; er hätte es ja umsonst gesucht. Die türkischen Paschas verfügten über die Ländereien, als über ihr Eigenthum. Einzelne Städte kauften ihnen den Grund und Boden einzelner verwüsteter Dörfer um gutes Geld ab, ohne Rücksicht darauf, wem derselbe früher gehört habe. So kaufte z. B. Nagy-Körös das Gebiet von Pótharaszt, das noch jetzt der Stadt gehört.

Die Bewohner einzelner Städte besaßen ihre Puszten bis in die neueste Zeit herauf als gemeinsames Eigenthum; hier und da ist dies noch jetzt der Fall. Besonders die Städte



Pusztenkirche zu Szent-Király.

der Kumanen und Jazygen besaßen deren viele und diese lagen oft recht weit entfernt vom Gebiet der Gemeinde. Noch vor dreißig Jahren verwalteten solche Gemeinden ihre Puszten in derselben Weise, wie Debreczin die Hortobágy verwaltet. Die Bürger der Stadt durften im Verhältniß zu ihrem Grundbesitz Vieh auf die Weide der Puszta schicken. So waren z. B. Ágasegyháza und Jakabszállás Eigenthum der kleinkumanischen Städte, während die Puszten Mizse, Bene und Lajos den jazygischen Städten gehörten. Da übersommerte und überwinterte denn das Jungvieh der städtischen Bürger. Der Landwirth schickte die Mutterkuh sammt dem Kalbe mehrere Meilen weit auf die Puszta hinaus und sah beide manchmal zwei Jahre lang nicht wieder. Die Puszta hatte abgesonderte Triften für die Rinderherde, das Gestüt, die Schafherde.

Seitdem haben sich diese Zustände meist geändert, wie ja auch das gesammte landwirthschaftliche Leben. Ein intensiverer landwirthschaftlicher Betrieb wurde möglich und

auch nothwendig. Die Lebensbedürfnisse steigerten sich und deßgleichen die Anforderungen des Staates an den Einzelnen; es galt also auch die Production zu steigern. Aber zugleich machten die nach allen Richtungen gebauten Eisenbahnen es möglich, das erzielte Getreide zu verkaufen.

Heute ist die Puszta nicht mehr, was sie war. Wer etwa die Strecke zwischen Donau und Theiß vor vierzig Jahren gekannt, würde sie heute nicht mehr erkennen. Damals war die Puszta von der Pest-Czegléder Eisenbahnlinie hinab bis Majsa und Halas überall bloßer Weidegrund. Kein Baum, keine Tanya war da zu sehen. Hier und da wurde etwas Weniges gepflügt — auf Halbscheid. Zum Verkauf blieb von der Ernte kaum etwas übrig. Die Bewohner der umliegenden Dörfer waren die Halbbauern, nur selten die Pusztenbewohner, welche in selbstgebauten Lehmhütten wohnten; sie höhlten nämlich eine Grube in der Erde aus, umzogen den Rand mit einem Geländerzaun aus Weidenruthen, verschmierten dieses Geflecht mit Lehm, legten dann ein Dach darüber, nicht ohne ein paar Fenster in der Feuermauer offen zu lassen, und das Wohnhaus war fertig. Heute schimmern überall die weißen Wände wohlgebauter und reingehaltener Tanyas aus grünem Akaziendickicht hervor.

Die Städte vertheilten den gemeinsamen Pusztenbesitz unter ihre Bürger. Diese verließen dann entweder die Stadt, bauten sich mitten in ihrem Feldantheil eine Tanya und bezogen dieselbe mit der ganzen Familie, oder sie konnten sich von der Stadt nicht trennen und verkauften jene Felder an Unternehmungslustigere. Um die Tanyas her entstanden Gemüsegärten, wohl auch Obstpflanzungen, ja sogar Weingärten. Die einzelnen Ackerstücke wurden mit Gräben umfangen und in diesen oder längs ihrer Böschungen Reihen von Akazien gepflanzt.

Vielfach — besonders im Pester Comitat — zogen selbst die größeren Grundbesitzer auf die Puszta hinaus, wo sie sich Maierhöfe und Wohnhäuser bauten, um dort Sommer und Winter verbringen zu können.

Manche Pusztеn sind in Bezug auf Cultur und Bewirthschaftungssystem heute sogar diesem und jenem städtischen Gebiete voraus. Der städtische Bürger hält sich wenig auf der außen gelegenen Tanya auf. Er geht wohl zur Zeit der Hauptarbeiten hinaus, sein ständiger Wohnsitz aber bleibt die Stadt. Er wendet nicht seine ganze Sorge der Tanya zu. Er kümmert sich nicht viel um ihre Verschönerung. Der Pusztenbewohner dagegen wird schon durch die Nothwendigkeit hiezu gezwungen. Er kann nicht zwei oder drei Stunden weit in die Stadt hineinlaufen, wenn er ein Stück Holz braucht, daher pflanzt er sich das lieber draußen. Auch Obstbau treibt er, da er in der Nähe keinen Obstmarkt findet. Aus demselben Grunde muß er sich einen Garten anlegen. Freilich besteht sein Obstgarten nur aus etlichen Weichsel-, Aprikosen-, Pflaumen- und Maulbeer-

bäumen (Kirschen-, Äpfel-, Birnen- und Nußbäume sind seltener); in seinem Gemüsegarten aber kommt wenig mehr vor als Kraut, Kürbisse, Gurken, Melonen, Petersilie, gelbe Rüben, Paprika, Zwiebeln und Bohnen, während Erbsen, Linsen und dergleichen seltener zu finden sind.

Die zahlreichen Tanyas, Gärten und noch zahlreicheren Bäume bilden jetzt auf den Pusztеn schon förmliche Haine, welche in dichter Reihe aufeinander folgen. Dort, wo vor dreißig Jahren der Weg durch magere Schafweide führte und oft an die fünfzig



Der Wald von Vacs mit Damwild. Pusztenkirche.

Wagenspuren nebeneinander zu sehen waren, ziehen jetzt feste Straßen dahin zwischen Gräben, von deren Böschungen herab Akazienreihen ihren kühlen Schatten, und zur Blütezeit auch ihren köstlichen Duft spenden. Selbst Strecken, welche früher unbestritten dem Flugsande gehörten, hat die Cultur sich größtentheils unterworfen.

Als man zuerst daran ging, die Sandflächen aufzuackern, schien es, als drohe dadurch auch dem mehr gebundenen Boden eine Gefahr. Der durch den Pflug aufgewühlte Sand wurde zum Spielball des Windes, der ihn nach Belieben aufgriff und anderswo wieder verstreute. Dichte, gelbgraue Staubwolken verfinsterten den Himmel und wälzten sich zusehends heran. Der feinkörnige Sand flog mitunter meilenweit umher. Auf große

Entfernungen gab es keinen Baum, ihn in seinem Fluge aufzuhalten. Wo er einen Baum, oder auch nur einen Grabenrand traf, da schlug er sich in dünnen Schichten nieder, die dann Jahr um Jahr dicker wurden. Wo er auf junge, nur wenige Tage alte Saat stieß, da sengte er sie am Halm ab und am nächsten Morgen stand die zarte Pflanze verschrumpft, verdorrt da. Gegenwärtig hindern an den meisten Stellen die vielen Bäume den Wind, sich des Sandes zu bemächtigen. Auch haben die Leute gelernt, den Boden vor dem Pflügen mit langhalmigem Stroh zu bestreuen, an dem der Sand seinen Halt findet. Überdies wird fleißig gedüngt. Das fortgesetzte Düngen hat den Sand nicht nur gebunden und fruchtbar gemacht, sondern ihm auch eine dunklere Farbe verliehen.

Seit fünfzehn Jahren kommt in der Gegend von Pótharaszt und Vatya, wo sonst in jedem Frühlung und Herbst gewaltige Staubwolken ihr Unwesen trieben, dergleichen nicht mehr vor. Bei Nyáregyháza hatten die Grafen Beleznay irgend einmal längs ihrer Grenzen einen einfachen Zaun gezogen, um ihr Besitzthum zu Dános gegen den vom Winde einhergefegten Sand zu sichern. Der Sand machte an dem Zaune Halt, bildete nach und nach Hügel und seitdem ist Dános sandfrei.

Was man in kurzer Zeit aus einer Puszta machen kann, das sieht man am besten an der Puszta Vacs, welche durch die Koháryſche Erbschaft herzoglich Coburgsches Eigenthum geworden ist. Ehedem bestand daselbst ein Dorf, das durch die Türken vernichtet wurde; die Einwohner fanden sich später wieder zusammen und übersiedelten mit ihrem Geistlichen nach Nagy-Körös. Alles war Wüstenei. Mit Ausnahme des Waldes bestand die ganze Fläche von 18.000 Joch aus lauter Sandhügeln. Die Leute von Kecskemét hatten den Pacht (ein dortiger Bürger Namens Johann Kalocsa war einstmals Pächter des ganzen Gebiets und bezahlte dafür Alles in Allem 55 Thaler und ein Paar mit Taffet gefütterte, karmoisinrothe Stiefel), sie benützten das Ganze als Weidegrund. Erst im Jahre 1837 übernahm die herzogliche Familie die Puszta in Hausbetrieb. Damals bot sie ein paar tausend Schafen und etlichen Schäfern Nahrung, ein Wohnhaus war auf ihr nirgends zu finden. Alles mußte von Grund auf begonnen werden. Da hieß es die Macht des Windes brechen, das Weideland in Äcker verwandeln, von weither Arbeitskräfte holen, Wohnhäuser und Wirthschaftsgebäude errichten. Und all das geschah, und zwar mit wunderbarem Erfolge. Heute ist die Puszta in neunzig große Tafeln abgetheilt (die Wälder ausgenommen) und zwischen den Tafeln ziehen breite, zur Viehweide geeignete Straßen dahin, beiderseits mit fünf- bis siebenreihigen Akazienalleen eingefaßt, welche als Windfänge dienen. Die Felder werden regelmäßig bewirthschaftet, und in dem Sande, den einst der Wind von Ort zu Ort trieb, gedeihen jetzt Raps, Weizen, Tabak und Luzerne. Mitten auf der Puszta steht eine Dampfmühle, um das Getreide zu mahlen, und eine Spiritusbrennerei, um die Kartoffelernten zu verwerthen. Ein schönes Gestüt, dessen

Pferde wegen ihres leichten Ganges berühmt sind, eine Rinderherde von Csákyscher Zucht, eine Schweineherde und eine edle, fast 10.000 Stück zählende Schafherde beleben die Weidegründe. Der Eichenwald enthält einen werthvollen Wildstand von etwa 300 Stück Damwild und eine große Menge von Fasanen. Die Einwohnerzahl beträgt jetzt 1872 Köpfe. Die Besiedlung hat von den Comitaten Sáros, Zemplén, Árva, ja von Galizien her stattgefunden, aber die Sprache der Leute ist jetzt die magyarische. Sie haben ihren eigenen Richter und Notar, denn sie bilden eine Großgemeinde, ihren eigenen Seelsorger mit eigener Kirche, auch eine Schule mit zwei Lehrern. Sogar ein Postamt hat diese Puszta und darin eine Postsparkasse, deren jährlicher Umsatz an die 30.000 Gulden beträgt. — Wie gesagt, die Puszta ist aus einem Dorfe entstanden. Die Cultur macht sie wieder zum Dorfe. Unserer Zeit ist die Aufgabe zugefallen, diese Umwandlung zu bewirken und die Versäumnisse von drei Jahrhunderten gut zu machen.

Das Werk der Vernichtung war rasch gethan. Eine türkische Schar brauchte in einem Dorfe nur ein paar Stunden lang zu sengen und zu plündern, um es für Jahrhunderte zur öden Puszta zu machen; nun aber dauert es Jahrhunderte, bis die vielen Ruinen wieder als Gebäude dastehen und neue Dörfer auf den alten Stellen erwachsen werden, um Zeugniß abzulegen von der Kraft, der Entwicklung, dem Gedeihen der Nation. Rüstig geht die Arbeit vorwärts. Die geeignetsten Colonisten sind in dieser Hinsicht unstreitig die Jazygier und Kumanier, die laut dem Zeugniß der Geschichte am längsten das Nomadenleben geführt, am spätesten sich in Städten niedergelassen haben. Die Gemeinden Kerekegyháza, Jász-Kara-Jenö, Lajos-Mizse sind hervorragende Proben ihrer colonisatorischen Fähigkeit. Wie es dabei zugegangen, sei wenigstens an einem Beispiele gezeigt.

Lajos-Mizse war noch vor zwanzig Jahren eine vollkommene Einöde an der Budapest-Kecskeméter Landstraße, einerseits von Kecskemét und Nagy-Körös, anderseits von Puszten begrenzt, Eigenthum des Compossessorats von Jászberény, wie das anstoßende Bene den Jászladányern gehörte. Das Gebiet Beider bildete etwa 50.000 Joch bloßer Hutweide. Ein Pusztenrichter, von der Stadt Jászberény delegirt, stellte die höchste Obrigkeit vor. Die Bürger der Stadt besaßen den Acker gemeinsam und benützten ebenso die Weide. Der Boden ist zum Theil sehr fruchtbar, aber auch dieser Theil wurde nicht bestellt. Die Pferde hatten ihre eigene Weide, deßgleichen die Rinder- und die Schafherde. Jeder Bürger von Jászberény durfte im Verhältniß zu seinem im Orte befindlichen Grundbesitz Vieh auf die Weide schicken. Der Boden der Puszta war eigentlich die Appertinenz des städtischen Grundes von Jászberény. In ihrem ganzen Bereiche gab es, außer dem Hause des Pusztenrichters und den Hütten der Hirten, kein anderes Gebäude, als einen großen Gasthof an der Landstraße. Vor der Eröffnung der Eisenbahn reisten

nämlich die Leute aus dem ganzen Banat, aus Arad, Szegedin und Kecskemét auf dieser Landstraße nach Pest und von da nach Wien. Dieser Gasthof war die letzte Station, von wo man, selbst mit schweren Lastwagen, in einem Tage nach Pest gelangen konnte, daher auch stark besucht. Der Gast konnte jederzeit Unterkunft finden (es waren etwa sechzehn eingerichtete Zimmer vorhanden), deßgleichen die Fuhrleute, die mit ihren ankommenden, abfahrenden und Rast haltenden Fuhrwerken einiges Leben in die Gegend brachten.

In den Sechziger-Jahren vertheilten die Jászberényer den Grund und Boden unter sich, nach dem Verhältniß ihres Besitzes. Wer innerhalb der Gemarkung mehr besaß, der bekam auch mehr von der Puszta. Das Ganze wurde vermessen und parcellirt, dabei noch Raum gelassen für die zu erbauende Ortschaft. Das Terrain wurde zwar nicht gut gewählt, da man die besseren Felder zu Ackerland bestimmte und nicht mit Häusern verbauen mochte, aber trotzdem kam das Dorf nach und nach zustande und auch eine schmucke Kirche wurde gebaut. Ein Theil der Städter baute sich draußen auf der Puszta seine Wohnhäuser und nahm dort seinen bleibenden Wohnsitz. Manche machten sich im Dorfe selbst ansässig, Andere errichteten auf ihrem Feldantheil eine Tanya und blieben da wohnen.

Wo vor dreißig Jahren nur etliche Hirten und der Pusztenrichter sich aufhielten, da wohnen jetzt sechstausend Menschen. Mitten auf der Puszta ist eine blühende Gemeinde entstanden und die Zahl der Tanyas allein beträgt 539. Wo man vor dreißig Jahren den Boden nur als Weidegrund zu verwerthen wußte, wird jetzt fünfzehn Gulden Pacht für das Joch gezahlt. Die Bevölkerung gehört zu der betriebsamsten im Alföld. Sorgfältig baut sie ihr Feld und versorgt mit dem Überschuß ihrer Producte den Markt von Kecskemét, dessen Bewohner doch selber betriebsam genug sind. Einen Beweis für den praktischen Sinn der Leute bietet schon der Umstand, daß sie zum Bau der geplanten Bahnlinie über Örkény und Dabas nach Steinbruch (Köbánya) einen Beitrag von 50.000 Gulden angeboten haben. Die Generalversammlung faßte den Beschluß einstimmig, Niemand sprach ein Wort dagegen.

So wird die Puszta zum Dorfe.

Vor dreißig Jahren wurde eine der wildesten Gegenden des Landes nur von Rinderherden zerstampft, von Roßhirten und Schäfern bewohnt; heute legen ihre Bewohner 50.000 Gulden zusammen, um eine Eisenbahnverbindung mit der Hauptstadt zu erlangen.

Charakterzüge des Volkes.

Wir haben bereits erwähnt, wie sehr die Pester Ebene für die Niederlassung des Urmenschen geeignet war. Die sanft geneigten Halden des Cserhát mit ihrem leicht zu bearbeitenden Boden, die Ufer der Donau und Theiß mit ihrer reichlichen Fischnahrung mochten von Anfang an große Anziehungskraft auf den Menschen ausüben, der die

Mühsal des unstäten Lebens durch die Wahl eines ständigen Wohnortes enden wollte. Und daß der Urmensch hier geweilt, beweisen seine unzweifelhaften Spuren sowohl auf dem Cserhát als auch am Theißufer. Unfern von Monor, bei Gomba, erhebt sich eine Höhe Namens Várhegy (Burgberg), die in vorgeschichtliche Zeiten zurückweist. Die Nachgrabungen haben daselbst eine mit Süßwassermuscheln vermischte Aschenschichte, nebst verkohlten Menschen-, Hirsch- und Schafknochen zu Tage gefördert. An diesem jetzt wasserlosen Orte muß also der Mensch gleichzeitig mit jenen Muscheln gelebt haben. Hätte



Weinbauer von Kecskemét.

irgend eine spätere Überschwemmung die Muscheln dahingetragen, so hätte dieselbe Flut den Feuerherd des Urmenschen hinweggeschwemmt. Zu jener Zeit waren die tiefer liegenden Stellen noch von Wasser bedeckt, in dem die Muscheln lebten, und nur einzelne hügelartige Erhebungen waren aus dem Süßwassermeere aufgetaucht, als bereits die ersten Ansiedler auf den Höhen erschienen und mit Steingeräthen ums Dasein kämpften.

Auch bei Tószeg am Theißufer ist die Niederlassung des Urmenschen erhalten geblieben. Die Flut deckt da die Reste von Pfahlbauten. Drei gesonderte Stockwerke sind über einander gebaut, jede obere, nachdem die untere schon abgebrannt war.

Und auch in jenen Epochen, in welche das Licht der Geschichte hineindringt, finden wir fortwährend den Menschen in diesen Gegenden. Hier führte der Weg der Eroberer durch. Von Norden nach Süden boten die sanft geneigten Abhänge des Cserhát einen leichten Übergang. Bei der großen Völkerwanderung zogen fast alle in Bewegung gerathenen Stämme hier durch, dem heißersehnten Süden zu. Diejenigen, die stark genug waren, das Land zu vertheidigen, nahmen es in Besitz. Vor der Römerzeit finden wir da zwischen Donau und Theiß die Jazygen, und zwar in Städten angesiedelt, deren Namen und Gedächtniß uns Ptolemäus bewahrt hat. Hier schlugen die Krieger Attilas ihre Zelte auf und der Abgesandte des griechischen Kaisers fand den Hof des Hunnenkönigs am rechten Ufer der Theiß. Die Avaren und Ostgothen hatten diese Gegenden durch längere Zeit inne. Die magyarischen Einwanderer fanden daselbst das Volk Zaláns vor, das sie sich in einer entscheidenden Schlacht unterwarfen. Die scythischen Krieger vermischten sich mit den hier vorgefundenen Völkerschaften. Dann, noch unter den Königen aus dem Hause Árpáds, ließen sich Petschenegen und Kumanen in großer Zahl auf dem Landstrich nieder, den der Tatarenzug entvölkert hatte. Später fanden daselbst Griechen, Serben, Dalmatiner feste Wohnsitze. Nach dem Niedergang der Türkenzeit aber bevölkerte sich die von Einwohnern völlig entblößte Gegend sozusagen ganz neu mit Scharen, die, man kann wohl sagen, aus allen vier Weltgegenden dahinströmten.

Durch die Kriege, die um den Besitz des Landes geführt wurden, hat die Umgebung der Hauptstadt am meisten gelitten; ungefähr alle zweihundert Jahre einmal wurde ihre Bevölkerung gänzlich ausgerottet, aber eine neue siedelte sich an und diese Ansiedler blieben immer Magyaren, oder wurden zu Magyaren.

Diese Erfahrung machen wir auch bei Gelegenheit der letzten großen Besiedelung, obgleich diese durchgreifender war als die übrigen. In der Zeit nach der Türkenherrschaft war das ganze Zwischenland der Donau und Theiß eine wüste Einöde. Alte Städte waren verheert und in den noch vorhandenen irrten nur wenige Bewohner umher. Bei der Steuerconscription im Jahre 1690 betrug auf dem ganzen Gebiete des Comitats Pest-Pilis-Solt die Zahl der Anwesen $39^{1}/_{32}$. In jenem Theile des Comitats, der am rechten Ufer der Donau liegt (im gesammten alten Comitate Pilis) wurden, obgleich derselbe verhältnißmäßig mehr geschont worden war, nur die folgenden Ortschaften mit wenigen Einwohnern conscribirt: „die Stadt Ofen mit etlichen neuen Einwohnern; Zsámbék, wo etliche ungarische Soldaten sind; Vörösvár, wo der Postmeister wohnt nebst etlichen Einwohnern; Tököly, Becse, Bia, Tök, Páty, Altofen, Kaláz, Pomáz, Szent-Endre, Pócs-Megyer, Monostor, Tótfalu und Bogdán". Dagegen waren verlassen und standen unbewohnt: Török-Bálint, Torbágy, Budaörs, Szölös, Jenö, Hideg-Kut, Békás-Megyer, Üröm, Tinnye, Solymár u. s. w., u. s. w.

Die um diese Zeit erfolgte Neubesiedelung bedeutete beinahe eine Neuschaffung des Comitats. Ortschaften, die neben einander lagen, erhielten ihre Einwohner aus ganz verschiedenen Gegenden. Pilis und Alberti wurden mit Slovaken aus den Comitaten Nógrád und Sohl in bunter Mischung bevölkert; die Einwohner von Berczel kamen aus Hannover und unter ihnen ließen sich später Magyaren nieder, die aus Uri dahinkamen; Uj-Hartyán wurde durch den Fürsten Grassalkovich größtentheils mit Deutschen aus Schlesien besetzt; Némedi wurde von magyarischen Schafhirten, die aus Ráczkevi einwanderten, occupirt, ihre Nachkommen flüchteten später nach Gran, von wo sie aber wieder zurückkehrten; in Sári setzte sich eine Mischung von oberländischen Slovaken und Schlesiern fest. — So viele Gemarkungen, so vielerlei Volk; und dennoch fehlt es dem Gesammt-Charakter der Bevölkerung nicht an gemeinsamen Zügen. Zum Theil wird dies durch die Thatsache erklärt, daß es unter den neu besiedelten Gemeinden kaum eine gibt, wo nicht gleichzeitig mit den neuen Bewohnern auch die Nachkommen der alten magyarischen Bewohner eingewandert wären, oder die nicht auch Bewohner aus den nicht verwüsteten Gemeinden erhalten hätten. Die früheren Bewohner vergaßen, unter Fremden angesiedelt, nach und nach sogar ihre Muttersprache, wie dies bei vielen Dörfern nachweisbar ist, aber ihr Einfluß auf die Gestaltung des Volkscharakters ging nicht verloren. Dieser Einfluß wurde durch die äußeren Umstände verstärkt. Vor Allem wirkten Klima und Beschäftigung umgestaltend auf die aus verschiedenen Gegenden zusammengeströmten Bevölkerungen. In dieser Hinsicht hat das Klima Ungarns eine schier wunderbare Wirkung. Die große Hitze, die lange Trockenheit, Seltenheit des Regens und beständiger Wassermangel, der fast verschwindend kurze Frühling verändern zuerst die Gewohnheiten, dann die Sitten, schließlich sozusagen die ganze Empfindungswelt der von auswärts Eingewanderten. Ein Fremdling, der in der früheren Heimat seine Tage bei unausgesetzter, einförmiger Arbeit verbracht hat, kann hier die eine Hälfte des Jahres hindurch in einer Behaglichkeit leben, die alle seine Erwartungen übertrifft, während er freilich gerade in der heißesten Jahreszeit eine so nachhaltige Arbeitskraft entfalten muß, wie er sie früher gar nicht geahnt. An windstillen Sommertagen, wenn das in den Sand gesteckte Thermometer 61 Grad Celsius zeigt, muß er seine von den Vätern überkommene Kleidung ändern, eine leichte, luftige Tracht anlegen und die Stiefel ausziehen, da er es in diesen an der Sonne nicht lange aushalten würde. Die Theuerung des Baustoffes und die Seltenheit des Holzes zwingen ihn, im Freien zu wirthschaften und das Getreide in Fehmen zu legen, statt es in Scheunen einzuführen. Er muß treten lassen, anstatt zu dreschen, denn er muß rasch fertig werden, sonst kommen ihm die Herbstregen über den Hals und verderben die auf freiem Felde befindlichen Fehmen. Und dergestalt durch die Naturverhältnisse aus seiner Behausung ins Freie hinausgetrieben, ist er genöthigt, sich den Eigenthümlichkeiten der Natur anzupassen.

Und so kommt es, daß, während in den gebirgigeren Gegenden des Landes, näher an den Grenzen, die dort wohnenden Völker ihre ursprünglichen Eigenheiten behalten haben, auf der Pester Ebene, sowie überhaupt im Alföld, zwei oder drei Generationen hinreichen, um den Charakter der eingewanderten Völker zu verändern. Die Slovaken des Oberlandes sind charakteristische Beispiele dafür. Sie wohnen seit mehr als tausend Jahren in ihren Bergen und bewahren eine feststehende Eigenart. Wenn sie ins Alföld heruntergelangen, verändert sich ihr ganzes Wesen. Selbst dort, wo sie in größere Massen zusammengeschlossen, ihre Muttersprache behalten, ist die Umwandlung augenfällig. In dieser Hinsicht ist die Bevölkerung von Békés-Csaba sehr charakteristisch für das ganze Alföld. Diese Stadt wurde um die Mitte des vorigen Jahrhunderts mit Slovaken aus dem Sohler Comitat bevölkert, aber welch ungeheuerer Unterschied besteht zwischen dem Slovaken von Csaba und dem von Sohl. Die hoch aufgeschossene Gestalt haben die Enkel im Alföld noch geerbt, aber ihr Wuchs, ihre Gliedmaßen haben sich gerundet, die Wohlhabenderen setzen Fett an (was im Sohler Comitat nur ausnahmsweise vorkommt) und was die Hauptsache ist, selbst jene gewissen, charakteristisch dreieckigen Slovakengesichter haben sich abgerundet. Während der nach Amerika ausgewanderte Engländer einen längeren Hals bekommt, der nach einer oder zwei Generationen schon ganz lang ist, sehen wir im Alföld das Entgegengesetzte sich vollziehen, indem der lange dünne Hals des Slovaken daselbst kurz und dick wird.

Dazu kommt noch, daß in diesen Gegenden das Volk sich fast ausschließlich mit Landwirthschaft beschäftigt, was ihm gleichfalls seine Spuren aufdrückt. Zwar kommen da auch Gewerbetreibende vor, aber kein einziges Dorf, dessen Bevölkerung sich ausschließlich mit irgend einer Industrie beschäftigen würde, und die allgemeine Erfahrung lehrt, daß auch der Gewerbsmann zur Sommerszeit sein Handwerkszeug liegen läßt, um sich der Bearbeitung seines geringen Grundstückes zu widmen. Und wenn es ihm gelungen ist, ein Sümmchen zu ersparen, so verwendet er es nur in seltenen Fällen auf die Vergrößerung seines Geschäftes, vielmehr legt er es in Grund und Boden an und gibt schließlich sein Handwerk auf. Volkswirthschaftlich ist dies keine günstige Erfahrung, aber sie ist lehrreich zur Kenntniß des ungarischen Volkes.

Diese Einflüsse bedingen es, daß die Bevölkerung des Landes, ohne Rücksicht auf ihren verschiedenartigen Ursprung, einen gewissen feststehenden Charakter zeigt. Der Nachkomme des Dalmatiners führt die nämliche Lebensweise, wie sein Nachbar, dessen Vorfahren mit Árpád eingewandert sind. Und der kärglicher lebende steirische Bauer würde sich nicht wenig wundern, wenn er sähe, wie sich sein Vetter im Pester Comitat ein gar nettes Häuschen aus Erde baut, wie er sich zur Winterszeit in eine bunt mit Tulpen bestickte Suba kleidet und sich eine Lammfellmütze auf den Kopf setzt, und wie er sich das Beinkleid mit der nationalen Verschnürung schmücken läßt. Und doch hatten



Volkstracht in Kecskemét. (Tanyabewohner und Städter.)

vielleicht noch ihre Urgroßväter gemeinsame Eltern, und der hieher verschlagene Bruder spricht auch heutigentags deutsch, aber sein rundes Gesicht, sein Wuchs, seine Art zu arbeiten, ja in vielen Stücken selbst seine Denkart unterscheiden sich kaum etwas von denen des Kernmagyaren. Und nun erst, wenn dieser deutsche Vetter auf einer Puszta wohnt, wo die Umwandlung noch rascher vor sich geht! Gewiß würde sich der Ausländer wundern, wenn er erführe, daß die Pusztensöhne (über die er manche Schauermär gelesen) zum guten Theil deutschen und slovakischen Ursprunges sind; sie heißen Weber, Mayer, Weßelka, Szklenár u. s. f. und sind oft nur darum schwer zu erkennen, weil ihnen das Volk neue Namen, oft Spottnamen, gibt, wenn sie einmal einen Ruf haben.

Nur geringe Unterschiede erhalten sich im Äußern und die Aufmerksamkeit des Beobachters muß schon scharf auf das Einzelne eingehen — der Magyare besitzt diese Schärfe — um auf den ersten Blick zu erkennen, wer magyarischen und wer fremden Ursprungs ist. So hat der Rock des schwäbischen Bauers im Pester Comitat denselben Schnitt wie der des magyarischen, er ist aber niemals mit runden Metallknöpfen benäht und seine dunkelblaue Tuchweste weist viel weniger Verschnürung auf. Auch das gewöhnliche, mit Knöpfen benähte Wintergewand des Pusztenbewohners zieht er sich niemals an. Deßgleichen binden sich die Mädchen das Kopftuch anders und die Frauen tragen unter diesem Tuche eine Spitzenhaube. Um die Extreme einander gegenüberzustellen, führen wir im Bilde einerseits die Volkstracht von Kecskemét, anderseits die von Kalocsa vor. Heute ist das Volk von Kalocsa ebenso magyarisch wie das von Kecskemét, obwohl jenes von dalmatinischen, dieses von magyarischen Vätern abstammt; der Unterschied zwischen beiden wird sofort ersichtlich werden. Auch die Charaktere des magyarisirten Deutschen und des Magyaren sind einigermaßen verschieden. Jener ist ruhiger, ordnungsliebender, dabei redseliger und mittheilsamer. Und dies gilt auch von den in dieser Gegend ansäßig gewordenen Slovaken, mit ihrem bescheidenen, zurückhaltenden Wesen.

Im Allgemeinen kennzeichnet sich das Volk im Pester Comitate besonders durch nüchterne Klugheit, Fleiß, Sparsamkeit und ein conservatives Festhalten an den Überlieferungen, jedoch gepaart mit der Fähigkeit, aus jeder Änderung der Verhältnisse Nutzen zu ziehen. Im Ganzen ist es von beschaulicher Natur und schöpft seine Kenntnisse mehr aus der Erfahrung als aus Büchern. Es liebt die Bequemlichkeit, weiß aber die Dinge am rechten Ende zu fassen, wenn die Arbeit dringend ist oder seine Interessen es erheischen. Wenn der Mann im Accord arbeitet, leistet er Unglaubliches, er arbeitet z. B. in der Erntezeit 18 bis 20 Stunden mit Aufwand aller Kräfte selbst bei mörderischer Hitze, fast ohne sich etwas Schlaf zu gönnen; im Tagelohn freilich macht er sichs bequemer und stellt sich schwerfällig an, kaum daß er ein wenig den Stiel der Haue hebt, dessen Länge ihm sogar die Mühe erspart, dabei den Rücken zu beugen. Den ganzen Winter hindurch

aber beschränkt er sich meistens nur auf die allernothwendigsten Verrichtungen. Auch in dieser Hinsicht gibt es einige Verschiedenheit zwischen den Nationalitäten des Comitats. Der Thätigste ist der Deutsche, der Arbeitskräftigste der Magyar. Mit der Haue z. B. leistet der Deutsche mehr, mit der Sense hält es der Magyar länger aus. Der Slovake eignet sich besser für die langsame Arbeit von Tag zu Tag, ist er aber hier ansäßig und gut genährt, so ist er auch den Anstrengungen der Ernte recht gut gewachsen. Auch er hat sich acclimatisirt, wie jene Pflanzen, die hierzulande schon um die Mitte des Sommers ihre Lebensthätigkeit beschließen.

Die conservative Weltanschauung des Volkes wird sogar durch die Beschäftigung mit der Landwirthschaft bestärkt. Ein ackerbautreibendes Volk hängt überall an seinen uralten Überlieferungen. Schon daß es naturgemäß an einen bestimmten Ort gebunden ist, wirkt darauf hin, und noch mehr der Umstand, daß der Ackerbauer nicht so leichthin von einem Tag auf den andern leben kann, sondern schon heute säen muß, um in der Zukunft ernten zu können. Ja, diese Ernte! Sie lohnt ihm die Mühsal des ganzen Jahres, um ihr Gelingen rackert er sich und betet elf Monate hindurch; — wie sollte da seine Seele nicht jeder gewaltsamen Änderung, jedem Umsturz abhold sein!

Anderseits jedoch ist es schier zum Verwundern, wie rasch sich das Volk auf der Pester Ebene in die modernen Verhältnisse geschickt, wie leicht es die Vortheile des Eisenbahnwesens sich zuzuwenden gewußt hat. Der Verkehr von Kecskemét, Nagy-Körös, Czegléd ist schon oben berührt worden. Auf den Tanyas bei Félegyháza stehen vom Eintritt des Herbstes angefangen die Geflügelkammern geheizt und schon um Weihnachten beginnt die Versendung der Backhühner bis nach Warschau und St. Petersburg hinauf; Monor betreibt den Geflügelhandel nach Budapest, Üllö versieht die Hauptstadt mit schlagfähigen Kälbern, die es von weither zusammenkauft. Und alles dies geschieht nicht durch geschäftliche Unternehmer, Händler oder Agenten, sondern durch das Volk selbst, durch einfache Leute, die keinen anderen Unterricht genossen haben als den der Elementarschulen. Dies ist ein gewichtiger Beweis dafür, welcher Unternehmungssinn, welcher Handelsgeist im ungarischen Volke steckt, nur daß er so lange keine Gelegenheit hatte, sich zu entwickeln. Die Ehrlichkeit des Volkes trägt übrigens viel dazu bei, daß dieser Unternehmungsgeist zur Wohlhabenheit führt.

Die meisten Geschäfte werden mündlich abgemacht und es kann höchstens ein Irrthum vorkommen, ein Betrug nur als seltene Ausnahme. Schweinemäster schicken ihre Leute auf entlegene Märkte, um dort Einkäufe auf ihre Rechnung zu machen; Tausende werden ihnen anvertraut, eine Controle ist fast unmöglich, und doch geht in diesen Händen kein Groschen verloren. Leute, die kaum lesen können, kaufen zu Hunderten das Vieh zusammen und verrechnen es daheim aus dem Gedächtniß: diese paar jungen Ochsen haben wir so und

so theuer gekauft, diese Kuh um so und so viel. Kommt einmal ein Irrthum vor, so wird ein gemeinsamer Freund ersucht, Richter zu sein, und von seinem Urtheil an ein anderes zu appelliren, würde für unanständig gelten. In dieser Hinsicht von der Proceßsucht des ungarischen Volkes zu sprechen, wäre eitles Gerede.

Und der Unternehmungsgeist — der mehr in den Städten, als in den Dörfern entwickelt ist — befähigt die Leute in der Regel, stattliche Vermögen zu gründen. Im Lande zwischen Donau und Theiß finden wir eine Menge Bauern, deren jährliches Einkommen 10.000 Gulden übersteigt; es kommen sogar welche vor, deren Besitzthum einen Werth von nahe einer Million darstellt. Aber auch diese unterscheiden sich weder in Kleidung und Sitten, noch in Lebensweise und Ergötzungen vom einfachen Ackerbauer.

Das Volk dieser Gegend ist still und melancholisch von Gemüthsart. Unter gewöhnlichen Verhältnissen scheut es den Lärm, die laute Lustbarkeit. Zu Hause ist es wortkarg und beschränkt sich auf die nothwendigsten Mittheilungen. Nur in Gesellschaft, besonders beim Wein, löst sich seine Zunge. Bei Arbeiten, die keinen großen Kraftaufwand erfordern und bei denen Viele beisammen sind, z. B. beim Kukuruzschleißen, in den Ruhepausen beim Pflügen, beim Treten oder bei den feiertäglichen Zusammenkünften, gestattet man der Schelmerei freien Lauf. Witz folgt auf Witz und die Bemerkungen, die da gemacht werden, sind zuweilen erstaunlich treffend. In alledem tritt weniger Humor als Satire zu Tage. Und trotzdem führt dies nur ausnahmsweise zu Feindschaften, nur Schwachköpfe verstehen keinen Spaß. Die ungestörte Harmonie des Seelenlebens und das ernste Selbstgefühl sieht man diesem Volke auch äußerlich an. Man müßte lange suchen, um ein Volk von so regelmäßiger Gesichtsbildung und wohl proportionirtem Wuchse zu finden wie diese stramm daherschreitenden Bursche und offen und ruhig blickenden Mädchen.

Seine Friedhöfe wartet das Volk mit liebevoller Sorge. Zwischen den Gräbern pflanzt es Laubbäume. An manchen Orten, z. B. in Nagy-Körös, ist der Friedhof ein förmlicher Hain. Das protestantische Volk bezeichnet die Gräber mit eigenthümlich geformten, charakteristischen Holzdenkmälern. Statt des Kreuzes tragen diese oben einen Knopf oder Stern. Was dieser Schmuck zu bedeuten hat, wäre schwer zu bestimmen. Manchmal erinnert die Form an einen Kopf im Turban, so daß Viele dabei an einen Überrest aus der Türkenzeit gedacht haben. In anderen Fällen sieht man eine Art Blumenknospe, vielleicht als Symbol der Auferstehung. Am wahrscheinlichsten ist, daß sich in der Form dieser „stumpfen" Grabmäler der Protestantismus geltend macht, indem er auch hier, wie auf den Thurmspitzen, statt des Kreuzsymbols die Knopf- oder Sternform vorzieht. Auf den protestantischen Friedhöfen nimmt diese Denkmalform immer mehr überhand und die Form ist z. B. in Pilis genau so wie in Nagy-Körös, obgleich dort evangelisches Volk von slovakischer Abstammung wohnt, hier aber reformirtes Volk von urwüchsig magyarischem

Schlage. An den öffentlichen Angelegenheiten nimmt dieses Volk regen Antheil und widmet sich ihnen mit Ernst. Die Mitglieder eines ländlichen Gemeinderathes sitzen in ihren Versammlungen mit einer Feierlichkeit, als hätten sie die Geschicke der Welt zu entscheiden. Das Bewußtsein, daß das allgemeine Vertrauen sie zu einer Würde erhoben, welche ihnen die Macht gibt, ihrem Dorfe zu nützen oder zu schaden, prägt sich auf ihren Angesichtern aus. Ruhig, kühl sprechen sie zur Sache, selten gerathen sie in Hitze, vielmehr ist ihre Logik oft erstaunlich streng und folgerichtig. Und auch die Angelegenheiten des Landes finden bei diesen einfachen Dorfmenschen die sorgfältigste Beachtung.


Motiv aus dem Friedhofe von Nagy-Körös.

Und doch genießt dieses Volk erst seit vierzig Jahren die durch die Verfassung gewährleisteten Rechte. Vorher hatte es weder ein Recht, noch Gelegenheit, an der Entscheidung politischer Fragen theilzunehmen. Nur den Privilegirten stand solches zu. Das Volk hatte höchstens bei der Ordnung seiner Gemeindeangelegenheiten eine Stimme. Aber dieses Feld genügte ihm zur Erwerbung von Eigenschaften und zur Ausbildung eines nüchternen Verstandes, wie sie nicht bald wieder vorkommen. — Von einem Manne des öffentlichen Lebens fordert dieses Volk Uneigennützigkeit, tadellosen Charakter und Sittenstrenge, weil es selber in seinem Schoße viele solche Männer hat. Leichter verzeiht es übertriebene Strenge als Lauheit und Nachsicht. Die Bewohner von Ráczkeve z. B. beschuldigen im Jahre 1724 ihren Richter Gregor Csorta Takács, daß er zwar „seinem Richteramte löblich entsprochen, aber um die Fluchmäuler sich nicht viel gekümmert und sie nicht nach Verdienst gestraft habe, indem er die Barmherzigkeit über die Gerechtigkeit setzen wollen, da doch auch diese gewahrt sein wollte, ohne daß darum jene aufgegeben zu werden brauchte“.

Dem Fremdling gegenüber, so lange es ihn nicht genau kennt, ist dieses Volk behutsam, ja mißtrauisch. Für geräuschvolle Rede hat es kein Gehör, wohl aber beugt es

sich dem Gewicht von Gründen. Nicht leicht läßt es sich zur Begeisterung fortreißen und geht für klangvolle Worte nicht durch Feuer und Wasser; die schönste Rede läßt es meistens kühl, obwohl mitunter der einfachste Mann aus dem Volke selbst eine überraschende Rednergabe besitzt. Aber von Einem, dessen Uneigennützigkeit und Zuverlässigkeit es erprobt hat, nimmt es gerne guten Rath an, und wer sein Vertrauen besitzt, dem ist es unbedingt ergeben. Dies wäre denn nach seinen Hauptzügen der Charakter des Volkes auf der Pester Ebene, deren imposante Einfachheit ihre Wirkung auf Keinen verfehlen wird, mag es auch anderwärts schönere Gegenden und üppiger gedeihende Äcker geben und waldbedeckte Berge, liebliche Thäler und murmelnde Bäche, wie man sie hier nicht findet. Wenn irgendwo, so ist hier die Mischung verschiedener nationaler Elemente vom glücklichsten Erfolg gewesen. Die neue Generation steht schon im Begriff, vollständig in Eins zu verschmelzen; immer mehr verlieren sich die besonderen Züge und eine nahe Zukunft wird nur mehr vom Hörensagen wissen, daß diese stofflich und geistig gleich tüchtige Bevölkerung sich nicht aus den Zweigen eines und desselben Urstammes entwickelt und zu einer Race verdichtet hat.





Jazygien und Kumanien.

Die Jazygen und Kumanen wohnen so recht im Mittelpunkte Ungarns, einerseits von der Donau bis zum Hajducken-District, anderseits von der Hatvaner Gegend bis zur Gemarkung von Szegedin, in drei Hauptgebieten, die sowohl von einander getrennt als auch zum Theil selbst noch inselartig zerstückt sind. Es ist dies eine rein magyarische, ja man darf wohl sagen: die reinste magyarische Bevölkerung im Herzen des Magyarenthums, ein Bach, der sich noch in der Urzeit mit dem Strom der magyarischen Nation vereinigt, aber auch im Dahinströmen durch Jahrhunderte seine Individualität bewahrt hat; ihre Besonderheiten in Geschichte, Einrichtungen, Lebensweise, von ihr selbst „eigenthümliche kumanische Verhältnisse“ genannt, verschmolzen erst im vorigen Jahrhundert mit den magyarischen.

In der großen Flut der Völkerwanderung ist die letzte Welle die jazygo-kumanische, deren einzelne Verzweigungen: die Palóczen, Uzen

Kumanen, Jazygen, Petschenegen auf einander folgten, bis ihr letzter größter Schwarm am Ende des XIII. Jahrhunderts sich in Ungarn niederließ, als dieses schon längst ein gefesteter Staat war. Daß sie bei der Eroberung des Landes große Dienste geleistet, ist schon dadurch bewiesen, daß die kumanischen Anführer von Zemplén hinab bis zur Drau und von der Theiß hinüber bis nach Komorn große und reiche Gebiete angewiesen bekamen. Desto mehr Sorge brachten dem jungen Staate die später einwandernden Schwärme. Im offenen Kampfe war dieses Völkchen mit dem kahlgeschorenen Schädel oder auch struppigen Schopfknoten, jedenfalls aber wildem Bart, ein gefährlicher Feind, versöhnt ein unverläßlicher Bundesgenoß, gastfrei aufgenommen ein beschwerlicher und mitunter frecher Gast, vor dem der Hausherr Hab und Gut, Vieh und Weiber, zuletzt sogar seine Könige unausgesetzt bewachen mußte. Halb christlich, halb heidnisch, nur ans Zelt, nicht an Grund und Boden gebunden, im Sattel schmausend, im Sattel schlafend, zu blutigem Kampf, wenn es keinem Fremden galt, auch unter sich immerdar bereit, durch seine unbändige Art eine stete Gefahr für staatliche und gesellschaftliche Sitte, war es ein Gegenstand unaufhörlicher Furcht. Stets den Magyaren auf den Fersen, ihnen zur Seite oder Auge in Auge mit ihnen, verläßt es sie keinen Augenblick.

In der Geschichte der Könige aus dem Stamme Árpáds spielten die Kumanen eine bedeutende Rolle. Es ist eine Spur vorhanden, daß ihr zweiter Schwarm sich zur Zeit Stefans des Heiligen im heutigen Groß-Kumanien niederließ. König Ladislaus der Heilige führt gegen Ende des XI. Jahrhunderts schwere Kämpfe gegen ihre Häuptlinge Kapolcs und Ákos. Er besiegt sie und die Überwundenen — der Dichter Tompa hat dieses Bild anmuthig belebt — kommen heran, um Frieden zu flehen. Sie erbieten sich zur Buße an Gut und Blut, bedingen jedoch, daß der Sieger ihnen die Tracht der Väter — Kittel und Bart — nicht antaste, sonst „werde der Kumane noch eine Schlacht schlagen". Der König erläßt ihnen Blut- und Geldbuße, gestattet, daß „lang wachse des Kumanen Bart", und wünscht nur, daß sie ihre Zelte in feste Wohnhäuser verwandeln, zu welchem Zweck er sie in das heutige Jazygien verpflanzt; ihr Name „jász", was im Deutschen jetzt mit Jazygen, Jazygier übersetzt wird, stammt keineswegs von dem Stamme der Jazygen-Metanasten, sondern von ihrer Kriegswaffe, dem Bogen = ijj, daher ijász = Bogenschütze, was auch latinisirt Pharetrarii, Balistarii, Philistaei bedeutet. Jedenfalls ist die Thatsache auffallend, daß das heutige Jazygien schon vor der Einwanderung der Ungarn von einem gleichnamigen Reitervolke bewohnt war und die jazygische Benennung des Gebietes nach so vielen Wechselfällen sich erhalten hat, wie nicht minder, daß sich der Jazyge nie einen Kumanen, der Kumane nie einen Jazygen nennt, obwohl sie eine Jurisdiction bildeten.

Den Neffen des heiligen Königs, Stefan II., der im oberen Klein-Kumanien wieder einen neuen Schwarm unter dem Häuptling Tatár aufnimmt (darum, oder



Gegend von Jászberény.

vielleicht wegen seiner gemischten kumanisch-tatarischen Bevölkerung, hat das heutige Kun-Szent-Miklós einst Tatár-Szent-Miklós geheißen), sehen wir mit den Kumanen schon stark befreundet, so zwar, daß er nahe am Ende seiner kurzen Regierung, schon todkrank, als er vom großen Blutbad erfährt, das die Magyaren unter den Kumanen verübt haben, ein heiliges Gelöbniß thut, falls er gesund werde, dasselbe zu rächen und für jeden getödteten Kumanen zehn Magyaren zu opfern. Aber der Tod verhütete diesen Act. Hundert Jahre später kommt wieder ein neuer Schwarm hereingeströmt. Vierzigtausend Familien flüchten vor den Mongolen, die ihnen auf den Fersen folgen. Ihr König, Kuthen, findet sammt seiner Familie ein trauriges Ende, doch wird seine Tochter zur ungarischen Königin erhöht und seinem Volke eine Heimat gewährt im unteren Klein-Kumanien und im Maros-Köz. Am Hofe Ladislaus' IV. bietet der kumanische Einfluß dem magyarischen die Spitze und erstarkt beinahe zu einer verhängnißvollen Hegemonie. Kumanische Tracht in Gewand, Haar und Bart, kumanische Höflinge und Hofdamen werden bei Hofe beliebt; die Kumanen kämpfen um die obersten Ämter, bis zum Palatin hinauf, und alles das bietet der hohen Geistlichkeit und dem Hochadel endlosen Stoff zur Beschwerde. Und während sie solchergestalt ihre Hand nach den Zügeln der Regierung ausstrecken, geben sie anderseits der Entwicklung der europäischen Taktik eine neue Richtung, indem sie — noch immer im praktischen Besitz jener Kampfweise, durch welche die Magyaren in alter Zeit ihren Lorbeer errungen hatten, die aber unter dem dreihundertjährigen Einfluß der ritterlichen Institutionen des Westens und der geänderten Verhältnisse nachgerade schon außer Übung gerathen war — die Organisation der leichten Reiterei wieder beleben.

„Leichter Reiter, der kämpft im Galopp; auf fliegendem Rosse
Furchtbar, wenn mit dem Pfeil angreifend, doch lockt seine Flucht dich
In noch schlimmere Falle. . . . .“

So zeigte sich dies in der Schlacht an der Leitha, wo die fliehenden Kumanen den siegreichen Friedrich von Babenberg mit dem Pfeil erlegten, und noch klarer auf dem Marchfelde, wo 20.000 leichte kumanische Reiter, von Ladislaus IV. geführt, einen entscheidenden Antheil an der Begründung der Habsburg'schen Weltmacht nahmen. Dieser König hat es während seines ganzen kurzen Lebens bald als Freund, bald als Feind mit den Kumanen zu thun. Kein Wunder, in seinen Adern mischt sich magyarisches Blut mit dem kumanischen seiner Mutter. Zuletzt wirft sich der junge König vollends den Kumanen in die Arme; auf den kumanischen Puszten flattert er von Blume zu Blume — Köpcsek, Mandula, Edua sind Namen seiner Geliebten — und sein junges Leben erstickt endlich in diesen Liebschaften. Die Brüder Eduas hauen ihn nieder. Und nun ist es vorbei mit dem kumanischen Einfluß und mit der besonderen Geschichte der Kumanen.

Für dieses beinahe dreihundertjährige Verhältniß, welches Kumanen und Magyaren bald als Freunde Schulter an Schulter, bald als Feinde Auge in Auge stellt, ist es schwer eine Bezeichnung zu finden. Ihre Kämpfe haben den Charakter von auswärtigen und Bürgerkriegen zugleich, sie sind aus Vertheidigungs-, Rache- und Angriffskrieg gemischt, — und das Ende ist gewöhnlich, daß sie weiter beisammen bleiben. Die Kumanen hatten vor sich die fruchtbaren Ebenen der Moldau und Südrußlands, bei spärlicher Bevölkerung so geeignet für ein freies Nomadenleben, und dennoch konnten sie sich von den Magyaren so wenig trennen wie die Mistel von der Eiche. Zehnmal gezüchtigt und aus dem Lande gejagt, kehrten sie zehnmal wieder, von dem Instinct getrieben, daß „auf dieser weiten Welt für sie kein andrer Platz geblieben". Aber zurückgekehrt und wieder aufgenommen, erwiesen sie sich von neuem wild und unzähmbar, denn ihr Stammesinstinct vermochte sich weder mit ihrem nomadischen Leben, noch mit ihren patriarchalischen Einrichtungen dem staatlichen Organismus einzufügen. Sie wollten dies gar nicht, da sie, auf den Krongütern angesiedelt, keinen Herrn außer dem König anerkannten, zu dessen Banderium sie mit ihrer ganzen waffenfähigen Mannschaft gehörten, während der König seinerseits der unbotmäßigen Oligarchie gegenüber in den „an Treue unersättlichen" Kumanen — diese Bezeichnung war erst kürzlich wieder als Comitats-Spötterei allgemein zu hören — jederzeit ein schlagfertiges Kriegsheer stehen hatte. Das waren die militärisch organisirten königlichen Kumanen, cumani regales, zum Unterschied von den ländlichen Kumanen, cumani rurales. Eine Aristokratie gab es bei ihnen niemals und sie wollten gar keine; auch Festungen hatten sie nicht, und im ganzen kumanischen Gebiete findet sich keine einzige Spur von Festungswerken; ebensowenig wollten sie sich zu Comitaten gestalten, und da das Comitatssystem in innerem Zusammenhange stand mit dem Diöcesansystem, ist es selbstverständlich, daß sie, wie gegen die Hörigkeitslasten, auch gegen den geistlichen Zehent ankämpften. So stand denn auch ihr Christenthum lange Zeit auf sehr schwankender Grundlage und sie mögen mit dem kirchlichen Organismus nur in sehr loser Verbindung gestanden haben; die häufigen Klagen der hohen Geistlichkeit beweisen es und die Drohungen der Päpste, sowie auch das Symptom, daß es in ihrem ganzen Bereiche kaum eine Kirche gibt, deren Grundvesten bis ins XIV. Jahrhundert zurückreichen, und die hier und da sichtbaren Kapellenhügel höchstens als Denkmale jener Versuche anzusehen sind, welche der Staat unter Mitwirkung der Kirche denn doch zu ihrer Bekehrung und Regelung gemacht hat.

Schließlich war es der Staat, der eines solchen Kampfes müde ward, und er überließ der Zeit die Civilisirung dieses Stammes, der ein sehr nützlicher und guter Freund ist, wenn . . . „man ihm nicht an den Bart will". Von da an schien er beruhigt durch eine Privilegienurkunde, welche unter König Ladislaus IV. auch gesetzlich sanctionirt wurde.

Das Geschick des Königs mag auf ihn ebenfalls einen niederschlagenden Eindruck gemacht haben, kurz er blieb nun ruhig und setzte seine nomadische Lebensweise fort.

Im leichten Zelt, im Bretterhaus
Hält der Kumane wilden Schmaus.
Sein wandernd Dorf bald dort, bald hier
Er baut im Theiß-Maros-Revier.
Es wälzt sich seine Stadt geschwind,
Wie Meereswoge vor dem Wind.
Des Alföld weiter Ocean
Macht ihn zum ew'gen Wandersmann.
Familienhaupt das Stammhaupt ist;
Mann, Weib und Kind zu jeder Frist
Und Jung und Alt und Herr und Knecht
Führt Alles mit sich schlecht und recht,
Und bleibet oder zieht durch's Land
Je nach der Weide Futterstand;
So lang die Herde gerne weilt,
Das Volk auch nicht von dannen eilt. (Arany.)

Seine Stadt ist die „Herberge" (szállás), sein Dorf der „Sitz" (ülés), sein Haus das Zelt, seine Habe die Rinder- und Roßherde, sein Knecht das Reitpferd, das gesattelte oder „kumanisch-gesattelte"; jenem legt man den kumanischen Sattel (tergenye) auf und reitet auf ihm in den Kampf, dieses spannt man vor den Wagen oder reitet es auf dem bloßen Fell und es dient so zu kürzeren Ausflügen, und zwar nicht Männern allein. Weil aber nicht jedes Wagenpferd sich dem Sattel bequemen will und unter demselben leicht störrisch wird, nennt der kumanische Humor dermalen sowohl ein störrisches Pferd als auch ein brummiges Weib „kumanisch-gesattelt" (kunhátas). Seine Waffe ist der Pfeil, seine Burg der Wagen, sein Heer jeder Waffenfähige, seine Schildwache der Hund, den er sogar im Wappen führt, als Sinnbild der Wachsamkeit und Schnelligkeit. Keinen Drachen, kein Einhorn, keinen Vogel Greif; nichts als den Hund . . . .

„Einst war der Hund ein feurig Thier
Und nahm den Kampf auf mit dem Stier,
An Kraft ihm selten einer gleich,
An Wuchs kein einziger im Reich." (Arany.)

(Nirgends trifft man so gewaltige Schäferhunde, so „vogelfleischige" [magere], scheinbar elende, in der That aber kräftige, ausdauernde und rasche Pferde als noch jetzt bei den Kumanen.) Von seinem Feld, in dessen Mitte er haust, bestellt er nur so viel, als für den Haushalt genügen mag; den Rest bedecken seine Herden, mit denen er Handel treibt. Sein Wein heißt „boza" und ist aus Hirse gebraut. Uber die Gemalin des Palatins Nádasdy schreibt ihr Hausarzt noch 1554 scherzhaft: „Meine gnädige Frau, die Oberrichterin der Kumanen, befindet sich vielleicht vom „boza"-Trinken in so guter Gesundheit, daß sie gesunder scheint als Methusalem".

So lebt dieses Volk nun weitere drei oder vier Jahrhunderte fort, ohne einen anderen Herrn zu kennen als den König oder dessen Stellvertreter, den Palatin, der im Frieden sein Oberrichter, im Kriege sein „Oberkapitän" ist. Nach und nach schlägt es Wurzel im Boden, auf dem es früher nur umherzuflattern gepflegt; auch duldet es in der Türkenzeit

mannigfaches Elend, gleich den übrigen Bewohnern dieses Landes, und sogar noch um ein Elend mehr. Denn da es keinen Grundherrn und kein Comitat kennt, hat es auch keinen Beschützer; am wenigsten ist dies der König, dessen Höriger und Soldat es ist. Es ist sich selbst überlassen, besonders während der Türkenherrschaft. Am Beginn derselben



Fackelmesse in Jászberény.

plündert das Heer der krimischen Tataren, als rechter Flügel der zur Belagerung von Szigetvár hinanziehenden türkischen Armee, das Land zwischen Donau und Theiß gründlich aus, wobei das kumanische Gebiet zur Wüstenei wird und jede bürgerliche und militärische Ordnung aufhört. Da streckt denn ein Theil der Bevölkerung die Hand nach der verworrenen staatlichen Ordnung aus und versucht sich in einer Art von Organisation nach

keinem fertigen Muster, sondern nach der eigenen Einsicht und demokratischen Neigung. Hier und dort entsteht ein „Bauern-Comitat", gleichsam als letzte Bethätigung jenes Princips, kraft dessen der weiche Stoff einer urzeitlichen Gesellschaft sich zu politischen Prismen krystallisirt. Es wird Zusammenhang gesucht unter Aufrechterhaltung der Unabhängigkeit und Schutz, aber nicht um den Preis der persönlichen Freiheit. Einige Gemeinden des oberen Klein-Kumanien verbinden sich mit den Gemeinden des nahen Donau-Ufers in der Person ihrer Richter und versammeln sich von Zeit zu Zeit, um in diesem Bauern-Comitate, das keinen Vicegespan, keine Schreiber und keine Soldaten, nur Bauern hat, Verfügungen zu treffen und Urtheile zu schöpfen. Der lebendige Mund der Ältesten spricht Recht. Auch werden sie durch die Nachbarcomitate unterstützt, welche zugleich Versuche machen, sie in sich aufzunehmen. Mit welchem Erfolge, das ist dem Briefe des Stuhlrichters Vattay, etwa vom Jahre 1670, zu entnehmen: „Ihr gottlosen, halsstarrigen, comitatsfeindlichen, ungehorsamen, dem Türken gehorchenden Leute von Szabadszállás, Filepszállás und Kun-Szent-Miklós! Weit lieber wäre es mir, 25 raizischen Dörfern zu gebieten als euch, u. s. w. Daß doch unser Herrgott euch verdürbe! Datum u. s. w." Ein Seitenstück dazu bildet ein türkischer Brief vom Jahre 1663, in welchem „Achmed ben Mustafa, Kadi von Hatvan, der Menschen Ärmster, den christlichen Insassen von Jászberény gestattet, ihre unglückselige Marienkirche, die ihnen als Bethaus nach ihren thörichten Wahnlehren dient, von Grund aus zu renoviren." Ähnlich zart stilisirte Briefe werden beinahe in jeder jazygo-kumanischen Stadt aufbewahrt.

Diese Briefe beweisen, daß die armen Kumanen in ihrem absolut freien Zustande alle möglichen Kniffe anwenden mußten, um sich nach vier Seiten zugleich zu wehren. Witterten sie Gefahr, dann flog das ganze „szállás" (Quartier, Colonie) auf raschen Wägelchen, deren ungemein schmale Radfelgen sich in Sand und Morast leicht bewegten, um etliche Puszten weiter fort. War es dazu zu spät, so flüchteten sich nur die Richter, sonst hatten sie für das ganze Volk zu büßen. Vom kumanischen Gesichtspunkt also ist es gar nicht so widersinnig, wenn einst, bei Annäherung irgend eines Feindes, ein kumanischer Richter sich mit diesen Worten von seinen Mitbürgern verabschiedete: „Mitbürger! Ich gehe schon jetzt. Vertheidigt ihr die Stadt bis auf den letzten Blutstropfen!" Nach der Vertreibung der Türken stand dem ganzen Lande eine neue Organisation bevor, deren Anforderungen unter den damaligen Formen das an Volkszahl und Kraft geschwächte und politisch ja überhaupt unbedeutende Kumanien nicht widerstehen konnte. Es mußte sich eben in den feudalen Rahmen fügen. Es wurde an den deutschen Ritterorden verkauft, der es dann dem Pester Invalidenhause verpfändete; so beugte es den bisher so starren Hals unter ein Joch, welches freilich im Vergleich mit dem der Hörigen durchaus kein schweres war. Doch der Grundherr erlebte weder Freude an seinem ungeheuren Grundbesitz, noch hatte



Bestattung eines jazygischen Kapitäns in der ersten Hälfte des Jahrhunderts.

er Nutzen davon; dafür waren die Kumanen Manns genug. Ihr stilles oder lautes Murren, ihre häufige Bittstellerei und ihr mächtiger Beschützer, der Palatin, der ja auch selbst die Schmälerung seiner Rechte durch die neuen Zustände spürte, führten endlich zum erwarteten Resultate. Es wurde den Kumanen erlaubt, ihre Frohnlasten abzulösen, was sie auch, für Mensch und Grund zusammen, um den Preis von mehr als einer halben Million Gulden thaten; mit den neu erkauften Privilegien zugleich trat auch die militärische Dienstpflicht wieder in Kraft, derzufolge sie für den damaligen preußischen Feldzug sofort tausend Reiter zur Verfügung stellten. Dies geschah im Jahre 1745, unter der Regierung Maria Theresias, oder, wie der Kumanier zu sagen pflegt: „Ihrer Majestät, Maria Theresia“. Die Ablösungssumme wurde auf die 25 kumanischen Gemeinden im Verhältniß ihres Flächenraumes vertheilt; auf die größeren, wie Jászberény, Halas, Karczag, Kun-Szent-Miklós fielen 40.000 bis 65.000 Gulden. Die Gemeindebehörden aber veranlaßten oder zwangen die einzelnen Bewohner, die Theilsummen der Ablösung den Grundstücken entsprechend, die sie besaßen oder besitzen wollten, zu entrichten. Wo die Bevölkerung spärlich war, wurden auch Fremde gern aufgenommen. Aber obwohl Viele zur Bezahlung gezwungen werden mußten und man daher Leute, die sich zur Entrichtung bedeutenderer Ablösungssummen erboten, mit offenen Armen aufnahm, wurde dennoch auch dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wuchsen, und es war ein Maximum bestimmt, über das hinaus Niemand ablösen durfte. Auf diese Art blieb Jazygo-Kumanien in socialer Hinsicht, was es gewesen: reine Plebejer, so ungefähr im römischen Sinne, mit einigem patrizischen Element gemischt, das sich durch Senatorenwürde oder andere Gemeindeämter den „Wohlgeboren“- (nemzetes-) Titel erwarb und ihn auf seine Nachkommen vererbte. Was den Adel anbetrifft, war Jedermann adelig genug, aber ohne politisches Gewicht. Eine Aristokratie erzieht sich das Volk selbst, wie wir weiterhin sehen werden. Von Magnaten kennt es nur einen: den „Oberkapitän“, der nie aus seinem Blute stammt und über dem der wirkliche Oberkapitän, der Palatin steht. Und auch von Palatinen wird nur ein einziger leben, solange es Jazygo-Kumanen auf der Welt gibt: der Palatin Josef. Er war nicht nur Graf, Gespan, Oberkapitän der Jazygo-Kumanen, sondern ihr Oberpatriarch, dessen Andenken jeder Kumane, vom ersten Beamten bis zum letzten Rinderhirten auf der Puszta, mit bewunderungswürdiger Pietät bewahrt. Sein Geist drang fünfzig Jahre lang durch die Hauptkanäle der Centralverwaltung hinab in die städtischen Magistrate, in die allerletzten Verzweigungen der Verwaltung und des öffentlichen Lebens, bis zu den Pusztenrichtern hinab. Unter der liebevollen Sorgfalt seiner Amtswaltung konnte die Lage der Jazygo-Kumanen gar keine andere sein als eine friedliche, ruhige, glückliche. Und was wäre natürlicher, als daß das Volk die verehrte Gestalt gleichsam verallgemeinert hat?

Der Pusztenrichter verfügte im Namen des Palatins, der Feldhüter trieb im Namen des Palatins das verirrte Stück Vieh ein, und jedes öffentliche Bauwerk, von den stattlichen und fast überall im gleichen Stil gehaltenen Rathhäusern bis zur letzten Holzbrücke, hat „Palatin Josef gebaut".

Durch die Ablösung oder Redemtion war Kumanien endgiltig geordnet. Die Freiheit der Person und des Gebietes, die es Jahrhunderte lang eifersüchtig hütete und bald in



Kumanischer Mann.

offenem Kampfe, bald mittels kleiner Kniffe schützte, war gesichert. Zu jeder Gemeinde wurde ein Grundbuch (fundi liber) angelegt, in welches die Parzellen nach Redemtion und Flächeninhalt, sowie die Besitzwechsel eingetragen wurden. Ein politisches Gewicht aber als Körperschaft hatte es kaum, sogar sein altes Wappen war verloren gegangen. Es beschränkte sich lediglich auf die Ordnung der Angelegenheiten des „Dreier-Districts" auf Grund jener aus 21 Artikeln bestehenden „Regulation", welche Maria Theresia im Jahre 1751 erließ, und jener Statuten von bezeichneter Kürze, Genauigkeit und Klarheit, welche, 1799 durch den Palatin Josef bekräftigt, für Jazygo-Kumanien in privatrechtlichen Angelegenheiten bis 1851 entscheidende Rechtskraft besaßen und auch gegenwärtig als

maßgebend betrachtet werden. Es sandte nicht einmal Abgeordnete in den Reichstag wie die Comitate, obgleich sein Oberkapitän dort einen Sitz hatte, in ebenso stiller und unthätiger Eigenschaft wie die Abgesandten der königlichen Städte und der Abwesenden. Desto schöner aber entfaltete sich sein Districts- und Gemeindeleben. Jede Gemeinde, selbst die kleinste, war ein selbständiges Ortsmunicipium, mit so ausgedehnten Rechten, Maßregeln zu ergreifen, ihre Richter und Magistrate mit so umfassender administrativer und richterlicher Befugniß ausgestattet, wie sie in den Comitaten nur den Generalversammlungen und Oberbehörden zukamen. Seine Bürger sind frei und in ihren Rechten gleich. Ihre mit dieser Freiheit verbundene Kriegspflicht haben sie stets treu erfüllt, zuletzt im Türkenkrieg unter Kaiser Josef II. und in den französischen Feldzügen durch ihre „Insurgenten", von da an durch die Aufstellung des glänzenden Palatinal-Regiments. Das Regiment der Palatinal-Husaren, wie sie es nannten, im blauen Dolmány mit silberner Verschnürung, war stets eine Perle des königlichen Heeres. Es bestand aus jazygisch-kumanischen Burschen, und wenn rühmend gesagt wird, daß der Magyare den Kriegsdienst nicht scheut, so darf hinzugefügt werden: der Jazygo-Kumane scheut ihn am allerwenigsten.

Mit seiner Freiheit war auch die Abgabefreiheit verbunden. Außer einer geringen königlichen Steuer trug es keinerlei Lasten, Gemeindelasten schon gar nicht, denn jede Gemeinde konnte ihre Verwaltungskosten reichlich aus den Regalien und den Einkünften der Maierhöfe und Viehweiden bestreiten. Auch die Kosten der Districtsverwaltung konnten völlig gedeckt werden durch die beiden ungeheuren Puszten Páka und Mérges.

Dies ist die Geschichte der Ablösung der Jazygo-Kumanier, oder, wie sie es zur Vermeidung von Mißverständnissen in verständlicherem Latein zu nennen pflegen: ihrer „Redemtion". Ja, die Redemtion! Sie ist die Grundlage des Selbstgefühls des Jazygo-Kumanen; hinge es nur von ihm ab, so würde er vielleicht selbst die Zeitrechnung mit ihr beginnen. Auf alle Fälle hat er die hundertjährige Feier seiner Freiheit im Jahre 1845 unter allgemeinem Jubel, mit Glanz und Pracht begangen.

Eine Aristokratie war, wie schon erwähnt, nicht vorhanden. Den Mangel einer solchen ersetzte das Volk und ersetzt es noch heute auf anderem Wege. Vielleicht nirgends im Lande sind die Mittelschulen so dicht gesät wie in Jazygo-Kumanien — eine auf 10 Quadratmeilen und 30.000 Einwohner. Félegyháza, Halas, Karczag, Kisujszállás, Kun-Szent-Miklós, Jászberény und in früherer Zeit auch noch andere Städte besaßen sechsclassige Gymnasien, und obgleich scheinbar kein Volk der Welt eine gründlichere Verachtung als der Kumane für jeden Menschen hat, der nicht von seiner Hände Arbeit oder vom Ertrag seines Vermögens lebt, so gibt es doch unter diesen „wohlgeborenen Herren" genug solche, denen nur die Zunge gelöst zu werden braucht, um in der Sprache des Petronius

zu reden, und deren Rinderhirt sogar mitunter in lateinischer Sprache seine Eingabe an den Magistrat macht. Alle diese Leute haben ihre paar Lateinschulen absolvirt und dann, ohne sich um ihr sogenanntes geistiges Proletarierthum zu kümmern, die Hand an den Pflugsterz gelegt. Die Anderen gingen noch weiter, legten Maturitäts-, Ingenieurs- oder Rechtsprüfungen ab und kündigten erst später dem Justinian die Freundschaft, um zum Virgil zu greifen, aber nicht zum Schlachten- und Idyllensänger, sondern zum Dichter



Kumanisches Mädchen.

der Georgica. Aus solchen Elementen entstand in den jazygisch-kumanischen Ortschaften jene ausgebreitete und starke Classe, welche unter dem Namen „Intelligenz" die öffentlichen und socialen Angelegenheiten leitet, jene im Rathssaale drin, diese auf den Bänken draußen vor dem Stadthause, anderseits aber auch den Bedarf der Vaterstadt und selbst höherer Sphären an ernsteren geistigen Kräften deckt. Die Fälle sind nicht selten, daß der eine Bruder im Parlament oder auf dem Richterstuhl sitzt, während der andere auf dem Tretplatz seine Pferde umtreibt. Aber trotzdem ist der Stolz recht eigentlich bei diesem zu finden. „Gelt, Falber", sagt er trotzig zu seinem Pferde, „deßhalb gehen wir doch nicht zu ihm, um Brod zu bitten?" — und wenn er gut gelaunt ist, lindert er den Spott

ein wenig: „Gelt Mutter, einen solchen Heuschober wie ich kann Seine Gnaden doch nicht schichten?“

Wie groß aber auch die Geringschätzung des Kumaniers gegen den Kopfmenschen sein mag, hat sich doch die Preßburger Scene des „vitam et sanguinem“ bei ihm mehr als einmal erneuert — in anderer Form, zu anderem Zweck, aber mit der nämlichen Begeisterung. Als die frühere Ordnung der Administration aufhörte, wurden die Puszten Páka und Mérges, die ihr als Basis gedient hatten, durch die 25 Gemeinden unter sich vertheilt. Einer jeden fiel ein Gebiet im Werthe von 100.000 bis 300.000 Gulden zu, welches die „Redemten“ der Gemeinde wieder unter sich auftheilen konnten. Zu derselben Zeit aber beschäftigte sie lebhaft der nachgerade unhaltbar gewordene kümmerliche Zustand ihrer Mittelschulen und, wie von einem höheren Antrieb beseelt, gab der Kumane mit seltener Großherzigkeit seinen reichen Antheil her, um einen Schulfonds zu bilden. Die Gymnasien von Halas, Karczag, Kisujszallás, Kún-Szent-Miklós sind sämmtlich aus dem Ertrag dieser Puszten errichtet worden, zum bleibenden Andenken an die Opferfähigkeit des kumanischen Geistes.

Bei der Redemtion theilten sich die 25 Gemeinden in etwa 60 Puszten, deren einige an die 15 bis 20 Meilen von der Muttergemeinde entfernt liegen. So haben die Jazygen und Groß-Kumanen bedeutende Liegenschaften in Klein-Kumanien, ja selbst in der Nähe von Kecskemét und Szegedin. Diese Puszten waren noch zu Anfang des Jahrhunderts wirkliche Puszten, ausschließlich zur Viehzucht bestimmt, ihre einzigen Baulichkeiten die Schäferhütten und Csárdas, ihre einzigen Bewohner die Hirten; seitdem hat sie der Pflug durchfurcht, sie sind mit Tanyas bestreut, ja mit Gemeinden colonisirt und geben Zeugniß von dem Fleiß und der Arbeitskraft der endgiltig festgewurzelten Nachkommen der letzten Heimatsucher.

Denn der Jazygo-Kumane, besonders der Jazyge, ist ein fruchtbarer Stamm und wächst rasch dergestalt an, daß er Schwärme aussenden kann. In den ersten Jahren der Redemtion besetzten die Jazygen Félegyháza, bevölkerten sie das alte, aber entvölkerte Majsa, Dorozsma in Klein-Kumanien, Kún-Szent-Márton im groß-kumanischen Gebiet, und diese vier Städte haben jetzt nahe an 70.000 Einwohner; auch ihre anderen Puszten, Kerekegyháza und Lajos-Mizse bevölkerten sich rasch im letzten Vierteljahrhundert. Die Groß-Kumanen „besetzten“ die Bácska; die volkreichen Gemeinden Pacsér, Morovicza, Feketehegy sind nach Ursprung, Sprache, Tracht, Sitten und Gestalt der Bewohner noch jetzt echte Groß-Kumanen.

Obgleich Jazygo-Kumanien während der Documente und Denkmäler vernichtenden Türkenherrschaft um zahlreiche Puszten gekommen ist, die es während der vierzigjährigen Hörigkeit noch weiter vergaß und am Ende derselben, erfreut überhaupt etwas behalten zu haben, nicht zurückzufordern wagte, so hat es bei alledem immerhin noch ein sehr großes

Gebiet für sich zu retten gewußt. Es gibt da, besonders in Klein-Kumanien, Gemeinden, deren Flächenraum 400 bis 600 Quadrat-Kilometer beträgt, so daß auf jeden Bewohner, selbst auf den Säugling 6 bis 7 Joch Land entfallen. Da die Ablösungssumme des Gesammtgebietes nach Maßgabe der im Besitz Einzelner befindlichen oder von ihnen in Besitz zu nehmenden Äcker ausgeworfen wurde, — mit ungefähr fünf Gulden auf das Katastraljoch — so dienen bei den Jazygo-Kumanen auch jetzt die in dem ursprünglichen Ablösungsbetrag genannten Gulden als Maß der Äcker. „Eine Redemtion von hundert Gulden" bedeutet ungefähr 20 Katastraljoch Ackerland mit den dazu gehörigen „kleinen Feldern", Wiesen, Röhricht und Weideantheilen. Im Erbfalle fielen diese Immobilien dem directen Mannesstamme oder männlichen Seitenzweige zu, der aber verpflichtet war, die weibliche Linie durch eine nach dem ursprünglichen Ablösungsbetrag der Immobilien berechnete Quote zu entschädigen. Bei einer Redemtion von 100 Gulden z. B., welche heutzutage in manchen Gegenden 10.000 Gulden werth ist, entschädigte der einzige männliche Erbe die drei weiblichen Erben mit je 25 Gulden; das von den Eltern Erworbene jedoch, sowie bewegliches Gut und Capitalien wurden gleichmäßig getheilt. Daher trachteten die Eltern, nicht ihren Grundbesitz, sondern Viehstand und Capital zu mehren, ihre Töchter zu versorgen. Und in der That vergrößerte der Kumane seinen Grund und Boden nur, um seine Viehzucht zu steigern; er säte, wie seine Vorfahren, nicht mehr, als sein Hausbedarf erforderte. Alle anderweitigen Bedürfnisse bestritt dieses leichtlebigste Völkchen Ungarns mittelst seiner Viehzucht. Aber wie sehr es auch in die Welt hineinlebte, es verweichlichte sich nicht. Schon Otrokocsi, vor zweihundert Jahren, kennt es als die stärksten Arbeiter, besten Schnitter und auch jetzt gehört die Ausdauer bei schwerer Arbeit zu seinen größten Vorzügen.

Ein schönes, abgehärtetes Volk, besonders der Groß-Kumane und noch mehr der Jazyge. Der Groß-Kumane ist hochgewachsen, mit weißem, eirundem Gesicht, der Jazyge ist eine noch hochstämmigere und breitschulterigere Race, braun, mandeläugig, langhalsig, mit vielen auffallenden Schönheiten unter den Frauen, die noch gehoben werden durch die schmucke, zuweilen überreiche Tracht. Der Klein-Kumane ist mittelgroß, untersetzt, braun, an vielen Orten stark braun, zum Tatarischen neigend; sein kurzer Kopf ist rund, seine scharfen Augen sind schwarz, die dünne Nase neigt zur Krümmung, der Schnitt des Mundes ist schön, die Backenknochen stehen etwas hervor, das Kinn ist rundlich, der Hals stark und dick, der Stamm gedrungen, die Extremitäten muskulös, aber regelmäßig. In einer ganzen Stadt findet man kaum vereinzelt einen wirklich blonden Kopf. Der Groß-Kumane und der Jazyge sind ernsthaft, der letztere beinahe würdevoll; der Klein-Kumane ist lebhafter, für Humor empfänglicher, was leicht zu erklären theils durch seinen gemischten Ursprung, theils dadurch, daß er von den Dreien das leichteste Leben führt; freilich ist er auch der ärmste, aber er hat auch die zahlreichste

„Intelligenz“ in dem oben angegebenen Sinne. Den vielen ausgeruhten Gehirnen ist es leicht, einander zu schärfen.

Die Macht — wenn man so sagen darf — übten stets die Jazygen aus. In Jazygien war der Hauptort Jászberény; hierher zogen die Richter der fernen Ortsbehörden auf „Echowagen“ (mit Dächern versehenen Fuhrwerken) und mit Flaschenkellern zu den Districtsversammlungen. Da es unter den Mitgliedern der Versammlung keinen Classenunterschied gab, verflossen die Tage zu Jászberény in und außerhalb der Sitzungen stets in gemüthlicher Weise. Selten kam es zu offenem Kampfe, die muthwillige Neckerei aber war an der Tagesordnung und dazu verbanden sich zuweilen die beiden kumanischen Bezirke instinctiv gegen die jazygische Macht. „Das halte ich für ein jazygisches Wort!“ erscholl es aus dem Munde der beiden Kumanen, wenn der jazygische Redner irgend ein daheim gewachsenes Wort in seinen palóczenartigen Dialect mischte. (Dieser gemüthliche Wettstreit hat in einer Redensart Ausdruck gefunden: „Das soll mir der Jazyge nachmachen .... ohne Halstuch!“ pflegt der Kumane zu sagen, wenn er ein Bravourstück vollbracht hat.) Dieses plebejische Volk wußte sich zu unterhalten, ja auch Prunk zu treiben. Die Jagden in Halas, die Gastereien in Karczag, die Amts-Installationen in Jászberény sind Beispiele dafür. Als Palatin Stefan die drei Districte bereiste, waren längs des hundert Meilen langen Weges alle Rinder-, Roß- und Schafherden der Jazygo-Kumanen auf den Straßenrainen zusammengetrieben, und das waren keine „gemalten Herden“. Bei Gelegenheit der ersten Königsreise Seiner Majestät stellten die Districte ihre Reiter zu Hunderten bei, alle in blauen Umhängepelzen (Mentes) mit reicher Silberverzierung. In noch größerem Glanze erschien Jazygo-Kumanien im Jahre 1867 bei der Königskrönung. Sein Banderium, zweihundert Köpfe stark — die Jazygen in Fuchspelzen, die Kumanen in kornblauen Mentes — eröffneten den Zug auf gut zugerittenen feurigen Pferden, zu dreien geordnet. Der Oberkapitän Graf Gedeon Ráday ritt ihnen vorauf, das Hüfthorn Lehels an der Seite, den Pantherfellüberwurf um die Schultern. Das Fest ist vorbei, sein Bild aber hat der Stammeseifer in drei kurzen Zeilen, mit drei Pinselstrichen gleichsam, verewigt:

„Groß-Kumane mächtig,
Klein-Kumane prächtig,
Jazyge kann gehn.“

worauf der Jazyge zurückhieb:

„Groß-Kumane ein Knüppel,
Klein-Kumane ein Krüppel,
Jazyge ist stramm.“

Seit zehn Jahren hat Jazygo-Kumanien aufgehört ein politisches Gebiet zu sein. Klein-Kumanien, welches seiner geographischen Lage zufolge auch bis dahin dem Pester



Thürmer in Karczag.

Comitate einverleibt gewesen, wurde nun auch jurisdictionell demselben incorporirt. Die beiden anderen Theile (Jazygien und Groß-Kumanien) vereinigten sich mit dem einstigen Außer-Szolnok zu einer neuen Jurisdiction (Jász-Nagykun-Szolnok — dem jazygo-kumanischen Humor ein „Mußcomitat"), und so wurde der Dreier-District, der übrigens auch bis dahin nicht durch natürliche Grenzen, sondern durch die Bande der gemeinsamen Vergangenheit und gemeinsamen Institutionen zusammengehalten worden, zerstückelt. Übrigens war, so lange nicht diese neue Eintheilung vorgenommen wurde, der District Jazygo-Kumanien das sprachlich reinste magyarische Gebiet. Und eben darum darf es in Frage gestellt werden, ob der Kumane jemals eine eigene Sprache gehabt hat, was von einer Seite behauptet wird, die Kumanen aber einhellig leugnen. Denn wenn er eine gehabt hat, wie will man es erklären, daß ein so zahlreicher Volksstamm, der Jahrhunderte lang mit Ausschluß jedes fremden Elementes unter seinen Häuptlingen ein Wander- und Kriegerleben führte und schließlich angesiedelt in einer Gruppe beisammen lebte, auch seine Institutionen — rein formelle Dinge — bis ans Ende vertheidigte und zuletzt in deren Vertheidigung als schwächerer Theil dennoch Sieger blieb, gerade auf seine eigene Sprache verzichtet haben soll, so verzichtet, daß davon kein Wort, keine Redensart, keine syntaktische Eigenthümlichkeit erhalten blieb, während es eine fremde, wenn auch verwandte Sprache sich so habe aneignen können, daß gerade sein Sprachgebrauch in allen drei Zweigen sich zu fast typischem Range erhob. Und alles dies in Ungarn, wo so manches fremdsprachige Dörfchen, selbst in unabsehbares Magyarenthum eingekeilt, Jahrhunderte lang seine slavische oder deutsche Sprache sich erhalten kann! Wie immer es um die Sache gestanden, so viel ist sicher — und dies beweist sein uraltes Magyarenthum — daß, so wie jetzt, auch schon im Jahrhundert seiner Einwanderung seine Ortsnamen zahlreich die Wörter „szállás", „ülés", „szék", „egyháza" (Herberge, Sitz, Stuhl, Kirche) aufweisen, welche aber reine altmagyarische Wörter sind.

Die Aussprache in den drei Districten hat drei besondere Schattirungen, welche besonders in den Veränderungen des Lautes „e" auffallen. Der Jazyge liebt ein mittleres e (ė) und mittleres a (å), und desgleichen die jazygischen Schwärme in Klein-Kumanien. Der Groß-Kumane spitzt das ė stark zu, an manchen Orten bis zum i, er kommt übrigens der literarischen Aussprache nahe. Der Klein-Kumane liebt das ö. Der Jazyge zwischen Kecskemét, Halas und Szegedin, der Groß-Kumane in der tiefsten Bácska, haben im Laufe von anderthalbhundert Jahren keine Lautschattirung verloren, wie sollten sie ihre ganze Sprache eingebüßt haben?

Ihrer Religion nach sind die Jazygen römisch-katholisch, nicht nur auf ihrem eigenen Gebiete, sondern auch in ihren auf kumanischem Gebiet befindlichen Colonien, mit Ausnahme von Jász-Kisér, dessen Sprechweise sich groß-kumanisch anhört. Die Groß- und



Windmühlen bei Félegyháza.

Klein-Kumanen sind, mit Ausnahme der jazygischen Colonien, reformirt, und zwar sind die Gemeinden — um uns die Antwort eines ihrer Richter auf die Frage des Erzbischofs von Erlau anzueignen („Gibt es hier Römisch-Katholische?“ „Nein gnädiger Herr, wir sind Gott sei Dank ganz rein!“) — ganz rein, das heißt entweder rein römisch-katholisch oder rein reformirt, und auch wo sich eine gewisse Mischung zeigt, ist der eine Theil gewöhnlich eine an Zahl und Besitz verschwindend unbedeutende Minorität. Die Jazygen sind ein sehr glaubenseifriges Volk und haben Sinn dafür, ihren Eifer bei den verschiedenen kirchlichen Ceremonien mit gebührendem Pomp zu bekunden. Die Rosenmädchen der Prozessionen, der Glanz der Fackelmessen, bei denen man die jazygischen Väter mit der Andacht und in der Tracht ihrer Vorfahren aus dem vorigen Jahrhundert (blauer Fuchspelz mit Silberknöpfen, ungarische Hosen und Stiefel) prunken sieht, sind angenehme Überraschungen für das Auge. Für ihre Geistlichen hegen sie eine unbegrenzte Ehrfurcht. Der calvinistische Kumane hängt nicht weniger an den einfachen Formen seiner Religion, da ihm aber diese keinerlei Pomp gestattet, eindringlichen Gesang und die ungewöhnliche Größe der Kirchen ausgenommen, so sieht er den Luxus in der Anzahl seiner Priester. Ihm ist „ein Pfaff' in einer Kirche“ nicht genug, sondern er hält sich zwei, mit gleichem Rang und Wirkungskreis. Dieses System beginnt bei den Groß-Kumanen und blüht auch in den volkreichen Kirchen jenseits der Theiß.

Die Jazygo-Kumanen wohnen mit 220.000 Seelen auf einem Flächenraum von 4.700 Quadratkilometer in 25 Gemeinden. Von den letzteren liegen 11 auf jazygischem, 6 auf groß-kumanischem und 8 auf klein-kumanischem Gebiet. Ursprünglich so scheint es — und auch in der Geschichte finden sich Spuren davon — zerfiel jeder Stamm in sieben Zweige und hatte auch sieben „Herbergen“ (szállás) oder „Sitze“ (ülés); wo diese Zahl sich vermehrt hat, handelt es sich um nichts Anderes als um den ausgeschwärmten Theil einer Gemeinde, und wo sie geringer ist, folgt dies aus der Verschmelzung zweier Schwärme. Das kleinste Gebiet ist das der Jazygen, aber dennoch das meist bevölkerte und reichste; Groß-Kumanien ist etwas größer und gleich wohlhabend, aber verhältnismäßig weniger bevölkert. Am größten — größer als beide zusammen — aber an Bevölkerung und Ertragskraft am ärmsten ist Klein-Kumanien. Die Berge kennt der Jazygo-Kumane nur von ferne, der Jazyge die Mátra, der Kumane das Gebirge von Tokaj, das er bei klarer Luft sieht; der Klein-Kumane sieht meistens nichts dergleichen. Statt des Gebirges haben sie den Sand, obwohl auch den nicht überall, besonders in Groß-Kumanien, wo der Sand gerade so für Geld gekauft wird wie der Kalk, was nicht ausschließt, daß es nirgends so rein gehaltene Häuser gibt als in Groß-Kumanien.

Die schönste Lage haben die dem Fuße der Mátra vorgelagerten, mit Sand gemischten oder reinen schwarzen Lehmboden zeigenden ertragskräftigen jazygischen Felder. Noch

fruchtbarer ist die überraschende Ebene der Groß-Kumanen jenseits der Theiß, mit ihrer stellenweise klaftertiefen schwarzen Dammerde, welche da und dort mit sodahaltigen Niederungen abwechselt. Klein-Kumanien, welches zwischen Donau und Theiß von der Spitze der Csepel-Insel bis nach Szegedin hinabläuft, ist viel abwechslungsreicher und zugleich auch unfruchtbarer. Sein weizentragender, sodahaltiger, schwarzer Lehm ist von sandigen Hügelketten (mit Espenwald oder kahl), heureichen Niederungen, Natronteichen und ausgedehntem Röhricht unterbrochen. Allein was an Güte fehlt, wird einerseits durch die Menge ersetzt, anderseits durch die Arbeitskraft und zähe Ausdauer der betriebsamen Kumanen. Nirgends sieht man so viel hagere Leute als in Klein-Kumanien! Was die Volksmeinung dem natronhaltigen Wasser zuschreibt, mag zum großen Theil von der schweren und anhaltenden Arbeit herrühren.

Der einzige Fluß des Landstrichs ist die jazygische Zagyva, und auch diese ist nur dann ein Fluß, wenn sie von oben durch einen tüchtigen Platzregen unterstützt wird. Statt der Flüsse gibt es „Adern" (ér), z. B. den Hortobágy in Groß-Kumanien, den Kigyós und Bak-ér im klein-kumanischen Lande; ferner ausgedehnte aber seichte Seen, Senken, welche sich im Frühjahr füllen, um später wieder auszutrocknen oder zusammenzuschrumpfen. Das Wasser wird seinem Bett oft untreu, nicht aber der Wasservogel, der mit hundert Arten und zu Hunderttausenden noch lange nachher über diesen Seen „weint, klappert und schnattert".

Die Gemeinden sind große und starke Bienenkörbe, von denen ein Drittel über 5.000, ein Drittel über 10.000 Einwohner hat. Sie sind möglichst nahe dem Wasser, auf dem erhöhtesten und zugleich stiefmütterlichsten Theile der Gemarkung erbaut und stimmen im Charakter mit den weiterhin zu erwähnenden großen Alföld-Städten. In Ordnung gehaltene, reine, gleichmäßig gebaute Häuser, mit luftigen Hausgängen; breite, gerade, lange Hauptstraßen und regellose Nebengassen mit bretternen Gehsteigen; mächtige Kirchen mit schlanken Thürmen, deren kupferne Helme weit ins Land schauen, und da sie zugleich Wachthürme sind, eiserne Umgänge haben, auf denen der Thürmer unablässig die Runde macht und jede Viertelstunde durch ein scharfes Hornsignal markirt; Pfarreien mit 10.000 bis 20.000 Seelen; stockhohe Rathhäuser („Stadthäuser"), stattliche Herren-Casinos, Sparkassen mit lebhaftem Umsatz — etwa 15 auf den drei Gebieten — auf solider Capitalsgrundlage, redlich und einsichtsvoll geleitet; Kinderbewahranstalten, Töchter-Pensionate, zahlreiche Schulen, hin und wieder eine Dampfmühle; schließlich die Eisenbahnstation, deren sich nur zwei oder drei Gemeinden nicht rühmen können; außerhalb der Stadt ein Ring von Windmühlen, die nahen Futter- und „Muszáj-" (Muß-) Gärten, die „Bánom-" („Reue-") Weingärten (es hat den gereut, der sie angebaut), weiterhin das sandige Reich der Weinberge (szölö-högyek gesprochen statt szölö-hegyek, etwa als sagte

man Weingebürge statt Weingebirge), denn auch solche besitzt jede Gemeinde, selbst in Groß-Kumanien, auf dessen fahlem „Schiller“ oft kein Segen ruht. In der Ferne endlich reihen sich unabsehbar die Tafeln der Äcker an einander und die Tanyas, deren Kreis ringsum den Horizont begleitet. Dies ist die innere und äußere Perspective der jazygo-kumanischen Ortschaften.

Wenn wir nun den Kumanen fragen würden, bis wohin sich ursprünglich der kumanische Boden erstreckt habe, so wüßte er außer den obenerwähnten sechzig Puszten im Klageton noch andere sechzig herzuzählen, die einst allesammt ihnen gehört hätten, und wüßte etliche Barone und Grafen zu nennen, durch deren Ränke oder Gewaltthätigkeit, oder etliche Richter und Kapitäne, durch deren Ungeschicklichkeit alle die schönen Puszten verloren gegangen. Ebenso würde er für seinen District eine Anzahl großer Städte an beiden Ufern der Theiß in Anspruch nehmen, welche einst kumanisch gewesen seien. Nach seiner Versicherung war Kecskemét selbst das Herz von Kumanien; zum Beweis dafür dienen seine centrale Lage zwischen den drei Districten, seine häufigen Berührungen mit den Klein-Kumanen, die identische Tracht, Sitte, Redeweise, denn das ö statt des mittleren e prickelt am bezeichnendsten auf der Zunge Kecskeméts. Desgleichen reclamirt man — theils wegen des ö Lautes, theils auf Grund der historischen Denkmäler — anderseits Hódmezö-Vásárhely mit 50.000 Einwohnern und 700 Quadratkilometer Gebiet längs der Theiß, gegen deren Fluten es sich durch schier egyptisch anzusehende Mauern geschützt hat; schade, daß es der Sage nach einen Grundherrn anerkannt und sich freiwillig seines kumanischen Namens begeben hat. Das mit dem Namen Árpád gleichaltrige Tisza-Földvár, das durch die Feldzüge 1849 denkwürdige Czibakháza an einer der hundert Windungen der Theiß, das durch seine Pferderennen berühmte Török-Szent-Miklós liegen gleichsam im Schoße Groß-Kumaniens, deßgleichen Mezö-Tur, reich an Einwohnern, Wohlstand und öffentlichen Unterrichtsanstalten. Mit Neid blickt diese Stadt auf Szentes und Hódmezö-Vásárhely, weil diese es mit einem würdigen Gegner zu thun haben, wenn die Theiß „zu klein“ ist, das heißt zu klein für ihr Übermaß von Wasser, während sie selbst mit dem wasserlosen Berettyó Frühjahr um Frühjahr den alten Kampf bestehen muß. Nicht nur ihrer natürlichen Lage, sondern auch ihrer Organisation nach ist sie eine eigenthümliche Stadt. Sie war das Eigenthum zweier Grundherren; die Familie Kállay besaß die eine Hälfte seit der Zeit des Königs Matthias, die gräfliche Familie Erdödy und das Ärar besaßen die andere Hälfte zu zwei gleichen, scharf geschiedenen Theilen. Die eine Hälfte (die obere Wirthschaft) hat mit ihrem Grundherrn schon längst abgerechnet, während die andere erst in neuerer Zeit zum endgiltigen Ausgleich und in den ungetheilten Besitz ihrer Ländereien gelangt ist. Und trotz dieser beiden verschiedenen Interessen und vermögensrechtlichen Zustände verwaltete die Bevölkerung, einig in ihren

localen kirchlichen, politischen und socialen Institutionen, ihre gemeinsamen Angelegenheiten mit so einhelligem Willen, daß in ihrem Schoße niemals Grund zur Klage oder Eifersucht auftauchte. Auf diesem glücklichen Dualismus beruhen die zahlreichen und blühenden Unterrichtsanstalten der Stadt, darunter als ihre Krone das sechsclassige Gymnasium.

Wie man sieht, könnten die Kumanen kraft ihres uralten Rechtes ihre Grenzen beträchtlich ausdehnen; da aber dieses Recht keine Giltigkeit hat, berühmen sie sich dessen nur, wie der arme Mann seiner reichen Verwandtschaft, und zugleich halten sie evident, was nicht nur sie selber, sondern auch Andere als ihr Eigen anerkennen.



Der Salzsee (Sós-tó) bei Halas.

In Jazygien ist Jászberény hervorragend nicht nur als Hauptort Jazygiens, sondern auch als „Mutter“ des Dreier-Districtes. Es ist die reichste und bestbevölkerte unter den fünfundzwanzig Städten. Bis auf den großen Hunnenkönig führt es seine geschichtliche Vergangenheit zurück, dessen Wohnsitz an der Stelle der alterthümlichen Kirche und des Klosters der Franciscaner — früher der Pauliner —, dessen Grabstätte im Bett der durch die Stadt fließenden Zagyva gewesen sein soll. Seine hochgewachsenen Bewohner wandeln stramm im Schatten der Hauptkirche, die im vorigen Jahrhundert gebaut und mit einem mächtigen Thurm prangend schon mehrmals dem Erdbeben widerstanden hat. Die stattlich aufgebaute katholische Mädchenschule und das mit der Leitung derselben betraute Nonnenkloster erhalten das rühmliche Andenken des Erlauer Erzbischofs Béla Bartakovics. Auf dem Hauptplatze wird das groß angelegte Gebäude des Obergymnasiums

errichtet, in der Nähe des ansehnlichen Stadthauses und des einstigen Districtualgebäudes, welches durch das Justizministerium als Kreisgefängniß eingerichtet wurde. Dadurch hat das berühmte Gefängniß von Jászberény, einst der Schrecken der „armen Bursche“, aber zugleich ein Muster humaner Reinlichkeit, eine bedeutende Vergrößerung erfahren. Das Wasser der Zagyva läuft durch die Stadt und bildet einige Inseln, welche zum Volksgarten umgestaltet sind; es muß gesund sein und besser als sein Ruf, denn die ganze Stadt trinkt es, und doch sehen die Leute so gut aus, daß es ihnen schwerlich schadet. Die Sage hält Jászberény für eine Stadt Attilas, und auch der Jazyge glaubt dies, der übrigens außer dieser Sage gerade in Jászberény noch eine andere werthvolle Reliquie bewahrt, das Horn Lehels, ein reichgeschnitztes elfenbeinernes Kunstwerk, wahrscheinlich von byzantinischem Ursprung. An seinem unteren Ende zeigt es eine Scharte, welche entstanden sein soll, als der berühmte Feldherr der Sage nach damit den Kaiser Konrad erschlug. Dieses Horn figurirte bis in die neueste Zeit als Kleinod und Abzeichen der Kapitäne von Jazygo-Kumanien; bei Festlichkeiten hing es an ihrer Seite, bei ihrer Bestattung an ihrem Sarge, ja es besaß sogar eine mystische Kraft, denn wer daraus Zagyva-Wasser trank, wurde davon sofort zum Jazygen. Um Jászberény her, auf einem Gebiet von 1.000 Quadratkilometer, stehen die anderen zehn Gemeinden. Da sind vor Allem Apáti und Árokszállás, Städte von gleichem Gebiet, gleicher Fruchtbarkeit und Volkszahl, mehr als 10.000 Seelen jede; die erstere bewahrt das Bildniß eines Getreuen des Königs Matthias, des Gespans Thar, der, aus einem Paulinermönch zum Kapitän der Kumanen geworden, auch seinem kriegerischen Amte mit seltener Religiosität vorstand; das Gebiet der letzteren ist vom Csörszgraben durchschnitten, der einen sagenhaften Ursprung hat. Dann kommen Kis-Ér und Ladány mit 5.000 bis 10.000 Einwohnern, ferner Fényszaru, die beiden Szent-György, Fegyvernek, Dózsa, Jákóhalma — lauter Ortschaften mit schwarzem Boden, von Jahr zu Jahr reicher, schöner, auch Stammsitze weiblicher Schönheit.

In Groß-Kumanien gibt es keine hervorragende Stadt, da eine der anderen nicht gestattet, hervorzuragen. Alle sechs wetteifern miteinander, so wie ihre Kirchen an Größe wetteifern und ihre prächtig geformten Thürme an Höhe und überdies noch die eine in diesem, die andere in jenem Punkte. Sie verdienen es, namentlich angeführt zu werden. Kun-Szent-Márton gedeiht durch jazygische Sparsamkeit, Madaras durch kumanische Zähigkeit, Turkeve steigert die Fruchtbarkeit seines ausgedehnten Gebiets durch kluge Wirthschaft. Zweiunddreißig Dampfmaschinen befördern seinen Getreidereichthum in die Scheuern und es hat sich, damit nichts von der massenhaften Frucht unverwerthet bleibe, eine Flügelbahn nach Mezö-Tur gebaut, und damit der Geldertrag des Getreides nicht unnütz in der Lade liege — obgleich zwei Sparkassen vorhanden sind — legt es denselben

doch lieber in Vieh an. Ohne „Leute von Keve" gibt es weit und breit keinen Markt in Ungarn. Die herrliche zweithürmige Kirche von Kunhegyes spricht auch schweigend beredt genug für sich. Kisujszállás und Karczag scheinen aber trotzdem ihren Schwestern an Volkszahl und Größe des Gebietes den Rang abzulaufen und außer ihnen auch noch vielen, vielen größeren Städten Ungarns durch die großen Opfer, die sie ihren öffentlichen Bildungsanstalten, darunter der Entwicklung ihrer Gymnasien, gebracht haben.

Und nun zum armen Klein-Kumanien und seinem berittenen Volke, denn mehr als das klein-kumanische Volk reitet keines. Wir aber brauchen deßhalb kein Pferd zu besteigen, um den ausgedehntesten Pusztenbezirk des Landes — wie einstmals seine „armen Bursche" und Rinderhirten — zu durchjagen. Weit schneller eilt mit uns das Dampfroß dahin, in einem Tage umfahren wir das Ganze und können einen Blick werfen in seine Ortschaften, deren Namen am liebsten mit „szállás" (Quartier) und „egyház" (Kirche) enden. Unterhalb Kecskeméts streckt sich weithin Félegyháza aus, eine der reichsten Städte des Landes; dann kommen, schön bevölkert, Majsa und Dorozsma in der Nähe von Szegedin; alle drei sind jazygische Schwärme. Eine kurze Eisenbahnsehne bringt uns im Flug zur Budapest-Semliner Linie und dort in die nördliche Richtung zurücklenkend, finden wir Halas mitten in seinem 600 Quadratkilometer großen Gebiete, im Besitze vieler Puszten. Ein Glück, daß wir es mit der Eisenbahn erreichen können, sonst müßten wir uns — wie in das Schlaraffenland durch Berge von Zuckerbrei — dahin durch Sandgebirge durchkämpfen. Die Sandwellen sind jetzt schon größtentheils aufgeforstet und ihnen zu Füßen liegen von Wasseradern durchzogene Wiesen, eine Fülle ertragsreicher Äcker, und drin in der Mitte der Pusztenwelt birgt sich eine schöne Oase, über deren schattige Baumkronen nur zwei große Thürme emporragen und den Ort bezeichnen, wo Halas, das „mächtige Halas" des Sprichworts, liegt. In seinen sandigen Gassen, welche mit schönen öffentlichen Gebäuden und noch schöneren Privathäusern besetzt sind, tummelt sich elastischen Schrittes eine ans Pusztenleben gewöhnte Bevölkerung von mittlerem Wuchse, aber stählernen Nerven, gesundem Antlitz, kreisrund geschnittenem Haar und kurzer Gewandung. Sein stark besuchtes Obergymnasium nimmt außer den Einheimischen, die sich besonders gern der kirchlichen Laufbahn widmen, die Söhne der Bácska und Baranya in sich auf, und zwar so zahlreich, daß das ohnehin alte und enge Gebäude sie kaum zu fassen vermag.

Ein großer, rohrbewachsener See umgibt im Halbkreise die Stadt; in der Mitte des Sees liegt eine Insel, zu alter Zeit ein Zufluchtsort, jetzt eine Ziegelei, welche reiche Erträgnisse in Aussicht stellt; der See wimmelt von jenen löffelkopfgroßen Karauschen, die kaum größer sind als das Siegel der Stadt sie zeigt, aber vortrefflich schmecken. Hinter dem See erstreckt sich ein 3.000 Joch großes, einst wildes Sandgebiet, jetzt civilisirt durch

fruchtbare Obstbäume von edler Art und durch Weinlauben, gleichsam Sinnbilder der alten Stadt und ihrer aufblühenden Zukunft. Was die Reben und Obstbäume nicht erobern konnten, ist mit einer Art Gänsedistel bedeckt, deren Wurzel eine der frühesten und schmackhaftesten Salatgattungen, den „Kranichfuß“ (chondrilla) liefert. Außerhalb der Weingärten folgt wieder Sand auf Sand und noch weiterhin Fehértó, die fruchtbarste Puszta von Halas, mit ihrem ausgedehnten See und noch ausgedehnterem schönen Walde, den Schauplätzen so manches heiteren Jagdabenteuers und Maifestes. Gegen Norden blinkt in der Nähe der Stadt ein anderer See, der Sós-tó (salziger See), an dessen Gestade in einem anmuthigen Hain sich das Sóstó-Bad birgt. In der Umgebung der Stadt fallen noch einige Kirchen- und Schlachtfeldhügel aus der Zeit der Hunyaden und der Kurutzen auf; anderweitige Denkmäler gibt es nicht, doch decken die Pflugschar und die Schäferbrunnen zahlreiche werthvolle Alterthümer auf, welche zuerst der Schlossermeister Georg Révész zu sammeln begann. Seine Sammlung, durch andere Funde verdreifacht, wird in der Antiquitätensammlung des Gymnasiums bewahrt. Erwähnenswerth sind noch die Bibliothek des Gymnasiums und die Aron Szilády'sche Privatbibliothek, beide im Besitz vieler und werthvoller Turcica und Hungarica. Die Kirche der Reformirten ist ein Bau aus dem vorigen Jahrhundert, eine der schönsten Schöpfungen des calvinistischen Kirchenbaustils in Ungarn, sehr eindrucksvoll durch einfache Größe und solide Schönheit. Halas hat, in der Tiefe seiner Puszta verborgen und bis zum Anfang dieses Jahrzehnts vor jeder fremden Berührung geschützt, seine kumanische Individualität am besten bewahrt und sich von allen äußeren Einflüssen ungestört entwickelt, und was es auf diese Art geworden, das gereicht dem kumanischen Stamme nicht zur Unehre. Doch wir nehmen Abschied von der Gegend des guten Weines, des schönen Obstes, der schmackhaften Fische, des „Kranichfuß“-Salats, des fetten Käses und zahlreicher Schafherden, Abschied vom Seespiegel ihres Bades, in dem sich die Pappeln so kokett betrachten; unser Dampfwagen braust weiter, hinein in die Welt von Sandhügeln, die er noch anderthalb Stunden lang durchschneidet. Am Grenzrain von Orgovány, unter den Eschen des Páhi-Waldes, danken wir der Locomotive für ihre Mühe, denn es bietet sich uns ein angenehmerer Führer. Wir sind in Petöfis Heimat — so mag uns denn jetzt Petöfis Vogel, der Storch führen. Vom ersten besten Schornstein erhebt sich der ernsthafte Vogel gern auf einen Augenblick, um mit uns einen Rundflug durch die Luft zu thun, von wo wir mit einem Blick das schöne Klein-Kumanien übersehen können, die Wiege des Dichters oder seiner Seele.

Dort Fülöpszállás und Szabadszállás, die im schwarzen Wasser der Rohrteiche ihre weißen Füße baden und im Sonnenschein ihr laubenbekränztes Goldhaar trocknen; dort Laczháza, das in seinem Namen den Namen König Ladislaus des Kumanen bewahrt, dem die Liebe zum Verhängniß geworden.

Dort genießen die Kühle unter Alföld-Cypressen (Tamarix) und zwischen Natronseen die anekdotenlustigen alten Herren von Kun-Szent-Miklós und seine berittenen Bursche, tanz- und schlittschuhfrohen Mädchen. In seinem Archiv befindet sich das viel umstrittene „kumanische Vaterunser", das sich schließlich als tatarisch herausgestellt hat; auf seinem castrumartigen alten Friedhof ragt noch uneröffnet ein „Kumanen-Hügel" empor, das Werk von Menschenhand. Sein gut eingerichtetes Gymnasium gedeiht im Schatten der großen Kirche wie ein junges Mädchen unter den mütterlichen Augen; seine reiche Sparcasse erhebt mit protestirendem Trotz ihre Stirn gegen die bösen Zungen des Neides, der einst den Geldmangel dieser Stadt in Sprichwörtern und Anekdoten verspottet hat. Längs der Eisenbahn, welche die Gemarkung der Stadt schneidet, erhebt sich auf gut cultivirten Großgrundbesitzen eine Reihe von Herrenhäusern, Villen, Castellen, alle im Laufe dieses Jahrzehnts gebaut: das des Herzogs von Coburg auf Puszta Apaj am Rande seines 10.000 Joch großen, durch ansehnliche Rohrteiche zerrissenen Gebietes; das der Familie Hajós mit großer Investition und die Hajós-Insel von Dömsöd mit ihren Anlagen und Hainen; das des Anastasius Tomory mit seinen treu gehegten Vörösmarty-Reliquien und seiner ehernen Apollo-Statue. Weiterhin ein Castell des Grafen Ferdinand Nemes, dessen Thurm und Säle der Künstlerpinsel der Gräfin mit lieben Gestalten und lebhaften Scenen geschmückt hat, während an der Südfront der Graf den Wintergarten mit tausend Blumen bevölkerte und in den Stallungen neben dem Park Racepferde ihre rastlosen Köpfe schütteln und stolze, aber zahme Fohlen in den für ihre Munterkeit viel zu engen Schranken des Rasens umhergaloppiren, mit hellem Gewieher als Antwort auf den scharfen Pfiff der vorbeihastenden Locomotive.

Der reisende Fremdling sieht mit Vergnügen die Gebäude aus diesen schattigen Pflanzungen hervorblinken zwischen Blumenbeeten und Weizenfeldern; dann wieder streift sein Blick die zwischen die Seen hineingebreitete Stadt und er fragt bedauernd: „wovon wird denn da gelebt?" Der vergoldete Wetterhahn auf dem Kupferhelm des Thurmes versteht die Frage und wendet sich mit einem Flügelwippen auf einer Ferse, daß er gegen Südwest schaut. „Sei unbesorgt um uns, guter Fremdling; unser Gebiet erstreckt sich weit über die Seen hinaus, weiter als Dein oder mein Auge reichen kann, tief hinein in jene größte Pusztafläche des Landes, auf dessen 60 Quadratmeilen großer Tafel, zwischen Czegléd und Félegyháza, Halas und Kun-Szent-Miklós, nicht Dorf noch Stadt zu sehen ist, sondern nichts als Tanyas. Da gehört uns das farnnährende Szank, das alte Orgovány, während wir uns mit anderen jazygisch-kumanischen Vettern in das grasreiche Kerekegyháza theilen. Auf unserem nahezu 400 Quadratkilometer großen Besitz, dessen Hälfte noch keinen Pflug und keine Ingenieurskette kennt, zeigen sich abwechselnd unfruchtbare Natronsalze und sodahältiger Lehm, der den Stahlweizen hervorbringt, das

Sandmeer, das seit Jahrhunderten auf die Menschenhand wartet, und das tausendstimmige Röhricht, die Sodaheu-Wiesen und die wassergeäderten Weidegründe mit einigen Überbleibseln „der hundert fetten Rinderherden Klein-Kumaniens und seiner Roßherden, welche im Scheinwasser der Fata Morgana schwimmen . . . .“

Unser ernsthafter Führer nimmt jetzt mit einer Wendung Abschied von uns und schwebt in der Pfeilrichtung durch die erhitzte Luft auf sein Nest los. Minutenlang thut sein Flügel keinen Schlag, und wenn er einen thut, so gilt das uns und hat etwas zu bedeuten. Hier einen Damm, — „Palatin Josef hat ihn machen lassen“; einen Brunnen, — „Maria Theresia hat ihn graben lassen“; eine Csárda, einen Hügel, eine Rose, — „Petöfi hat sie besungen“.

Spuren von Königen! Eingebildete oder wirkliche! Möchtet ihr immer erhalten bleiben auf dem Boden des Pusztenvolkes. Bewahre diese Spuren

„Schattenloser Pusztcn, leis erzitternder Seen
Freies, schönes Land!“





Puszta Mohi.

Von der Zagyva bis zum Tokajer-Berg.

Die Ebene am Mátra-Fuß.



Nordöstlich und östlich der Zagyva-Linie erstreckt sich eine dreieckige Ebene längs des rechten Theißufers bis in die Gegend der Sajó-Mündung. Ihre Ränder gegen West und Nordwest unterlaufen das Mátra-Gebirge und das mit diesem in Verbindung stehende Bükk-Gebirge, von denen namentlich das erstere mit plötzlichem Ruck aus der Fläche aufspringt, um sich sofort gleich einer Basteimauer emporzuthürmen. Zur Zeit der tertiären vulkanischen Revolution geschah es, daß der gewaltige Hauptkegel der Mátra, der Kékes, sein hartes Trachythaupt zu so bedeutender Höhe erhob und seither wie ein ständiger Beobachter auf die guten und bösen Geschicke der zu seinen Füßen hingelagerten Ebene hinabsieht.

Der Kékes-Gipfel ist der höchste Aussichtspunkt in der Mátra. Bei schönem, klarem Wetter erblickt man von ihm aus sogar die Silberlinie der „blonden Theiß", während das Auge auf dem Flachlande des Alföld nach allen Richtungen bis in die Nebel der entlegensten Fernen hinausschweifen kann. Im Bükk aber, der weit näher an die Theiß heranschwenkt, ist jede irgend namhaftere Kuppe, ja in seinem östlichen und südlichen Theile jeder etwas erhöhte Punkt eine „Theiß-Warte". Die locale Überlieferung hat sogar ihre Sage über diese großartige Aussicht. „Als unsere Ahnen — so erzählt sie —

dieses Vaterland gewannen, bestieg der greise Führer Örs ‚unseren Daróczer Berg' und ließ den Blick rundum gehen, dann wandte er sein Antlitz der Theiß zu, strich seinen langen weißen Bart in zwei Hälften auseinander und gab, auf diese beiden Hälften deutend, seinen Kriegern den Marschbefehl: „In diesen beiden Richtungen gehet vor und besetzet das Land bis an jenen großen Fluß!"

Die Ebene am Fuße der Mátra ist einer der augenfälligsten Beweise für die erfahrungsmäßige Auffassung, „daß das Alföld im Ganzen und Großen eine Mosaik aus stufenförmig zusammengefügten Ebenen ist, deren höherliegende mit unregelmäßig gekrümmten Rändern in die niedriger gelegenen übergleiten". Besagte Ebene erhebt sich von der zwischen 85 bis 90 Meter wechselnden Höhe des nächstliegenden Theißabschnittes bis zu Höhen von mehr als 170 Meter, so daß sie im Ganzen eine von West zu Ost abschüssige schiefe Fläche bildet; doch ist diese Abschüssigkeit eine so allmälige, daß das Auge sie kaum gewahr wird. Die geradlinige Glätte der Oberfläche erscheint so gleichmäßig, daß sie im Winter einem überfrorenen, ruhigen Meer, im Sommer einem riesigen gedeckten Tisch gleicht. Eintönig aber oder gar langweilig darf man sie trotzdem nicht nennen, denn es erscheinen auf ihr Wälder und Ortschaften in viel dichterer Folge als in den südlich von hier gelegenen Theilen des Alföld. Auch ist sie, Dank der Nähe der Gebirge, von Bächen belebt, welche alle entweder der Theiß oder deren größeren Nebenflüßchen zuströmen. Unter diesen Bächen findet sich einer, der Hejö (= hév folyó heißer Fluß), dessen warmes Wasser selbst der strengste Winter mit keiner Eiskruste zu überziehen vermag. Dieser warme Bach ist der Abfluß der heißen Quelle Tapolcza, die am Fuße des Bükk entspringt. Das schönste aber auf dieser Ebene ist ihr sommerliches Meer, die „Délibáb"-Luftspiegelung mit ihrem wogenden Seidenglanz, der an jedem sonnenhellen Tage die Ebene überflutet, als solle dadurch für immer die Erinnerung an jenes wirkliche Meer lebendig bleiben, welches einstmals hier gewogt hat, oder als solle die Volkssage Recht behalten, welche die „Délibáb" als Fee darstellt, als wunderschöne Königstochter und Braut des Avarenkönigs Csörsz, der einst dieses Land beherrscht habe. Dieser sei vor der Vermählung ins Grab gestiegen, die Fee jedoch habe auch nach seinem Tode nicht aufgehört ihn zu lieben. Sie liebe ihn noch jetzt, kenne aber sein Grab nicht und wandle darum durch die Gegend, es zu suchen. Diese schöne Sage klingt bei Tompa folgendermaßen:

„Seht doch die Délibáb dort! . . .
Wenn Alles hell besonnt,
Aufblinkt sie leise bebend
Am flachen Horizont.

Im Alföld schwanken Fittichs
Erscheint und schwindet sie,
Sucht Csörsz und seinen Hügel
Und findet nie ihn, nie.

Und immer noch beweinend,
Den einst sie weinend rief,
Erfüllt sie rings den Sehkreis
Mit Thränenfluten tief."

Nachdem das Wasser sich verlaufen hatte, bildeten zurückgebliebene „Meeraugen“ noch lange Zeit Hindernisse für die Besiedelung der tiefer liegenden Theile. Es ist jedoch mehr als wahrscheinlich, daß die Bergbewohner dieser steinzeitlichen Epoche sich schon ziemlich früh des Tieflandes bemächtigten und es durch Pfahlbauten zu ihrem Wohnsitz, ja ihrer Festung tauglich machten. In sehr trockenen Jahren, wie z. B. 1863 geschah, ragen bei Ároktö (Borsoder Comitat) aus der Theiß Pfahlreihen empor. In der benachbarten Gemeinde Bábolna berichten die Alten von ähnlichen Dingen. Sie halten diese Pfahlreihen für Brückenköpfe aus der Zeit der „Györe“ (Erdburgen), doch sind sie vielmehr als Überbleibsel von Pfahlbauten aus jener Zeit zu betrachten, da die Theiß ihren Lauf noch südlicher nahm, die Oberfläche aber beinahe das Niveau des jetzigen Bettes hatte. Spuren von Pfahlbauten sind auch in dem der Mátra näher gelegenen Füzes-Abony (Heveser Comitat) aufgetaucht.

In der neolithischen Steinzeit aber bestand die Colonisirung des Menschen darin, daß er für sein „Heer“ (seine Familie) eine passende Herdstelle auf einem von der Natur befestigten Berggipfel oder Hügel ausfindig machte, deren Zugänglichkeit er leicht beschränken konnte. Statt eines Wachtthurmes diente die Örtlichkeit selbst, die einen weiten Ausblick gestattete. Das andere Haupterforderniß war die Nähe von fließendem Wasser, er ließ sich also bei Quellen, an Wasserläufen nieder. Den nach diesen Gesichtspunkten erwählten Platz befestigte er dann durch Wassergraben und Rasenwall zu einer Schanzenburg, die ihm zum Heiligthum der Familie, Wohnsitz der Götter und Vorrathshaus seiner werthvolleren Habe wurde. Hier war der gemeinsame Herd, wo er an mächtigem Feuer, wie es zu seinen plumpen Gefäßen paßte, seine Speisen bereitete und seine Thongeschirre brannte. — Das Bild der urzeitlichen Herdplätze ändert sich von Zeit zu Zeit. Auf das friedfertige Familienheer der neolithischen Zeit folgen die weiter fortgeschrittenen und kriegerischeren Stämme der Bronze- und Eisenzeit. Die uralten Erdburgen gehen aus einer Hand in die andere über und wachsen mit der Zeit zu immer höheren Hügeln empor.

Ein Hügel, der lediglich der Steinzeit angehört, findet sich zwar längs der ganzen Mátra-Ebene nicht, in seiner Grundlage aber stammt jeder aus der Steinzeit. Die meisten haben noch jetzt 20 bis 25 Schichten und unter einer jeden schlummern nicht ein oder zwei Menschenalter, sondern dem Charakter ihrer Alterthümer gemäß Jahrhunderte. Die Legenden von Jahrhunderten sind unter jeder solchen Schichte begraben. Das Volk nennt diese geweihten Stätten der Urzeit mit verschiedenen Namen, am häufigsten „Erdburg“ (földvár), „Körperhügel“ (testhalom), „Leichenburg“ (tetemvár) und „Kumanenhügel“ (kunhalom).

Die kurze Herrschaft der Hunnen und Avaren hat hier mehr Spuren zurückgelassen als die vor ihnen dagewesenen Bewohner zusammengenommen. Von den Avaren rühren

jene merkwürdigen Werke der Landesvertheidigung her, an welche einerseits noch die Ortsnamen „Győr“ und „Györk“, erinnern, während sie anderseits in den erwähnten Schanzwerken noch jetzt ein berechtigtes Staunen erregen. Das Volk nennt sie in dieser Gegend „Csörsz-Graben“, anderswo „Teufels“- und „Tatarengraben“. Und bei Ároktö erscheint der Csörsz-Graben noch heute als ein riesiges Bauwerk, 7·5 Meter breit und halb so hoch. Eine zeitlang zieht er dem Gebirge zu, dann theilt er sich in einen westlichen und östlichen Ast. Die Erzählung der Sage ist an den westlichen Ast geknüpft, der unterhalb Szihalom das Heveser Gebiet erreicht und bis Árokszállás zu verfolgen ist. Der östliche Ast zieht dem Fuße des Gebirges entlang dem Sajó zu. Von Oszlár (oberhalb Ároktö) geht gleichfalls ein Csörsz-Graben aus, der die am Fuße des Gebirges hinziehende Hauptlinie oberhalb Gelej schneidet.

In den Ortsnamen Varsány, Bessenyö und Kozár des Mátra-Grundes haben sich Spuren gleichnamiger Volksstämme erhalten. Diese sind zum Theil als Eingeborene zu betrachten. Daraus, daß auf diesem Gebiete kaum ein paar slavische Namen vorkommen, kann geschlossen werden, daß die magyarische Einwanderung dasselbe schon von verwandten Stämmen besetzt vorgefunden hat. Diese wurden dann zumeist die unmittelbaren Unterthanen des Fürstenhauses. Das Haus Árpád erhielt nämlich auch in der Gegend von Erlau und in Borsod Antheile. In der Mátra gelangten, nach dem „anonymen Chronisten des König Béla IV.“, die freien Kumanen des Ede und Edömér zur Herrschaft und dehnten diese auch auf einen Theil des Mátra-Grundes aus. Was längs der Flüsse Tarna und Zagyva nicht dem Mátraer Geschlechte Aba zu eigen war, gehörte zur „Burg von Heves“. Im Bükk und am Fuße desselben gehörte das von den Flüssen Eger und Ostoros durchströmte Land dem fürstlichen Hause. In der Mitte und am Fuße des Bükk bis zur Theiß hin lassen sich die Kumanen des Acsád nieder, (den die Überlieferung mit seinem Sohne Örs verwechselt), an jenem Rande des Bükk aber, der an den Sajó-Fluß grenzt, Bors, der Sohn Böngérs. Im Bükk-Grunde kommen die der „Burg von Borsod“ unterworfenen Ortschaften nur sporadisch vor. Die Angesiedelten nennt die Chronik Kumanen. Daß sie zum Theil Petschenegen (bessenyő) und avarische Eingeborene waren, ist durch die Ortsnamen bewiesen.

Sowohl die Mátra als auch der Bükk sind voll mit kaum berührten Heiligthümern der Urreligion; doch soll von den „Opfersteinen“, „Betsteinen“, „Aschenbergen“, „Hexenstühlen“ (Felsbildern) und „Bienenkörben“ (heidnischen Mausoleen), da sie nicht zu den Erscheinungen dieser Ebene gehören, an anderer Stelle die Rede sein. Aber auch auf der Ebene finden sich Spuren der Urreligion der Magyaren, wenn auch mehr in den Ortsnamen und Friedhöfen. In Borsod sind die Ortsnamen „Bába“ und „Igriczi“ charakteristisch. Bába mag, nach der mythologischen Beziehung des Namens, der heilige

Ort der Urreligion gewesen sein. Man hat es zwar neugetauft auf Hejö-Szentpéter, aber das Volk der Theiß hat diesen Namen nicht in Umlauf gebracht. Igriczi war ein Wohnort von Spielleuten (hegedüs, joculator), denen die magyarische Mythologie die Rolle von Priestern und Sängern zuschreibt.

Ein Enkel des heidnischen Tonuz-Aba gründete die Abtei Tomajon, um für die Sünden seines halsstarrigen Ahnen die Verzeihung Gottes zu erlangen. Auch anderwärts in Ungarn verdankt manches der ältesten Klöster seine Entstehung der Pietät, Versöhnung zu wirken. Ebendies mag im Mátra-Grunde der Fall sein. Übrigens durfte auch das Alföld nicht ohne Kloster bleiben, da der Magyare schon zur Zeit Ladislaus' des Heiligen es für adelige Tugend gehalten, die Mönche zu schirmen. Da ist das Kloster zu Százd (Borsod), an das sich Erinnerungen aus der Zeit der Feldherren Géza und Ladislaus knüpfen. Százd, seither von der Theiß hinweggespült, führte noch im Jahre 1400 den Vornamen „monostoros" (ein Kloster besitzend). Die zweithürmige mittelalterliche Kirche der Abtei Poroszló (in Heves) war eines der beliebtesten Heiligthümer der Theißgegend. Die Abtei von Debrö hat mit ihrer malereigeschmückten Unterkirche den Stürmen der Zeit getrotzt. Das Kloster zu Saár wurde von König Samuel Aba gebaut. Es war sein Lieblingsaufenthalt und steht noch jetzt, dient aber freilich längst als landwirthschaftliches Gebäude. In einem der dazugehörigen Keller, wo die Mönche die Leiche des in einer Schlacht an der Theiß gefallenen Königs zur ewigen Ruhe gebracht hatten, ist die Inschrifttafel, welche die Grabstelle bezeichnet, noch jetzt erhalten.

Was die einzelnen Gemeinde- oder Pfarrkirchen betrifft, so werden sie schon durch den heiligen König selbst gegründet, der die Verordnung erläßt, daß je zehn Gemeinden sich zum Bau einer Kirche vereinen. Die Zahl derselben nahm rasch zu, da der Adel in dieser Hinsicht mit den Bischöfen wetteiferte, deren Güter aber zum großen Theil auch am Fuße der Mátra lagen. Von ihren Kirchen entlehnten den Namen in Borsod: Fejéregyháza (Puszta), Szent-István, Sajó-Petri, in Heves: Tarna-Szent-Miklós, Szög-Szent-Iván. Die blühendste Zeit des religiösen Lebens war hier das XIV. Jahrhundert, aus dem mehr als fünfzig Kirchen, die einen Geistlichen hielten, bekannt sind.

Jetzt treiben die Ortschaften dieses Gebietes sämmtlich lebhaften Landbau auf ihren fruchtbaren Feldern, während an den einzelnen Brennpunkten des Bezirkes auch locales Gewerbe und Handel ziemlich gut gedeihen. Ein besonderer Aufschwung ist auf allen Gebieten seit 1848 wahrzunehmen, in welchem Jahre die Aufhebung der Leibeigenschaft auch dem Volke des Ackers eine ganz neue Welt erschloß. Die seit dem Ausgleich von 1867 verflossenen 22 Jahre freien Verfassungslebens brachten auf den Gebieten sowohl der geistigen als der materiellen Cultur einen außerordentlichen Fortschritt zuwege. Die ganze weite Gegend befreite sich aus der Isolirung ihres früheren Daseins und trat ein in den

Verkehr der Ideen und des Lebens. Während die zweckmäßige Regelung des öffentlichen Unterrichts, sowie des Gemeinde- und Comitatslebens den Fortschritt der allgemeinen Bildung kräftig förderte, steigerte sich der Wohlstand Aller wesentlich durch die Vervollkommnung und Vermehrung der volkswirthschaftlichen Hilfsquellen und namentlich der Verkehrsmittel.

Die Ebene unterhalb der Mátra ist im Norden ihrer ganzen Breite nach durch die auch vom strategischen Standpunkt so wichtige Bahnlinie Budapest-Kaschau durchschnitten, welche sich bei Hatvan eine Pforte in dieses Gebiet öffnet und jenseits Miskolcz, oberhalb von Alsó-Zsolcza, in das Hernád-Thal einlenkt. Nach Norden entsendet sie auch zwei kurze Flügelbahnen, deren eine ihre kurzen Züge von Vámos-Györk nach Gyöngyös, die andere von Füzes-Abony nach Erlau (Eger) und zurück verkehren läßt. Die andere Eisenbahn am Westrande ist die Jászberény-Hatvaner Linie, welche zwar diese Gegend nur streift, aber doch den kürzesten Weg von Jazygien zu ihr bildet und mannigfachen Interessen als Vermittlerin dient. Die dritte Bahnlinie ist die von Kisköre-Heves-Kaál in südnördlicher Richtung, die gleich einem riesigen Arme nicht nur das Heveser Alföld und weiterhin einen großen Theil der Mátra umgreift, sondern auch das östliche (Groß-) Kumanien mit dem Oberlande verbindet. Geplant, aber in ihren Vorarbeiten schon so weit vorgeschritten, daß sie hier erwähnt werden darf, ist noch jene Linie, welche, von der Debrecziner Gegend ausgehend sich bei Csege und Polgár unserem Gebiete nähert und bei Poroszló die Theiß überschreiten wird, um dann weiter auf Füzes-Abony geführt zu werden.

Die Ebene unter dem Bükk, der Bükk-Grund, der übrigens keineswegs ein großes Stück Land ist, hat keine Eisenbahn von nördlicher Richtung, aber dafür desto bessere Landstraßen, wie denn überhaupt in Borsod die Straßen ganz tadellos sind, was von Heves nicht so allgemein behauptet werden kann.

Die erwähnten Eisenbahnen und Landstraßen durchschneiden überall fruchtbare und wohlcultivirte Gebiete, die zwar nicht so volkreich, deren Ortschaften aber weit dichter gesät sind als im großen Alföld. Welche Richtung auch der Reisende hier einschlage, überall winken ihm schlanke, hohe Thürme entgegen, welche bald einzeln, bald paarweise oder in noch größerer Anzahl aus laubumschatteten, ebenerdigen Häusermassen aufragen. Wer aus der Hauptstadt kommt, dessen Aufmerksamkeit wird zuerst durch die Stadt Hatvan erregt, mit ihrer großen Eisenbahnstation, die ein wichtiges Centrum bildet, und mit ihrer weiten Fläche voll Häuserreihen, aus denen mehrere Kirchen, das bauchige Kuppeldach eines großen Schlosses, sowie mehrere stockhohe öffentliche Gebäude und Fabriken emporragen. Die Stadt ist so ausgedehnt, daß man Mühe hat zu glauben, wie gering ihre Bevölkerung (gegen 5.000 Seelen) ist. Von ihrer einst berühmten Festung sind kaum noch Trümmer

vorhanden. Denkwürdig in der Geschichte Ungarns ist der Reichstag, der am 4. Juli 1525 zu Hatvan versammelt wurde; da errang der niedere Adel in seinem langen Kampfe gegen den Hochadel endlich den vollen Sieg und erhob den aus seiner eigenen Mitte hervorgegangenen größten Rechtsgelehrten und gewaltigsten Redner des Landes, Stefan Verböczy, den unsterblichen Verfasser des „Tripartitum" (dreitheiligen Gesetzbuches) zur Würde des Palatins. Von hier bis Miskolcz längs der ganzen Bahnlinie hat der Reisende zur Sommerszeit um Mittag oftmals Gelegenheit, sich an der Zauberspiegelung der „Délibáb" zu erfreuen. Wenn man sich Vámos-Györk, dem Ausgangspunkte der nächsten Flügelbahn, nähert, sieht man links in immer bestimmteren Umrissen die breitaufgelagerte, höchste Kuppe des Mátra-Gebirges, den Kékes (969 Meter) hervortreten, dessen wirklich prächtige blaue Färbung („Kékes" bedeutet bläulich) diese anmuthige Gegend noch reizender macht, denn der Nordwestrand der fast unabsehbar hingedehnten Ebene stößt fast ohne jeden Übergang an die Grundvesten einer plötzlich zu 1.000 Meter Höhe aufspringenden Gebirgsstirne. Vámos-Györk selbst ist eine kleine ackerbautreibende Gemeinde, nach welcher links das volkreiche Dorf Karácsond durch seinen schmucken Herrensitz und die Beretvás- und Gönczyschen ansehnlichen Musterwirthschaften unsere Aufmerksamkeit erregt. Die nächste größere Eisenbahnstation hat ihren Namen von den rechts und links gelegenen Ortschaften Kaál und Kápolna. Besonders bemerkenswerth ist hier die großartige Musterwirthschaft der Grafen Károlyi. Hier wird die Hatvan-Miskolczer Flügelbahn durch die neue, von Kis-Ujszállás nach der Mátra-Gegend gezogene Linie durchschnitten, welche bei der Ortschaft Köre die Theiß überschreitet und pfeilgerade in die Station Kaál-Kápolna einläuft, nachdem sie unterwegs die ansehnlichen ackerbautreibenden Gemeinden Tisza-Nána, Heves und Erdötelek seitwärts liegen gelassen. Weiterhin bei Füzes-Abony zweigt in der Nähe des Sommersitzes und der Domäne des Erzbischofs von Erlau zu Puszta-Szikszó eine zweite Flügelbahn nach Erlau ab, und über jenes große, verkehrsreiche, landwirthschafttreibende Dorf hinaus gelangen wir bald auf das Gebiet des Borsoder Comitats, nach Szihalom, von dessen Bahnstation aus man schon deutlich jenen berühmten Hügel erkennt, auf dem nach den Berichten des „anonymen Chronisten" Árpáds Laubhalle stand, („szin" = Speicher, Halle, daher Szinhalom und in volksthümlicher Kürzung Szihalom) und wo vor kurzem die Alterthumsforscher einen so merkwürdigen Fund gemacht haben. Die hier entdeckten Gegenstände gehören zu den werthvollsten einheimischen Stücken des ungarischen Nationalmuseums. Längs der Eisenbahn, aber nicht ganz parallel mit ihr, läuft links gleich einem Saume das Gebirge, dessen hier vor uns liegender Theil bereits Bükk-Gebirge heißt, nach seinen ungeheueren Buchenwaldungen (bükk = Buche). Hier am Fuße des Bükk, besonders aber im Marktflecken Mezö-Kövesd, der gleichfalls Bahnstation ist, und seiner Umgebung hausen in größeren Massen die

Matyós, die sich von König Matthias herleiten, dieser interessante palóczenähnliche magyarische Stamm, der, in Dialect und Tracht ganz eigenartig, eine Specialität der Gegend bildet und Dank seinem Racen-Charakter zu den schönsten des ganzen Alföld gehört. Das einzige hervorragendere Gebäude dieses hübschen und wohlhabenden Ortes ist seine stattliche Kirche.

Weiter finden wir Mezö-Keresztes, wo im Jahre 1596 das christliche Heer die Schlacht gegen Sultan Mohamed III. verlor; zwischen dieser behäbigen Gemeinde von Landwirthen und der Theiß sind Mezö-Csáth, Tisza-Tarján, Palkonya und Ároktö die bemerkenswertheren Orte, sämmtlich mit reichen und wohlbebauten, aber oft schon durch die Überflutungen der Theiß bedrohten Feldern. Ároktö (Grabenende) liegt, wie schon sein Name besagt, an dem der Theiß zugekehrten Ende des Csörsz-Grabens. Jenseits von Tisza-Tarján gelangt man, nachdem das warme Wasser des Hejö-Baches überschritten, zur Puszta Mohi, deren Andenken in der Geschichte Ungarns durch den großen Sieg der Tataren ein so verhängnißvolles ist; sie gehört zur Gemarkung des am Sajó-Ufer gelegenen hübschen und reichbevölkerten Fleckens Ónod. Hier ist jetzt das bemerkenswertheste Gebäude der Herrensitz der Grafen Erdödy. Von der einstigen Burg Ónod, welche im XVII. Jahrhundert, im Besitze der Rákóczys, der Schauplatz wichtiger militärischer Ereignisse war, sind nur noch geringe Trümmer zu sehen.

Die den Fluß entlang wohnenden Leute vom „Theißrücken" bilden eine eigene Volksclasse, die der Fährleute und Fischer, welche sich auf das Gebaren mit fliegenden Brücken und Fähren verstehen und, von Geschlecht zu Geschlecht dieser Beschäftigung obliegend, sich zu einem selbständigen Typus ausgebildet haben. Bei ihnen sind die uralten Züge leichter zu erkennen als bei dem ackerbautreibenden Volke. Sie sind die geborenen Köche der volksthümlichen Speise „Halászlé" (Fischsuppe). Aber auch ihnen geht es jetzt nicht mehr so gut wie ehemals. Die Theiß ist „verdorben"; früher zogen sie mit einem Netze 300 bis 400 Pfund Fische heraus, jetzt fangen sie oft tagelang nichts, was der Rede werth, vor lauter Regulirung und Dampfschiffen.

Das Uferland der Theiß ist reich an „Adern", „Landspitzen", „Senkungen" und „Böden", wo die Teichnuß wächst, aber im Sommer auch die Malaria herrscht. Das Ufer der Theiß mit seinen Weidendickichten, Flutwehren, Überschwemmungsterrains und einsiedeleimäßigen Fischerhütten gibt ein Bild, wie es nur an diesem ungarischen Ganges vorkommt.

Dem reisenden Fremden bietet hier vor der Ernte der Ozean von Ähren einen ungewohnten Anblick. Um diese Zeit ist der Mátra-Grund nach allen Seiten ein Ährenmeer. Denn der Boden ist da aufs glücklichste gemischt. Der Hauptbestandtheil der Mátra ist der Trachyt, dessen verwitterte Theile als Material für die Bildung des Dammbodens

dienen. Das Bodenproduct des an Kalkformationen reichen Bükk aber ist der Löß (im Volksmunde: die gelbe Erde). Der dritte Factor bei dieser Bodenbildung ist der Sand mit den Schlammablagerungen des ehemaligen Meeres. Alle diese Bestandtheile kommen nicht einzeln, sondern gemischt vor, und das erhebt die Ebene der Mátra in die Reihe der fruchtbaren Gegenden.

Der Sandboden ist im mittleren Theile der Ebene vortrefflich. So am linken Ufer der Zagyva die Gegend von Hatvan, das linke Ufer der Tarna, von Mezö-Keresztes und Emöd



Burg Ónod.

aber der südliche Theil. Diese Sandflächen sind wegen ihrer reichen Humus-Beimischung meist sehr fruchtbar. Der Heveser „schwarze Sand" ist geradezu das Land Kanaan. Unfruchtbarer „wilder Sand" kommt nur fleckenweise vor. Im unteren Mittelgrunde zeigt sich auch schon Soda, aber sie schadet nicht, denn gerade da wächst der schwerste Stahlweizen, welche Eigenschaft des Alföldweizens auch auf dem Weltmarkte bekannt ist. Da der dritte, untere Theil der Ebene Alluvialgebiet ist, enthält er noch mehr Natron- oder Sodastrecken, unter denen auch schon unfruchtbare vorkommen. Den sodahaltigen Boden, wenn er unfruchtbar ist, nennt das Volk „wilde Soda". Im südlichen Theile der Ebene kommen häufig tiefe Wasserbestände („Böden") vor, denen die leidenschaftlichen Jäger wegen des Geflügels von weither zuströmen.

Jedenfalls ist es ihrem Boden und der leicht gewellten Oberfläche zuzuschreiben, daß sie mit Ausnahme des Theißlaufes so gleichmäßig bewohnt ist. Von einem Dorfe aus kann man leicht den Kirchthurm des anderen erblicken. Im unteren Theile gibt es auf dem weiten Gebiete von 10 bis 15 Dörfern nur Puszten-Tanyas mit Storchnestern auf den Rohrdächern der Gebäude, da die alten Ortschaften in den Kriegsstürmen zugrundegegangen sind. Die Dörfer sind nicht gerade regelmäßig angelegt, doch kommen ziemlich zahlreiche Ausnahmen vor, z. B. Tißa-Nána, Kömlö, Sarud. Die Anlage der Dörfer ist eiförmig und in der Mitte sind sie durch die Hauptstraße der Länge nach getheilt.

Die Häuser sind am oberen Ende des Mátra-Grundes aus Stein oder Ziegeln gebaut, am unteren Ende führen besonders die Ärmeren die Mauern des Hauses aus gestampfter Erde auf. Die so aufgeführten Wände überdauern, wenn sie vor Feuchtigkeit geschützt werden, Jahrhunderte und sind so solid, daß man sie kaum mit der Spitzhacke zertrümmern kann. Die Einrichtung von Haus und Hof ist so wie in den besseren Alföldgemeinden. Vor jedem Hause sieht man gegen die Straße hin ein Blumengärtchen angelegt. Auch ein schattiges Plätzchen findet sich auf dem Hofe, ein oder zwei alte Nußbäume, Reihen von Maulbeerbäumen oder Akazien. Nicht selten findet man einen Obstgarten, aber er fehlt auch oft. Vor Alters war Mátra-Grund obstreicher, was noch jetzt die Ortsnamen mit „gyümölcsös“ (obstreich, Obstgarten) oder „szilvás“ (pflaumenreich, Pflaumengarten) beweisen, aber die Verheerungen der Jahrhunderte haben auch damit aufgeräumt. In Borsod findet man mehr Obstgärten als im Comitat Heves, wo nur die Wein- und Obstgärten der Ortschaften Heves und Csáth bemerkenswerth sind. Melonen aber werden in jeder Ortschaft reichlich gebaut.

Die Kirchen sind auf der ganzen Ebene neuere Bauten. Das Volk liebt einen hohen, mit Blech gedeckten Thurm. Hier und da trifft sich ein Edelsitz noch im Geschmack des vorigen Jahrhunderts gebaut und mit einem Park umgeben.

Hinsichtlich der Fabriken steckt der Mátra-Grund noch in den Anfängen. Die Fabriksindustrie erstreckt sich meist nur auf die Dampfmühlen der Städte und größeren Dörfer.

Die Vollblut-Eingeborenen daselbst sind unter hundert anderen Leuten zu erkennen. Sie sind untersetzt von Wuchs, haben ein rothes, rundes Gesicht und tragen rein nationale Kleidung. Die aus der Theiß- und Sajó-Gegend sind schlanker, aufgeschossener und von männlichem Ausdruck. Von Allen unterscheidet sich der „Matyó“, durch hervorstehende Backenknochen, kleine Augen und gedrungenen Gliederbau. Sein braunes Angesicht ist stets von tiefschwarzem Haar umrahmt, das er regelmäßig, und zwar sogar übermäßig mit Fett salbt.

Die Frauen sind hübsch und an manchen Orten malerisch schön. Unter den Matyós sieht man wohl die wenigsten schönen Weiber. Die junge Frau steht hier unter der



Volkstracht von Mezö-Kövesd.

patriarchalischen Gewalt der Schwiegermutter, genießt nur geringe Bequemlichkeit und arbeitet sich vor der Zeit zugrunde.

Die Volkstracht entfaltet an Feiertagen ihre ganze abwechslungsreiche Buntheit. Am schreiendsten erscheint die Matyó-Tracht von Mezö-Kövesd, am einfachsten die der Sajó-Ufer, am geschmackvollsten die der Theißgegend. Aber auch hier sind die schneeweiße Batistleinwand, die rothen Stiefel und das große Linnentuch in raschem Schwinden begriffen. Das Weibsvolk der Matyós trug vor Alters den Rock unter der Schürze aufgeschlagen, um dessen inneren breiten Saum und den weißen Unterrock zu zeigen. Jetzt bringen die jungen Frauen von Kövesd den Saum des Kleides außen an, was übrigens auch in vielen anderen Gegenden Sitte ist. Als Halsschmuck tragen die Schönen der Ebene Korallen oder Glasperlen, an denen vorne ein Silberthaler oder „Máriás" (Siebzehnkreuzerstück) hängt. Die Mädchen tragen in vielen Orten der Gegend den Jungfernkranz aus farbigem Band oder schwarzem Sammtband um die Stirne geschlungen. Im Winter verbinden sie sich den Kopf mit einem Tuche, das sie aber in der Kirche ablegen, da ein Mädchen barhäuptig vor Gottes Antlitz erscheinen soll. („Hajadon" bedeutet auch zugleich Mädchen und barhaupt.)

Das festtägliche Oberkleid des wohlhabenden Bauers, das er in heißem Wetter nur leicht über die Schulter wirft, ist mit silbernen Ketten und großen Silberknöpfen reich ausgestattet. Die wohlhabende Frau trägt eine Gold- oder Silberhaube und an der „Mente" (Mantel) werthvolle silberne Knöpfe und Schnallen. Das Volk am Mátra-Fuße ist ferner arbeitsam, besonders der „Tatar" von Mezö-Kövesd (von seinen Nachbarn so gescholten), der, nachdem er geschwind seine eigene Ernte daheim ins Trockene gebracht, auch noch über die Theiß setzt, um jenseits mit der Sense und an der Maschine zu arbeiten.

Die Hauptbeschäftigungen in der Mátra-Ebene sind Landwirthschaft und Viehzucht. Wer kein selbstgezogenes Pferd reitet, gilt unter den Landwirthen nicht viel. Aber dem Matyó ist sein Pferd am meisten ans Herz gewachsen. Nicht um den Kirchthurm von Kövesd möchte er ihm einen Streich versetzen, und wenn er auch noch so große Eile hat, läßt er die Peitsche doch so schonungsvoll über dem fetten Thiere umhersausen, daß es davon gar keine Notiz zu nehmen braucht. Er ist der richtige Beduine dieser Ebene.

Und alle Culturgewächse des magyarischen Bodens kommen in diesem Bezirke vor. An Wein freilich hat es nur Gartengewächs. Die bemerkenswertheste, weil sauerste Sorte ist die von Csáth (Borsod). Will ein Bewohner dieses Landstrichs Hochzeit machen, oder ist die Kirchweih im Anzug, so verschreibt er sich seinen Wein gewöhnlich aus der Erlauer oder Miskolczer Gegend.

Die Melonen der Ortschaften Heves und Csány sind im ganzen Lande berühmt. Die Flächen, wo sie wachsen, waren einst mit Urwald bedeckt, von dem keine Spur mehr



Im Melonenfelde.

vorhanden, unausrottbar aber ist noch immer der Waldboden, den man jetzt nach allen Richtungen meilenweit von Akazienreihen, welche die Wege einfassen, durchzogen sieht.

Das Volk da ist, wie ja der Magyare überall, gastfrei. Kirchweih, Hochzeit, Kindstaufe, Leichenschmaus, Schweineschlachten, das sind alles Anlässe zu freundschaftlicher Zusammenkunft. Aber auch der fahrende Gast hat keinen Grund zur Klage. Und bei solchen Gelegenheiten weiß dann die Hausfrau sich auszuzeichnen. „Wer nicht gegessen, was die Frau am Theißufer gekocht und gebraten, der weiß gar nicht, was gut ist; selbst der König darf das essen", so lautet ein Sprichwort.

Der Alföld-Mensch ist ernsthaft, aber bei seinen Unterhaltungen nichts als Herz. Es ist viel aristokratischer Sinn in diesem großmüthigen, zu jedem Opfer bereiten Volke. Gern macht es Anderen eine Freude, es duldet keine fremde Traurigkeit neben sich und bemerkt gar nicht, daß es selber bei diesem Bestreben immer tiefer in das Meer seiner Empfindsamkeit versinkt und sich immer traurigere Lieder aufspielen läßt. Die Unterhaltungen der Jugend sind fröhlicher und lärmender. Dabei geschieht es zuweilen leicht, daß die beiden Anführer des jungen Volkes einander zum Kampfe fordern. Die Welt soll es wissen, „wer der Bursch ist in der Csárda", — wie die allbekannte Redensart geht. Die jungen Leute der dickschädligen Matyós raufen gern. Das untere und das obere Ende von Kövesd führen noch jetzt, wie früher, ganze Feldzüge mit blutigen Schlachten gegen einander. Der Tanz ist bei den jungen Leuten beiderlei Geschlechts sehr beliebt. Zuweilen huldigen ihm auch die älteren, sind sie doch die Einzigen, die noch das Werber-Solo (verbunkos) zu tanzen verstehen. Übrigens herrscht im Volke Gottesfurcht und gute Sitte. Es gibt keine frömmeren Katholiken als die an der Theiß. Ihre Wände sind ganz behangen mit Heiligenbildern. Alle tragen Gebetbuch und Rosenkranz und besuchen nicht nur ihre eigene Kirche, sondern wallfahrten selbst in ferne Gegenden. Auch die Männer bekunden vielen Eifer. Der Matyó geht ohne Hut zum heiligen Brunnen. Dann lesen oder hören sie gerne etwas aus dem Leben der Heiligen. Die Calvinisten sind mehr im östlichen Theile verbreitet. Sie sind rein magyarisch, freiheitsliebend und meistens adelig. Sie hängen sehr an ihrer Religion und besonders zäh an ihrer Überzeugung („hart von Genick"). In religiöse Andacht versenken sich mehr die Weiber. Die Bibel ist bei ihnen ein Familienschatz. Diebstahl ist selten und die Höfe sind gewöhnlich nicht einmal umzäunt. Ein Mädchen, das einen Fehltritt begangen, wird durch die öffentliche Meinung an den Pranger des Liedes gestellt, — zu abschreckendem Exempel. Das Theißvolk ist ferner aufrichtig und offenherzig. Auch am Ufer des Sajó fehlt diese magyarische Tugend nicht, aber dort ist man eingebildeter, räsonnirlustiger und weniger leichtgläubig. Dort glaubt man dem Herrn Gevatter nur „gebunden", das heißt nicht so aufs Wort. Und dort kommt auch das bezeichnende Sprichwort vor: „Man fängt den Vogel, wie man kann."

Der Alföld-Magyare ist ein Orientale. Er spricht fortwährend anschaulich, in Gleichnissen. Er ist ernst, aber nicht trocken von Sinnesart. Seine Poesie, dieses zurückgestrahlte Licht der Weltanschauung und Religion seiner Urahnen, bevölkert die freie Luft und den gestirnten Himmel, Fluß und Hain. Seine Lebensweisheit ist gesund und praktisch und äußert sich, seinem einsilbigen Ernste gemäß, in kurzen Sprüchen.

Harangod und Taktaköz.

Nach Norden und Nordosten vom untersten Laufe des Sajó, einerseits am linken Ufer des Hernád bis zur Linie von Meggyaszó, anderseits am rechten Theißufer bis an den südlichen Fuß der Hegyalja hinauf, erstreckt sich als ein unregelmäßiges Dreieck jener Zipfel des Alföld, dessen größeres nordwestliches Stück im Volksmunde Harangod oder die Harangoder Puszta, das kleinere, südöstliche Stück aber Taktaköz heißt. Dieses Gebiet mit etwa sechsundzwanzig Gemeinden und fast dreimal so vielen Tanyas, Puszten und Meierhöfen ist ein besonders schöner und interessanter Bestandtheil der großen Ebene. Mit seinen sanft geneigten Erhebungen und besonders den in der Nordhälfte des Harangod immer höheren Staffeln seiner breitrückigen und noch breiter aufgelagerten Bodenwellen dient es nämlich dem benachbarten Bergland gleichsam als Schwelle, mit der dasselbe verschmilzt, aber es zeigt uns auch auf seiner Oberfläche von kaum mehr als 780 Quadratkilometer zwei Gegenden von sehr verschiedenem Charakter, deren eine, der höher und freier gelegene Harangod, dem Ackerbau und Handelsverkehr, der inselartige Taktaköz aber mehr der Viehzucht einen sehr geeigneten Spielraum bietet.

Der Harangod, der das Südende des Zempléner Comitates bildet, hat einen vorzüglichen schwarzen Boden, hier und da mit sodahaltigen, an seinem Nordrande mit kiesigen (besonders mit Kalkstein und Kalktuff durchsetzten) Partien. Der Boden des Taktaköz hingegen, der trotz seiner geographischen Lage zum Szabolcser Comitat gehört, zeigt einen zähen schwarzen Lehm, von sandigen Strichen und Hügelrücken unterbrochen. Den Namen Harangod erklärt die Überlieferung damit, daß in der Türkenzeit die Rákóczys, um diese militärisch und wirthschaftlich ihnen gleich wichtige Gegend wirksam zu vertheidigen, bei den Ortschaften Gesztely, Hernád-Németi, Hidvég, Keszthéten und Tisza-Lúcz, welche strategisch wichtige Punkte waren und in den Kriegen des XVII. Jahrhunderts eine bedeutende Rolle gespielt haben, starke Schanzenwerke errichteten mit je einem hohen hölzernen Wachtthurm, der eine weithin schallende Glocke enthielt; diese habe dem Volke das Zeichen zum Rückzug hinter die Schanzen gegeben und gleichzeitig in der Burg Szerencs, dem Herrensitz der Domäne, es gemeldet, wenn von irgend einer Seite her ein Feind sich diesem nicht unterworfenen Gebiete näherte. Diesen Glocken (Harang)

verdanke also Harangod seinen Namen. Die hölzernen Thürme sammt ihren Glocken sind längst verschwunden, die Überreste der Schanzwerke aber sind auch heute noch fast überall zu unterscheiden.

Der Taktaköz (Zwischenland der Takta) heißt nach der Takta, jenem außerordentlich gewundenen trägen Flüßchen, das sich vor Zeiten unterhalb Tokajs, in der Gemarkung von Tisza-Ladány, von der Theiß, hier schon berüchtigt wegen ihrer langsamen Strömung, losriß, um nach einer großen Krümmung gegen Norden etwa 40 bis 42 Kilometer weiter unterhalb wieder in den Schoß des Mutterstromes zurückzukehren. Auch dieser hat mittlerweile sein niedrig geböschtes Bett unter zahllosen und großen Windungen in die hier erreichte, ungemein schwach geneigte Ebene eingefurcht. Das muthwillige Überschwellen der Theiß ist durch die Stromregulirung schon vorlängst eingedämmt worden, die Takta jedoch, — seitdem die Stelle ihrer vormaligen Abzweigung versumpft und besonders durch die Regulirung verschüttet ist, nur noch durch ihre eigenen Wiesenquellen, die zur Regenzeit und in der Schneeschmelze vorbeilaufenden Gebirgsbäche, sowie durch den Ond-Bach genährt — schweift noch immer frei umher. Wie häufig sie ihren Lauf ändert, das beweisen klar genug ganze Reihen von halbmond- oder hufeisenförmigen Teichen, größeren und kleineren, mit dichtem und ausgedehntem Röhricht, in welchem unzähliges Wassergeflügel herrlich gedeiht, während dadurch dieses inselartige, länglichrunde Gebiet, über dem nur die mehr oder weniger hohen Thürme von nicht mehr als sechs Gemeinden emporragen, in ein förmliches Labyrinth verwandelt wird.

Was die Gestaltung der Oberfläche dieser beiden Abschnitte betrifft, ist der Taktaköz im Ganzen und Großen als ein Bodenrücken von geringer Erhebung zu bezeichnen, der, von zwei Flüssen eingefaßt, gegen deren Ufer hin immer tiefer einsinkt; der Harangod hingegen bildet eine seitwärts gekippte abschüssige Fläche, deren nördliche und längs des Hernád gelegene Theile die höchsten, die von der Theiß und Sajó begrenzten dagegen die niedrigsten und flachsten sind. Wie wenig er aber durch diese Abschüssigkeit seinen Alföld-Charakter verliert, geht zur Genüge daraus hervor, daß die Extreme seiner Meereshöhe (92 und 249 Meter) über 40 Kilometer von einander entfernt sind.

Die Landschaft stellt sich, von jeder Seite gesehen, anmuthig, ja überraschend dar. Die mittleren Theile der Harangoder Puszta, in westöstlicher Richtung durch eine sehr gute Landstraße und eine am Fuße des Hegyalja-Gebirges sich gabelnde Eisenbahn durchschnitten, sind nach allen Seiten mit baumreichen Pusztens, Tanyas und Meierhöfen bedeckt, alles Knotenpunkte der das Gebiet ausfüllenden werthvollen Herrschaften und Ökonomien, während die eigentlichen Ortschaften sämmtlich an die Ränder gedrängt sind, am dichtesten längs der diesseitigen Abhänge der niedrigen Berge, sowie der Flüsse Hernád und Sajó, am spärlichsten längs der Theiß. Die nach allen Richtungen laufenden, schnurgeraden

Feldwege und die Ackertafeln der Domänen sind mit meilenlangen Akazien- und Silberpappel-Alleen eingefaßt, längs der Flußläufe aber stellenweise mit hochstämmigen ausgedehnten Eichen- und Pappelwäldern bekränzt. Wo aber, besonders an den Ufern der Theiß, der Wald unterbrochen ist, füllt unabsehbares dichtes Weidengehölz die Lücken.

Im Taktaköz sind es so ziemlich nur die Ortschaften und Tanyas, welche Schatten haben; die Straßen sind nur hier und da mit Bäumen besetzt, einzelne Baumgruppen jedoch zeigen sich auch an mehreren Stellen des Gefildes und am Theißufer prangt in besonderer Schönheit und Ausdehnung der zum Besitz des Grafen Emanuel Andrássy gehörige



Die Puszta Ujvilág.

„Heilige Wald" (Pappeln und Eichen), der sich von Takta-Kenéz längs des Theißdammes beiderseits bis an die Schleusenmündung der Takta unterhalb Lúcz hinzieht. Dieser sorgsam gepflegte Wald ist eigentlich ein offener Thiergarten; Hirsche, Rehe, Wildschweine, Füchse, Hasen, Fasanen, Wachteln, Rebhühner u. s. w. werden darin gehegt, und dieser Reichthum lockt bisweilen glänzende Jagdgesellschaften in eine von Gästen sonst nicht besuchte stille Gegend. Ist es doch gar nicht zu verwundern, daß hier selten ein Fremder erscheint. Denn nicht nur, daß der ganze Taktaköz ziemlich abseits von den großen und bequemen Verkehrslinien liegt, sind auch noch seine stets mangelhaften Straßen in den regnerischen Jahreszeiten beinahe unwegsam und im Sommer an vielen Stellen so holperig, daß sie den Reisenden fast aus dem Wagen hinauswerfen.

Das Klima der Gegend ist zwar im Allgemeinen das des Alföld, das Wetter jedoch ist günstiger als draußen in der großen Ebene. Drei größere und etliche kleinere Gewässer, verhältnißmäßig viel Wald und Baumpflanzungen sind von wohlthätigem Einfluß auf Luft und Fruchtbarkeit; überdies ist der ganze Norden mit schützendem Gebirge umrahmt, das für nördliche Luftströmungen nur einen einzigen breiteren Weg freiläßt: das Thal des Ond-Baches bei Szerencs. Die Zahl der dürren Jahre ist hier viel geringer als am linken Theißufer, die Winter dagegen sind meistens strenger als dort.

Die Bevölkerung ist, mehr der Sprache als dem Stamme nach, rein magyarisch. Sie scheint sich mit slavischen Elementen vermischt zu haben, obwohl sie sich gerne als Überrest jener magyarischen Eroberer hinstellt, an deren Spitze der „siegreiche Arpád" zu Szerencs die „zweite Station" auf seinem Siegeszuge machte. Übrigens sind die Bewohner der westlichen Theile nach ihrem physischen Aussehen schöner, muskulöser und sogar höher von Wuchs als die der östlichen. Unter den letzteren ist es auffallend, daß, namentlich im Taktaköz, die Weiber im Allgemeinen ein höheres Lebensalter erreichen als die Männer. Zwar sind auch dort achtzig- bis neunzigjährige Männer nicht gerade selten, die große Mehrzahl aber überlebt kaum das fünfzigste Jahr, während die Zahl der sechzig- bis siebzigjährigen Frauen stets eine beträchtliche ist. Die dunkle oder zum Dunklen neigende Haut- und Haarfarbe herrscht im Allgemeinen vor, doch trifft man ebenso selten reines Braun wie reines Blond. Auch das klarblaue Auge ist selten.

Die Religion des größten Theiles der Bevölkerung ist die reformirte; nur eine einzige Gemeinde, Girincs am Sajó, ist rein römisch-katholisch; griechisch-nichtunirte Kirchengemeinden gibt es nur in Szerencs und Zombor. Juden finden sich sporadisch überall, die meisten in Zombor. Die Römisch-Katholischen sind zumeist seit der Gegenreformation im XVII. Jahrhundert hier ansässig geworden; Girincs war sogar eine rein slovakische Colonie, ist aber heute gänzlich magyarisch und hat sich höchstens noch den Typus und manche Gebräuche einigermaßen bewahrt. Sprache und Tracht stimmen mit denen der Magyaren in der Hegyalja überein. An localer Eigenthümlichkeit bemerkt man in dieser Hinsicht höchstens so viel, daß die reformirten Frauen die dunkle Tracht vorziehen, während die übrigen mehr zum Bunten, mit Roth Geputzten neigen.

Das Volk lebt im Allgemeinen nüchtern, ist arbeitsam, sparsam, also wohlhabend; seine Sitten sind einfach. Dabei ist es sowohl von Natur als auch, Dank den guten Schulen, welche durch Kirchen und Gemeinden überall erhalten werden, sehr intelligent; selbst auf den Tanyas gibt es wenige Menschen, die nicht anständig lesen und schreiben können.

Hauptbeschäftigungen sind Landwirthschaft und Viehzucht. Für Beides findet das Volk treffliche Beispiele in den dicht gereihten, wohlgeordneten Großgrundbesitzen, die schon füglich als Musterwirthschaften gelten können. Unter diesen gebührt der erste Platz der

ansehnlichen, aus mehreren Gütern bestehenden Herrschaft der Familie Harkányi, deren stattlicher Hauptpunkt die Puszta Ujvilág ist, mit ihrem herrlich auf der Höhe gelegenen ebenerdigen Schloß und weitläufigen Stallungen, in denen die Zucht von Vollblutpferden und eine großartige Molkerei betrieben wird. Das Herrenhaus in seinem schönen, fünfzig Joch großen Parke, die ringsum gruppirten zahlreichen Beamten- und Dienerschaftshäuser nebst verschiedenartigen Wirthschaftsgebäuden bilden förmlich eine kleine Ortschaft. Diese ungewöhnlich schön gelegene Herrschaft erstreckt sich durch das Herz des Harangod bis in den Taktaköz hinein. Auf ihrer bei Harkány befindlichen Puszta Jajhalom wird Pferde-



Burg Szerencs.

und Viehzucht im Großen, auf ihrer im Taktaköz gelegenen Tanya Rónahát bedeutender Tabakbau betrieben. Als besondere Merkwürdigkeit der Herrschaft ist zu erwähnen, daß sie bisher die einzige in der Gegend ist, wo mit dem Dampfpflug geackert wird. Doch gehören zum Stolze des Gebietes auch noch die Herrschaften der Familien Graf Andrássy, Graefl, Baron Vay, Baron Prónay, Kóczán, Graf Zichy, Graf Erdödy, Graf Szirmay, Potocky, Tisza, Patay, Kállay, Zalay und Wagner, sowie des Religionsfondes, welche, verschieden an Ausdehnung und Bodenbeschaffenheit, sämmtlich etwas Vorzügliches in irgend einem Zweige der Landwirthschaft bieten.

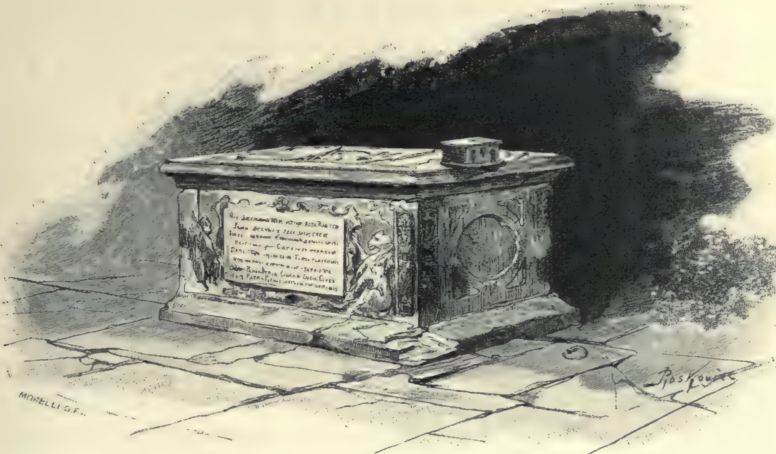
Die Viehzucht ist sehr bedeutend. Die Potocky'sche Pferdezucht (Berzék) wetteifert mit der zu Jajhalom. Auf den Gütern des Religionsfondes (Puszta Bazs, Köröm) wird

Schweinezucht im Großen, im Taktaköz aber viel Schafzucht betrieben. Den größten Stolz des Landwirthes bilden Race-Pferde und langgehörnte Ochsen; kann er sie nicht selbst züchten, so scheut er, um sie sich zu verschaffen, selbst die Reise nach den Märkten von Tasnád, Debreczin, Groß-Wardein, Karczag, Tur und noch entlegeneren Orten nicht.

In nicht geringer Ausdehnung, wenn auch nur zum eigenen Gebrauche, wird bei diesem Volke die Hausindustrie betrieben. Jede Familie baut, spinnt und webt sich ihr Leinenzeug selbst. An der Theiß und besonders im Taktaköz werden die Producte der Weiden- und Rohrbestände in mannigfacher Weise verarbeitet; das Rohr hat einen besonderen Werth, es wird nicht nur zum Eindachen von Gebäuden, sondern auch für den Bau von Zäunen, Schafhürden und Tabakspeichern geschickt verwendet. In früherer Zeit war noch der Fischfang eine lohnende Beschäftigung, jetzt aber ist, besonders im Taktaköz, der Krebsfang wichtiger und sichert vielen Leuten ihren Lebensunterhalt, obgleich sie ihre Beute noch gar nicht auf größere Entfernungen versenden.

Die Mineralien sind nur in den nördlichen Theilen der Gegend nennenswerth, wo außer dem reichlich vorhandenen Kalkstein auch sehr guter Kalktuff gebrochen und namentlich zum Fundamentiren der Bauten verwendet wird. Zwischen den Kalksteinschichten werden bei Meggyaszó prächtige Birkenversteinerungen in Menge gefunden, die aber wegen ihrer großen Gebrechlichkeit meist nur als Randverzierung für Blumenbeete verwendbar sind.

Unter den Ortschaften der Gegend ist die bedeutendste die Stadt Szerencs, am Ond-Bache, an der Eisenbahn und der Landstraße nach Harangod gelegen, mit nicht ganz 2.500 Einwohnern. Von ferne sieht sie sich sehr gefällig an, da sie gerade auf die Linie zu liegen kommt, wo die ungeheuere Ebene ein Ende nimmt und die Gebirgsgegend plötzlich beginnt, und zwar mit einem nicht gerade hohen (207 Meter), aber steil aufspringenden Berge, der nach seinem Hauptbestandtheile „Köves hegy“ (steiniger Berg), vom Volke aber ebenso häufig „Árpáds Berg“ genannt wird; an die zerstreuten Gruppen von Kalksteinblöcken, welche seine Flanke bedecken, knüpft sich eine locale Sage, welche sie als die versteinerten Schafe eines verfluchten Schafhirten bezeichnet. Die Wirkung dieses Landschaftsbildes wird nicht wenig gesteigert durch die zum Theil staffelförmige Anlage der Häuserreihen an dem schmalen Fuße des Berges und die sie überragenden drei Thürme. Kommt man näher, so schwindet freilich das Behagen, denn die Häuser sind wohl fest und theilweise hübsch gebaut, die Gassen jedoch, mit Ausnahme der durchziehenden Landstraße, so eng und krumm, als hätte man sie blindlings angelegt. Und doch hat Szerencs eine tausendjährige überaus interessante Vergangenheit. Der anonyme Chronist König Bélas und die noch jetzt lebendige Überlieferung sagen uns, hier habe der Eroberer des Landes, Árpád, seine zweite große Rast gehalten und sein Feldherrnzelt auf dem Gipfel des „Köveshegy“ aufgeschlagen. Dann, bevor er mit seinem Heere den Marsch fortsetzte, habe er gleich hier



Grabdenkmal Sigmund Rákoczys in der reformirten Kirche in Szerencs.

seinen Mitheerführer Ond (Und) mit dem Thale des Ond beschenkt, auch den kumanischen Führern Ed und Edömér „Zerench" nebst Umgebungen zugetheilt. Später verwüsteten die Tataren auch diese Gegend, daher sich ein Theil der Einwohner in das unbewohnte Rohrdickicht der Takta flüchtete, wo dann auch Mehrere ansässig wurden. Noch später ging der Ort in den Besitz des Geschlechtes Monok und von diesem geschenkweise an den Benedictinerorden über, dem der Donator auch ein Kloster baute. Dieses wurde 1556 durch Franz Némethy besetzt und in eine Burg verwandelt. So wollen es Einige erklären, daß die Burg Szerencs, die zum Theile noch jetzt in bewohnbarem Zustande besteht, nicht auf dem benachbarten Berge, sondern auf der Ebene unter demselben errichtet ist. 1587 verpfändete König Rudolf diese Burg sammt der dazu gehörigen Puszta Harangod bei Sigismund Rákóczy, Burghauptmann von Erlau; dieser erkor Szerencs zu seinem Begräbnißort und ließ sich zu diesem Zwecke unter der gothischen reformirten Kirche eine Gruft erbauen. Die Gruft ist, sammt dem marmornen Sarkophag, der als Grabmal über ihr in der Kirche steht, noch jetzt vorhanden, sie wurde jedoch 1644 durch die fremden Heere verwüstet. Auf der Deckplatte des Monumentes befindet sich das Familienwappen der Rákóczy, auf der einen Längsseite ein ungarischer, auf der anderen ein lateinischer Gedächtnißvers gleichen Inhaltes.

Am 31. März 1605 hielten Stefan Bocskay und seine Partei hier einen Reichstag ab, auf dem Bocskay am 17. April einstimmig zum „Fürsten von Ungarn, Siebenbürgen, der Moldau und Walachei, auch Grafen der Székler" ausgerufen wurde. Zur Zeit der

Türkenherrschaft war Szerencs ein wichtiger Platz als Festung, die gegen die türkischen Raubzüge schützte; später jedoch verlor es alle historische Bedeutung und wurde in seinem bürgerlich friedsamen Treiben nur noch durch das Waffengeklirr von 1848 bis 1849 gestört. Heute ist es als Sitz von Bezirksämtern und Eisenbahnstation von Bedeutung und wird gewiß auch durch die große Zuckerfabrik wesentlich gewinnen, deren Bau (zwischen der Stadt und dem Stationsgebäude) erst kürzlich vollendet wurde. Seine ehemals trefflichen Weinberge sind jetzt durch die Phylloxera, welche die ganze Hegyalja bedroht, beinahe vernichtet, was dem Wohlstande der Bevölkerung bereits einen schmerzlichen Schlag versetzt hat.

Nördlich von Szerencs finden wir Ond, östlich Zombor, eine hübsche und ansehnliche Ortschaft. Hier zweigt die Miskolcz-Tokajer Eisenbahn nach S.-A.-Ujhely ab. In der Nachbarschaft von Zombor (südlich) dehnt sich der Taktaköz aus, dessen zunächst gelegener Ort Pthrügy als Fundstätte von Objecten der Stein- und Bronzezeit den Archäologen wohlbekannt ist. Sowohl diese als auch die anderen Ortschaften des Taktaköz nehmen nach und nach eine modernere Gestalt an, weil das Volk statt der früher gebräuchlichen Häuser von Luftziegeln solche auf steinernem Unterbau und oft mit Ziegeldächern zu bauen beginnt. Einige ältere Häuser der Grundherren sind stattlich.

Südwestlich von Szerencs am rechten Ufer der Takta finden wir zuerst Szada mit seinem schlanken Thurme, weiter das Dorf Harkány, Mittelpunkt der Harkányischen Herrschaft. Gleichfalls südwestlich von hier dehnt sich im Westen der Bahnlinie die reiche Puszta Bazs aus, deren Ruine, „Pusztenkirche" (im Ungarischen gleichbedeutend mit „öde Kirche") benannt, noch jetzt verräth, daß da ehemals ein Dorf gestanden. Unterhalb von Bazs steht am Theißufer das hübsche und große Dorf Lúcz mit Eisenbahnstation, ein Hauptlandungsplatz der Theiß-Flößerei, von wo aus sich ein sehr beträchtlicher Landstrich namentlich mit Bauholz versorgt. Unterhalb des Dorfes bildet die Theiß eine große Insel, die ein Wald hochstämmiger Pappeln bedeckt. In der Gemarkung, sowie noch an anderen Orten im Harangod sieht man künstliche Hügel, sogenannte „Körperhügel" (testhalmok), deren einige noch aus der Zeit des Tatareneinfalles herrühren sollen. In demselben Dorfgebiet befindet sich, in einer Thalmulde verborgen, die Puszta Vadvizes, die in der Sage den Namen „Tataren-Krippe" führt, weil dort die tatarischen Scharen ihre Rosse, in Reihen aufgestellt, gefüttert und getränkt haben sollen. Um Lúcz her und unterhalb ist der Harangod am schönsten, weil er sich da als glatte, vollkommen wagrechte Fläche darstellt; von Lúcz aus beherrscht ihn auch der höchste all der schlanken Thürme. Weiter nach Süden an der Sajó-Mündung erblickt man die Ortschaft Kesznyéten, oberhalb am geschlängelten Sajó Girincs und am Einfluß des Hernád in den Sajó Köröm. Von Girincs ist außer seiner hübschen Kirche und seinem stattlichen Castell, das

auf einen förmlichen Rosenhain niederschaut, noch zu erwähnen, daß in seiner Nacharschaft, auf der „Hochebene von Köröm“ am 17. Mai 1707 der Rákóczy'sche Reichstag geschlossen wurde, weil das benachbarte Ónod, wo derselbe eröffnet worden war, überschwemmt war. Zwei Hügel in der Nähe dieser Hochebene nennt das Volk noch jetzt die Hügel Rákóczys und Bercsényis, da nach der Überlieferung die Zelte dieser beiden Kriegsherren auf denselben gestanden haben. Köröm aber genießt die traurige Berühmtheit, daß es im Jahre 1242, als auf der benachbarten Puszta Mohi die Vernichtungsschlacht geschlagen wurde, als Aufstellungsort für die Reserve des Tatarenheeres unter Batu Khan gedient hat. — Unter den Ortschaften längs des Hernád sind die bedeutendsten Hidvég, Böcs, Berzék, Hernád-Németi und besonders das hübsche Gesztely, weil hier mittelst der Hernádbrücke die Landstraße von Miskolcz her nach dem Harangod vorbeizieht, welchem also Gesztely förmlich als Thor dient, — als ein sehr wichtiges Thor sogar, so daß Görgey im Jahre 1849 daselbst die ihm nachrückenden russischen Scharen aufhielt, um sich den Theißübergang bei Tokaj zu sichern. Nördlich von



Reformirte Kirche in Szerencs.

da, über mehrere kleine Dörfer, Tanyas und Pusztten gelangt man nach Meggyaszó, der nördlichsten und beinahe volkreichsten Ortschaft des Harangod, mit vielen schmucken Häusern, über welche die alte reformirte Kirche mit ihrem hohen Thurme emporragt, eine der bemerkenswerthesten Kirchen der Gegend. Der Ort baut Wein und Weizen und besitzt auch eine alte Burgruine, sowie etwas abseits ein neueres, von schönem Parke umgebenes stockhohes Schloß (die Graefl'sche „György-Tanya"), dessen höchst geschmackvoll entworfene und eingerichtete Räume laut der goldenen Inschrift auf einer neben dem Haupteingang eingefügten Marmortafel bei Gelegenheit der Herbstmanöver im Jahre 1881 Seine Majestät den König und unter vier anderen Erzherzogen auch den Kronprinzen Rudolf beherbergt haben. — Hier geht das Alföld schon in die Welt der Berge über.



Feldarbeiter.



Ansicht von Debreczin.

Debreczin.



Eine der merkwürdigsten Städte nicht nur des ungarischen Alföld, sondern des magyarischen Volksstammes überhaupt ist Debreczin (Debreczen), das im ganzen Lande auch „das calvinistische Rom" genannt wird. Schon im XVII. Jahrhundert erwähnt es Balthasar Bartha in den einleitenden Zeilen seiner Chronik folgendermaßen: „Diese im Gefild erbaute, mit keinem starken Schutzwall umgebene, nur am Gehorsam festhaltende Stadt, Debreczin genannt, mein trautes Wohnheim".

Vor der Einwanderung der Ungarn wird auf der Stätte von Debreczin wohl kaum eine Stadt gestanden haben, denn in seinem ganzen Umkreise hat sich noch kein Gräberfund ergeben, aus dem auf die Niederlassung irgend welcher früheren Ansiedler an diesem Orte in geschichtlicher Zeit geschlossen werden könnte. Auch Funde aus vorgeschichtlichen Epochen kommen in der Gegend nur sehr selten vor; nur ein Steinhammer auf dem „verfluchten Feld", ein Aschenkrug, Obsidianmesser, welche das Volk „Ackerfeuersteine" (ugarkova) nennt, und ferner etliche Getreidemahlsteine bekunden, daß einstmals der Urmensch sich auch hierher verirrt hat. Auf der nämlichen Puszta fand man zwar auch Denkmäler der Bronzezeit und auf der Puszta Zelemér zwei Schuh lange Lanzenspitzen aus Bronze und ein urzeitliches Urnenfeld mit Aschenkrügen aus ungebranntem Thon, welche im Museum der Debrecziner Hochschule zu sehen sind; Denkmäler jedoch, die sich auf das Zeitalter der Völkerwanderung beziehen oder mit den jetzt bekannten Volksstämmen in Verbindung stehen, wurden in dieser Gegend niemals gefunden. Berge sind am Horizont von Debreczin nur bei klarem Wetter, und auch dann nur im Osten zu sehen; blos kleine Hügel, deren Höhe zwischen 6 und 10 Meter schwankt, ziehen sich in langer Reihe seinem östlichen und

westlichen Grenzrain entlang; sie heißen im Volksmunde „Kumanenhügel“ (Kunhalom) oder „Tatarenrast“ (tatárnyugvó).

Zwischen diesen Hügelreihen dehnt sich eine breite Ebene hin, durch Senkungen, Wasseradern, Wasserläufe zerrissen, welche alle besondere Namen haben. Geschlängelte Bäche, deren Strömung man kaum unterscheidet, mit hohem Röhricht durchwachsene Teiche, mähbare „Gründe“, abwechselnd mit natronhaltigen Tümpeln und dann, aus den vielen kleinen Senken, Gruben, Rinnen zusammengesickert, der „Vater der Adern“, der Hortobágy, der in trägem Laufe sie alle dem großen Sárrét (Schlammwiese) zuführt, angeschwollen aber die ganze Ebene überflutet. Das Ufer des Hortobágy liegt nur 121 Meter über dem Meeresspiegel. Außer diesen frei umherschweifenden „Läufen“ ist die Ebene auch noch von Gräben durchzogen, welche durch Ingenieure kunstgerecht angelegt die Überschwemmungsgewässer der Theiß ableiten. Sogar das Diplom Leopolds I. über die Mauthgerechtigkeit von Debreczin führt als Motiv an, daß „die Stadt Döbröczön an einem gesenkten, flachen und schlammigen Orte belegen ist“.

In dieser nach allen Seiten offenen, von Gewässern durchtränkten Flachgegend eine Niederlassung bis zur dauernden großen Stadt zu verdichten und diese dann viele Jahrhunderte hindurch aufrechtzuerhalten ohne Basteien, Steinschleudermaschinen, Kanonen und Kriegsheer, lediglich durch richtige Voraussicht, Verstand und Fleiß, — das konnte wahrlich nur das Werk jener Race sein, welche es thatsächlich durchgeführt hat.

Schon das Wappen der Stadt Debreczin überrascht den heraldischen Forscher auf den ersten Blick. Die Zusammenstellung desselben ist ein historisches Problem. Man sieht im Wappenschilde ein weißes Lamm mit einer goldenen Glorie um den Kopf, eine rothe Fahne mit weißem Kreuz an seine Schulter gelehnt, unter den Füßen des Lammes zwei ausgebreitete Bücher, über demselben eine aufsteigende Palme, dann über dem Harnisch einen gekrönten offenen Helm, auf diesem einen aus Flammen emporschwebenden Phönix und über diesem links eine goldene Sonne im Strahlenglanz, — lauter Denkmäler von Epochen der Stadtgeschichte. Das Lamm mit der Fahne ist das Sinnbild des auferstehenden Erlösers, die Belohnung Andreas' II. für seine im heiligen Lande geleisteten Dienste; das geöffnete Buch, der aus Flammen aufschwebende Phönix und die Sonne sind die Gaben König Rudolfs zur Versinnlichung dessen, daß die Stadt, aus ihrer Asche wiedererstanden, sich der Pflege der Wissenschaften widmete; der unter seiner Last in die Höhe wachsende Palmbaum endlich bekundet als sprechendes Bild die Anerkennung König Leopolds I. für die großen Verdienste Debreczins.

Soweit die Chroniken und schriftlichen Denkmäler zurückreichen, hat Debreczin sein eigenes geschichtliches Leben, das von den gewohnten Begriffen abweichend sich selbständig entwickelt und durch seinen Einfluß auf die Nation nach außen fühlbar macht.

Unter den Königen aus dem Mannesstamm des Árpádenhauses war Debreczin schon eine so mächtige Stadt, daß es unter der Anführung seines eigenen Burghauptmanns Andreas Dózsa von Debreczin dem König Andreas II. eine ganze Kriegsschar nach Palästina mitgeben konnte; dafür erhielt es sein erstes Wappen, das gleichbedeutend ist mit einem Privilegium. Weiterhin bis unter Karl Robert blieben die Dózsas von Debreczin erbliche Herren der Stadt. Zur Zeit des Matthias Dózsa ergriff Debreczin die Partei Karl Roberts und half die Kronprätendenten nach einander niederschlagen, zuerst Otto den Baier, dann Matthäus Csák, zuletzt Leo, König von Galizien; dafür stieg es dermaßen in seinem Ansehen, daß sein Burghauptmann Matthias Dózsa von Debreczin erst Obergespan von Szabolcs und Bihar, dann Wojwode von Siebenbürgen und schließlich Palatin von Ungarn wurde. Auch die Stadt selbst gewann erhebliche Privilegien, welche unter einer Reihe von Königen (Ludwig der Große, Sigismund, Wladislaus) noch erweitert wurden.

Die Bürger Debreczins erhielten gleichen Rang mit denen von Ofen; sie durften mit ihren Waaren im ganzen Lande zollfrei Handel treiben und es war nicht zuläßig, sie für welches Vergehen immer vor eine andere Behörde zu stellen als vor ihr eigenes gewähltes Stadtgericht, welches das Recht über Leben und Tod hatte, und was das bedeutsamste Privilegium Debreczins war, sogar sein Gebiet wurde als Asyl erklärt für jeden Hörigen, der sich dort niederlassen wollte. Dies brachte ein rasches Wachsthum seiner Bevölkerung mit sich. Für das hörige Volk der ganzen Gegend war das Gebiet von Debreczin das einzige freie Land, wo die Herrenmacht der Obergespane und Grundherren aufhörte. Auch Debreczin selbst hatte zwar einen Grundherrn, aber seine Bürger leisteten niemals die Robot, sondern zahlten seit unvordenklichen Zeiten 2.000 Gulden Taxe, wofür sie freie Herren in ihrer eigenen Stadt waren. Diese Freiheit bildete die Ringmauer Debreczins.

Denn niemals war es mit einem steinernen Wall umgeben, obgleich ein Beschluß des Königs Sigismund dies verfügt hatte. Ein Graben und ein Zaun mit Wachtthürmen aus Luftziegeln bildeten die Umwallung und bot selbst gegen Buschklepper keinen ausreichenden Schutz, wie denn auch thatsächlich mehrmals Einbrüche von Raubgesindel stattfanden, das sich in verworrenen Zeiten zusammengeschart hatte; aber die Einwohner schlugen solches Raubvolk mitten auf ihrem Marktplatz zu Schanden und den Anführer einer solchen Empörerbande, den zu geschichtlichem Ruf gelangten großen Karácson, den „schwarzen Mann", ließ der Richter von Debreczin sogar an Ort und Stelle köpfen.

Diese imposante Entwicklung Debreczins wird dadurch noch bemerkenswerther, daß es in seiner unmittelbaren Nähe Großwardein hatte, die glänzendste unter den fünf großen Städten des Landes, Wohnsitz von Königsbrüdern und Königssöhnen, auch Bischofssitz,

Wächterin des Grabmals Ladislaus des Heiligen und überdies mächtige, wohlumschanzte Festung. Großwardein zog den glänzenden, kriegslustigen Adel an sich, Debreczin den einfachen, arbeitsamen Bürger.

Das Lehensverhältniß, welches nach einer bestimmten Geldleistung geregelt war, ging nach den Dózsas auf den Serben Georg Brankovics, dann auf Johann Hunyadi über; jener erhielt es von König Sigismund als Pfand, dieser von der Nation als patriotische Belohnung. Ein halbes Jahrhundert blieb die Familie Hunyadi Herrin Debreczins; König Matthias I. lohnte die Treue der Stadt sogar durch Befreiung von den Abgaben nach den Ärarialeinkünften, desgleichen durch Befreiung ihrer Kaufleute von allen Zöllen im Lande, wogegen die Stadt das Mauthrecht an der Überfuhr des Hortobágy gewann. Zuletzt, durch einen Erlaß vom Jahre 1477, übertrug er sogar das Recht des Waarenaufenthaltes und Stapelplatzes für das Land jenseits der Theiß von Großwardein, dem es bis dahin zugestanden, auf Debreczin, dessen Treue gegen seine Mutter und Familie er schon früher in einem anderen Diplom dankbar anerkannt hatte. Durch diesen Act wurde Debreczin das, worauf sein Aufschwung beruht, eine durch ihre Märkte berühmte Handelsstadt, wo ehemals, so wie jetzt, die gewerbe- und handeltreibende Classe als die vornehme galt. Und diese Classe war stets magyarisch, Unternehmungslust und Geschäftsgeist gingen in ihre Natur über, sie überließ den Gewinn wahrlich keiner fremden Hand. In den Chroniken finden sich einzelne Daten, etwa daß es blos zwölf Griechen gestattet war, in der Stadt Geschäfte zu gründen, aber auch nur mit dem Beding, daß, wenn einer davon starb, kein Grieche sich an seiner Stelle ansiedeln durfte. Während der „Freiheit“, wie man die Landesmärkte nannte, durften alle Völker der Welt in Debreczin ihre Waaren verkaufen; da kamen sie denn auch aus fremden Landen herbei, walachische und türkische Krämer und polnische Handelsleute, und schlugen einen ganzen Bazar auf mit Saffian-, Seiden- und Musselinwaaren. Außerhalb desselben aber durften nur die Debrecziner Bürger die „Stände“ anfüllen, während sie ihrerseits die Befugniß hatten, ihre Waarenzelte sogar in Stambul aufzuschlagen.

Die vervollkommnete Industrie und der Handel mit den Erzeugnissen derselben nach fernen Ländern mußten schon in früherer Zeit den Volksgeist dieser Stadt mit ausgedehnteren Kenntnissen bereichern. Die wohlhabenden Bürger schickten ihre Söhne anfangs nach Krakau auf die Akademie; dabei aber gründeten sie auch daheim Schulen mit weltlichen Lehrern, nach denen eine der größten Straßen der Stadt noch jetzt Lehrergasse (mesterutcza) heißt.

Nach dem Aussterben der Hunyadis fiel die Grundherrenmacht über die Stadt den Szapolyais zu. König Johann (Szapolyai) bekleidete mit diesem Besitztitel im Jahre 1535 seinen mächtigen Anhänger Valentin Török von Enying. Dieser historisch so bedeutsame



Hauptplatz von Debreczin.

Magnat führte in Debreczin die Reformation ein. Der Geistliche Valentin war der erste Missionär daselbst. Das Volk von Debreczin trat massenhaft zum erneuerten Glauben über, nach sechzehn Jahren war die ganze Stadt protestantisch und nach weiteren zehn Jahren der Lehre Calvins ergeben. Alle Gotteshäuser wurden der neuen Religion eingeräumt, jede andere Kirche ging ein.

Die staatzertrümmernden großen Katastrophen, die nun folgten, theilten Debreczin für lange Zeit der siebenbürgischen Fürstengewalt zu. Diese Zeiten voll mannigfacher Wechselfälle haben die Lebensweisheit Debreczins zur Entwicklung gebracht.

Auf dem Heerwege von drei- und viererlei feindlichen Armeen gelegen, ohne steinerne Mauern, ohne Kriegsheer, und dennoch frei, treu dem Vaterlande, ausdauernd in der Arbeit der Aufklärung, der Wissenschaft, stand die Stadt allein da gleich einer unabhängigen Republik. Sie kaufte sich frei vom Sultan, von den Paschas, von ihren eigenen Fürsten, von den kaiserlichen Feldherren; gegen alle jene verwüstenden Heere schickte sie keine Truppen aus, sondern entrichtete die ihr auferlegten Kriegscontributionen; sie griff auch weiter zu keiner Heugabel, um sich mit dem Feinde zu messen, sondern schickte ihm Richter und Vorsteher entgegen, die den Handel mit ihm abschlossen, so daß Feuer und Schwert ihr fernblieb; die kriegslustige Jugend wußte sie daheim in Zucht zu halten und die Volksleidenschaft zu zügeln, welche lüstern ist nach Gefahr. Mehr als einmal stieß es jenen hervorragenden Abgesandten zu, daß der trotzige Feind sie in den Kerker werfen, ja auf die Folter spannen ließ; dem Wortführer, dem Richter wurde der Kopf vor die Füße gelegt, aber solch trauriges Beispiel hielt die Nachfolgenden doch nicht zurück, — Debreczin war das Vaterland.

Wie oft während dieser Zeitläufte nahm Debreczin die flüchtigen Bevölkerungen ganzer Städte, wie Szegedin, Makó, Csanád auf, und eine zeitlang auch die von Sárospatak vertriebenen Professoren und Studenten der reformirten Hochschule! Die Getreuen der überall verfolgten Reformation fanden hier ein bleibendes Asyl, und als Franz Rákóczy nach dem Abschluß seiner kriegerischen Geschicke das Land verließ, vertraute er die Scharen schutzlosen Volkes, die ihm nachgezogen waren, namentlich die Flüchtlinge aus dem Barser Comitate, das Weiber- und Kinderheer der Kurutzen, der Obhut Debreczins an, welches sie aufnahm.

Und als es endlich dahin kam, daß alles Beschwichtigen und Zahlen nicht mehr nützen wollte, da bewies das Volk von Debreczin, daß es sich auch des Schwertes nicht entwöhnt hatte; als im Jahre 1566 die verheerenden Schwärme der krimischen Tataren, ein Volk in Sclavenfesseln mitschleppend, sich gegen Debreczin heranwälzten, da wurden sie auf dem Felde zwischen Szoboszló und Ujváros durch die Bürgerschaft zersprengt, die Sclaven befreit, — noch jetzt heißt der Ort des Kampfes „Blutthal" (vérvölgy).

Aber trotz alledem konnten weder Weisheit, noch Opfermuth und tapferer Widerstand Debreczin vor aller Gefahr bewahren; nicht nur kaiserliche Heere, sondern auch Turko-Magyaren, „Pribéken“ (Überläufer), fielen es an, raubten es aus und die Feuersbrunst des Jahres 1564 legte die ganze Stadt sammt ihren Kirchen in Asche.

Aber der mächtige Gemeingeist, der im Volke lebte, richtete die Stadt aus dem Staube der Vernichtung wieder auf — und nicht dieses einzige Mal. Jener Phönix im Stadtwappen, der sich aus Flammen emporschwingt, ist das Sinnbild dieser Periode.



Die Hauptschule der Reformirten in Debreczin.

Charakteristisch für diese Zeiten ist eine Verfügung des Stadtrathes von 1610: „Da Gott die Geißel noch nicht von uns genommen, vielmehr das Verderben von Tag zu Tage wächst, also sei es, insolange Gott der Herr keinen ruhigen Zustand verfügt, männiglich verboten, zu fiedeln, zu tanzen, die Leier zu schlagen und zu virginiren.“

Für das Volk aber ist es kennzeichnend, daß es unter all diesen kriegerischen Wechselfällen dem jeweiligen Herrscher, dem der Friedensvertrag diese große ungarische Stadt unterthan gemacht hatte, die Treue unverbrüchlich wahrte. Die Könige aus dem Hause Habsburg nicht minder als die Szapolyais, Báthoris, Bethlens, Bocskays und Rákóczys belohnten die Stadt für ihre aufrichtige Treue mit neuen und bestätigten alten Privilegien; Stefan Báthori vergißt selbst noch als König von Polen nicht, ihr seine Gunst zu erweisen, ja sogar der türkische Sultan fühlt sich bewogen, ihr in einem Nothjahre

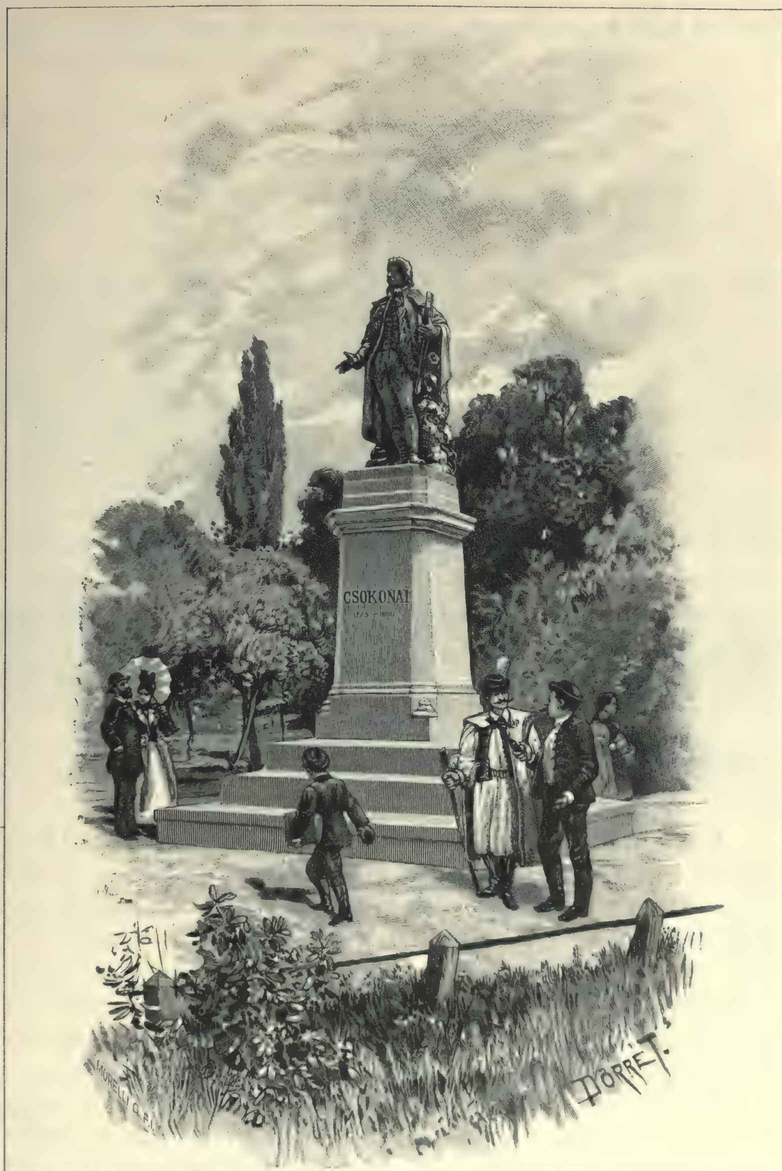
einen Theil der Steuer zu erlassen. — Fürst Gabriel Bethlen begann den Wiederaufbau der durch Feuersbrunst zerstörten Domkirche, Georg Rákóczy I. aber beendigte dieselbe und schenkte ihr eine 50 Centner schwere Glocke, aus Kanonen gegossen, die er in siegreichen Feldzügen erbeutet hatte, — sie heißt noch jetzt Rákóczy-Glocke. Georg Rákóczy II. hinterließ der Stadt ein weit schlimmeres Andenken. Er verlor sein Heer auf dem Kriegszuge nach Polen und brachte Debreczin durch seinen Kleinkrieg gegen die Türken den Feind an den Hals, gegen den er es dann nicht schützen konnte. Er selbst blieb in der Schlacht bei Gyalu und der alte türkische Pascha forderte von den Debreczinern nur noch große Messer und eine lange Kette, jene, um den gefallenen ungarischen Streitern die Köpfe zu schinden, diese, um die Gefangenen daran festzubinden.

Auch in der folgenden Zeit kam eine lange Reihe von Calamitäten über die Stadt Debreczin. Die systematischen Verheerungen des Generals Caraffa überboten noch die türkischen Grausamkeiten, so daß, als er Debreczin verließ, die Hälfte der Häuser unbewohnt blieb. Und als bereits Feuer, Hochwasser, verkehrte Ordnung der Elemente, und was noch verheerender als alle Elementarkraft, die tolle Wuth des Menschen sich im Verwüsten müde getobt, da gerieth die feste Erde selbst in Bewegung, um das große Werk des Verderbens zu vollenden, und ein Augenblick des Erdbebens stürzte Alles in den Staub, was irgend noch stehen geblieben. Und das Volk von Debreczin verlor selbst jetzt nicht die Kraft der Seele, es verwand jeden Schlag, baute jede Ruine wieder auf, begann jede Arbeit von vorne; selbst in bedrohter Lage, bot es ein Asyl allen verfolgten Bewohnern des ganzen Landes. Die ihrer Religion wegen bedrängten Gläubigen und der wissenschaftliche Geist hatten eine feste Burg: die Hochschule von Debreczin. Diese ließ sie niemals verfallen und von ihr aus strahlte seine geistige Kraft erneut in die Runde.

Gleich dem Gestade einer neuen Welt schimmert aus diesem stürmischen Getümmel die neue Epoche hervor, welche durch das Diplom Leopolds I. eingeleitet wird. Es folgte auf die Tage der äußersten Noth. Die Osmanen, auf allen Schlachtfeldern geschlagen, aus allen ihren Festungen hinausgedrängt, in ihre letzte Veste Temesvár hineingedrückt, überrumpelten Debreczin mit ihren Tatarenhorden, um sich gewaltsam zu verproviantiren. Die ganze Einwohnerschaft floh vor der unbarmherzigen Schar. Leer stand die Stadt, Niemand erntete die Saat, verlassen waren die Weideplätze. Die ganze Gegend eine Wüstenei.

Und Alles wurde wieder neu geschaffen.

Das Diplom König Leopolds I. vom Jahre 1693 erhebt Debreczin schon in die Reihe der königlichen Freistädte, deren Deputirte auf dem Reichstage erscheinen. Die königliche Urkunde entwirft ein lebendiges Bild der außerordentlichen Drangsale dieser großen Stadt und ihrer unter solchen Verhältnissen geleisteten hochwichtigen Dienste, welche „die menschlichen Begriffe übersteigend“ genannt werden. Zum Lohne für solche



Das Denkmal Csokonais in Debreczin.

Verdienste befreit sie die Stadt von allen Grundherrenlasten, vom Dreißigsten und den Mauthgebühren, bestätigt sie in ihren alten Gebräuchen und Befugnissen und ergänzt gleichzeitig das Wappen der Stadt mit einem grünenden Palmbaum.

Und dieser Palmbaum wuchs neu in die Höhe. Denn seine Wurzeln standen fest in der Obrigkeit der „Republik" Debreczin und in den Sitten des Volkes. Diese uralten puritanischen Sitten standen in der Hut von streng gehandhabten Gesetzen. Schamlosigkeit, Üppigkeit, Fluchen, ja eine zeitlang sogar das Rauchen, wurden unbarmherzig mit Marter und Tod bestraft. Jeder Mann, der in eine Innung eintrat, mußte innerhalb eines Jahres heiraten; Ehebruch wurde mit Enthauptung geahndet, das Haus des Bürgers, der sich vom Heere entfernt hatte, wurde niedergerissen.

Und dabei wurden Industrie und Landbau entwickelt, die Wissenschaft und der reformirte Glaube gepflegt. Die Goldschmiede von Debreczin waren berühmt wegen ihrer Arbeiten in edlem Metall, noch berühmter die Gelehrten, deren Werke, kostbarer als Gold und Silber, die Druckerei der Stadt verewigte.

Und während die weisen Volksführer, vom Collegium angefangen bis in die Schusterwerkstätte hinab, jedes Mittel für den Erfolg der physischen und geistigen Arbeit in Anwendung brachten, widmeten sie ihre Sorgfalt auch noch der fernen Zukunft. Eine nach der anderen, kauften sie die umliegenden Puszten an, welche kurz vorher noch blühende Dörfer waren, die Nester altungarischer Adelsfamilien wie der Ohatis, Szepesis, Zeleméris, Bajonis. Die Ungunst der Zeiten, die türkischen Verheerungszüge, die Unsicherheit des Lebens hatten den Adel fortgescheucht, in andere Gegenden, unter den Schutz größerer Festungen, ihre Besitzbriefe waren vernichtet, sie selbst verschollen, ausgestorben oder anderswo unter anderen Namen zu neuer Blüte gelangt. Das Gebiet von Debreczin aber wuchs immer mehr, theils durch Besitzkauf, theils durch glückliche und vorsichtige Proceßführung, und es kam zuletzt einem kleinen Herzogthum gleich.

Vom Rákóczy'schen Freiheitskriege hatte sich Debreczin losgekauft um 25.000 Gulden in Gold und Silber, die es dem Fürsten bezahlte. Die nationalen Fürsten und ihre Heerführer waren stets durchdrungen von dem Bewußtsein, wie wichtig die Erhaltung Debreczins für die nationale Cultur sei, daher schützten sie die Stadt vor jedem blutigen Streiche, führten ihr junges Volk nicht fort in den Krieg und warnten sie sogar bei Zeiten, wenn ein feindliches Heer im Anzuge war, damit die Einwohner sich noch flüchten konnten. Und wenn dies geschah, dann blieb in ihren Häusern auch nicht eine Seele zurück, der Feind fand eine todte Stadt auf seinem Wege liegen.

Nach dem Szathmárer Friedensschlusse, dessen Präliminarien in Debreczin, und zwar in Georg Komáromys Hause auf der Czegléder-Straße, in dem noch jetzt so genannten Komáromyschen Hause festgestellt wurden, hört die Specialgeschichte Debreczins auf. Als

königliche Stadt, als Sitz der Wissenschaften füllt es nun, in die Gesammtgeschichte der Nation eingefügt, seinen Beruf aus: es zahlt, lehrt, kämpft und arbeitet.

1849 wird es Sitz der ungarischen Regierung, in seinem Collegium finden die Sitzungen des Abgeordnetenhauses statt, in seiner Hauptkirche wird am 14. April die Unabhängigkeitserklärung verkündigt. Am 2. August findet hier zwischen dem Honvédheere Nagy Sándors und der zehnmal überlegenen russischen Armee eine blutige Schlacht statt mit schweren Verlusten für die Freiheitskämpfer. Das Andenken dieser Schlacht wird



Hauptstraße in Debreczin.

durch einen steinernen Löwen im Denkmalgarten verewigt. Die Verheerungen der Russen haben Debreczin einen Schaden von einer Million Gulden zugefügt.

Auch das ist seither verwunden. Jetzt ist Debreczin eine Culturstadt, vom alten Debreczin ist nur noch übrig, was des Bestandes werth war.

Heute besteht das Verbot nicht mehr, daß kein Anderer als ein Calvinist sich in der Stadt niederlassen darf, aber der alte Glaubenseifer ist dennoch geblieben. Auch jenes merkwürdige Vorrecht besteht nicht mehr, daß ein Höriger, der zu den Thoren Debreczins eingeht, ein freier Mann wird, aber trotzdem zieht die Stadt von nah und fern alles Volk an sich, das durch Verstand und Arbeit gedeihen möchte. Heute hat Debreczin keine Freiheit von Mauth, Steuer und Dreißigst mehr, aber trotzdem behaupten Gewerbe und

Handel die erste Rangclasse in der Stadt. Heute hat es keine togatragenden Studenten und keine Professoren in Schnallenschuhen mehr, aber darum haben doch auch seine jetzigen Professoren ihre Ausbildung zumeist auf deutschen und englischen Universitäten erhalten und Dank dieser Verbindung mit dem ausländischen Protestantismus ist es auch heutigestags die feste Burg der vaterländischen Wissenschaft, — das calvinistische Rom.

Damit wäre denn die Geschichte Debreczins kurz skizzirt. Betrachten wir nun die Stadt selbst und vor Allem ihre Umgebung, mit der hochberühmten Hortobágyer Puszta beginnend. Diese ganze 52.000 Joch große Fläche bildet eine einzige Hutweide, die nur zu einem ganz geringen Theile vom Pfluge geritzt worden. Noch im XVI. Jahrhundert umfaßte sie die Gemarkungen und Weiden von blühenden Dörfern, wie Zám, Ohat, Máta. Im Frühjahr hat sie viel Wasser, im Sommer wenig; wo sie nicht „schwappt", ist sie dürr; das Ganze ist von der Soda beherrscht und die Vegetation der fruchtbaren Soda üppig, die der „blinden" Soda kümmerlich.

In den alten Beschreibungen ist die Rede von Röhrichten und Seen, den Brutstätten von Sumpfgethier, besonders Reihern. Bei großen Theißüberschwemmungen schiffte man auf Kähnen über die Puszta und auf dem Hortobágy-Flusse besaß die Stadt eine Mühle mit zwei Rädern. Alles hat die Theißregulirung beseitigt, jetzt ist fast Alles Weide, mit Ausnahme des Pusztencommissärs, der Feldrichter und der Thierärzte nur von Hirtenvolk bewohnt, welches den Reichthum der Stadt und ihrer Bevölkerung, den vierfüßigen Schatz hütet. Nahe an 50.000 Stück Vieh weiden auf Hortobágy, darunter in 15 „Gulyas" (Rinderherden) 15.000 Stück Hornvieh und in 9 Gestüten etwa 4000 Pferde. Dieses Heerlager von Thieren wird von 260 Hirten bewacht.

Diese Hirten sind ein höchst lebenskräftiger Stamm, der sein Leben vom Frühjahr bis zum Winter auf der Puszta, den Winter hindurch meist auf den Tanyas der Landwirthe verbringt. Von Bequemlichkeit, Verzärtelung haben sie keinen Begriff. Sie sind abgehärtet gegen alle Unbilden der Witterung, Winter und Sommer tummeln sie sich unter freiem Himmel. Sie leben gut aber mäßig und trinken selten Wein, der Branntwein hat ihr Blut noch nicht vergiftet, keinerlei Seuche erbt sich in ihren Adern fort. Niemals haben sie sich mit fremdem Element vermischt; noch heute darf man sie als Muster hinstellen: so hat der Magyare vor tausend Jahren in seiner Urheimat ausgesehen. Den Pfarrer, die Kirche sehen sie das ganze Jahr nicht und wissen dennoch, was Ehre und Anstand heißt; getreu hüten sie ihrem Herrn das Vieh und lieben die Thiere, mit denen sie gemeinsam aufgewachsen sind, sie kennen die Abstammung jedes einzelnen. Solange sie Knechte sind, gehorchen sie; haben sie lesen und schreiben gelernt und sind zu Meisterknechten herangealtert, so behandeln sie ihre Knechte mit billigem Sinn. Viel Wissen ist bei ihnen nicht zu finden, obgleich sie als Knaben sich redlich durch die städtische Schule gesessen

haben; das hindert sie aber nicht, sich ihre Arbeit auf Tage und Stunden trefflich einzutheilen. Und gerne lesen sie ein gutes Buch; sie kennen die volksthümlichen Dichter, haben sogar selbst eine poetische Ader und machen Volkslieder, Text und Melodie in einem Athemzug, Alles über das Hirtenleben. Sie kennen den Gang der Witterung und brauchen nicht erst im Kalender nachzuschlagen. Die Landkarte der Hortobágyer Puszta wissen sie auswendig, in finsterer Nacht würde Einer da nicht irregehen und Jeder weiß, wie weit die Grenze reicht, bis wohin sein Vieh weiden darf, obgleich nirgends ein Grenzstein zu sehen ist. Sie haben einen raschen Verstand, ein gutes Herz; ohne Lohn helfen sie,



Bürger von Debreczin.

wo Noth an Mann ist, und begegnen dem Fremden mit Freundlichkeit. Der Richter hat unter ihnen nichts zu thun, nicht einmal ein Gendarm gibt auf sie Acht.

Aber selbst zwischen diesen Hirten gibt es keine Gleichheit, auch sie haben ihre Rangclassen. Zu oberst steht der „Gulyás" (Rinderhirt), dann kommt der „Csikós" (Roßhirt). Gulyás und Csikós befreunden sich noch mit einander, mit den anderen zwei Ständen aber gibt es schon keine rechte Gevatterschaft, und auch unter diesen steht noch der „Kondás" (Schweinehirt) im Range voran, bezeichnend für das auf seine Schweinezucht so stolze Debreczin, und ganz zuletzt erst kommt der „Juhász" (Schafhirt).

Alljährlich einmal, zum großen Jahrmarkt, versammeln sich alle vier Classen in der Trinkstube der Hortobágyer Csárda. Diese große Csárda am Ufer des Hortobágy-Flusses

ist ein tüchtiger Steinbau, mit bequemen, gut ausgestatteten Gastzimmern. Ihr Wirth zeigt schon Herrenart, denn er ist zugleich Pächter, führt guten Wein und gute Küche; meist ist er Magyare und der Gast hat ihm die Hand zu drücken.

Neben der Csárda steht die große steinerne Brücke, ein monumentaler Bau mit neun Bogen, die auf Pfeilern stehen. Es heißt, der Kalk sei bei ihrem Bau mit Milch gelöscht worden und daher sei sie so dauerhaft ausgefallen.

Auf der Puszta diesseits des Hortobágy-Flusses wird der große Viehmarkt abgehalten, zu dessen interessanten Episoden es gehört, wie der Csikós das wilde Roß, das sich der Käufer ausgesucht, herausfängt, indem er ihm die Wurfleine um den Hals wirft.

Die Hütte des Hirten hat Wände von „Schwalbenbau“ und ein Rohrdach mit weit vorspringendem Rande; unter diesem ist ein Legebrett angebracht, wo das Brot für die ganze Woche aufbewahrt wird, und in einer ansehnlichen hölzernen Tonne das Essen, das dem Csikós und dem Gulyás sein in der Stadt wohnendes Weib jeden Sonntag herausbringt. Es sind lauter Speisen in saurer Brühe: „Weißes mit Essig“, „Schnittersuppe“, „gefülltes Kraut“, „Gespicktes“, „saure Bohnen“. Dies ist das Menu der Puszten. Aber der Csikós und Gulyás verstehen sich selber aufs Kochen. Neben der Wohnhütte sieht man überall die Kochhütte. Diese ist ein runder, hüttenförmiger, oben offener Rohrpferch, dessen Boden mit Backsteinen ausgelegt ist; in der Mitte steht der Herd und neben ihm der drehbare Kesselhaken („Dienstholz“, Kochholz), an dessen Ende der Kessel gehängt und über das Feuer gerückt wird. Als Feuerungsstoff dient der in Haufen zusammengetragene „verwaiste Dünger“. Diesen auf den Feldern, wo er verstreut liegt, zu sammeln, ist das Amt des „Schubkärrners“. Dies ist der Titel des zwölfjährigen Hirtenknaben, der, nachdem er in der Stadt die Schule besucht und lesen, schreiben und rechnen gelernt hat, nun herauskommt, um ohne Lohn zu dienen, bis er zum Knecht heranwächst. Ihm liegt es auch ob, in der Kochhütte das Essen zu kochen und es dann im Kessel den Knechten zuzutragen. Hat sich der Eine sattgegessen, so trägt der Junge den Kessel weiter. Zuletzt bleibt immer noch genug darin für den Schubkärrner.

Außer der Wohn- und Kochhütte enthält die Gruppe noch den „Windfang“, aus drei Flügeln bestehend; beim Schafhirten ist er aus Rohr geflochten, beim Roßhirten aus starken Planken gefügt. Da suchen die Thiere Zuflucht, wenn der Wettersturm über die Puszta fegt; trifft er die Roßherde im Freien, so verschlägt er sie manchmal bis zur Theiß hin. Schließlich gehört zu dem Bilde noch die große „Herdentränke“; das Becken derselben, mehrere Klafter breit und lang, ist mit Eichenbohlen gefüttert und aus diesem schöpfen die „Bojtáren“ (Knechte) jeden Mittag und Abend das Wasser für so viele tausend Stück Vieh mit zwei oder drei Eimern, die an langen Brunnenschwengeln hängen, in einen Trog von ungeheuerer Länge.

Die Schäferhütte sieht wieder anders aus. Ihr Inneres ist Wohnstube und Küche zugleich; ein Bett mit Kissen, eine Truhe mit Tulpen bemalt, stehen darin, Beutel mit Schafkäse hängen am Balken. Das Weib des Schafhirten wohnt mit auf der Puszta und kleine Kinder spielen um die Hütte her. Manche Hütte ist wie eine Insel mit Wasser umgeben und ein Brücklein führt in den Hof hinüber.

Ein interessanter Anblick ist die „Délibáb" (Luftspiegelung) der Hortobágyer Puszta, die dort an jedem heiteren Sommertag ihr feenhaftes Gaukelspiel treibt. Der Horizont gleicht einem Meere, dessen Wellen sich rasch dahinschlängeln und aus dessen Schooß dunkelgrüne Wälder und Inseln auftauchen. Der Thurm einer fernen Kirche erscheint



Bürger von Debreczin.

verdoppelt. Zuweilen hebt die Délibáb die Bilder von Ortschaften, die unterhalb des Horizontes liegen und nicht einmal durch das Fernrohr wahrzunehmen sind, hoch in die Luft, so daß die Hortobágyer Puszta mit Städten vollgebaut erscheint. Dann wieder sieht man zwei Roßherden über einander weiden. Wenn dieses Blendwerk eines Meeres das Land nach und nach verschlingt, scheint da und dort eine Gruppe von Thieren am Rande des Horizontes zu stehen und erscheint durch optische Täuschung so groß, als stünden lauter Mammuths beisammen. Aber der herrlichste Anblick auf der Puszta ist der Sonnenaufgang im Sommer. Wer ihn genießen will, muß gar früh, schon vor drei Uhr, noch unter dem Sternenhimmel beim ersten Frühroth hinausgehen auf die Puszta Zám.

Hier dehnt sich vor uns die echte Puszta aus. So weit das Auge in die unabsehbare Ferne blickt, sieht es keinen Hügel, keinen Baum, keine Hütte, keinen Rohrkegel, nicht einmal einen Ziehbrunnen, die ihm als Richtpunkt dienen könnten. Nah und ferne kein

lebendes Thier, kein fliegender Vogel, kein laufender Hase, kein Storch, der einem Frosch aufpaßt, kein Adler, der auf Beute lauert. Nichts als der gestirnte Himmel und das flache grüne Grasfeld. Aber eine Stimme verkündet dennoch das Leben. Das ist der Sang der Lerchen in hoher Luft, der vom Morgengrauen an über die ganze Puszta hinklingt.

Es dauert eine volle Stunde, bis wir in raschem Galopp diese Puszta durchschneiden, wo kein Pfad und keine Radspur die Richtung weist, bis endlich vor uns am Gesichtskreise die vier Hügel von Zám auftauchen und zwischen ihnen die Ziehbrunnen mit drei Schwengeln, förmlich wie ein Golgatha anzuschauen. An jener Stelle stand einst wirklich die volkreiche Ortschaft Zám, von der jetzt nur noch die Délibáb träumt; ihr Standort ist durch die steinernen Grundmauern der zerstörten Kirche bezeichnet und durch jene Hügel, welche die Gebeine von begrabenen Tausenden decken.

Auf dieser Puszta haust die „große Rinderherde" der Stadt. Fünfzehnhundert Kühe mit ihren diesjährigen Kälbern und zahlreichen Stieren. Die Thiere befinden sich im Sommer auf der Weide, im Winter auf den Tanyas oder den Waldweiden. Die Kühe werden nicht gemolken, sie dienen nur der Zucht. Verkauft wird von der Herde nur triebweise und oft genug kommt es vor, daß der hinwegbeförderte Trieb von seinem neuen Aufenthaltsort auf die Puszta Zám zurücktrabt, wobei er sogar die Theiß durchschwimmt. Die ganze „Gulya" (Herde) schläft in eine ungeheure Masse zusammengeballt, bis die Sonne aufgeht, und gibt keinen Laut von sich, mögen auch die großen Hirtenhunde den Wagen der fremden Ankömmlinge noch so heftig anbellen.

Die wunderbaren Variationen des auf der Puszta beobachteten Sonnenaufganges finden ihre Erklärung in denselben Ursachen, welche die Erscheinungen der Délibáb hervorrufen. Sie sind Wirkungen der Strahlenbrechung in den unteren Luftschichten, welche durch die Ausstrahlung des bei Tage durchwärmten sodahaltigen Bodens verdünnt werden. Im ersten Augenblick drängt sich ein wundersam mächtiger Feuerhügel über den dunklen Sehkreis empor, um sich im nächsten Augenblick spitz aufzugipfeln wie eine Pyramide. Dann verzerrt sich das Sonnenbild zu einem Fünfeck; einen Moment später liegt es wie ein Ei auf der Seite; noch eine Secunde und es schnürt sich unten zusammen, so daß es in Pilzform dasteht; hierauf gleicht es unten einer spitzen Citrone und zu allerletzt verengt es sich ganz oben halsförmig wie eine römische Urne, — und während all dieser Verwandlungen hat es keinen Glanz, man kann ihnen mit freiem Auge folgen. Man könnte dieses Phänomen „die Fata Morgana der Morgenröthe" nennen.

Wenn dann die echte Sonne ihre Strahlen um sich schießt, springt plötzlich das ganze Heer gehörnter Thiere auf und setzt sich, dem Leitthier folgend, in Bewegung nach dem grünen Gefilde, wobei es in einen Chorus von ununterbrochenem Gebrüll ausbricht, dessen Disharmonie die gewaltigste Symphonie bildet.

Ehemals war diese Puszta eine bevölkerte Gegend, der Sitz einer Abtei, desgleichen Ohat und Papegyháza, deren Namen jetzt von Puszten geführt werden und deren Denkmal aus einem vereinzelten Hügel von Backsteintrümmern besteht; auch die einzelnen Weideparcellen haben alle ihre eigenen Namen wie die Comitate, die ein Land bilden.



Bürger in bunter Szür.

Die Tracht der Hirten ist heute noch dieselbe wie vor Alters: ein rundes Hütchen; weitflatternde Hemdärmel an einer Hemdbrust, die so kurz ist, daß der bloße Leib darunter bei der Arbeit im Sommer und Winter sichtbar wird; darüber ein „Prußlik“ (ärmellose Jacke) mit flachen Knöpfen; auf eine Schulter geworfen, an schnallengeschmücktem Riemen der tulpenbestickte „Szür“ (Lodenmantel) mit vorne zugebundenen Ärmeln; in den Leibriemen gesteckt der Tabaksbeutel nebst Stahl und das bunte Schnupftuch; eine weite „Gatya“ (Leinenhose), darunter Stiefel, am Knöchel fein gefältelt und nur mit e i n e m Sporn beschlagen, nur an einem Fuße oder mit zweien, die aber dann „klingend“ sind.

Als Ergänzung der Tracht dient die über die Schulter geworfene Peitsche mit kurzem Stiel und langer Schnur („karikás“ = Ringelpeitsche); die Hirten selbst flechten sie mit großer Kunst und schlagen den Stiel mit Messing- und Silberdraht aus oder schmücken ihn mit eingegossenen Zinnverzierungen.

Das Pferdegeschirr des Csikós unterscheidet sich von dem des Gulyás. Beide haben husarenmäßige Sättel, aber der des Csikós hat keinen Sattelgurt, er ist nur so lose auf den Rücken des Pferdes hingeworfen. Erstaunlich ist die Geschicklichkeit, mit der der Csikós in diesen nicht festgemachten Sattel springt, indem er ihn mit der rechten Hand an den Rücken des Pferdes preßt. Ein Gentleman Rider und selbst ein Soldat würde beim ersten Galopp sammt dem Sattel herunterpurzeln. Außer dem Sattelzeug trägt der Hengst noch, lose um seinen Hals geworfen, die aufgerollte Wurfleine (Lasso), 24 Meter lang. Legt sich der Csikós schlafen, so bindet er sich das Ende dieser Leine ans Handgelenk und läßt so sein Rößlein grasen. Das kluge Thier aber gibt wohl Acht, seinen schlafenden Herrn nicht durch einen Ruck zu stören; sieht es jedoch ein verdächtiges Thier herankommen, so weckt es den Schlafenden durch lautes Gewieher.

Das Pferd des Gulyás dagegen trägt ein schmuckes, mit Riemenfransen behängtes Geschirr; der hohe Tatarensattel ist durch einen breiten Gurt um den Leib des Thieres geschlossen, die kostspieligen Messingschnallen desselben sind meisterlich gearbeitet. Ehedem wurden diese Schnallen sogar aus Silber gemacht. Am Halfter befindet sich ein Messingring für den Messing-Fokos (Beilstock mit langem Stiel). Dies ist die einzige Waffe des Csikós wie des Gulyás. Eine Schußwaffe führt er nicht.

Der Juhász (Schafhirt) trägt eine Bunda (Schafpelz), im Sommer mit dem Rauhen nach auswärts. Der Kondás (Schweinehirt) trägt Szür oder Bunda, und bei großer Hitze tragen sie alle den „Bocskor“ (Bundschuh).

Unerschöpflich ist die Poesie der Hortobágyer Puszta, aber auch ihre Prosa ist interessant.

Das bewegliche Eigenthum, das sich auf dieser Puszta mehrt, repräsentirt nahe an fünf Millionen Gulden und übertrifft den Werth des Bodens, auf dem es weidet.

Und dieser eigenthümliche, an locale Verhältnisse geknüpfte Wirthschaftsbetrieb hat seinen eigenen intellectuellen Apparat, der sich aus den mehrhundertjährigen Überlieferungen der Erfahrung entwickelt und mit den rationellen Verbesserungen der Neuzeit gepaart hat.

Eine Viertelstunde weit von der großen Csárda, jenseits der Brücke, dem Flußlauf nahe, sieht man den Hügel der Puszta Máta aufragen. Es ist dies eine fruchtbare Bodenerhebung, auf deren Humusboden man sogar schon geackerte Tafeln findet und eine reiche Wiese, welche Futter für die edlen Racepferde und Rinderherden liefert.



Ein Theil des „großen Waldes".

Auf dieser regelrecht cultivirten Erhebung findet man die Gruppe der Beamtenhäuser. Die Wohnung des Commissärs, das Haus der Ärzte und die Thierheilanstalt sind feste Backsteinbauten, umgeben von einer Parkanlage, einem Obstgarten, Rosenhain, Küchengarten, einer Eisgrube für jedes Haus, — also überall die Bequemlichkeit, wie sie den Ansprüchen des Gebildeten entspricht.

Dem Obercommissär mit seinen sechs Überreitern liegt die administrative Aufgabe ob, sie sind die Organe der öffentlichen Ordnung. Bewaffnete Gendarmen haben hier keine Kaserne. Und dennoch hat es seit fünf Jahren auf der Hortobágyer Puszta, wo 50.000 Stück Vieh weiden, keinen Fall von Diebstahl gegeben.

Zahllos sind dagegen die Fälle, daß verlaufenes Vieh von anderswo sich hierher verschlägt. Es wird aber sofort angehalten und darf sich gar nicht unter das übrige mischen, sondern wird auf eine umzäunte Weide getrieben, wo es abwartet, bis der Besitzer es holt. Blutvergießen, Mord ist hier außerordentlich selten.

Das Veterinärwesen wird durch drei Thierärzte besorgt. Zwei derselben inspiciren die Puszta fortwährend, einer leitet das Thierspital. Ihm untersteht auch die vollkommen eingerichtete Veterinär-Apotheke und er hat für die prophylaktischen Maßregeln zu sorgen. Jene ungeheure Anzahl von Vieh, welche im Frühjahr auf den Hortobágy hinauskommt, wird Stück für Stück von ihm untersucht und nur auf Grund des durch ihn ausgestellten Scheines auf die Weide gelassen. Ein krankes Thier muß sofort ins Thierspital hinaufgetrieben werden.

Auf der Puszta Máta hegt schließlich die Stadt Debreczin ihre zwei größten Schätze: ihre Stamm-Rinderherde und ihr Stamm-Gestüt.

Ein ganz anderes Bild zeigt die Gegend von Debreczin in ihrem nordöstlichen Theile. Von Großwardein her führt eine prachtvoll gebaute Landstraße nach der großen Stadt der weithin sichtbaren Doppelthürme und hochauf dampfenden Fabriksschlote. Längs der Straße wechseln reiche Äcker und die Producte der neueren landwirthschaftlichen Industrie, Tabak- und Rapsfelder ab. In Gärten und Baumgruppen stehen dicht beisammen weißblinkende Gehöfte, stellenweise aber begleitet den Weg dichter Wald, dessen Ende sich in den Horizont verliert. Auf den Lichtungen drängen sich niedergemähte Schwaden, aufgethürmte Heuschober, dann Obstgärten, Weingärten, Tafeln mit Gemüse, Melonenfelder, an deren Stelle schließlich großstädtische Villenreihen mit Hausgärten treten. Hier weidet das Vieh nicht mehr frei, sondern zieht Pflug und Wagen und man sieht fünf bis sieben starke Rosse von spanischem Schlage vor den schwer mit Eisen beschlagenen Bauernwagen gespannt mit zehn oder zwölf Taglöhnern, die auf der Wagenleiter sitzend im Galopp durch den hindernden Sand jagen, dessen Staubwirbel hinterdrein hoch auffliegen. Vom schwarzen weizenträchtigen Sande bis zum Flugsand kommt da Boden jeder Art vor, aber

alles schon für die Cultur gewonnen. Der lose Sand wird gebunden durch die 45.000 Joch betragenden Wälder Csere, Gut und den bei der Stadt gelegenen „großen Wald“, in deren Bereiche sich an 17.000 Joch Wiesen und Äcker von Privateigenthümern zerstreut finden. Hier sieht man die Landwirthschaft Debreczins, deren System man nicht versteht, wenn man nicht erst jene eigenthümliche Gütergemeinschaft kennen gelernt hat, die sich sonst nirgends im ganzen Lande findet. Die Stadt Debreczin selbst ist nämlich Großgrundbesitzerin; die Oberfläche ihres inneren und äußeren Besitzes beträgt 170.000 Joch, zusammen aber mit ihrem auf den Gebieten von Nachbargemeinden befindlichen Grundbesitze volle 20 Quadratmeilen. Aus dem Ertrag dieses ungeheuren Besitzes und der städtischen Beneficien subventionirt die Stadt alle Kirchen, Schulen, wohlthätigen und



Hortobágyer Brücke.

Bildungsanstalten, Theater, Spitäler und bestreitet überdies die gesammten Verwaltungskosten. Für alles das zahlt der Einwohner von Debreczin keinerlei Gemeindesteuer.

Und überdies ist ein Theil des städtischen Grundbesitzes, der „Ondód“, der aus dem besten Culturboden besteht, unter die Bürgerschaft vertheilt, und zwar nach dem Verhältniß, daß auf je 8 Klafter im Innenbezirk gelegener Hausstelle 300 Klafter „zum Hause gehörigen Feldes“ entfallen. Dies ist das immerwährende Eigenthum jedes „Hauses“. Der Acker ging mit dem Hause. Bis in die letzten Jahre durften weder Haus, noch Feld abgesondert verkauft werden. In derselben Weise dient auch das Holz der großen Waldungen unentgeltlich dem allgemeinen Nutzen; jeder Hausbesitzer nimmt an demselben je nach der Größe seiner Hausstelle theil und hat ebenso seine Weideberechtigung auf dem Hortobágy im Verhältniß zu seinem Besitzthum.

Im Großen und Ganzen ist Debreczin noch heute das, was es einst gewesen, in seinen Einzelheiten freilich ist es ganz neu geschaffen. Die Zaunwälle und ihre aus Lehm

gestampften Wachtthürme der früheren Jahrhunderte sind spurlos verschwunden und selbst von der großen hölzernen Brücke, welche noch zu Ende des zweiten Decenniums unseres Jahrhunderts so berühmt war, ist nur noch die Überlieferung vorhanden. So auch davon, daß dort längs der Hauptstraße bis zur Hauptkirche (nicht der Quere, sondern der Länge nach) eine ungeheure bretterne Überbrückung auf Holzpfosten bestand, welche den Abflußkanal der Hauptstraße überdeckte. Die Wagen fuhren auf dieser vierthalb Klafter breiten Brücke ab und zu, im Sommer aber, wenn jede Pfütze ausgetrocknet war, sperrte man die Brücke durch zwei Thore ab. Später kam an ihre Stelle ein Ziegelpflaster, noch später, in den Fünfziger-Jahren, eines von Holzstöcken. Jetzt ist diese schöne schnurgerade Hauptstraße breit mit Trachyt gepflastert, ihre Bürgersteige sind asphaltirt und mit zwei prächtigen Alleen eingefaßt. Je weiter die Straße in die Stadt eindringt, desto breiter wird sie, so daß sie vor der Domkirche und dem Stadthause schon den ganzen Marktplatz in sich aufnimmt. Und die Hauptstraße, der Hauptplatz, die Czegléd-Gasse sind jetzt mit schmucken stockhohen Häusern besetzt, worunter der neuerbaute große Gasthof der Stadt, „zum Stier“, und das städtische Theater hervorragen. Die ganze Stadt ist mit Gas beleuchtet. Die freien Plätze sind mit Zierbäumen bepflanzt. Im Frühling, wenn man vom Bahnhofe den Weg durch die Hauptstraße bis zum großen Gasthof zurücklegt, glaubt man in einen Feengarten gerathen zu sein. Die ganze Stadt schwimmt im Dufte von verschiedenen Akazienarten, die zu Tausenden längs der Gassen gepflanzt sind. Und die breite gepflasterte Straße wird unter häufigem Geläute von der Dampf-Tramway befahren, deren rauchlose Locomotive fünf bis sechs Waggons schleppt, alle dicht besetzt mit stattlichen, modisch oder volksthümlich gekleideten Personen — ein Anblick, wie ihn selbst die Hauptstädte unserer Monarchie nicht bieten. Auch aus der Ferne gesehen gibt Debreczin ein großstädtisches Bild mit seinen beiden zweithürmigen Hauptkirchen, drei einthürmigen Kirchen, den rauchspeienden Fabriksschloten und der István-Dampfmühle, einer der größten des Landes. Und was das Äußere der Stadt verspricht, sieht man im Inneren vom ersten Schritt an erfüllt, denn sechs breite Straßen gliedern die Masse von viertausend hübschen steinernen Häusern. Diese sind von etwa 50.000 Seelen bewohnt, einem arbeitsamen, geschäftigen Volke, das kein Proletariat kennt; für die Stadtarmen sorgt die Gemeinde selbst. Die öffentlichen Gebäude sind sämmtlich auf Kosten der Stadt erbaut. Die Firmatafeln zeigen zumeist magyarische Namen. Die patrizischen Familien, die Honoratioren der Stadt glänzen nicht mit Wappenschilden, sondern mit Ladenschildern. In dieser Welt des Handels und Gewerbes gehört die leitende Rolle den alten magyarischen Familien, und trifft man unter ihnen hier und da einen fremden Namen, so ist er gewiß wegen bedeutender Verdienste aufgenommen worden und sein heutiger Träger ist ein noch eifrigerer Magyare als selbst die Autochthonen.

Debreczin ist nicht nur eine reiche Stadt, sondern auch eine Stadt reicher Bürger, wo selbst das niedere Volk behaglich lebt. Man merkt es schon am Wuchse und der Physiognomie der Leute.

Wir haben gelegentlich erwähnt, daß Debreczin eine Citadelle hatte, nämlich sein Collegium. (Noch jetzt nennt es Niemand anders.) Kirche und Schule sind bei den Protestanten identische Begriffe; in der Kirche wird das Volk unterwiesen und aus dem eingekleideten Studenten entwickelt sich der „legatus“, der in entlegeneren Gemeinden an den großen Festtagen Gottes Wort verkündet. — Zu der zweithürmigen Hauptkirche,



Hortobágyer Csárda.

welche den ganzen Hintergrund des Marktes ausfüllt, ist der Grund schon in entfernten Jahrhunderten gelegt worden und sie ist auf der Stätte der ehemaligen Sanct Andreas-Kirche erbaut. Sechstausend Menschen haben in ihr Platz. Ihr Inneres ist mit keiner Malerei geschmückt, so verlangt es der puritanische Geist der calvinistischen Lehre; ihr einziges Prachtstück ist die große Orgel. Auch diese wurde nicht ohne starke Opposition zugelassen. Nicht einmal eine Gruft ist vorhanden. Oftmals ist die Kirche durch Feuer zerstört worden, am gründlichsten 1802, als selbst ihre Glocken schmolzen, die einzige Rákóczy-Glocke ausgenommen, die aber auch zersprang und erst 1875 unter Beibehaltung ihrer früheren Inschrift umgegossen wurde. Seitdem hat man die Kirche neu aufgebaut. Sie ist ein einfaches, nur durch ihre großen Raumverhältnisse imponirendes Gebäude.

Auch das Collegium ist nicht mehr, was es einstens war. Die alten eigenthümlichen Einrichtungen sind dem Zeitgeiste zum Opfer gefallen. Der ehemalige „Senior“ im verschnürten Dolmány mit gepudertem Haar und dreieckigem Hut ist nur noch in der Bibliothek der Schule als Bild zu sehen. Dort stehen auch der berühmte „große Stock“ und der „kleine Stock“; es gibt noch jetzt Studenten, die das siebzehn Pfund schwere „Gerundium“ (wie man den ersteren nannte) mit einer Hand zu heben versuchen, aber der Ruf „ad arma!“ erschallt nicht mehr, der die „Machinisten“ zum Löschen der Feuersbrunst weckte, einer Arbeit, welche jetzt durch das ständige Löschcorps besorgt wird. Auch die „Toga“ wird nicht mehr getragen und ebensowenig die Marderpelzmütze und der dreieckige „Schabbesdeckel“ (so hieß er officiell) und der spätere schiefgehaute „Figaro“, diese Uniform, welche die „Lateiner“ plagte; und mit dieser Tracht sind auch jene zahlreichen Anekdoten verschollen, welche über den stets witzigen, stets verschmitzten Internatsschüler, den wandernden „Legaten“ und „Mendicanten“ (legátus, mendikás) umliefen, und über jene Zeit, wo der Student in kein Theater und keine Tanzunterhaltung gehen und Nachts das Collegium nicht verlassen durfte, was er aber dennoch that, indem er einfach über die hohe Steinmauer sprang. Aus diesem Collegium ist im Laufe der Jahrhunderte eine ganze Phalanx ungarischer Gelehrten hervorgegangen.

Im Jahre 1550 wurde die Schule in ein protestantisches Colleg umgewandelt. Acht Jahre später wurde Peter Melius von Wittenberg berufen, der es zur Blüte erhob. Der von Kaschau hierher geflüchtete Gallus Huszár brachte seine Druckerpresse mit und im Jahre 1563 errichtete auch die Stadt eine noch heute bestehende Druckerei; von da an wurde Debreczin, wie die Schrift sagt: „die erleuchtende Lampe Ungarns und Siebenbürgens“. Diese Buchdruckerei ist noch jetzt Eigenthum der Stadt. Noch größer wurde der Aufschwung, als um die Mitte des XVII. Jahrhunderts die Türken Großwardein besetzten; das dortige Collegium verödete und seine Lehrer und Schüler fanden in Debreczin ein neues Helicon. Dann verschmolz noch das im Kriege vernichtete Colleg von Pápa mit dem von Debreczin, während das von Sárospatak nach Siebenbürgen wanderte; so war eine zeitlang diese reformirte Hochschule die einzige in ganz Ungarn. Unter dem berühmten Arithmetiker Maróthy stieg auch ihr geistiges Niveau höher. Vom Beginn dieses Jahrhunderts an wurden schon sämmtliche Lehrgegenstände in magyarischer Sprache vorgetragen, mit Ausnahme der Jurisprudenz, welche lateinisch verblieb.

Unter den vielen hervorragenden Professoren war einer, dessen Namen sogar die Volkssage verewigt hat, nämlich Stefan Hatvani, der „ungarische Faust“. Da der Sagenkreis, in dessen Mittelpunkt er steht, unseres Wissens die einzige Teufelssage von calvinistischem Ursprung enthält, wird es nicht überflüssig sein, sie hier einzuflechten. Die Volkssage macht Hatvani zum Zauberfürsten der Geister, der mittelst eines großen



Karám.

Beschwörungsbuches seine Macht über sie ausübt und übermenschliche Wunderthaten vollbringt. Für die Gäste, die er geladen, läßt er die ganze Mahlzeit vom Tische des Sultans herbeischaffen, und an diesem Tage muß der Großherr hungern. Von den dabei befindlichen Pomeranzenbäumen können jedoch die neugierigen Damen keine Früchte pflücken, denn kaum berühren sie dieselben, so jammern ihre betreffenden Gatten, man zerre sie an der Nase oder am Ohre. Durch eine umgeworfene Flasche läßt er im Saale eine förmliche Überschwemmung entstehen, so daß alle Damen auf den Bänken Zuflucht suchen müssen. Er geht spazieren und zeichnet mit der Spitze seines Stockes einen vierspännigen Wagen in den Sand, dann besteigt er dieses Fuhrwerk und überholt auf demselben das vor ihm hinsprengende Gespann des Richters. Dem Kuttenbruder, der ihn schilt, läßt er so große Hörner wachsen, daß derselbe seinen Kopf nicht mehr durch das Fenster zurückziehen kann. Er beschwört auf dem Kirchhof Todte und ringt mit dem Teufel. Dieser findet ein besonderes Vergnügen daran, seine Studenten zu verführen, indem er Hatvanis Gestalt annimmt und ihnen um Mitternacht Vorlesungen hält. Die Studenten beklagen sich wegen der späten Schulstunde, und da räth ihnen Hatvani, den Saalboden mit Asche zu bestreuen; nun erkennen sie die Spur des Pferdefußes, der sich unter Satans Kutte birgt, und verscheuchen den Bösen durch Absingen des Liedes: „Ein' feste Burg ist unser Gott!" Eine ganze Familie in Debreczin findet eines Tages ein unglückliches Ende: ein kleiner Knabe ersticht sein Brüderchen, einen Säugling, und kriecht dann aus Angst in den Ofen; die Mutter macht darin Feuer und erhenkt sich in Verzweiflung, als sie das Schreckliche gewahr wird; dem heimkehrenden Gatten, der seine Familie todt findet, bricht das Herz. Im Collegium wird nun ein Preis ausgeschrieben für den Studenten, der dieses Ereigniß durch das beste Epitaph verewigen würde. Den Preis gewinnt folgendes Distichon:

„Infans, ut vervex, puerulus, nupta, maritus
Cultello, flamma, fune, dolore cadunt"

Zu deutsch:

„Gleich dem Lamme der Säugling, der Knabe, die Gattin, der Gatte
Fallen durch Messer und Gluth, fallen durch Strick und durch Schmerz."

Aber diese Verse hat dem Studenten der Teufel dictirt und nun fordert er als Lohn dessen Seele; Hatvani überlistet den Gottseibeiuns, indem er dem Studenten aufträgt, das Wort „cras" (morgen) über seine Thüre zu schreiben für den Teufel, wenn dieser käme, ihn zu holen. Ein andermal wird einer seiner Lieblingsschüler durch die Geister, die er mit Hilfe des aufgeschlagen gefundenen Zauberbuches citirt hatte, in Stücke zerrissen; Hatvani setzt die Stücke wieder zusammen und bannt einen Geist hinein, dann führt er den Schüler zum Examen; der Geist antwortet bewunderungswürdig, wie aber ein Mitschüler hinter seinem



Windfänge.

Rücken das Wort „Gott" ausspricht, fällt die ganze Gestalt in Staub zusammen. Zuletzt fliegt Hatvani selbst auf räthselhafte Weise in die Wolken empor. In diesem Sagenkreise sind die Wunder der Wissenschaft mit der Zaubermacht der Magie bekleidet, das Ganze ist recht charakteristisch für seine Entstehungszeit, in der die Wunder der Chemie und Optik als Hexerei verrufen waren.

Jetzt enthält das Collegium abgesonderte theologische und Rechtsakademien, eine Lehrerbildungsanstalt und ein Gymnasium, alle nach den Erfordernissen der modernen höheren Lehranstalten eingerichtet, die Lehrstühle mit vorzüglichen Professoren besetzt, dabei naturwissenschaftliche und archäologische Museen, eine großartige Bibliothek, verschiedene Sammlungen, in den oberen Classen vierhundert Hörer, während die Zahl der Schüler sämmtlicher Classen sich auf anderthalb Tausend beläuft. Das Internat besteht noch, doch ist das Collegium kein Kloster mehr. Der „legatus" ist ein gebildeter Mann und der kleine Student ist kein „Mendicant" nach alter Mode mehr, auch die „semper"-Suppe hat sich gebessert, nur das tägliche Brod heißt noch jetzt „brúgó". Die zahlreichen Beneficien ermöglichen es vielen armen Jünglingen, ihre Talente wissenschaftlich auszubilden. Das Grundcapital des Collegiums betrug im Jahre 1745 10.000 Gulden, gegenwärtig bereits eine Million.

Von hier ist eine ganze Schar von Geistlichen hervorgegangen, die den reformirten Glauben verkündeten, desgleichen von Schriftstellern, welche die ungarische Gelehrsamkeit mit vielem Erfolge verbreiteten und unter denen sich zu Ende des XVIII. und zu Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts eine Gruppe von Dichtern bildete, welche, in besonderer Richtung thätig, von der ungarischen Literaturgeschichte als „Debrecziner Schule" bezeichnet werden. Diese Schule behauptete in der Literatur, den Sprachneuerern gegenüber, das Recht der volksthümlichen, urwüchsigen magyarischen Sprache. Aus ihr ging Michael Fazekas hervor, der Verfasser des „Ludas Matyi", und Michael Csokonai-Vitéz, vor Petöfi der volksthümlichste Dichter der Magyaren, dessen von Nikolaus Izsó modellirte Erzstatue im Park hinter dem Collegium aufgestellt ist (eine der schönsten vaterländischen Statuen, deren Kosten, 26.000 Gulden, durch die Einwohner Debreczins allein bestritten wurden; außerdem hat der Dichter noch ein gußeisernes Grabmal auf dem allgemeinen Friedhof). Aus dieser Schule sind auch die erste ausführlichere magyarische Sprachlehre und die erste Botanik hervorgegangen; jene von Johann Földi verfaßt, diese von Samuel Diószegi und Fazekas.

Die Thätigkeit Csokonais wird in dem Abschnitt über magyarische Dichtkunst näher zu kennzeichnen sein, hier genüge die Aufzählung der aus der Debrecziner Hochschule hervorgegangenen, erfolgreichsten Gelehrten und Schriftsteller, und zwar haben sich außer den Angeführten noch Sinay, die beiden Buday und Péczely in der Geschichte,



Herde während der Mittagsrast.

Kerekes in der Geometrie, Lugossy in der magyarischen und orientalischen Philologie, Ludwig Kuthy in der Poesie einen unsterblichen Namen gemacht. Und gegenwärtig bildet die Gesammtheit der in Debreczin wirkenden Schriftsteller schon ein ganzes Armeecorps.

Auch die magyarische Schauspielkunst hat Debreczin viel zu verdanken. Schon im Jahre 1798 erschien daselbst, aus Siebenbürgen kommend, die damalige erste Schauspieltruppe und wiederholte ihre Gastspiele bis 1804. In diesem Jahre schenkte Gräfin Josef Károlyi der Debrecziner Schauspieltruppe eine vollständig ausgerüstete Theatergarderobe, welche den Grund legte zur gediegeneren Ausstattung des magyarischen Theaters. Die Schauspieler standen im Solde der Stadt und wurden von ihr engagirt. Aus den Rechnungen geht hervor, daß es selten ein Deficit gab. Zu jener Zeit befand sich das Theater im Gasthof „zum weißen Roß", später in einem Nebengebäude der Kürschnerhalle. Eine zeitlang blühte die Schauspielkunst in einem Privattheater, das ein Debrecziner Bürger gebaut hatte. Es wurden auch Originalstücke gegeben neben Übersetzungen der besten ausländischen Werke. Endlich erstand das neue Theater am Anfang der Czegléd-Gasse und dieses ist seit fünfundzwanzig Jahren der Musentempel Debreczins. Zur Glanzzeit der magyarischen Schauspielkunst, im Jahre 1861, als das Verfassungsleben aufzuflammen begann, beschloß die Gemeinde Debreczin den Bau eines stattlichen ständigen Theaters und vier Jahre später stand das prächtige Musenhaus um den Preis von 200.000 Gulden vollendet da.

Die Theatersaison dauert von Anfang Herbst bis zum Sommer, eine vorzügliche Truppe ist stets gesichert und wird von der Stadt subventionirt. Jetzt ist sogar schon ein Pensionsfonds für alte Schauspieler vorhanden. Auch des magyarischen Liedes und der magyarischen Musik ist bei Debreczin Erwähnung zu thun. Wie eifrig dieselben hier augenscheinlich gepflegt wurden, geht aus jenen Magistrats-Beschlüssen hervor, welche zur Zeit der großen Katastrophen Musik und Gesang eigens in der ganzen Stadt verboten, aber auch aus der zu Anfang dieses Jahrhunderts erfolgten Bewilligung, welche dem Orchester der Studenten ertheilt wurde, während der Theatervorstellungen zu spielen, jedoch nur in bürgerlicher Kleidung.

Der Debrecziner Gesang („kántus" = cantus) war so berühmt, daß er zu Leichenbegängnissen selbst in ferne Gegenden bestellt wurde. Auch in Budapest hat er sich hören lassen. Die zur Ferienzeit heimkehrenden Studenten verbreiteten Jahrzehnte hindurch die zur größten Beliebtheit gelangten Melodien, die Lieder Csokonais: „Die mit Irdischen tändelst als ein Himmelskind", „Tihanys Tochter, o du helle laute", „Abend war's, da der Befehl kam", „An die Feldflasche in Fohlenhaut", das unvergleichlich schöne Trinklied: „Schattengleich hinschwindet ja das Dasein". Im ganzen Lande berühmt waren zwei Musikercharaktere Debreczins, Bóka und Bihari; unter den unerreichbar schönen,

sangbaren Melodien des Letzteren ist das Werbungslied der dreißig Bursche das berühmteste. Im französischen Kriege hatte Debreczin dreißig Rekruten zu stellen. Damals wurden diese noch angeworben bei Tanz und Fiedelklang. Das begeisterte Werbelied Biharis wirkte nun dermaßen, daß gleich am ersten Tage die erforderlichen dreißig Bursche



Pusztarichter aus alter Zeit.

in den Ring der Werber eintraten. Darum nennt man dieses Lied das Werbungslied der dreißig Bursche. — —

Die charakteristischen Sonderzüge Debreczins, denen es eine so specifische Berühmtheit verdankt, wären nun beschrieben; wir müssen jetzt auf jene Institutionen übergehen, welche es in die Reihe der bedeutenderen, allen modernen Anforderungen genügenden Städte erheben.

Die Eifersucht der Confessionen hat längst aufgehört. Haben die calvinistischen Gläubigen ihre große Kirche, ihre kleinen Kirchen, worunter die merkwürdige „Spitalskirche“ und die in den letzten Jahren erbaute calvinistische Kirche in der Czegléd-Gasse, so haben ihrerseits die Katholiken die zweithürmige St. Anna-Kirche und die Israeliten zwei Synagogen. Das Untergymnasium der Piaristen steht auf gleich hoher Stufe wie die protestantische Mittelschule. Jede Confession erhält ihre Schulen selbst, die Professoren sind so zahlreich, daß sie eine eigene Gesellschaftsclasse bilden. Die Elementarschulen, in denen der Unterricht Dank der Freigebigkeit der Stadt ganz unentgeltlich ist, dringen, als Vorposten der allgemeinen Bildung, bis in den Hortobágy hinaus. Auch die Puszta hat deren zwei. Unter diesen ist die der Puszta Ohat bemerkenswerth mit über anderthalbhundert Schülern; sie ist confessionslos. Der weiblichen Erziehung stehen eine höhere und mehrere niedere Töchterschulen zur Verfügung. Außerdem sind zu erwähnen: die confessionslose Realschule, die von der Stadt erhalten wird, ferner die Fachschulen, und zwar: eine Lehrerbildungsanstalt, Gewerbeschulen, die commercielle Mittelschule, die königliche landwirthschaftliche Lehranstalt mit ausgedehnter Musterwirthschaft, die Ackerbau- und Ökonomieschule. Die letztere allein wird durch den Staat erhalten, die übrigen gedeihen aus eigener Kraft der Stadt.

Die geistige Bildung ist auch die Grundlage der materiellen Wohlfahrt. In unserer Zeit ist die Landwirthschaft schon eine Wissenschaft, Handel und Gewerbe sind es noch mehr. Nach den Aufzeichnungen der Chroniken waren es die von ausländischen Akademien heimgekehrten Professoren-Candidaten, welche die Pfropfreiser der ersten edlen Obstbäume nach Debreczin mitbrachten. Die Spuren des Culturfortschritts sind täglich zu sehen, sowohl in Feld-, Garten-, Waldindustrie und Viehzucht, als auch im Betriebe der Werkstätten und Fabriken. Die Enge des diesem Aufsatze zugewiesenen Raumes gestattet uns nicht, eingehende Daten über die Thätigkeit der Gewerbetreibenden zu geben, welche 12 Procent der Einwohnerschaft Debreczins ausmachen; es genüge zu constatiren, daß, wenn dieser oder jener Industriezweig durch Wechsel des Geschmacks oder die Concurrenz billigerer Artikel unterdrückt wird, an seiner Stelle ein anderer entsteht und sich einen neuen Markt schafft. So ist z. B. die einst so blühende Weberindustrie jetzt nur noch durch einen einzigen Weber repräsentirt und neben den 800 „Stiefelmachern“ (csizmadia) sind ein paar Hundert „Schuhmacher“ (czipész) entstanden, die Salami-Fabrication dagegen concurrirt mit der italienischen; als die ehemals berühmte Pfeifenindustrie abnahm, hob sich die Fabrication von Backsteinen und Töpferwaaren; die Gerberei ging zurück, die Tischlerei hob sich. Gefördert wird die Industrie durch einen entwickelten Handelsgeist, der Debreczin in ununterbrochener Verbindung mit dem ganzen Lande, wie auch mit dem Auslande erhält. Und Handel und Gewerbe beziehen, sowie die Landwirthschaft, ihr

Lebensblut aus gesunden Geldinstituten, Sparcassen und Banken. Debreczin, das vordem in zwei Comitaten gelegen war, hat jetzt nicht nur seine selbständige Jurisdiction, sondern ist auch die Hauptstadt eines neu geschaffenen Comitates (Hajdu), daher zugleich Sitz der städtischen und Comitatsverwaltung, mehrerer Staatsämter, des Commandos der Honvéd-Brigade und Wohnort einer großen Zahl von Professoren, Advocaten, Ärzten, Kaufleuten, Technikern u. s. w. Eine zu so hoher Bildungsstufe gelangte Gesellschaftsclasse hält natürlich auch in ihren Unterhaltungen und Institutionen gleichen Schritt mit den großstädtischen Vorbildern, und so hat denn Debreczin sein Casino, einige Lesevereine, mehrere wohlthätige Vereine, eine Handels- und Gewerbekammer, einen Gartenbauverein, Musikverein, Theaterverein, Rennverein, eine Schützengesellschaft und eine Advocatenkammer. Der Fortschritt von Comfort und gutem Geschmack zeigt sich unter Anderem in der prächtigen neuen Szikoray'schen Badeanstalt mit elektrischer Beleuchtung, mit der sich wenige im Lande, ja in der ganzen Monarchie messen können, und in den ganz auf europäischem Niveau stehenden Hotels. Debreczin entsendet drei Abgeordnete in den Reichstag. Auch ist die Stadt der ständige Bischofssitz des reformirten Kirchendistrictes jenseits der Theiß (das Haus des Bischofs steht auf dem Hauptplatze neben der Domkirche) und überdies wählt ihre reformirte Kirche vier ordentliche Seelsorger.

So finden sich in Debreczin uralte Überlieferungen und die Errungenschaften der Neuzeit dicht nebeneinander: die knarrende Trockenmühle neben der mit reichen Dividenden gesegneten Dampfmühle, das mit der Haue des „Stiefelmachers" bearbeitete Kukuruzfeld neben der Musterwirthschaft, welche alle Culturpflanzen hervorbringt, der Weingarten des Sandbodens, der nur saueres Gewächs erzeugt, neben der französischen Feinobstgärtnerei, das Vollblutgestüt und der Karrengaul, der nicht „ló" (Pferd), sondern im Dialect „lú" heißt, der „peregrinus", der Winkelschreiber und das Mitglied der Akademie, der Großhändler und der Roßkamm, die Höhen und die Tiefen der ungarischen Gesellschaft, die aber in jedem Blutstropfen magyarisch und selbstgemacht ist. Was in ihr gefallsam und was rauh ist, das hat sich Alles aus dem einen unvermischten magyarischen Element entwickelt.

Dieses urwüchsige, kernmagyarische Volk lebt noch besonders in gewissen Debrecziner Charakterfiguren. Wir lassen die wissenschaftlich gebildete Classe beiseite, welche sich weder durch ihre Cultur, noch durch Tracht oder Lebensweise im Geringsten von der der andern großen Städte Ungarns unterscheidet und überaus zahlreich ist; nur die volksthümlichen Figuren sollen uns hier beschäftigen.

Allen voran schreitet der „Civis-Bürger" von Debreczin (wie er sich gerne nennen läßt), der Herr des Hauses und der Außenbesitzungen. Er ist eine stämmige, in der Taille kräftige Gestalt, in der Jugend schlank und stramm gewachsen, das Angesicht ernst, nicht immer zum Lachen geneigt, sein gerundetes Wesen kommt nur vom guten Leben; was er

spricht, überlegt er erst wohl und faßt es dann in gewählte Worte, in deren Aussprache er sogar dem Magyarischen der Bühne und Kanzel am nächsten kommt. Er macht nicht leicht Bekanntschaften, daher man auch von einem Menschen, der den nicht sieht, den er nicht sehen will, zu sagen pflegt: er habe „ein Debrecziner Auge". Seine Tracht ist ein einfaches magyarisches Gewand von blauem Tuch, in früherer Zeit bei Regenwetter ein grüner „Crispin" mit rothem Kragen, in der Hand trägt er einen langen Spazierstock, auf dem Kopfe einen breitkrämpigen Hut mit spitz gerundetem Kegel. Kette und Knöpfe von Silber trägt er nur an Festtagen. Der „Civis" mit einem Vermögen von 100.000 Gulden kleidet sich genau so wie die Übrigen. Die Handwerker der verschiedenen Gewerbszweige tragen gleichsam eine Uniform. Der Landwirth und sein Gesinde, der Selcher, Metzger, Schuster, Gerber, Maurer, Zimmermann, Filztuchschläger, Kürschner, Hutmacher u. s. f. tragen an Sonn- und Feiertagen Kleider von ganz verschiedenartigem Schnitt und Farbe, so daß man das Gewerbe eines Jeden an seiner Tracht erkennen kann.

Es gibt Familien, die so ausgedehnt sind, daß man sie schon ein „Heer" (had) nennt. Und den Titel eines Debrecziner „Civis-Bürgers" darf Einer nicht nur so nach Belieben annehmen; nicht einmal die Geburt gibt noch dieses Recht. Selbst der Sohn eines Civis-Bürgers wird erst dann ein solcher, wenn er den schweren, strengen Eid ablegt, an König und Vaterland, an der Stadt Debreczin und allen ihren Privilegien treulich festzuhalten bis an seinen Tod. Darüber wird ihm ein Diplom ausgestellt und dafür bezahlt er eine Taxe.

Der Civis-Bürger von Debreczin ist allerdings stolz, — stolz auf seine Stadt, seine puritanischen Sitten, seinen Vermögensstand, seine Intelligenz und auf seine Obrigkeiten; dabei aber weiß er, was sich ziemt, erweist Jedem die ihm gebührenden Ehren und ist gastfrei, obgleich er sich allerdings seine Leute wählt.

Die weniger wohlhabende Classe der Bürgerschaft findet man am besten unter den Marktzelten. Ein solcher Markt auf diesem oder jenem Platze der Stadt ist förmlich eine ethnographische Ausstellung der typischen Volksfiguren von Debreczin. Da sieht man in den langen Gassen von Leinwandzelten den Schneider des tulpengestickten Szür, den Guba-Schneider, den Künstler der bunt ausgenähten Bunda, den Kürschner, den Autor der schaftgewaltigen Stiefel, der auch jetzt noch in einer besonderen Halle verkauft, den Töpfer mit seinen glasirten Krügen und überdies Alles, was zur Befriedigung des menschlichen Magens dient: eine ganze Gasse voll würdiger Bearbeiter des Schweinefleisches, Basteien von Speck, Hügel von Bratwürsten und Salami-Batterien mit gezogenen Rohren. Zwischen ihren Zelten sehen wir die berühmten Debrecziner Lebkuchenbäcker und — die wir zuerst hätten erwähnen sollen — die Marktweiber von Debreczin, welche gewaltigen Wuchses dasitzen, die Bäckerinnen der Stritzel, Strudel, Prügelkrapfen, die Verkäuferinnen von

Brod und gebratenem Kürbis und Teichnüssen, kein „weißes Volk", wie der Magyare das Weibsvolk nennt, sondern ein rothbackiges, die „bekränzten Dichterinnen" der für ewige Zeiten gebackenen Bretzenkränze, die erbgesessenen Schutzfrauen des Paprika, der Hirse, des gerösteten Kukuruz und des gedörrten Obstes, unter denen in der Regel ein ebenso lebhafter als lauter Ideenaustausch stattfindet. Die ärmeren Höкerinnen, welche mit Trödelkram handeln, müssen auf den Binsenmatten der Seitenplätze hocken, die Wanderzigeuner und ihre Weiber aber bilden nur noch einen ambulanten Bazar, schleppen ihre Waaren auf den Schultern und werden unter den aristokratischen Marktweibern nicht geduldet. In dieses bunte Bild gehört endlich noch der unfehlbare Kärrner, dieses aus einem Gaul, einem Karren und einem Menschen zusammengeschweißte Etwas, welches ein Sprichwort folgendermaßen umschreibt:

„Außen ein zottiger Pelz,
Drinnen ein Mensch gar faul,
Hinten ein Karren bös,
Vorne ein lahmer Gaul."

Die großen allgemeinen Jahrmärkte sind ferner noch wichtig durch den mit ihnen verbundenen, außerhalb der Stadt abgehaltenen Viehmarkt, wo solche Mengen von Thieren zum Auftrieb gelangen, daß man einen Begriff erhält von einer Völkerwanderung, welche sich mit allen ihren Hausthieren in Bewegung setzt.

Bauart und Hauswirthschaft in Debreczin sind ziemlich dieselben wie in anderen magyarischen Städten; die Neuzeit hat auch in diesen Punkten Manches geändert. Die Hauptgassen haben stockhohe Häuser und an die Stellen des Rohrdaches sind die Dachziegel getreten.

Auch die Volkstracht nähert sich der Mode; die Mädchen tragen nur noch selten, im Brautstande allenfalls, den perlendurchflochtenen Mädchenkranz, auch die einst berühmte spitzengeschmückte Thurmhaube erscheint nur noch auf den Köpfen ehrwürdiger Matronen; auf den berühmten „Meisterbällen" jedoch, besonders auf dem der Selchergesellen, wird der alte volksthümliche Pomp noch hervorgeholt: die gestickte Schürze, das geblümte Mieder und dergleichen. Unsere Illustration gibt den kernmagyarischen Typus von Debreczin genau wieder in seinen bekanntesten Volksfiguren, welche an Ort und Stelle zu den angesehensten Leuten gehören, und die hier vorgeführte Volkstracht zeigt den sogenannten „Herren-Szür", der zugleich „salonfähig" und pusztafähig ist.

Ebenso steht es in Debreczin um die Volksgebräuche. Interessante Absonderlichkeiten gibt es da nicht, Hochzeit und Begräbniß sind wesentlich so, wie in allen großen Städten und wie wir sie schon bei der allgemeinen Charakterisirung des magyarischen Volkes beschrieben haben. Sie sind sogar noch einfacher als beim übrigen Volk, da der vor langer

Zeit eingeführte Puritanismus alles Ceremoniel von oben bis unten gründlich ausgerottet hat. Auf Lustbarkeiten aber versteht man sich gut, da ist man gemüthlich und ausdauernd. Das Interessanteste auf den „Meisterbällen“ ist der sporenklingende Solotanz der jungen Burschen, der noch an den einstigen Werbertanz erinnert; er wird erst von den Männern allein getanzt, bis die beiden erwählten Tanzmeister jedem die Rose seines Herzens, seine erkorene Tänzerin übergeben.

Volkslieder entstehen in Debreczin nur wenige, eher noch auf der Puszta. Die Lieder Csokonais, auch die der Studenten, sang man einst und singt sie noch jetzt, aber die weithin berühmten Gesangvereine der Bürger halten sich jetzt mehr an künstlerisch tadellos vorgetragene Chöre, mit denen sie allen Sängerverbindungen des Auslandes die Stange halten können. Nur die Psalmen König Davids haben ihre alte Beliebtheit nicht eingebüßt und der Schuster singt, von dem Klatschen seiner Muschte begleitet: „Der Herr ist Herr über die ganze Erde.“



Zechender Hirt.



Hajduck aus dem XVII. Jahrhundert mit Bocskays Fahne.

Das Hajduckengebiet.

Ein besonders interessanter Theil des großen Alföld ist das Hajduckengebiet, das durch einige Nachbargemeinden arrondirt seit 1876 mit Debreczin als Hauptort das Hajducken-Comitat (Hajdu-megye) bildet. Dieses Gebiet beträgt — die Gemarkung Debreczins mit 1.010 Quadrat-Kilometer abgerechnet — in runder Zahl 2.340 Quadrat-Kilometer, mit 125.000 Einwohnern.

Das Hajducken-Comitat enthält zwanzig Gemeinden, darunter vier Städte mit geordnetem Magistrat, vierzehn Groß- und zwei Kleingemeinden. Die bemerkenswerthesten unter diesen sind, schon ihrer geschichtlichen Vergangenheit wegen, die alten Hajduckenstädte: Böszörmény mit 20.000, Szoboszló und Nánás mit je 14.000, Hadház und Dorog mit je 8.000, Vámos-Pércs mit 3.000 Einwohnern. Aus diesen sechs Städten bestand der alte freie Hajducken-District

und sie bilden auch den Kern des heutigen Hajducken-Comitats. Böszörmény, einst der Hauptort des aufgehobenen Districts, ist eine Stadt von ausgedehntem Gebiet mit vielen ansehnlichen Gebäuden, unter denen die mächtige reformirte Kirche, sowie die durch das Compossessorat errichtete Schule, ferner das alte Districtshaus und die Sparcasse besonders hervorragen. Auch die Stadt Szoboszló hat ein sehr großes Gebiet; sie liegt an beiden Ufern des rohrbewachsenen, romantischen Kösi-Flusses, auf einer herrlichen, mit urzeitlichen Grabhügeln geschmückten Ebene, über welche der goldig blitzende Stern seines schönen schlanken Kirchthurmes weit hinaus funkelt. In der Nähe dieses Thurmes ist auch noch eine Bastei der alten Hajducken-Citadelle erhalten, wo im Jahre 1660 dreihundert tapfere Einwohner dem zahlreichen Heere Achmed Sejdi Paschas tollkühn bis aufs Äußerste widerstanden und schließlich in blutigem Kampfe bis auf den letzten Mann als Helden fielen. Szoboszló hat sich in neuerer Zeit sehr verschönert, so daß Einer, der es seit 20 bis 30 Jahren nicht gesehen, es kaum erkennen würde. Seine einst engen, krummen Gassen werden planmäßig von Jahr zu Jahr erweitert und gerader gezogen, die alten engen Häuschen aber verschwinden eins nach dem andern, um hübschen, geräumigen Gebäuden Platz zu machen. In erfreulicher Entwicklung begriffen sehen wir auch die Ortschaften Nánás und Hadház, mit auffallend schönen reformirten Kirchen, tüchtigen Schulen und öffentlichen Gebäuden, während Dorog besonders deshalb Erwähnung verdient, weil sich da die größte magyarisch sprechende griechisch-katholische Kirchengemeinde des Reiches befindet. Unter den aus anderen Comitaten hier angegliederten Gemeinden sind die bedeutenderen: Püspök-Ladány, als wichtiger Knotenpunkt des Eisenbahnverkehrs, mit fruchtbarer und sehr ausgedehnter Gemarkung, dann Tetétlen mit dem schön gelegenen Schlosse des Grafen Géza Zichy, wo Franz Liszt als Gast des kunstübenden Grafen in dem sogenannten „Liszt-Pavillon“ so oft und gerne geweilt und einige seiner werthvollsten Werke componirt hat. Erwähnenswerth sind noch: das durch seine Melonencultur berühmte Sámson, das betriebsame Szovát, Nádudvar, Kaba mit seiner ansehnlichen Bienenzucht und Balmaz-Ujváros, wo neben 8.000 Magyaren auch 2.000 Deutsche leben, deren Vorfahren am Ende des vorigen Jahrhunderts aus Deutschland hier angesiedelt wurden und seitdem so feurige magyarische Patrioten geworden sind, als stammten sie sämmtlich von Attila selber ab, — dessen Holzpalast übrigens, wie mehrfach behauptet wird, thatsächlich auf einer „Etel laka“ (Etzel-Attilas Wohnsitz) genannten Puszta in der Ebene von Balmaz-Ujváros gestanden haben soll. Die Stadt besitzt zwei hübsche reformirte Kirchen, eine magyarische und eine deutsche.

Die Einwohner des Comitats sind hinsichtlich ihrer Nationalität, mit Ausnahme der eben erwähnten Deutschen von Balmaz-Ujváros, sämmtlich Magyaren und zum größten Theile Calvinisten; Griechisch-Katholische oder, wie sie sich nennen, Altgläubige gibt es

9.000, größtentheils in Dorog und Böszörmény wohnhaft. Römisch-Katholische begannen erst zu Ende des vorigen Jahrhunderts sich anzusiedeln und ihre Zahl beträgt jetzt 11.000, die der Juden, welche übrigens jetzt völlig magyarisch geworden sind, etwa 5.500. Die einzelnen Confessionen leben in brüderlicher Eintracht und von Haß oder Unduldsamkeit ist unter ihnen keine Spur.

Die Bevölkerung ist über mittelgroß, von kräftigem Körperbau, weder braun noch blond, obgleich immerhin die braune Schattirung vorwiegt, wogegen Hellblond sich nur vereinzelt findet. Die Tracht unterscheidet sich kaum von der der übrigen Alföld-Magyaren; höchstens kann man sagen, daß die Kranichfeder am Hut und die Sporen an den Stiefeln



Szoboszló.

häufiger vorkommen, als wo immer sonst. Die Frauen bevorzugen für ihre Tracht einfarbige, dunklere Stoffe, mit Ausnahme der gegen die Theiß hin wohnenden und der deutschen Frauen von Ujváros, welche mehr für schreiende Farben eingenommen sind.

Die überwiegende Mehrheit des Volkes lebt vom Ackerbau. Handel und Gewerbe beschränken sich so ziemlich nur auf den Localbedarf, was übrigens nach Lage und Verhältnissen nicht anders sein kann. Hat doch der stolze Hajducke es bis in die allerjüngste Zeit herein seiner unwürdig erachtet, sich mit Industrie oder gar Handel abzugeben; nur Militärdienst, Ackerbau und Beamtenthum hielt er für passende Beschäftigungen. Auch die Hausindustrie ist kaum der Rede werth, selbst das früherhin fleißig geübte Spinnen und Weben haben die Frauen schon aufgegeben, seitdem wohlfeile Gewebe fertig zu haben sind; höchstens in Nánás und Böszörmény blüht ein beachtenswerther Zweig von Hausindustrie: die Strohhutflechterei.

Daß weder die Industrie, noch der Handel sich hier entwickeln konnten, daran tragen übrigens nicht nur die auf den Ackerbau hinweisenden Verhältnisse und die ererbte Abneigung des Hajduckenvolkes die Schuld; es liegt vielmehr auch daran, daß die Verkehrswege überaus schlecht und beschwerlich waren und zum Theil noch gegenwärtig sind. Zwar ist das Gebiet des Comitats schon nach verschiedenen Richtungen von Eisenbahnen durchschnitten, desto schlechter aber sind noch jetzt viele Vicinalstraßen, so daß oftmals, besonders im Herbst, Winter und Frühling, der Verkehr kaum aufrechtzuerhalten ist. Sobald jener harte schwarze Lehm vom Regen- oder Schneewasser durchtränkt worden, verwandelt er sich in einen so teigartig klebrigen, Alles festhaltenden Koth, daß die Überwindung desselben über alle erdenkliche Pferdekraft geht. An manchen Orten pflegt man zu solcher Zeit selbst die Kinder zu Pferde nach der Schule und dann wieder heim zu bringen, sonst würden sie in den Gassen versinken. Doch das ist noch lange nicht das Schlimmste; wie wird es erst, wenn die Pfütze friert! Dann stockt der Verkehr ganz und gar und es ist im vollsten Sinne des Wortes unmöglich im Wagen zu fahren. Dieses Hemmniß wird erst behoben, wenn zeitweilig milderes Wetter eintritt und die Gipfel der festgefrorenen Holpern durch Abschmelzen sich einigermaßen abrunden, so weit wenigstens, daß die Zugthiere mühselig über sie hinwegstolpern können. Indeß ist man jetzt auch auf dem Gebiete des Hajducken-Comitats schon ganz energisch bestrebt, steinerne Straßen anzulegen, und es sind bereits Straßenzüge von ansehnlicher Länge praktikabel gemacht, obgleich das Zuführen der Steine von weither, auf den geschilderten unwegsamen Wegen, den Straßenbau hier sehr erschwert und kostspielig macht.

Die Häuser des Volkes sind aus Luftziegeln gebaut, mit Rohr gedeckt und werden namentlich innen sehr rein gehalten. Die Wohlhabenderen gehen jetzt auch schon zu Schindel- und Ziegeldächern über, doch ist das Rohr noch immer am beliebtesten, und zwar nicht nur wegen seiner Wohlfeilheit, sondern hauptsächlich weil das Hajduckenvolk den Hausboden auch als Speisekammer benützt und besonders Speck und Schweinefleisch daselbst aufzubewahren liebt, diese aber sich unter einem Rohrdach am besten halten. Der Hof ist in der Regel sehr geräumig, in seiner Mitte steht oft ein Schöpfbrunnen, während weiterhin das Backhaus, die Schweineställe, die Kukuruzscheuer, die Heuschober und Strohtristen sich an einander reihen. Das „Backhaus“ (sütő) ist ein kleineres Gebäude, dem Wohnhause gegenüber; da wird gekocht und gebacken, namentlich im Sommer. Die Höfe waren, selbst noch vor kurzer Zeit, mit dicken Düngerwällen oder Luftziegelmauern umgeben oder blieben wohl auch ganz uneingefriedet; von einem Hausgarten war keine Rede und auf den leeren Plätzen, welche dafür geeignet waren, wuchs nichts als ein Urwald von Schierling, üppigen Brennesseln und Malven. Jetzt trifft man kaum noch einen Düngerwall oder uneingezäunten Hof, die hübschen Bretter- und Lattenzäune mehren

sich von Jahr zu Jahr und der überflüssige Raum ist in Küchen- oder Kleegärten verwandelt. Das Haus des mäßig Begüterten besteht gewöhnlich aus drei Räumlichkeiten, nämlich zwei Stuben an den beiden Enden des Hauses und einer in der Mitte befindlichen Küche, deren Wände mit bunten Tellern, Töpfen, Näpfen, Löffeln und anderen Geräthen dieser Art in zierlicher Ordnung behangen sind. Die eine Stube wird in der Regel nicht benützt und öffnet sich selbst den Familienmitgliedern nur bei gewissen festlichen Anlässen, etwa wenn Honoratioren als Gäste einkehren oder ein Namenstag, eine Hochzeit, ein Schweineschlachten und dergleichen stattfindet. Es kann aber auch nicht Wunder nehmen, daß diese Stube meistens geschlossen ist, denn sie ist so recht die Schatzkammer der Hausfrau; da häuft sie die Schätze auf, die sie am eifersüchtigsten hütet und mit ängstlicher Vorliebe hegt, nämlich ihre mit feinstem Gänseflaum gefüllten strotzenden Kissen und bauchigen Federbetten. Diese zu mehren, ist eine Hauptsorge ihres ganzen Lebens, und erst wenn ihr aufgehäuftes Bettzeug schier bis an die Stubendecke reicht, beginnt sie sich wahrhaft glücklich zu fühlen. So hat es auch ihre Mutter gethan und ihre Großmutter; diese haben für sie die Flaumen gesammelt, und genau so sorgt sie nun für ihre Töchter. In derselben spiegelblank gehaltenen Stube befindet sich noch ein anderer wohlgehüteter Schatz, die Seife. In großen weißen Stücken ist sie auf dem Hauptbalken der Decke lang aufgereiht und etliche alte Bücher liegen friedlich dabei. Auch die Seife darf nie ausgehen, denn die Qualität und Quantität dieses Vorrathes gilt als Hauptkennzeichen und wahres Diplom einer guten Hausfrau. Die andere Stube ist der eigentliche Wohnraum der Familie. Ihre Ausstattung besteht gewöhnlich aus einigen hochgethürmten Betten, einer Lagerecke, einer bemalten Holzbank, einer langen truhenartigen Sitzlade, in der man Kleidungsstücke und Lebensmittel verwahrt, ferner aus Geschirrschrank und Tisch, drei oder vier Armstühlen und einer „Tulpentruhe“ (mit Tulpen bemalte Truhe), welche die wichtige Aufgabe hat, die feineren Kleidungsstücke aufzunehmen und überdies in ihrer Schublade Baargeld, Steuerbuch und unterschiedliche Documente zu bergen. Unter dem Bett erblickt man in der Regel eine weithalsige Kürbisflasche, welche sehr zweckmäßig als Eiermagazin dient. Auch ein Spiegel hängt an der Wand, mit einer Pfauen- oder Kranichfeder gekrönt. Ebenso wenig fehlt es an Bildern; meist sind es die Porträts der Herrscherfamilie und, je nach der Religion des Hausherrn, Reformatoren- oder Heiligenbilder, ferner gemalte Blumen, Husaren und dergleichen. Der Estrich der Stube ist selten genug mit Brettern belegt, es ist der nackte Erdboden, nur mit dem Kolben gehörig gestampft und dann geglättet; die Reinheit desselben aber ist tadellos und mehrmals im Tage wird er mit Hilfe eines unten durchlöcherten Topfes hübsch in Ringelmustern mit Wasser bespritzt. Unvermeidlich ist auch der ungeheuerliche, heuschoberförmige Ofen, durch die braunen Zigeunerhände des Ofenstreichers aus Lehm künstlerisch geformt. Dieser mächtige Bau, der beinahe ein Viertel der

Stube einnimmt, steht in einer der Ecken auf meterhoher Basis, von einer Ofenbank umgeben, die im Winter als Sitz- und Wärmegelegenheit dient.

Vor dem Hause befindet sich meist ein Hausgang, von zweiästigen Holzpfeilern getragen und gleichfalls mit Reihen zierlicher irdener Gefäße behangen. In diesem Gange steht meist auch eine kleine, aus Lehm geformte Sitzbank, wo während der Arbeitspausen die Familienmitglieder oder Nachbarn Platz nehmen, um über das Wetter und andere harmlose Dinge zu plaudern.

Das Volk des Hajduckenlandes nährt sich im Allgemeinen wohl. Seine Hauptnahrung besteht aus Weizen- oder Halbfruchtbrod, Schweinefleisch, verschiedenen Bauernmehlspeisen (lebbencs und andere), Kraut, Bohnen, Linsen, Nocken und Speck; in Dorog wird auch Sonnenblumen- und Kürbiskernöl verwendet. Wasser ist das gewöhnliche Getränk, doch gibt es auch selbstgekelterten sauren Wein, das Bier ist den Meisten so viel wie unbekannt. In den letzten zwei Jahrzehnten hat sich der Genuß des früher nur als Arznei benützten Branntweins im Volke stark verbreitet und vielfach zeigen sich schon die schädlichen Folgen davon, doch hat sich der Consum dieses verderblichen Getränkes infolge des neuen Spiritusgesetzes wieder auffallend vermindert, während der früher verschmähte Kaffee sich immer mehr einbürgert.

Der Zustand des öffentlichen Unterrichts ist als vortrefflich zu bezeichnen, des Lesens und Schreibens Unkundige kommen nur in verhältnißmäßig geringer Anzahl vor. Auch diese nimmt übrigens stetig ab, in dem Maße als sich die Volksschulen mehren, die in manchen Gemeinden selbst den höchsten Anforderungen schon vollständig gewachsen sind. Außerdem gibt es in Böszörmény, Szoboszló, Nánás auch reformirte Mittelschulen, die noch in der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts bald nach der Ansiedlung der Hajducken entstanden sind, ein glänzender Beweis, daß die kriegerischen Hajducken trotz all ihrer Wildheit die Wissenschaft wohl zu schätzen wußten. Überhaupt hat das Hajduckenvolk einen starken Sinn für Cultur. Es liest gern und denkt über das Gelesene eifrig nach. Bis in die letzte Zeit boten ihm freilich Bibel, Kalender und „Historien" den Hauptlesestoff, neuestens aber hat sich der Kreis seiner Lectüre sehr erweitert und das Lesen der Zeitungen namentlich verbreitet sich immer mehr.

Die Volksgebräuche sind im Allgemeinen denen der übrigen magyarischen Alföld-Bewohner ähnlich. Kindstaufe, Verlöbniß, Hochzeit u. s. w. gehen mit geringen Unterschieden in derselben Weise vor sich, wie sie bereits in dem betreffenden Theile dieses Werkes geschildert wurden; doch verlieren in neuerer Zeit auch diese Gebräuche immer mehr an urwüchsiger Farbe, sie verblassen und fallen theilweise sogar der Vergessenheit anheim.

Das Gebiet des Hajducken-Comitats ist durchaus flach, nur hier und da erscheint am Horizont ein uralter Tumulus oder Grabhügel. Die Bewässerung ist spärlich, nur eine

kleine Strecke wird von der todten Theiß berührt, seine eigenen sumpfigen Flüsse aber, so namentlich der Kösi, Hortobágy, Kadarcs, sowie seine kleineren und größeren seichten Tümpel von natronhaltigem Wasser versiegen in dürrer Zeit und nur ihre vielfach zerborstenen Bette nebst den an den Ufern dahinsiechenden Sumpfpflanzen verrathen, daß hier einst Wasser stand. Es gibt daher auch wenig Fische; Hechte, Karauschen, Weißfische und Grundeln kommen noch eher vor, die Krebse sind fast vollständig ausgestorben. Der Boden ist im Allgemeinen von der fruchtbarsten Art, an vielen Stellen tritt die



Auf das Feld fahrender Wagen.

fette schwarze, humusreiche Lehmschichte vier bis fünf Fuß dick auf. Bis in die neueste Zeit war es auch nicht gebräuchlich, diesen reichen Boden zu düngen, denn, wenngleich nur mit schlechten hölzernen Pflügen geritzt, gab er erstaunlich reiche Ernten. Jetzt aber ist schon eine gewisse Erschöpfung, besonders an Phosphorgehalt zu merken, was die Landwirthe zu einer rationelleren Culturmethode anspornt. Und in dieser Hinsicht haben die letzten Jahrzehnte einen bedeutenden Fortschritt gebracht. Die alten hölzernen Pflüge und ähnlichen primitiven Werkzeuge sind verschwunden und an ihre Stelle zweckmäßige Maschinen und Geräthschaften getreten. Auch wird der Dünger nicht mehr so stark als Feuerungsstoff und noch viel weniger zum Bau von Zäunen verwendet, sondern erfreut sich, seitdem sein Werth erkannt worden, der vollsten Würdigung. Am Ostrande des Gebietes gibt es übrigens

auch magere Sandflächen und die in größeren oder kleineren Flecken überall vorkommende „blinde Soda" (vak szik) ist beinahe ganz unfruchtbar. (Unter „Soda", szik, ist hier wie im Folgenden stark mit Soda, das ist kohlensaurem Natron gemischter Lehm, Letten, zu verstehen.)

Die Hauptproducte sind Weizen und andere Ährenfrüchte, ferner Mais, Raps, Hirse, Tabak. Wiesen gibt es sehr wenig, auch werden im Allgemeinen nicht viel Futtergewächse gebaut, weßhalb die Viehzucht trotz der großen sodahaltigen Weiden verhältnißmäßig gering ist; in neuerer Zeit gibt sich indeß auch in dieser Hinsicht eine wesentliche Besserung kund, besonders in der Pferde-, Rindvieh- und Schweinezucht, während die Schafzucht wegen der niederen Wollpreise immer mehr zurückgeht. Geflügel, besonders Hühner und Gänse, wird zahlreich gezüchtet und eine ansehnliche Menge kommt davon in den Handel. Die Bienenzucht erfreut sich einer gewissen Blüte und namentlich genießt der Honig von Kaba einen vorzüglichen Ruf.

Die größten Nachtheile dieses Gebietes sind die häufige Dürre und die Spätfröste, welche besonders die Obstzucht zu einer sehr unsicheren machen, obgleich die Obstbäume mit großer Vorliebe und Sorgfalt gepflegt werden. Das Klima springt aus einem Extrem in das andere; im Sommer herrscht gewöhnlich afrikanische Hitze, im Winter mitunter sibirische Kälte.

Wald ist im Verhältniß wenig vorhanden, ja eigentlich mit Ausnahme der nordöstlichen Theile gar nicht; auf den ungeheueren, 50.000 bis 60.000 Joch großen Pusztten von Hortobágy und Angyalháza sieht man sogar einzelne Bäume erst seit kurzem, seitdem nämlich zum Schutze der draußen weidenden Herden hier und da kleinere Baumgruppen als Windfang gepflanzt wurden. Es ist übrigens eigenthümlich, daß das dortige Volk bis in neuere Zeit eine große Antipathie gegen alle Bäume hatte und, wenn es auch in den Weingärten ganze Obstpflanzungen anlegte, dennoch anderswo keinen Baum duldete. Die freie Aussicht sollte nicht unnöthig gestört, die majestätische Eintönigkeit nicht unterbrochen werden! Jetzt hat sich auch das geändert und man sieht besonders Akazienbäume genug nicht nur in Höfen, auf Friedhöfen, um die Tanyas her, sondern auch längs den Straßen gepflanzt.

Einen Weingarten hat jede Gemeinde; freilich könnten diese mit ebenso vielem Recht Obstgärten heißen, insoferne darin die breitästigen Obstbäume einander berühren, was natürlich die Folge hat, daß im Schatten der denkbar sauerste Wein wächst, dem Sprichwort nach so sauer, daß sich davon sogar das Messer in der Tasche öffnet.

Der Landbesitz vertheilt sich auf 20.200 Besitzer. Meistens, in 10.000 Fällen, beträgt er weniger als 5 Joch; 9.000 Grundstücke gibt es von 5 bis 50 Joch, 800 von 50 bis 100, 260 über 100, aber nur wenige über 1.000. Der Werth der Äcker von besserer Qualität

beträgt 150 bis 200 Gulden das Katastraljoch, während der Preis der sandigen und sehr sodareichen Flächen zwischen 10 und 80 Gulden schwankt. Bei den letzten ist auch der Pacht ein entsprechend geringer, während für die Äcker guter Qualität 13 bis 18 Gulden bezahlt werden. Die Commassirung ist in mehreren Gemeinden noch nicht durchgeführt, welcher Umstand die zweckmäßige Bewirthschaftung ungemein erschwert. In nicht wenigen Fällen ist der Besitz eines Eigenthümers in zehn verschiedenen Stücken verstreut, die ein bis zwei Meilen von einander entfernt liegen. Wo die Güter commassirt sind, stehen die Tanyas dicht und dann wohnen auch die meisten Landwirthe den Sommer über draußen. An Menschenhand ist kein Mangel, nur ist der Arbeitslohn im Vergleich mit anderen Gegenden hoch.

Charakteristisch für diese Gegenden ist die „Soda" (szik), die auch mitten im besten Ackerland in größeren oder kleineren weißlichen Flecken vorkommt, an manchen Orten aber sehr große Striche ausmacht, wo dann der Boden, wegen seines großen Gehaltes an kohlensaurem Natron, entweder ganz kahl ist oder nur wenige dickblätterige Salzpflanzen hervorbringt und, auch wo er mit dem fruchtbaren Boden besser gemischt ist, gut zu Anderem als zu Weidezwecken taugt. Solche Einöden, den mittelasiatischen Steppen vergleichbar, sind z. B. die von Angyalháza, Hortobágy, Kornyó.

Auf diesen Soda-Pusszten ist nur so lange Leben, als die Regenzeit dauert; sobald der gewohnte Gast, die Sommerhitze, auf den Fittigen heißer Winde eintrifft, verändert sich Alles mit einem Schlag. Der Rasen wird roth und dorrt ab, das Wasser der Tümpel versiegt, die Wasserkolbe senkt ihr Haupt, die schwertblättrigen Binsen vergilben, die dolchartigen Blätter des Schilfes („Froschdolches") verdorren, sowie Segge, Rietgras, Wasserlilie; unter traurigen Rufen ziehen die Scharen der Wasservögel nach einander davon, die abgemagerten Herden werden hinweggetrieben, es verstummt der frohe Klang der Hirtenpfeife und die Hirtenfeuer verlöschen. Jedes lebende Wesen zieht hinweg, nichts bleibt zurück als die tiefe Stille. Man könnte sagen, die Puszta sei gestorben. Die weißen Sodastreifen, die silberfarbigen länglichen Bette der versiegten Tümpel gleichen nun den weißschimmernden Rippen eines riesigen Skelets, über welche die Fata Morgana ein durchsichtiges Todtenlaken breitet. Wie ein Gespenst tritt dann zuweilen vereinzelt ein Wirbelwind auf. Er rafft den Sodastaub empor und schlingt ihn um sich wie ein weißes Leintuch, unter geheimnißvollem Rauschen huscht er an die trockenen Rinnsale heran, knistert leise durch die dürren Stengel und irrt dann über die stumme Ebene hin, bis er wieder in Nichts verweht an einem Grabhügel aus grauer Urzeit, der düster auf seine stille Gefährtin, die Puszta, niederschaut.

Wie ändert sich aber das Alles nach einem tüchtigen Platzregen, wenn die trockenen Wassermulden sich plötzlich mit trüber Flut füllen und das versengte Brachgefild wie

unter einem Zauberschlage sich mit Grün bedeckt. Mit lautem Geschrei sind auf einmal Tausende von Wildgänsen zur Stelle, Schwarm auf Schwarm rückt der hellstimmige Goyser heran, und die zahllosen großen und kleinen Windpfeifer, die unübersehbaren Scharen der Wildenten, von der großköpfigen, giftig schnatternden Stockente herab bis zur kleinen, beweglichen, piepsenden Krikente, und stoßen unter fröhlichem Lärmen in das Gewässer der Tümpel nieder, die wiederum aus dem neubelebten Röhricht hervorblitzen. Die Puszta ist auferstanden! — Nun geht es an ein Geplätscher, Geschnatter, Gegacker, Gepfeife und Gepiepe, gewaltig beherrscht durch das weithinhallende Gebrüll der im Schilf niedergeduckten Rohrdommel und übertönt von dem scharfen „Buwik"-Ruf des unruhigen Kiebitzes, der in übersprudelnder Laune Purzelbäume durch die blaue Luft macht. Auch die spitzgeflügelte Möve kommt raschen Fluges herbei, ihr silberglänzendes Gefieder blinkt da und dort hell auf im klaren Tageslicht; unter heftigem Geschrei flügelt sie über den gekräuselten Wassern umher. Ein wahres Vögelparadies! Bedauerlich ist dabei nur, daß auch der Pußten-Adler, der grausame Räuber, um diese Zeit ganz gut weiß, wo er seine Beute zu suchen hat. Auch er findet sich pünktlich ein und hascht da einen in ernstes Nachdenken versunkenen grünköpfigen Enterich weg, dort einen sanft eingenickten Goyser, wodurch die gemüthliche Unterhaltung etwas gestört wird. Indeß, der beklagenswerthe Fall des braven Enterichs oder Goysers ist bald wieder vergessen und der hinterlistige Adler hat vielleicht noch nicht einmal Zeit gehabt, sich mit seiner Beute auf einem Hügel niederzulassen, so ist die fröhliche Stimmung schon wieder hergestellt; höchstens beweint noch ein Kiebitz oder eine Möve mit klagender Stimme das tragische Ende des verlorenen Kameraden. — Auch die Herden kehren zurück; wieder hört man das zornige Brüllen düster blickender Stiere, das weithin schmetternde scharfe Wiehern schlanker Hengste, das sanftmüthige Blöcken frommer Schafherden. Wiederum erklingt die melancholische Hirtenpfeife, die Hirtenfeuer flammen von neuem auf und glänzen um die Wette mit dem Abendstern. Größeres Wildpret verirrt sich selten in die Gegend, doch hält sich hier außer dem erwähnten Sumpfgeflügel und



Hajduckischer Großbauer.

einem ziemlich reichen Hasenbestand auch der träge, schwerbeleibte Trappe gerne auf und nicht minder der außerordentlich vorsichtige, menschenscheue, herrliche Kranich, zur besonderen Freude der berühmten Kranichjäger des Hajduckenlandes, welche diesem edlen Thiere mit großer Ausdauer und Geschicklichkeit nachstellen.

Es gibt kaum eine Art von Jagd, die mit so viel Mühe und Vorsicht betrieben werden müßte, aber auch so interessant ist, als die Kranichjagd. Der schöne Vogel ist außerordentlich scheu und behutsam; bestimmt erkennt er den Jäger und fliegt um so viel weiter, daß er ihn noch im Auge behält; einem Graben, Heuschober oder anderen Gegenstand, durch den gedeckt der Jäger ihn anschleichen könnte, fliegt er niemals nahe, sondern sucht sich stets einen Platz, wo er nicht überrascht werden kann. Aber selbst da wiegt er sich noch nicht in Sicherheit, sondern, wenn auch der Schwarm sich bereits niedergelassen und zu weiden begonnen hat, ist doch immer mindestens ein Wächter aufgestellt, der nicht weidet, sondern seinen Hals so lang als möglich reckt und aufpaßt, um auf das geringste verdächtige Zeichen mit scharfem Ruf die Kameraden aufzustören, worauf sich die ganze Schar im nämlichen Augenblick emporschwingt und wenige Minuten später nur noch ihren schrillen Ruf aus den Wolken herabsendet. Darum ist es eine große Seltenheit, bei Tage einen Kranich zu schießen; das muß Nachts geschehen. Für die Kranichjagd pflegen sich fünf bis sechs geübte Schützen zusammenzustellen, sie laden ihre Gewehre mit doppeltem Pulver und Schrot und ziehen schon früh am Nachmittag auf eine Puszta hinaus, wo sie glauben, daß die Kraniche zum Schlafen einkehren. Sie ducken irgendwo unter und warten still ab, ob nicht nach irgend einer Richtung hin der Schrei des Kranichs erschallt. Oft können sie wochenlang so umherschleichen, ehe sie auch nur die Stimme des seltenen Vogels vernehmen. Endlich, an einem Glücksabend, da die dunkelrothe Scheibe der Sonne sich bereits anschickt unter den Horizont zu tauchen, schallt es hoch aus der Luft herab: „Kru, Kru!“ Bald wird der Kranichzug selbst sichtbar, wie er sich in herrlicher Keilform dem dämmerigen Dunst des Abendhimmels entwindet und die



Hajduckischer Kleinbauer.

ganze Kette von 10, 20, 30, 40 und mehr Vögeln sich sachte, behutsam niedersenkt. Auf eine gewisse Höhe herabgelangt, löst sich der Keil auf und der Schwarm zerstreut sich in weiten Kreisflügen, um die Gegend zwei- oder dreimal zu durchmustern, ob sie nichts Verdächtiges enthalte. Es dauert lange, bis sie sich beruhigt haben; nun ahnen sie keine Gefahr und fliegen in stets kleineren Kreisen immer näher an jene kleine, seichte Sodatümpel, in welchem die Nacht zu verbringen sie unter vielem Rufen und Schreien beschlossen haben. Sobald sie sich in den Tümpel niedergelassen und ihr gewohntes Spiel begonnen haben, — sie pflegen bei dieser Gelegenheit Steinchen und Erdklößchen in die Luft zu werfen und damit eine zeitlang Ball zu spielen, — da nähern sich auch die niedergeduckten Jäger und beginnen auf allen Vieren gegen den Wind zu kriechen, damit nicht dieser den Kranichen irgend ein Geräusch oder die Witterung zutrage. Sobald es ihnen gelungen, an eine günstige Stelle vorzukriechen, machen sie daselbst Halt und bleiben liegen, geduldig lassen sie den wüthenden Ansturm der Stechmückenschwärme über sich ergehen, bis es endlich ganz Abend wird und die Sterne erscheinen. Jetzt setzen sie sich abermals in Bewegung, indem sie sich genau den Stern merken, in dessen Richtung die Kraniche sich niedergelassen haben; auf diesen Punkt los wird nun weitergekrochen, noch vorsichtiger als zuvor, bis man in Schußweite gelangt. Ist die Nacht schön und klar, so daß der Kranichschwarm aus dem luftigen Grau hervordunkelt, dann wird sofort geschossen und die Jagd ist zu Ende; ist es aber ganz dunkel und sieht man blos den Spiegel des Tümpels aufblinken, dann wird Halt gemacht und in tiefster Stille so lange auf dem Bauche gelegen, bis der Tag zu grauen beginnt und aus dem Halbschatten der Dämmerung der dunkle Umriß des Kranichschwarmes sich entwickelt. Nun berührt der Anführer der Jäger, der gewöhnlich in der Mitte liegt, ohne ein Wort zu sagen, mit den Ellbogen die neben ihm Liegenden und diese wieder ihre Nachbarn, worauf alle in tiefster Stille sich auf die Ellbogen erheben und mit den schon vorher gespannten Gewehren die Kranichgruppe aufs Korn nehmen. Der entscheidende Augenblick ist da, und sobald der Anführer glaubt, daß seine Genossen bereit sind, ruft er laut: „Na!“ Auf dieses Wort beginnt die Kranichschar sich zu lösen, aber schon knallen auch die stark geladenen Gewehre los und schmettern die herrlichen Vögel über den Haufen. Manchmal verursacht ein solches Pelotonfeuer ein förmliches Blutbad, und es ist schon vorgekommen, daß aus einem Kranichschwarm von 17 Stück kein einziges sich rettete. Der Kranich pflegt in dreierlei Gruppen zu schlafen, nämlich: entweder der ganze Schwarm in einer einzigen dichten Gruppe oder in zwei bis drei kleinere Gruppen vertheilt oder endlich einzeln in einer Reihe stehend; immer aber wacht einer und der andere, und während die Masse, den Kopf unter den Flügel gesteckt, unter eigenthümlichem Schnarchen und Schnaufen schläft, stehen diese Wächter mit hochgehaltenem Halse eifrig lauschend da, um auf das geringste verdächtige Geräusch ihre Genossen mit

schrillem Ruf zu wecken, die einen Augenblick nachher sich schon sämmtlich auf ihren Fittigen wiegen. Reiche Beute wird nur dann gemacht, wenn die Kraniche in einer Masse beisammen sind, während in den beiden anderen Fällen der Erfolg weit unsicherer ist. In der Morgendämmerung gibt es gewöhnlich auch noch ein Nachspiel der Jagd. Die nur flügellahmen und so auseinander gelaufenen Vögel werden erst nachher eingefangen, was schwer genug fällt, da der verwundete Kranich nicht nur ein sehr rascher Läufer ist, sondern sich im Nothfall auch tapfer vertheidigt, ja mit seinem starken Schnabel den Angreifer empfindlich zu verwunden im Stande ist; schießen aber will der Kranichjäger nun nicht mehr, um das Gefieder nicht zu beschädigen. Denn der Kranich wird keineswegs nur zum Sport, sondern um seiner Prunkfedern willen gejagt; die Kranichfeder, die ein Bursche im Hajduckenland nun einmal haben muß, ist ein sehr begehrter Artikel und 5 bis 10, ja 20 Gulden werth.



Angyalházaer Rinderhirt.

Historische Denkmäler kommen, außer den erwähnten Erdhügeln („Halom“ und „Laponyag“ genannt), im Hajducken-Comitat fast gar nicht vor[1]. Hier und da eine Ruine oder kaum mehr erkennbare Erdburg, das ist Alles, was der Zeiten Sturm übrig gelassen. Es ist auch kein Wunder, wenn hier keine bedeutenderen Kunstdenkmäler entstehen oder sich erhalten konnten, denn dieses offene Gebiet war fortwährend den verheerenden Einfällen aller möglichen Feinde ausgesetzt. Petschenegen, Kumanen, Türken, Tataren, Kurutzen, Labanczen durchschweiften es oft in freibeuterischen Scharen, ohne Anderes hinter sich zu lassen als zerstörte Dörfer, deren Standort noch jetzt hier und da zwischen den Äckern, in der Tiefe der Puszten zu erkennen ist. Ab und zu sieht man noch einen bemoosten stumpfen Thurm in der Gemarkung eines verödeten Dorfes trauern oder einen aus Steingekrümel und Menschenknochen

[1] Die „Laponyags“ sind meist Tumuli, die „Haloms“ seltener, doch scheinen beide oft nur zu Opfer- oder Vertheidigungszwecken errichtet zu sein.

gemischten Hügel, der eine Kirche oder ein Schloß gewesen sein mag. Von vielen Dörfern ist nicht einmal so viel übrig geblieben; der bloße Name ist Alles, wie in alten Schriften sich verzeichnet findet. Darum gibt es auch in diesem weiten Bezirke Alles in Allem nur zwanzig Städte und Dörfer. Und doch mußten der gute Boden, die ausgedehnten Weideplätze, der einst reiche Wildbestand und der vor der Theißregulirung vorhandene ungeheure Fischreichthum von den ältesten Zeiten an eine mächtige Anziehungskraft für die Bevölkerung gehabt haben. Es beweisen dies die Funde aus den zahlreichen Ansiedlungen der jüngeren Steinzeit, sowie die Reste der Bronzeperiode. Auch Münzen der Römerzeit finden sich mitunter, ein Beweis, daß die Gegend auch dazumal bewohnt war und die angesessenen Barbaren in Handelsbeziehungen zu den benachbarten Provinzen standen. Sehr dicht und wohlhabend mag die Bevölkerung in der Árpádenzeit gewesen sein, denn Münzen aus dieser Zeit, nicht selten sogar Goldmünzen, werden durch den Pflug noch jetzt oft und an sehr vielen Stellen an den Tag gefördert.

Die interessantesten unter den erhaltenen historischen Denkmälern sind die Erdhügel (siehe oben), deren Zahl sich auf mehr als zweihundert beläuft. Ihr Ursprung verliert sich im Dunkel der Urzeit. Wissenschaftlich untersucht sind sie noch nicht, unzweifelhaft scheint nur, daß sie gleich den sogenannten „Csörszgräben“ (von denen schon die Rede war) Bauten irgend eines unbekannten Urvolkes sind, welche dann auch von späteren Eroberern als Bestattungsort und zu religiösen oder militärischen Zwecken benützt wurden. Jetzt aber sind ihre luftigen, mit wilden Blumen bedeckten Kuppen sehr geeignet, dem Sohn einer späteren Zeit als Standplatz zu dienen, von dem aus er über die majestätische endlose Ebene hinblicken kann und sich verträumen in längstvergangenen Zeiten und einer fernen Zukunft . . . Sie liegen sämmtlich am Wasser, obgleich am Fuße von vielen nur noch eine sodahaltige trockene Vertiefung zeigt, daß auch da einst Wasser gestanden oder geflossen. In der Regel haben sie eine schöne Kegelform bei 6 bis 7 Meter Höhe, an der Basis einen Durchmesser von 40 bis 60 Meter und 7.000 bis 11.000 Cubikmeter Erdinhalt. Die „Laponyags“ sind weit niedriger und in ihrem Innern hat man in mehreren Fällen einen aus Lehm fest gestampften Herd und auf diesem verbrannte Knochen, Asche, Bruchstücke von groben Gefäßen und barbarische Schmucksachen gefunden.

Selbst aus der Epoche der Hajducken sind nicht viele historische Denkmäler erhalten. Ihre aus Erde und Holz errichteten Befestigungen sind vernichtet, die mit Schießscharten versehenen Ziegelmauern und Ringwälle, mit denen sie ihre Kirchen umgaben, sind in neuerer Zeit meist gleichfalls zerstört worden, in den Archiven der Städte jedoch werden einige interessante Denkmäler aufbewahrt: die Bocskay'schen Schenkungsbriefe, andere Privilegienurkunden, die schmuckreichen Zuschriften der türkischen Paschas und die alten, in schönem Ungarisch abgefaßten Protokolle, welche kurz nach der Ansiedlung der Hajducken



Angyalházaer Puszta.

beginnen und interessante Daten dafür liefern, wie das im Kriege so zügellose Hajduckenvolk daheim im eigenen Neste strenge Ordnung hielt und besonders die öffentliche Sittlichkeit musterhaft schützte. Ein bemerkenswerthes Denkmal ist auch die alte Kriegsfahne der berittenen Hajducken, aus dicker grüner Seide, mit dem besonderen Wappen von Szoboszló, das in Goldstickerei einen Tiger mit einem geharnischten Ritter kämpfend zeigt. Diese Fahne, welche „Bocskay-Fahne" genannt wird, befindet sich fast unversehrt nebst ihrer stark mit Eisen beschlagenen Stange und zierlich geflochtenem Halte-Riemwerk im Besitze von Szoboszló, wo sie mit vieler Pietät im geheimen Archiv bewahrt wird.

Die Hajducken, deren Nachkommen den Kern der jetzigen Bevölkerung des Hajducken-Comitats bilden, spielten im XVI. und XVII. Jahrhundert eine sehr bedeutende Rolle und schrieben ihre Namen mit Blut und Brand in die Geschichte jener Zeit ein. Und obgleich sie sich unter den rauhen Kriegern der Zeit der blutigen Stürme nicht nur durch Tapferkeit, sondern auch durch Grausamkeit auszeichneten, erwarben sie sich doch in den Kämpfen des XVII. Jahrhunderts um politische und religiöse Freiheit als Factoren ersten Ranges so große Verdienste, daß man um dieser willen einen Schleier auf ihre Grausamkeiten und Verheerungen breiten darf.

Hajduckenscharen begannen sich zu Anfang des XVI. Jahrhunderts zu bilden, wenigstens erscheint ihr Name zum erstenmal um diese Zeit. In Sturm und Gefahr gestählte, verwegene Männer bildeten den Kern des Hajduckenthums, indem sie, durch die Verheerungen des Krieges ihrer Heimstätten und Familien beraubt, sich zu größeren und kleineren Trupps vereinigten und, der friedlichen Beschäftigungen gänzlich entwöhnt, mit Waffengewalt zurückzugewinnen strebten, was sie durch die Waffen verloren hatten. Die Entstehung des Hajduckenthums war durch die unglückselige stürmische Epoche sehr begünstigt, und da alle möglichen abenteuerlustigen, unfriedsamen Elemente sich zu ihnen gesellten, wuchs ihre Zahl bald sehr ansehnlich, sie bildeten von da an nicht nur kleinere Scharen, sondern unter ihren Hauptleuten förmlich organisirte Heere, deren wilde Tapferkeit und Zügellosigkeit sie bei Freund und Feind gleich gefürchtet machte. Viele von ihnen traten zeitweilig auch in die Armee des Landes ein, und diese bildeten meist die Fußtruppe, der größere Theil jedoch erkannte keinerlei Autorität dauernd an, sondern gehorchte höchstens seinen eigenen Hauptleuten und war gleichsam ein mobiler bewaffneter Staat im Staate. Diese hießen freie Hajducken, im Gegensatz zu den vorigen, die hauptsächlich als Besatzung der Grenzfestungen Verwendung fanden.

Eine größere Rolle begannen die Hajducken nach der Katastrophe von Mohács zu spielen, indem sie größtentheils die Partei Zápolyas ergriffen und als wichtiger militärischer Factor in Anschlag kamen, um die Mitte des Jahrhunderts aber so entsetzliche Verheerungen anrichteten, daß die Türken und der Wiener Hof zu ihrer Ausrottung ein

Übereinkommen trafen. Es gelang indeß nicht sie zu bändigen, und um die strengen Gesetze, welche unaufhörlich gegen sie geschaffen wurden, kümmerten sie sich nicht im geringsten, sondern mordeten und sengten rastlos weiter. Nach Art der Condottieri-Scharen suchten sie mit aller Welt Händel und an allen Orten Beute; gleichzeitig sehen wir sie unter den verschiedensten Fahnen, im In- und Ausland, oft sogar gegen einander kämpfen oder ganz selbständig auf eigene Rechnung und Gefahr Krieg führen und plündern.

Einen großen und denkwürdigen Wendepunkt in der Geschichte dieser wilden Krieger bildet das Auftreten Bocskays. Jetzt scharten sie sich unter der Fahne der nationalen und religiösen Freiheit, verdichteten sich zu einer einheitlichen bewaffneten Körperschaft und blieben von da an standhaft dieser Fahne getreu; sie wurden die mächtige Stütze derselben und ihre Thaten sind fortan durch unerschütterliche Anhänglichkeit an diese Idee charakterisirt, deutlich genug, um diese selbst aus dem Wirrwarr ihrer Zügellosigkeiten und immer wieder erneuten Ausschreitungen hervorglänzen zu lassen.

Bocskay war zu Anfang seiner Erhebung vor Allem bemüht, die Hajducken zu gewinnen, da er wohl wußte, daß das Schicksal der Bewegung davon abhing, auf welche Seite sich diese kriegewohnten, abgehärteten Streiter schlagen würden. Auch gelang es ihm leicht, die in der Nähe lagernden Scharen der Hajducken zu gewinnen, und diese ergriffen unter ihren schrecklichen Führern Lippai und Némethi mit Leib und Seele die Partei Bocskays, der als Magyare und Reformirter ohnehin eine Anziehungskraft für sie hatte.

Und diese Parteinahme entschied in der That das Schicksal des Krieges. Als nämlich General Petz mit einem auserlesenen Heere, welches unter Anderem die Blüte der steirischen Ritterschaft und 1.500 geharnischte Reiter aus Schlesien enthielt, zur Unterdrückung Bocskays heraneilte, griffen die Hajducken dasselbe bei Álmosd an und vernichteten es in furchtbar blutiger Schlacht vollständig; als hierauf infolge dieser Schreckensnachricht Belgiojoso mit seinem Heere von über 10.000 Mann den Rückzug antrat, holten sie ihn ein und metzelten an der Theiß einen großen Theil seiner raizischen Truppen nieder. Nun schlug die Flamme des Aufstandes mit nicht mehr zu löschender Macht empor; die in Südungarn, Siebenbürgen und anderwärts umherstreifenden Hajduckenscharen traten gleichfalls nacheinander unter Bocskays Fahne und eroberten alsbald Kaschau nebst einem großen Theile von Oberungarn. Als vollends im nächsten Jahre auch Basta aus dem Lande verjagt war, brachen Bocskays siegreiche Heere in Mähren, Niederösterreich und Steiermark ein, worauf endlich der denkwürdige Wiener Friede den Schrecken des Krieges ein Ende machte.

Für ihre glänzenden kriegerischen Verdienste in dieser Zeit erhob Bocskay die Hajducken in den Adelsstand und verlieh ihnen den größten Theil ihres jetzigen Gebietes,

worüber es in seinem Schenkungsbriefe vom Jahre 1605 heißt: „.... also haben wir in Anbetracht der so rühmlichen und für ewige Zeiten denkwürdigen Verdienste beschlossen, insgesammt und einzeln unsere Hajduckenkrieger, als die Wiedereroberer unserer alten Freiheiten, um das Andenken ihrer für die Freiheit des Vaterlandes bestandenen schweren Kämpfe und unserer Dankbarkeit gegen sie auch für die späteren Nachkommen zu erhalten und damit sie in dem Vaterlande, für das sie gestritten, Ansehen und Freiheit gewinnen möchten, mit allgemeiner Zustimmung der Landstände sie alle insgesammt und öffentlich, insonderheit aber durch diesen unseren Brief, unsere unter der Hauptmannschaft des edlen Andreas Csomaközi (und noch zwölf anderer Hauptleute) tapfer kämpfenden Hajducken-krieger in die Reihe der Edlen aufzunehmen. Damit aber unsere erwähnten Krieger sich nicht zerstreuen, sondern an einem bestimmten ständigen Sitze wohnen möchten, haben wir unsere Stadt Kálló, unsere Puszten-Dominien Nánás, Dorog, Varjas, unsere Theil-Besitzungen Hadház, Vámos-Pércs, Sima und Vid, so auch alle unsere königlichen Rechte, unseren erwähnten 9.254 Kriegern und deren Nachkommen beiderlei Geschlechtes unter dem Beding verliehen, daß sie sich uns, Ungarn und Siebenbürgen eidlich verpflichten und, mit Waffen und Kriegsmaterial wohl ausgerüstet, auf unseren und unserer Nach-kommen Befehl bei jedem Kriegszuge anwesend zu sein und dem Vaterlande treu zu dienen verhalten seien.“ Im nächsten Jahre erhob Bocskay auf gleiche Weise das unter Peter Fekete und sieben anderen Hauptleuten stehende berittene Hajduckenheer in den Adelsstand und schenkte demselben Szoboszló.

Durch diese Schenkungen gelangten die Hajducken, die bis dahin ohne festen Herd ein Abenteurerleben geführt hatten, in den Besitz eines ständigen Wohnortes, der eine zeitlang eine Art Militärgrenze zwischen Ungarn und Siebenbürgen bildete und zum Theil hierher, zum Theil dorthin gehörte. Aus diesen Niederlassungen bildete sich sodann unter mehrfachem Austausch der freie Hajducken-District, im Jahre 1876 aber unter der nöthigen Abrundung das heutige Hajducken-Comitat.

Nach dem Tode Bocskays machten die Hajducken die Erfahrung, daß die Rechte der Nation, die Glaubensfreiheit und ihre eigenen besonderen Privilegien gefährdet waren, empört griffen sie also zu den Waffen und bezogen unter ihrem Hauptmann Andreas Nagy, an die 16.000 stark, bei Szikszó ein Lager, in der Absicht, einen nationalen König auf den Thron zu erheben. König Rudolf that Alles, um sie zu beschwichtigen, aber vergebens, und daß diese Krisis schließlich doch ohne ernstere Folgen vorüberging, ist dem Umstande zuzuschreiben, daß Valentin Homonnay, in dem die Hajducken die Idee eines nationalen und calvinistischen Königs verkörpert sahen und den „Gott ihnen auch schon als Spiegel vorgewiesen“, nicht nur entschieden zurücktrat, sondern selber energisch im Sinne der Wiederherstellung des Friedens wirkte, worauf denn die Hajducken nach lang-

wierigen Unterhandlungen, murrend und unmuthig zwar, theils in ihre Sitze zurückzogen, theils Sold nahmen, während einzelne ihrer Abtheilungen fortfuhren, bewaffnet umherzuschweifen. Die Hajducken behielten, auch nachdem sie seßhaft geworden, ihre militärische Organisation, so daß der „Kapitän" das Haupt sogar der Civilverwaltung war. Im Frieden schlossen sie sich keinem Herrscher fest und dauernd an, im Kriege aber standen sie meistens unter den Fahnen der Fürsten von Siebenbürgen.

So bei der Wahl Gabriel Báthorys, wo sie die Furchtbarkeit ihrer Macht besonders bewiesen und es offenbar wurde, daß ohne ihre Hilfe überhaupt kein siebenbürgischer Fürst auf dauernde Herrschaft rechnen könne. Nach Homonnays Tode standen sie nämlich zu Báthory, der ihnen unter Anderem gelobte, „die wahre calvinistische Religion aufrecht zu erhalten". Als sie aber ihre Erwartung nicht erfüllt sahen, wurden sie wieder aufrühreriſch, bis sie, durch neue Versprechungen gewonnen, abermals ins Lager gingen und in kurzer Zeit einen großen Theil Siebenbürgens, das von dem tyrannischen Fürsten abgefallen war, wieder seiner Macht unterwarfen.

In der neuerlichen Homonnay'schen Bewegung trennten sich die Hajducken und kämpften theils für Homonnay, theils für Gabriel Bethlen. Ähnlich thaten sie später in der gegen Georg Rákóczy gerichteten Empörung, bis sie zuletzt doch ganz auf Rákóczys Seite traten, dem sie in dem kritischen Jahre 1636 unter ihrem tapferen Hauptmann Jakob Györy durch ihren tollkühnen Angriff auf die furchtbar überlegene türkische Macht den Thron retteten. Sie hielten auch zu ihm in seinen Kämpfen 1644 bis 1645, und die Errungenschaften des Linzer Friedens beförderten nicht wenig die Festigung ihrer privilegirten Stellung. An Georg Rákóczy II. hielten sie mit zäher Ausdauer fest und blieben ihm unerschütterlich treu, obgleich besonders die Türken Alles aufboten, um sie für die Partei des Gegenfürsten Barcsay zu gewinnen. Auch hatten sie für ihre Standhaftigkeit zu leiden, denn der Pascha von Temesvár überfiel auf Befehl des Großveziers ihre wehrlosen Ansiedlungen und ließ dieselben unbarmherzig zerstören. Eine wichtige Rolle spielten sie ferner in den Empörungen Tökölys und Franz Rákóczys, wo sie den Kern und die Kraft des Kurutzenthums bildeten. Bei der Belagerung Ofens 1686 kämpften starke Hajduckenscharen mit außerordentlicher Tapferkeit und thaten sich bei den mörderischen Stürmen durch unerschütterlichen Muth hervor. Auch waren sie die Ersten, die unter furchtbarem Blutvergießen in die Hauptstraße der Festung eindrangen und dadurch den Muth der bereits weichenden Deutschen neu belebten.

Ihre nächsten hervorragenden Verdienste erwarben sie sich bei der Befreiung der magyarischen Theißgegend vom Türkenjoch und auch die Consolidirung der Macht Leopolds wurde am günstigsten dadurch beeinflußt, daß sie zum größten Theil, sammt den Kurutzen, seine Partei ergriffen.

Unter den vielen Kriegen und Widerwärtigkeiten verringerte sich indeß die Zahl der Hajducken bedeutend, was, nebst der Macht der geänderten Verhältnisse, zur Folge hatte, daß ihre militärische und politische Wichtigkeit nach und nach abnahm, bis endlich das Gesetz vom Jahre 1876, das die Comitate regelte, auch die letzten Reste ihrer Privilegien aufhob. So verschmolzen sie gänzlich mit dem Körper der Nation und die Sondergeschichte dieses einst so gefürchteten und rauhen Kriegervolkes war zu Ende.

Im heutigen Hajduckenlande zeigt sich keine Spur mehr von der Wildheit der Vorfahren; ein stilles, gutmüthiges, anständiges und arbeitsames Völkchen ist da zu Hause und hantirt ebenso eifrig mit Hacke und Sense wie einst seine furchtbaren Väter mit der Mordwaffe.



Das hajduckische Wappen.



Nagy-Kálló.

Die Nyirgegend.



Ein eigenthümliches Gebilde des großen ungarischen Beckens ist jene Sandfläche von etwa 4.800 Quadratkilometer, welche nach den riesigen Birkenwäldern (nyir = Birke), die sie einst bedeckten, den Namen „Nyir" oder „Nyirség" (= Birkenwald) bekommen hat. Mit diesem Namen pflegt man zwar vornehmlich das Sandgebiet des Szabolcser Comitats zu bezeichnen, doch erstreckt sich das betreffende sandige, bröcklige Bodengemisch mit seinen wellig zerrissenen Hügeln, welche sich durch steilere oder sanftere Lehnen zu einer ununterbrochenen Kette verbinden, auch noch ins Szatmárer Comitat bis Nagy-Károly und zum Krasznafluß, südwestlich aber bis in die Marken des Hajduckencomitats hinein, während es sich nach Norden in der Umgegend des Ecseder Moors sachte verliert.

In der Art, wie die Sandhügel der Nyirgegend mit ihren sich unablässig ändernden Formen angeordnet sind, ist auf den ersten Blick kaum ein bestimmtes System zu entdecken, bei näherer Untersuchung indeß stellt sich heraus, daß die Hauptrichtung der lang hingedehnten flachen Sanddünen zwischen Nord und Süd fällt.

Die hügelartigen Gebilde heben sich zu Tausenden 50 bis 100 Meter hoch aus den Dünen dieser Sandstrecke empor und sind fast sämmtlich geologische Bildungen; doch gibt es auch zahlreiche Hügel, die der Mensch zu Zwecken der Vertheidigung, Beerdigung &c.

angelegt oder erhöht hat. Zu diesen gehören die außerhalb Nyiregyháza und anderwärts mehrfach angetroffenen Ör- oder Urhegyek (Wacht- oder Herrenberge), der Leshegy (Spähberg) bei Besenyöd, der Leshalom (Spähhügel) bei Nyiregyháza, der Tüzörzöhegy (Feuerwachtberg) bei Csád, der Tetemhegy (Körper- oder Leichenberg) bei Tura, die Akasztó (Galgenberg) genannten Höhen bei Bogdán, Nyir-Mada, Nyir-Lugos, Vaja, Mária-Pócs. Besonders beachtenswerth sind die von Menschenhand aufgeführten Hügel in den Gemarkungen von Nyir-Bogdány, Kis-Besenyöd, Nagy-Kálló, Oros, Nyir-Bátor und Nyiregyháza, die man „Korhány“ nennt und die, wie schon ihr eigenthümlicher Name beweist, den nämlichen Ursprung haben wie die sogenannten „Kurgans“ Südrußlands, diese außerordentlich interessanten urzeitlichen Tumuli, die in den dortigen Ebenen zu Tausenden vorkommen und als „hunnisch-scythisch“ oder „tschudisch“ bezeichnet werden.

Zwischen den Sandbänken und Dünen der Nyirgegend haben sich zahllose Thalmulden gebildet, in denen zerstreut sich Tausende von kleineren und größeren Wasserbetten, Teichen, Tümpeln und Pfützen finden. Diese Gewässer haben hier und da reine Spiegel, nur fleckweise von Binsen- und Rohrdickichten unterbrochen, während sie anderwärts dicht mit Rohr- und Binsengestrüpp und Riemengras bedeckt sind. Die Ufersäume der halbtrockenen Wasserbette bilden meist reiche Wiesen, weiter hinein gegen die Senke ist der Boden ringsum sumpfig, zu innerst aber nichts als Schlamm, Schwemmzeug und Moorerde. Stellenweise kommen auch Torflager vor, das bemerkenswertheste zwischen Nyir-Lugos und Béltek.

Übrigens waren jene größeren und kleineren stehenden Gewässer früher noch zahlreicher, zum größten Theil aber sind sie schon abgeleitet und ihre Bette der Cultur unterworfen. Sehr viele unter den Gewässern der „Nyir“ sind alkalisch und reich an Natronsalzen, besonders in den Gemarkungen von Nagy-Kálló, Nyiregyháza, Apagy, Nyir-Bátor, Bogdány, Demecser und Kis-Várda. Am bemerkenswerthesten unter ihnen ist aber der Sós-tó (Salzteich) zu Nyiregyháza, in neuerer Zeit ein stark besuchtes Heilbad, das sich stattlich entwickelt.

In den Gebieten der obenerwähnten Städte und Gemeinden dehnen sich bedeutende salpeterhaltige Strecken aus, wo noch vor kurzem, und besonders bei Nagy-Kálló und Nyiregyháza, die Salpeterproduction emsig betrieben wurde. Auch Soda kommt in dieser Gegend vor, doch hat man in neuerer Zeit ganz aufgehört, sie durch Zusammenfegen zu sammeln, wie auch Salpeter zu gewinnen.

Die Nyirgegend gehört zu den gesundesten Landstrichen im Alföld und kommen dort besonders Lungenübel nur verhältnißmäßig selten vor.

Die Birkenforste von einst würde man freilich jetzt vergebens suchen. Die Wälder, die der Gegend ihren Namen gegeben, sind verschwunden, zumeist dem Pflug und der Sense

gewichen, an manchen Stellen sind sie auch von Eichen- und namentlich Akazienpflanzungen abgelöst. Nur hier und da, an den Abhängen einzelner Hügel und im Saftgrün der Mulden erblinkt wohl noch das Weiß einer kleineren Birkengruppe und im Schooße der gemischten Waldung sieht man noch fleckweise ihr loses lichtdurchlässiges Laub auftauchen, in größeren zusammenhängenden Beständen jedoch ist sie nicht mehr verbreitet.

Aber nicht nur die einst so gewaltigen Birkenwälder sind dahin, sondern auch die Urwälder von gemischtem Baumschlag wurden namentlich in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts größtentheils ausgerottet, so daß mit Ausnahme des berühmten großen Waldes



Landschaft in der Nyirgegend.

von Nyír-Bátor und der Waldungen von Nyíregyháza, Gyula, Ó-Fehértó, Bakta, Kárász und Mándok die Nyirgegend heute kaum noch einen beachtenswerthen Wald besitzt.

Infolge der Ausrodung des Urwaldes machten dann die Eigenthümer der nach und nach ihres Schutzes beraubten, dem Anprall der Stürme immer mehr ausgesetzten, nur mit geringer Humusdecke versehenen Sandfläche plötzlich die Wahrnehmung, daß ihre Saatfelder zu beweglichem Gut geworden waren und, der Macht des Windhauches weichend, zu wandern begannen. Um diesen gefährlichen Zustand nicht einreißen zu lassen, begannen sie später zum Schutz gegen den Wind Pflanzungen anzulegen, und gegenwärtig sieht man sowohl die Landstraßen und vicinalen Verkehrswege, als auch die Ränder der einzelnen Besitzthümer mit dichten und mächtigen Akazienreihen besetzt, welche der Nyirgegend das

Aussehen eines riesigen Parkes geben. Diese Pflanzungen brechen nicht nur die Kraft des Windes, des Erbfeindes jeglichen Sandbodens, sondern verwandeln auch die Gegend in eine anmuthige Landschaft, während gleichzeitig die klimatischen Verhältnisse, die unter der massenhaften Waldverwüstung bedenklich gelitten, sich wesentlich gebessert haben.

Es ist übrigens noch fraglich, ob diese heilsame Einwirkung nicht zum Schaden der Nyírgegend aufgewogen sein wird, wenn einmal die zum Theil schon bewerkstelligte, zum Theil noch in Durchführung begriffene Ableitung ihrer Binnenwässer vollendet ist; die Gegner dieser großen und kostspieligen Arbeit behaupten es. Sicher aber ist der Standpunkt Derjenigen nicht ganz unberechtigt, die sich mit Besorgniß fragen, welche schädlichen Folgen für die klimatischen Verhältnisse eines so großen Gebietes die Entwässerung ihrer Verdunstungsfläche haben mag.

Die Ausrodung der Waldungen und die Ableitung eines großen Theils der Sümpfe hat eine starke Verminderung des ehedem reichen Wild- und Fischbestandes nach sich gezogen. Hasen, Füchse, wenige Rehe und Wildschweine, verschiedene Wasservögel hausen noch in dem immer mehr einschrumpfenden Jagdgebiet. Auch die Zeit der berühmten Szabolcser Solo-Windhunde ist vorbei, und obgleich die Hetzjagd noch immer betrieben wird, ist doch die Windspielzucht in den adeligen Curien kein unerläßliches Erforderniß mehr.

Der Sand der Nyírgegend ist ein feiner Quarzsand von gelblicher und, wo er mit Humus gemischt ist, bräunlicher Färbung. Die Schichte der Dammerde ist im Allgemeinen gering. Bei alledem ist dieser lockere Sandboden, der nur an den flacheren Stellen und in der Nähe der Gewässer zu leichtem Thonboden wird, im Ganzen und Großen, besonders physikalisch genommen, die glücklichste Bodenmischung. Und während der schwarze lehmige Alföldboden nach stärkeren Regengüssen tagelang jede Feldarbeit unmöglich macht, sind die Felder der Nyírgegend, die das Wasser rasch durchlassen, selbst nach den schwersten Niederschlägen schon nach kurzer Zeit für jede Arbeit praktikabel. Desgleichen gestattet dieser Boden zur Zeit der langen Dürre, wenn der schwarze Lehm die Pflugschar gar nicht mehr annimmt, immer noch ein recht leichtes und ausgiebiges Pflügen. Dabei hat er noch die weitere ungemein werthvolle Eigenschaft, daß er die große Masse des Wassers zwar rasch durchläßt, einen gewissen Theil der Feuchtigkeit aber bleibend bindet. Daher kommt es denn, daß dieser Boden den Landwirth niemals betrügt und sogar in den trockensten Jahren, wenn der reiche schwarze Lehm nicht einmal die Aussaat darbietet, stets ein gewisses Erträgniß aufweist und ein wirkliches Nothjahr niemals vorkommt. In chemischer Hinsicht freilich ist diese Bodengattung viel weniger reich als der schwarze Lehm der Alföldebene, insbesondere ist sie ärmer an Nitrogen, Phosphor und Kalisalzen. Da aber diese Nährstoffe der Pflanzen künstlich ersetzt werden können, darf der Boden der Nyírgegend im Hinblick auf sein sehr sicheres Erträgniß dem werthvollsten Ackerboden



Birkenwald.

beigezählt werden. Seine Hauptproducte sind Korn, Mais, Tabak, Melonen, Kartoffeln. Außerdem bringt er jede Art von Getreide hervor, auf seinen ebeneren Flächen und in den Senkungen auch Weizen. Rüben, Kürbisse, Sonnenblumen, Hanf, verschiedene Futterpflanzen, Kraut und anderes Grünzeug wachsen an mehreren Orten ebenfalls in Menge. Das Korn der Nyirgegend ist von vorzüglicher Qualität, der Tabak reichlich und gut, die aromatischen Melonen sind ein einträglicher Ausfuhrartikel mit sicherem Markt in den nördlichen Gegenden.

Bei den Ortschaften befinden sich meist ansehnliche Weingärten und weiterhin Obstgärten. Der bisher gekelterte Wein ist wohl sehr gewöhnlich und von geringem Werth, was hauptsächlich daran liegt, daß nicht die richtigen Traubengattungen gewählt und auch diese nicht gesondert, sondern vermischt gepflanzt werden. Indeß haben sich die Aussichten der Nyirgegend hinsichtlich der Rebencultur und Weinproduction neuestens im Sinne einer großartigeren Entwicklung gestaltet und Alles deutet darauf hin, daß diese Gegend, wenn ihre Bevölkerung die günstigen Eigenschaften ihres Bodens zu nützen weiß, eine der hervorragendsten Weingegenden des Landes werden wird. Als nämlich die Verheerungen der Phylloxera die Aufmerksamkeit auf die widerstandsfähigen Sandgebiete lenkte, wurden auch in der Nyirgegend von mehreren Seiten bemerkenswerthe Versuche angestellt, und zwar, wie schon die bisherigen Ergebnisse lehren, mit vielversprechendem Erfolg. Es hat sich nicht nur erwiesen, daß im Sande der Nyír die Phylloxera nicht fortkommt, sondern auch, daß die schlechtesten, beinahe werthlosen Sandhügel, wenn sie mit passend gewählten Rebensorten bepflanzt werden, nicht nur vielen, sondern sogar guten Tischwein liefern, der sich auch für die Fabrication von Cognac und Champagner eignet. Besonders bewährt haben sich auf diesem Sandboden die Stein-Rosentraube (kövi dinka), die italienische Riesling- und Burgundertraube, während die verschiedenen Sorten der Chasselas so vortreffliche Tafeltrauben ergeben, daß sie auch im Ausland auf sicheren Absatz rechnen können.

Die Viehzucht steht in Blüte. Namentlich das Csáky'sche und Jármi'sche Rind und die Szunyogh'schen schwarzen kraushaarigen Schweine sind weithin berühmt und gesucht. Besondere Erwähnung gebührt der Pferdezucht der Stadt Nyiregyháza. Auf den dortigen Jahrmärkten finden sich von weither die Pferdeliebhaber ein und bezahlen ansehnliche Summen für die „figuranten“ Fohlen des „Tirpák“ (magyarisirter slovakischer Bauer), der die Pferdezucht mit großer Vorliebe betreibt. Bedeutendere Viehmärkte, hauptsächlich für Hornvieh, hat die Gegend außer in Nyiregyháza noch in Nagy-Kálló, Kis-Várda und Nyír-Bátor.

Da die Bevölkerung zumeist der Urproduction obliegt, besitzt sie kein nennenswerthes Gewerbeleben; nur die beiden bedeutenden Mittelpunkte, in denen sich der Handel der

Gegend concentrirt, Nyíregyháza und Kis-Várda, machen in dieser Hinsicht eine Ausnahme, während in neuerer Zeit die Fabriksindustrie einen lebhafteren Aufschwung nimmt.

Die Hausindustrie war vor Jahrzehnten noch sehr ansehnlich. Der Hanfbau stand in Blüte und die Frauen der Nyír spannen und webten eigenhändig das Weißzeug für Haushalt und Kleidung, ja sie brachten es sogar bis zum Handel damit. Auch jetzt wird zwar noch Hanf gebaut, doch in immer beschränkterem Ausmaß, und jene starke Hausleinwand, die ein Menschenalter überdauerte, weiß heutzutage nur noch hier und da Eine



Hauptplatz in Nyíregyháza.

zu spinnen und zu weben. In erfreulicher Blüte steht dagegen auch jetzt die Korbflechterei, die in einigen Strichen der Nyírgegend einem Theil der Bevölkerung zur wichtigen Einnahmequelle wird.

Eine reiche Einnahmequelle war in früherer Zeit auch der Birkenwald. Der Birke wurde der Saft abgezapft und daraus Birkenöl, Birkenbalsam bereitet; aus ihren Zweigen machte man Besen, aus dem Holz Reifen, Rechen, verschiedenes Haus- und Wirthschaftsgeräth, Werkzeuge, was Alles weithin auf die Märkte des Alföld kam. Mit den Birkenwaldungen aber ist auch diese Geldquelle großentheils versiegt.

Das Volk der Nyírgegend unterscheidet sich in seinen Gebräuchen nicht sonderlich von den übrigen Magyaren des Alföld; nur sind diese Gebräuche hier, zumal in den von

keiner Eisenbahn berührten Theilen, beinahe in ihrer ganzen Urwüchsigkeit erhalten. So namentlich das sehr interessante Hochzeitsbitterthum.

In anderen Theilen des Alföld taugt schon jeder beliebige Mann, der Soldat gewesen ist und „regulam" versteht, zum Hochzeitsbitter und macht „Mode" nach eigenem Geschmack und Gedanken, zu arger Schädigung der interessanten und ehrwürdigen alten Bräuche. In sehr vielen Ortschaften der Nyír jedoch besteht das Hochzeitsbitterthum noch im alten Glanze. Es ist dies ein wohlehrbares Amt, das eine eigene Schulung erfordert, und diese zu erlangen ist nicht leicht, daher sie sich auch meist vom Vater auf den Sohn vererbt. Ein richtiger Hochzeitsbitter sagt nicht einmal „guten Morgen" in Prosa, auf Alles hat er einen „rigmus" (Rhythmus = Vers). Unter seinen spitzfindig ersonnenen Hochzeitsgedichten sind die interessantesten: das Begrüßungscarmen im Bräutigamshaus, das Lebewohl an den Bräutigam, die Begrüßung im Brauthaus, die Einladung an den Geistlichen, das Tüchleinbitten, der Tüchleindank, das Lebewohl an die Braut beim Gang zur Trauung und bei der Rückkehr, die Begrüßung beim Eintritt mit der Braut, die Ansage der Abendtafel, der Abendgruß mit der Braut, dann die Verse beim Auftragen der Getränke und Speisen, bei jeder Schüssel besonders, beim Einheben des „Grützgeldes", desgleichen über die Musikanten, das Geschenk der Braut, das Geschenk der Brautführerin und der Brautjungfer u. s. w. Diese Reimreden sind bald länger, bald kürzer, doch kommen darunter sehr lange vor, z. B. der Gruß der Braut, der 34 Strophen beträgt; abwechselnd sind sie ernst, ja von religiöser Tendenz, oder heiter und belustigend.

Lieder und Märchen sind bei dem Volke sehr beliebt, in jeder Ortschaft gibt es gewandte Erzähler; neue Lieder und Sagen jedoch entstehen jetzt nur noch selten, als hätte die Neuzeit die Dichterkraft des Volkes gebrochen.

Im Bauen und Wohnen, in Hauseinrichtung und Tracht unterscheidet sich das Volk von Szabolcs und der Nyír wenig von dem des Alföld. Einst in der „Leinwandzeit" konnte man wohl noch die Frau der Nyírgegend an ihrem selbstgesponnenen und gewebten faltenlosen Leinwandrock erkennen, sowie den Mann an seinem mit „Matyiquasten" geschmückten Gubamantel, jetzt aber sind diese Erzeugnisse der Provinzindustrie größtentheils verdrängt und nur hier und da ganz selten zu erblicken.

Um so auffallender sind in manchen Theilen der Nyír, besonders in Kis-Várda und Umgegend, die mit dem Bild des Mondes verzierten Grabmäler. Diese Holzsäulen sind, abweichend von den zugespitzten, götzenbildartigen Kopfhölzern des Alföld und den gleichsam beturbanten Grabmälern im Pester Comitat, rundbogig geformt und im Rundbogen über der Grabschrift mit der Figur des wachsenden oder abnehmenden Mondes verziert. Die Bedeutung dieser Mondfiguren weiß das Volk selbst nicht mehr, bringt sie aber immer wieder an, um der von Geschlecht auf Geschlecht fortgeerbten Sitte zu entsprechen. Manche

halten zwar die Mondbilder für Zeichen, welche den Zeitpunkt des Todes anzeigen, aber zumeist steht die in der Inschrift angegebene Sterbezeit im Widerspruch zu dem in das Kopfholz eingeschnittenen Bilde des zu- oder abnehmenden Mondes. Am wahrscheinlichsten sind die Mondbilder, die oft menschlichen Gesichtern gleichen, Spuren ehemaliger Mondanbetung. Auffallend ist es dabei noch, daß der Typus der in den Mondbildern erscheinenden menschlichen Gesichter häufig ein ganz fremdartiger ist und eine überraschende Ähnlichkeit mit den auf alten Fresken vorkommenden kumanischen Gesichtern hat. In einigen Theilen der Nyírgegend herrscht auch die Sitte, das Kopfholz eines Verunglückten roth zu bemalen.

Die Ureinwohner der Nyírgegend sind Magyaren, jene Ortschaften aber, welche durch die Stürme der Jahrhunderte verheert wurden, bevölkerten sich später meist mit Ansiedlern anderer Nationalitäten. Nyíregyháza ist größtentheils slovakische Ansiedlung, Rakamaz, Ujvencsellö, Napkor, Bácspetri und andere sind schwäbische, Kálló-Semjén, Nyír-Adony, Nyír-Lugos walachische, ja Pátroha, Kis- und Nagy-Báka sogar alte Zigeunercolonien. Aber auch diese Ansiedler sprechen alle schon ungarisch, zum Theil sind sie auch gänzlich magyarisirt. Der Religion nach ist das Volk reformirt, römisch- und griechisch-katholisch, doch gibt es auch Juden in bedeutender Anzahl.

Die Magyaren der Nyír, im Äußeren denen des übrigen Alföld gleich, sind ein nüchternes, intelligentes Volk, dabei tapfer und von selbstbewußter Haltung. Sie fassen rasch auf, sind lebhaft von Gemüthsart und interessiren sich außerordentlich für die öffentlichen Angelegenheiten; sie lesen und politisiren sehr gern, sie sind freundlich, wenn auch nicht frei von einem gewissen zurückhaltenden Stolz, der noch ein Erbtheil aus alter adeliger Zeit ist. Die Urvätertugend der Gastlichkeit ist noch heute in hohem Maße vorhanden, doch äußert sie sich nicht so maßlos wie selbst noch vor wenigen Jahrzehnten. Damals war die übertriebene Gastfreundschaft hier und da ein förmliches Hinderniß des freien Verkehrs. So gab es einen reichen Edelmann, der so weit ging, daß er am Ende des Dorfes, in dem er wohnte, bewaffnete Hajducken aufstellte, die ihm alle Vorbeikommenden, wenn sie nicht gutwillig darauf eingingen, mit Gewalt als Gäste in sein Kastell zu liefern hatten, wo es dann kein Sterblicher zuwege brachte, vor Ablauf dreier Tage wieder loszukommen; um aber ganz sicher zu sein, daß keiner seiner gepreßten oder freiwilligen Gäste vorzeitigen Abschied nehmen könne, ließ er ihnen einfach die Räder vom Wagen confisciren. Und damit dieser Edelmann durch seine große Gastfreundschaft Niemanden zu Schaden bringe, bezahlte er dem jüdischen Gastwirth seines Dorfes aus lauter Billigkeitsgefühl als Entschädigung für jeden abgefangenen Gast pünktlich einen blanken Zwanziger, denn diese Gäste hätten ja auch dort absteigen können. Auf den Schlössern und in den geräumigen Curien des Adels gab es damals fast ununterbrochen

Lustigkeit und Gasterei, feurige Zigeunermusik erscholl, der Wein floß in Strömen, allerhand gutes Essen war in Überfluß vorhanden. Der Bewohner der Nyírgegend bewahrt das Gedächtniß der vergangenen Herrlichkeit mit Pietät in seinen Liedern und Sagen und hält es sogar durch seine Volksspiele aufrecht. Während aber bei den Magyaren des flachen Alföld sozusagen ausschließlich die Sagen von Attila und König Matthias sich erhalten haben, ist die Lieblings- und Hauptfigur in den Volksüberlieferungen der Nyír König Ladislaus der Heilige, von dessen Wunderthaten man viel zu erzählen weiß und dessen Andenken in zahllosen Festsprüchen, Liedern und Spielen lebt. Sehr viele Sagen sind außerdem über die Báthorys und die Herren von Kis-Várda erhalten.

Die Nyírgegend war schon in vorgeschichtlichen Zeiten dicht bewohnt; die reichen Funde aus der Stein- und Bronzezeit, die an mehr als hundert Stellen vorgekommen sind, beweisen es; thönerne Netzbeschwerer, Pfeilspitzen aus Feuerstein und Obsidian, Sicheln und andere landwirthschaftliche Geräthe, Messer, Steinbeile, durchbohrte Meißel, Äxte mit Schaftung, Bronzehämmer, verschieden geformte und verzierte Gefäße kommen vor. Und daß der dortige Urbewohner diese Geräthe sich nicht nur durch Handelsverbindungen verschafft, sondern sie auch selbst verfertigt hat, das beweisen die zahllosen Feuerstein- und Obsidiansplitter, für die Bronzezeit aber außer den im Museum des Szabolcser Comitats befindlichen Bronzeklumpen, Kupferknollen und etlichen Gußformen jener in seiner Art einzige Gußofen, der kürzlich beinahe vollkommen erhalten aus den reichen Fundstätten von Rakamaz ans Tageslicht kam und jetzt das Hauptstück der interessanten archäologischen Sammlung des Dr. Andreas Józsa bildet.

Außer den erwähnten Gegenständen sind sehr beachtenswerth die aus dieser Gegend in die Museen des Szabolcser Comitats, der reformirten Hochschule zu Debreczin und in das Budapester Nationalmuseum, sowie in den Privatbesitz einzelner Sammler gelangten Armspangen, Bronzenadeln, Schmuckschnallen, Ringe, Gürtelplatten, Glaspasta-Perlen und besonders die herrlichen Ziergegenstände von Nagy-Kálló, welche unzweifelhaft beweisen, daß das Urvolk, welches hier gewohnt, eine verhältnißmäßig sehr entwickelte Cultur besessen hat.

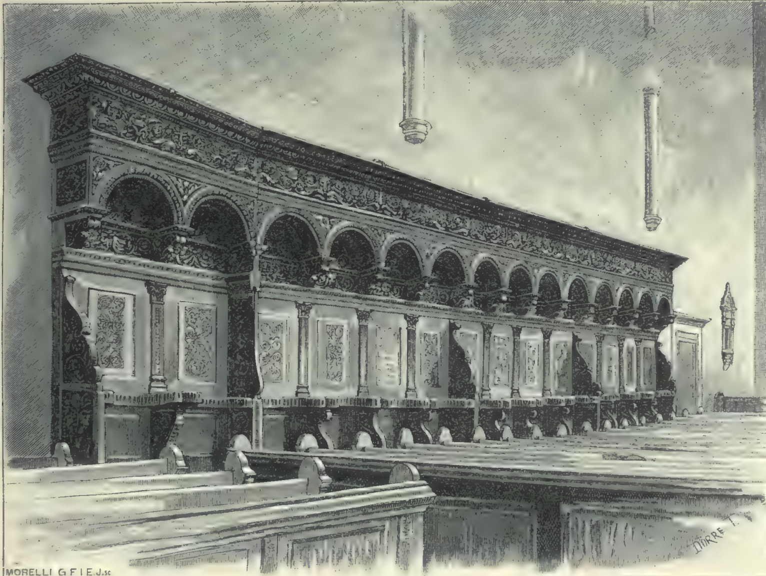
Von den an Funden ergiebigen und in archäologischer wie anthropologischer Hinsicht überaus lehrreichen Begräbnißstätten dieser Urvölker sind bis jetzt die von Hugyaj, Anarcs, Ajak und zuletzt von Nyíregyháza aufgedeckt und wissenschaftlich untersucht.

Als das Land durch die Magyaren erobert wurde, war die Nyírgegend nach dem anonymen Chronisten von Chasaren bewohnt; diese wurden durch die Feldherren Szabolcs, Tas und Töhötöm, welche die Theiß überschritten, verdrängt und ihr den Siegern zusagendes Gebiet mit deren eigenem Volke besetzt. Um die Eroberung zu sichern, ließ Feldherr Szabolcs am Theißufer eine starke Schanzenburg errichten, die nach ihm

Szabolcs benannt wurde. Von dieser mächtigen, noch jetzt, nach einem Jahrtausend bestehenden Erdburg hat dann das Comitat seinen Namen erhalten.

Die von den Magyaren besetzte Nyír war lange Zeit landesfürstlicher Besitz. Im Jahre 1069 überfielen und verheerten es die Kumanen Ozuls, die jedoch durch König Ladislaus in der Schlacht am Cserhalom aufs Haupt geschlagen wurden.

Um diese Zeit besuchten oftmals Könige und Fürsten die Nyírgegend, deren von Auerochsen, Hirschen, Rehen und zahllosen Raubthieren bewohnte Forste ausgezeichnete



Stühle in der reformirten Kirche von Nyírbátor.

Jagdgebiete bildeten. Längere Zeit hielt sich da der „Fürst des Nyír-Landes“ auf, Ladislaus der Heilige, die Lieblingsgestalt der ungarischen Legenden. Und ebenda, nämlich in der Veste Szabolcs, hielt auch der heilige König im Jahre 1092 einen Reichstag ab.

Stammbesitzer der Nyírgegend wurde das Geschlecht der Gutkeled, deren alte Personennamen: Peter, Salomo, Vid, Pelbart und Dorog in der Benennung mancher Landstriche noch heute erhalten sind. Nach dem Tatareneinfall gelangte der Rest der Nyírgegend unter königliche Donation und wir sehen da nacheinander die Familien Kállay, Kárászi, Hunt-Pázmán, Jákó und Aba auftauchen.

Die mächtigste aber unter allen diesen Familien war die Familie Báthory, die auch in der Geschichte Ungarns eine Rolle ersten Ranges gespielt hat und an deren Geschicke das Schicksal der Nyírgegend vom Ende des XIV. bis zum XVII. Jahrhundert geknüpft blieb. Dieses mächtige Geschlecht, welchem Heerführer und Fürsten entsprossen, besaß auch außerhalb der Nyír ungeheure Ländereien und ihre riesigen Besitzungen erstreckten sich weit hinein in die benachbarten Comitate.

Im XV. Jahrhundert wurde die Nyír arg verheert durch die hussitische Bewegung, an deren Spitze hier ein Mann Namens Márton stand. Selbst die Edelleute, die ein Banderium besaßen, waren gezwungen, sich vor der Übermacht der Aufrührer zurückzuziehen, bis endlich die Báthorys und der Adel von Szabolcs und Szatmár mit vereinten Kräften über die Empörer herfielen, sie zersprengten und Márton nebst seinen Mithauptleuten hinrichten ließen.

In den Zeiten nach der Schlacht bei Mohács litt das Land der Reihe nach unter den Kriegen der Gegenkönige Ferdinand und Johann, unter den religiösen Wirren, dann unter den Freiheitskämpfen der Bocskais, Bethlens, Tökölis und Rákóczys. Nach dem Aussterben des Hauses Báthory überging ein großer Theil der Nyírgegend auf die Rákóczys; nach der Flucht Franz Rákóczys II. gelangte er in den Besitz der Károlyis und Dessewffys.

Unter den Städten der Nyírgegend ragt in jeder Hinsicht Nyíregyháza, der Hauptort des Szabolcser Comitats, am meisten hervor.

Das ganz plötzliche Aufblühen dieser Stadt ist fast ohne Gleichen in der Geschichte der ungarischen Provinzstädte und zugleich sehr lehrreich. Geschichtliche Überlieferungen, günstige Lage, gesunde Gegend, die Intelligenz und Zähigkeit ihrer Bewohner, die weise Voraussicht ihrer Lenker, alle diese Grundbedingungen der Entwicklung und des Aufblühens einer Stadt sind hier glücklich zusammengetroffen. Infolge dessen erhob sich diese Stadt im Laufe von kaum anderthalb Jahrhunderten selbst unter vielerlei Mißgeschick von einer armen Ortschaft mit 500 Frohnbauern zu einer ansehnlichen Stadt von 25.000 Einwohnern und zum Brennpunkt des Verkehrs und geistigen Lebens der Gegend.

Auch die Vergangenheit dieser Stadt mit so rascher Entwicklung und so großer Zukunft ist denkwürdig. Schon in den ersten Jahren der Eroberung des Landes besetzt, dann zuerst königliches Eigenthum und auch später im Schutze mächtiger Oligarchen stehend, am Anfang des XVIII. Jahrhunderts zu Hajducken-Privilegien gelangt und zwischen ungarischem, türkischem und siebenbürgischem Gebiet die Rolle eines Grenzbezirks spielend, wußte die Ortschaft dem ganzen Comitate gegenüber ihre privilegirte Stellung zu behaupten, so daß die Comitatsstände wiederholt genöthigt waren, beim Reichstag Beschwerde zu erheben gegen die trutzige „Filial-Hajduckenstadt“.

Der Umstand, daß die Hajducken von Nyíregyháza die von allen Seiten und in Menge zu ihnen flüchtenden Hörigen nicht nur gerne aufnahmen, sondern auch mit Waffenmacht beschützten und in ihre Reihen eintreten ließen, säte jahrhundertelang Zwietracht zwischen Nyíregyháza und dem Szabolcser Comitat. Der Adel, seiner Arbeitskräfte beraubt, wiederholte seine Beschwerden bei dem Reichstag, der infolge dessen 1635 und nochmals 1638 Nyíregyháza seiner Rechte und Privilegien als Hajduckenstadt beraubte. Die halsstarrigen Hajducken jedoch kümmerten sich blutwenig um diese Gesetz-



Kastell zu Baja.

artikel, denn Alles, was Ferdinand II. und III. und die Legislative ihnen genommen hatten, erhielten sie von den siebenbürgischen Fürsten und den mächtigen Herren von Nyíregyháza neu bekräftigt wieder zurück.

So kam es, daß Nyíregyháza auch ferner ein beliebter Zufluchtsort für flüchtige Frohnleute blieb; demgemäß nahm es unablässig zu an Einwohnerzahl und Wohlhabenheit, obgleich die Comitatsstände sich fortwährend beschwerten, ja im Jahre 1670 dem Neusohler und 1681 dem Ödenburger Reichstage förmliche Gravamina gegen das „an dem obsoleten und durch das Reich verdorbenen Privilegium hängende" Nyíregyháza unterbreiteten. Doch die Zeit der ersten Blüte ging bald vorüber. In den unaufhörlichen Kämpfen des XVII. und XVIII. Jahrhunderts war die Stadt als Militärstation den

endlosen Verheerungen türkischer, deutscher und anderer umherstreifender Scharen ausgesetzt. Diese Verwüstungen, sowie die unaufhörliche Militärverpflegung, hohe Abgaben und andere unerträgliche Lasten, dazu noch die feindselige Gesinnung des neidischen Comitats hatten zur Folge, daß der größte Theil der Bevölkerung sich nach und nach verflüchtigte und auch die Zurückgebliebenen in ihrem Vermögen derart herunterkamen, daß die Gemeinde um 1750 nur noch etwa 500 Einwohner hatte und der gesammte Viehstand sich auf 260 Stück belief.

In so tiefer Gesunkenheit blieb Nyíregyháza bis zum Jahre 1752, das eine neue Epoche seiner Geschichte einleitet. In diesem Jahre nämlich begann einer seiner Großgrundbesitzer, Graf Franz Károlyi, dessen Name in den Annalen der Stadt für immer denkwürdig bleiben wird, den größtentheils verödeten Ort wieder zu besiedeln, und er bevölkerte ihn nach langem Widerstreben der Comitatsstände im Jahre 1753 mit evangelischen Slovaken der Augsburger Confession, die von Szarvas, Csaba, Mezöberény und Orosháza kamen oder durch diese aus den oberländischen Comitaten herabberufen wurden. Das Schicksal dieser neuen Colonie war anfangs kein beneidenswerthes. Die Colonisten waren einer Prüfung nach der andern ausgesetzt; der Streit mit den älteren Bewohnern zuerst und dann die Plackereien wegen ihres Glaubens verbitterten die wackeren, arbeitslustigen Ansiedler. Endlich wurde 1757 nach langem Hin und Her in Sachen der Ansiedlung endgiltig entschieden und die neuen Bewohner nahmen 1759 die dauernde Vertheilung des Gebietes vor. Von da an führte die neue Colonie eine zeitlang ein ruhiges Leben, bis im Jahre 1766 jene Behelligungen wegen der freien Ausübung ihres Glaubens begannen, die bis zum Erlaß von Kaiser Josefs II. Toleranzedict ununterbrochen fortdauerten.

Von da an ist die fleißige, sparsame, von gesundem Gemeingeist getragene Stadt in fortwährendem Aufschwung begriffen, da sie die Bedingungen ihres Gedeihens nicht nur bei Zeiten erkannte, sondern auch in bewunderungswürdiger Weise zu verwerthen verstand.

Im Jahre 1803 kaufte sie die Hälfte ihrer Gemarkung der Familie Dessewffy, einen anderen Theil 1824 den Grafen Károlyi auf ewige Zeiten ab und bezahlte dafür nahe an zwei Millionen Gulden; gleichzeitig rief sie ein starkes gewerbliches Element ins Leben, zog den Handel der Gegend an sich, errichtete Anstalten für Volkserziehung und Cultur, ordnete ihre Gassen und brachte es soweit, daß sie schon 1837 ein königliches Privileg erhielt, in die Reihe der Städte mit geordnetem Magistrat eintrat und sich dadurch der Bevormundung durch das Comitat entzog, die sie im selbständigen Fortschreiten behindert hatte. Im Besitz der städtischen Privilegien schreitet nun Nyíregyháza noch gedeihlicher und stürmischer vorwärts, 1871 erhält es einen Gerichtshof, 1872 ein königliches Bezirksgericht, bis es 1876 nach langen und heftigen Kämpfen im ganzen Comitate zum Hauptort

des Szabolcser Comitats vorrückt, heute aber mit seinen 25.000 Einwohnern, hübschen gepflasterten Straßen und Plätzen und stattlichen öffentlichen Gebäuden eine hervorragende Stelle in der Reihe der ungarischen Städte einnimmt. Seine Intelligenz ist sehr zahlreich; es hat Zeitungen, mancherlei Culturzwecken dienende Vereine, Schulen, öffentliche Anstalten. Zugleich ist es auch ein bedeutender Knotenpunkt des Eisenbahnverkehrs, was seinem lebhaften Handel sehr zu Gute kommt.



Das Schloß in Tisza-Dob.

Die Bevölkerung von Nyíregyháza ist nun bereits wie aus einem Gusse; sie ist in Gesinnung und Gesittung durchaus magyarisch; ihr hoher Bildungsgrad berechtigt sie zur Führerrolle in jener Gegend.

Der Religion nach gruppirt sich die Bevölkerung folgendermaßen: evangelisch A. C. 13.879, römisch-katholisch 4.567, griechisch-katholisch 2.775, griechisch-orientalisch 12, reformirt 1.246, Israeliten 2.128.

Die Stammbürger von Nyíregyháza leben meistens von Ackerbau und Viehzucht, doch gibt es auch zahlreiche Gewerbetreibende.

Der Personenverkehr in der lebhaften Stadt wird durch eigenthümliche, nur dort vorkommende Gespanne besorgt. Das sind die sehr zierlich geformten einspännigen

„Taligas“, deren es mehrere Hundert gibt und die dem Fremden nicht nur sofort auffallen, sondern auch durchwegs vollkommen zusagen.

Außer dem Hauptort hat die Nyirgegend noch mehrere bemerkenswerthe Orte. Vor Allem Kis-Várda, eine hübsche und lebhafte Handelsstadt von 5.000 Einwohnern. In seiner einst von Sümpfen umgebenen, jetzt zur Ruine gewordenen Veste wohnten zumeist die Obergespane des Szabolcser Comitates. Im XVI. Jahrhundert war es der Brennpunkt des Comitatslebens und lange Zeit auch Schauplatz der Comitatsversammlungen. Seine alte Kirche ist angeblich von König Ladislaus dem Heiligen erbaut zum Andenken seines Sieges über die Kumanen im Jahre 1085. Diese im XV. Jahrhundert erneuerte und auch seither mehrfach umgebaute Kirche besteht noch heute. Gegenwärtig ist das durch Handel und Gewerbefleiß rasch emporgekommene Kis-Várda Sitz eines königlichen Bezirksgerichts, Stuhlrichters, königlichen Steueramtes und Notars. Es hat eine Sparkasse, eine Gewerbe- und Handelsbank, eine Druckerei und ein Localblatt. Seine Märkte, namentlich die Viehmärkte, haben einen Ruf im ganzen Lande.

Nagy-Kálló, eine Stadt mit etwa 5.000 Einwohnern, ist der Ursitz der berühmten Familie Kállay, woher auch der jetzige gemeinsame Finanzminister stammt; bis 1875 war es Hauptort des Szabolcser Comitats. Seine alte Burg, von der jetzt kaum noch Spuren zu erkennen sind, spielte in den Kämpfen um bürgerliche und Glaubensfreiheit eine bedeutende Rolle. Als Franz Rákóczy II. seine Fahnen entfaltete und die Hajducken zum Anschluß aufforderte, machten diese die Eroberung der Grenzveste von Kálló zur Bedingung ihres Anschlusses. Rákóczy nahm denn auch die Veste ein und die vier kleinen Kanonen, die er nebst einigem Schießbedarf dort erbeutete, wurden die Grundlage zum ersten Artilleriepark des Fürsten. Kurze Zeit war Nagy-Kálló auch Hajduckenstadt, da aber die Hajducken sich mit den Kaiserlichen in der Festung schlechterdings nicht vertragen wollten, gab Fürst Gabriel Báthory den Hajducken für Kálló Böszörmény in Tausch. In den Kämpfen, die um den Besitz der Kállóer Burg ausgefochten wurden, litt auch die Stadt nicht wenig und begann sich erst zu Anfang dieses Jahrhunderts wieder zu heben. Nachdem die um politische und Glaubensfreiheit geführten Kriege zu Ende getobt, begannen die Verfassungskämpfe, welche der Adel zu Kálló, als dem damaligen Comitatssitz, führte. Hier residirte am Anfang des Jahrhunderts der berühmte Vicegespan Nikolaus Kállay, der, auch wenn er keine Gäste hatte, täglich für 60 Personen decken ließ. Der Entwicklung Nagy-Kállós wurde plötzlich und unabwendbar Halt geboten durch das Hinüberlenken des Comitatslebens nach Nyíregyháza. Seitdem ist es still geworden in der anmuthig gelegenen, durch seine Vergangenheit und wackere ungarische Bevölkerung sympathischen Stadt. Die in den letzten Jahren eröffnete Eisenbahnlinie Nyíregyháza-Mátészalka brachte zwar auch das Leben Nagy-Kállós kräftig in Schwung, doch wirkt

die Nähe des mächtig aufstrebenden Nyíregyháza drückend besonders auf die Entwicklung seines Handels und seiner Industrie.

Nyír-Bátor ist ein alter Stammbesitz und Wohnort der Báthorys, der sich zu Anfang des XVII. Jahrhunderts im Genuß von Hajduckenfreiheiten befand, heute eine hübsche, reiche und stetig fortschreitende Stadt von etwa 5.000 Einwohnern. Diese betreiben Landwirthschaft und Gewerbe, seine Jahrmärkte sind berühmt und viel besucht. Seine Sehenswürdigkeit sind die beiden durch die Báthorys erbauten gothischen Kirchen, deren eine den Römisch-Katholischen, die andere den Reformirten zugehört. Die katholische verräth nur noch durch ihr Äußeres, daß sie gothisch war, das Innere ist am Anfang des vorigen Jahrhunderts im Barockstil erneuert worden. Die reformirte Kirche dagegen ist rein spätgothisch. Sehenswerth sind in ihr die herrlichen, aus Eichenholz geschnitzten Renaissance-Stühle mit stilisirten Figuren und den Familienwappen der Erbauer geschmückt, ferner das Tabernakel in demselben Stil und zwei schön skulpirte Sarkophage der Báthorys.

Vaja hat das alte Familienkastell der Vays aufzuweisen. Mária-Pócs ist ein berühmter Wallfahrtsort der Griechisch-Katholischen, Berczel der Geburtsort Georg Bessenyeis, eines Bahnbrechers der modernen ungarischen Literatur. Bezdéd hat eine uralte Kirche. In Szakoly sind die Szakolys, in Anarcs die Anarcsi-Keleds von Alters her heimisch. In Tisza-Dob sieht man das prächtige und schön gelegene Schloß des Grafen Julius Andrássy. Nach den eigenen Plänen des berühmten Staatsmanns auf mäßiger Anhöhe, an einer Mündung der Theiß, inmitten eines reichen Wildparkes in spätgothischem Stil erbaut, beherrscht und ziert es die Gegend, imponirt mit seinen gedrungenen und doch gefälligen Formen und seinen schmucken Thürmen, von denen sich eine herrliche Aussicht über die Ebene bis weit an die Karpathen eröffnet. Das Innere ist glänzend ausgestattet, von besonderer Pracht ist der Rittersaal mit den Ahnenbildern der Familie, großartigen Gobelins und Waffengruppen.

Dies wäre also das jetzige Bild der Nyírgegend, das indeß voraussichtlich binnen kurzem ungewöhnliche Veränderungen erleiden wird. Denn die Nyír gehört zu jenen glücklichen Gegenden, welche durch die eingetretenen wirthschaftlichen Wandlungen unaufhaltsam ihrer Blüte zugeführt werden. Der Boden der Gegend besitzt so günstige Eigenschaften, daß er nur die Errungenschaften der ökonomischen Wissenschaft zu nützen braucht, um auf demselben Raume das Dreifache des bisherigen Erträgnisses zu erzielen und, da sein Ertrag außerordentlich sicher ist, zu einem Füllhorn für die Bevölkerung zu werden. Eine andere Goldquelle ist der Weinbau. Seit Jahrtausenden weht der Wind den Sand der Nyírgegend zu langen Ketten von Hügeln, Rücken und Haufen zusammen, welche bis jetzt, nur dünn mit kümmerlichem Pflanzenwuchs bestanden, fast ganz werthlos

und unbenützbar waren. Und nun hat ein winziges Insekt, die Phylloxera, den Weg gewiesen, wie diese Sanddünen nutzbar zu machen sind und daß sie nicht als werthlose, verwünschte Sandhaufen betrachtet werden sollen, sondern als Quellen künftigen Reichthums für die aufblühende Nyirgegend.

Der unstäte Sand der jetzt unfruchtbaren, öden Dünen wird durch die ertragsreichen Stöcke guter Rebensorten gebunden werden, mit reichen Saaten wird sich das Gelb der gedüngten Niederungen bedecken, die alte Nyirgegend wird verschwinden, um einer neuen viel schöneren und blühenderen Raum zu geben.

Und daß all dies wirklich geschehen wird, daß die obwaltenden, außerordentlich günstigen Vorbedingungen nicht unbenützt bleiben werden, das unterliegt gar keinem Zweifel, denn die Bevölkerung hat das schon bisher hinreichend bekundet, daß sie handeln will und handeln kann.



Taliga-Gespann in Nyiregyháza.



Szatmár-Németi.

Nagy-Károly, Szatmár und ihre Umgegend.



Dort wo der Sand des Szabolcser Comitats von dem schwarzen Boden des Szatmárer Comitats abgelöst wird, östlich von der Nyírgegend, im Zwischenlande der Theiß, Szamos und Kraszna, in der Gegend des Ecseder Moors, liegt eine fruchtbare, gut bewässerte Ebene. Sie reicht nördlich von Nagy-Károly bis Vásáros-Namény, östlich gegen Szatmár hin bis zu den Bergen von Ugocsa und dem Avas-Land und der Gegend von Nagy-Bánya, südwärts aber wird sie durch das Bikkgebirge begrenzt. Sie gehört zu den ersten Niederlassungsstätten der Magyaren. Der westliche Theil dieser Ebene stößt an den Sandboden der Nyír, ja die Nyír erstreckt sich sogar ein gut Stück Weges in das Szatmárer Comitat hinein.

Wo die Sandhügel der Nyírgegend aufhören, tritt an die Stelle des in das Ecseder Moor aufgehenden Sandes alsbald schwarzer Boden, der von Nagy-Károly ununterbrochen bis ans Ende der Ebene reicht. Den nördlichen Theil der Gegend durchschneidet die *Theiß* auf ihrem Wege aus Máramaros durch Ugocsa. Die aus der Szilágyság kommende *Kraszna* durchfließt den westlichen Theil der Ebene und nährt das Ecseder Moor. Aber der herrschende Strom der Gegend ist die *Szamos*, welche unterhalb Erdöszáda ihre Wiege, die Berge Siebenbürgens verläßt. Die Gegend, die ihr Unterlauf umströmt und häufig überflutet, ist der *Szamosköz*, ein fruchtbarer Landstrich, dessen

Ernten jedoch wegen der Überschwemmungen durch Flüsse und Grundwasser — er ist nämlich zwischen die beiden aneinanderstoßenden Überschwemmungsgebiete der Theiß und Szamos eingeklemmt — oftmals in Frage gestellt werden. Und nicht nur die fließenden Gewässer richten Verheerungen an, sondern auch die todte Theiß, die todten Szamosarme und andere von der Szamos abzweigende Wasseradern, Grundwässer, der Sár-Sumpf und sonstige Feuchtigkeitsbecken.

Fast jedes Dorf, und die Dörfer sind dicht gesät, besitzt mehr oder weniger Wald. In der Gegend von Szatmár werden die Wälder größer. Der Sár-Wald, der zur Stadt Szatmár gehört, der ausgedehnte Gombás, die schönen Eichenwälder am Túr-flüßchen und auf dem Erdöhát (Waldrücken) bringen viel Abwechslung in die Landschaft. An dem einen Ende des Gebietes liegt Szatmár, eine der ältesten Festungen der Ungarn; mit seinen durch die Königin Gisela angesiedelten deutschen hospites (Gastvolk) war es schon unter dem Árpád'schen Hause der Mittelpunkt jener ungeheuren Krondomänen, welche zuerst als königliche Jagdgebiete die Gebirgsgegenden von Szatmár, Ugocsa und Máramaros umfaßten. Am Fuß der Berge, längs der Flüsse Lápos, Túr, Szamos und Kraszna, lagen neben den Besitzungen der Krone ausgedehnte Ländereien der Geschlechter Tomaj, Káta, Gutkeled und besonders Kaplyon, was noch durch erhaltene Urkunden aus dem XIII. Jahrhundert bezeugt wird. Am anderen Ende der Ebene, gegen das Szabolcser Comitat hin, herrschten das seit Beginn des XIV. Jahrhunderts stetig wachsende Nagy-Károly, der Stammsitz der Károlyis, und Ecsed, das einer Linie der Báthorys ihren Namen gab, eine in den Sumpf hineingebaute, noch im XVII. Jahrhundert für uneinnehmbar gehaltene Festung.

Das ganze Gebiet ist besät mit den Burgen mächtiger Herren, darunter das dem Geschlechte Kaplyon gehörige Aranyos-Medgyes, das sein erster bekannter Besitzer wegen einer an König Ladislaus dem Kumanen verübten Majestätsbeleidigung verlor, dann das Drágfy'sche Erdöd, das Perényi'sche Nyaláb, das der Familie Kun von Rozsály gehörige Rozsály, das Károlyi'sche Nagy-Károly und außerdem noch zahlreiche Kastelle und Curien des mittleren Adels.

Das Szatmárer Comitat war nebst der Szilágyság eine der frühesten und mächtigsten Burgen des Protestantismus in Ungarn, und dieses protestantische Grundgewebe hält noch heute Stich. Der mittlere Adel der Gegend von Nagy-Károly und besonders von Szatmár ist noch jetzt größtentheils reformirt, desgleichen die Mehrzahl der Gewerbetreibenden beider Städte. Die Nachkommen jenes meist aus niederem Adel bestehenden Kriegsvolkes, das in den inneren Wirren des XVII. Jahrhunderts namentlich während des Rákóczy'schen Aufstandes, sich vom Soldatenhandwerk nährte, zogen sich nach dem Szatmárer Frieden theils auf ihre kleinen, verwüsteten Landgütchen zurück, theils warfen sie sich auf die

„ungarische“ Industrie. In den Comitaten, aus denen sich das Kurutzenthum am reichlichsten recrutirt hatte, wie Borsod, Bihar, Szatmár sind auch jetzt noch ungarische Gewerbsleute, wie Schuster, Schneider, Gerber, Gubaschneider, in großer Zahl vorhanden und haben sich lange Zeit nicht mit den anderen Handwerksleuten vermischt, sondern kraft des Zunftwesens und der Confession zu einander gehalten. Noch heutigentags unterscheiden sie sich, sogar dem Namen nach, aber auch die Religion erhält den überlieferten Unterschied weiter aufrecht.

Bei dem Umstande, daß in den früheren Jahrhunderten Szatmár eine königliche Burg und Festung war, in der nur einige vornehme Familien auf Grund besonderer Privilegien ihre adeligen Curien hatten, setzte sich das Comitatsleben des Szatmárer Comitats von den ältesten Zeiten her in der Gegend von Nagy-Károly und in dieser Stadt selbst fest. Im XIII. und XIV. Jahrhundert wurden die Comitatsversammlungen in Gelényes auf der Stammbesitzung des Geschlechtes Kaplyon abgehalten, im XV. und XVI. Jahrhundert zumeist in Csenger, seit dem XVIII. Jahrhundert ist Nagy-Károly der ständige Sitz des Comitats. Der Reihe nach tauchten die mächtigen Magnatengeschlechter der Gegend auf und nieder; nach den Báthorys von Ecsed kamen die Drágfys, im XVII. Jahrhundert wetteiferten die Károlyis und die Kuns von Rozsály mit einander, bis schließlich zu Ende des Jahrhunderts, und besonders nach dem Szatmárer Frieden, das Übergewicht der Károlyis sich entschied.

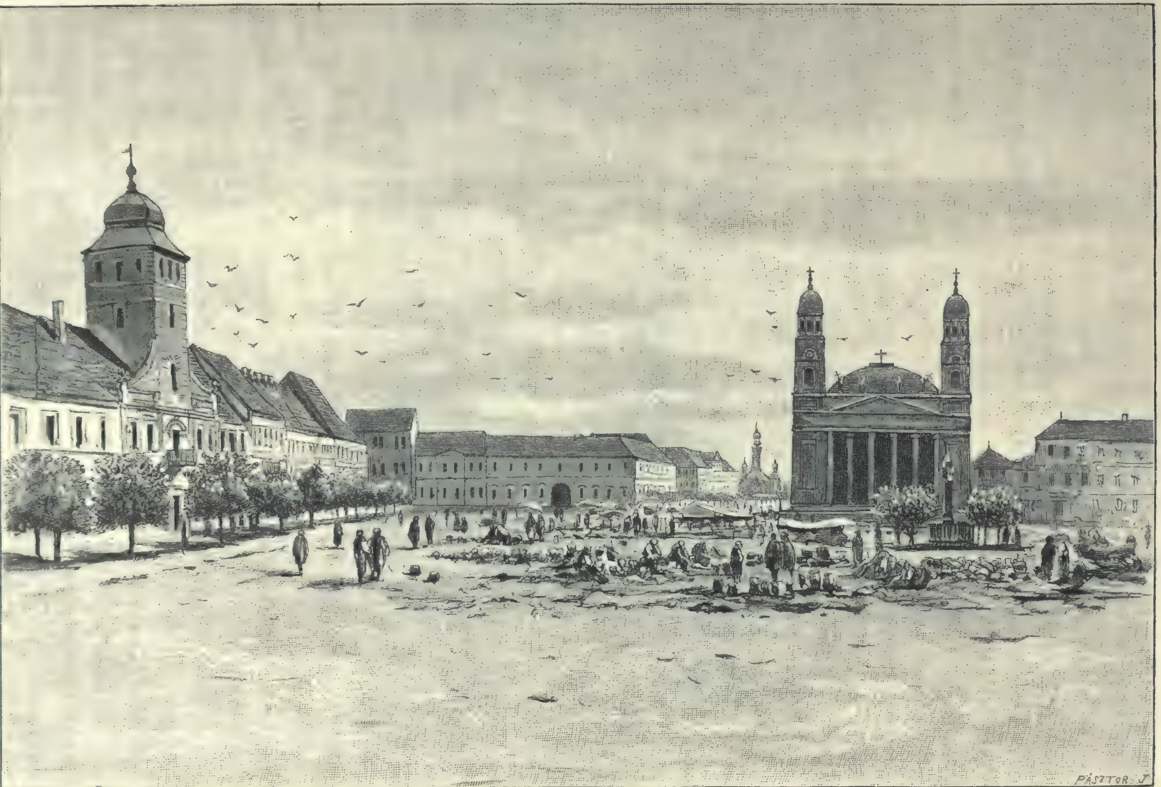
In den ersten Decennien unseres Jahrhunderts, als die nationale Entwicklung innerhalb des Rahmens und der Bewegungen des Comitatslebens wieder in Fluß zu gerathen begann, stand das Szatmárer Comitat bei jeder Kraftentfaltung dieses öffentlichen Lebens, besonders aber im Kortestreiben, obenan. Die Adelssitze zwischen Szamos und Kraszna, die Gemeinden Csenger, Cseke, Tyukod und Nagy-Ar führten einen zähen Kampf gegen den Adel von Nagy-Károly, Gencs und Vere und bekämpften sich manchmal auch untereinander. Die bald liberal, bald conservativ gesinnte Comitatsmehrheit war es, die den Reichstag von 1832 bis 1836 mit einem ihrer edelsten Söhne, Franz Kölcsey, beschickte; sie war es aber auch, die kurz nachher seine Instructionen änderte, worauf Kölcsey sich vom Reichstag zurückzog. Das Bildniß dieses ausgezeichneten Dichters und Redners hängt noch im großen Saale des Comitatshauses zu Nagy-Károly.

Die Umgegend der Stadt Nagy-Károly ist, mit Ausnahme der magyarisch bevölkerten Orte Gencs und Vere, von reichen, blühenden Schwabendörfern bedeckt. Als nach Beschwichtigung der Rákóczy'schen Stürme der Szatmárer Friede ruhigere Zustände herbeiführte, bevölkerte Graf Alexander Károlyi seine verödeten Familiengüter, deren frühere Insassen größtentheils zersprengt oder zugrunde gegangen waren, mit katholischen Colonisten aus dem württemberg'schen Schwarzwald und Blesiwald. Die verheerten

Dörfer behielten ihre alten ungarischen Namen, wurden jedoch schwäbische Gemeinden; so außer Nagy-Károly: Fény, Csanálos, Vállaj, Kaplyon, Kálmánd, Mezö-Petri, Mezö-Terem, Nagy-Majtény und weiter gegen Szatmár hin: Erdöd und Béltek. Die wohlhabendsten sind Csanálos, Fény und Kálmánd. Außer in Nagy-Károly wohnen die Schwaben nur in Szaniszló und Mérk mit den Magyaren vermischt, sonst haben sie sich unvermengt erhalten. Im Allgemeinen sind sie ein fleißiges und wohlhabendes Volk, das sich seine nationale Eigenart und Gemeindeverfassung bisher unverändert bewahrt hat. Ihre Dörfer unterscheiden sich schon dem Äußeren nach von den anderen der Gegend, und zwar dadurch, daß sie als neue Niederlassungen nach einem vorher festgestellten Plane gebaut sind, also geordnete Häuserreihen und Gassen aufweisen. Die nettgebauten Häuser, in denen nach deutscher Art die Wohnräume der Menschen und Nutzthiere in langer Reihe unter dem nämlichen Dache angeordnet sind, die geräumige Scheune am Ende des Hofes mit ihrer bemalten Thüre, die zur Feldarbeit verwendeten starken Pferde kennzeichnen sofort das Schwabendorf. Als diese Leute angesiedelt wurden, erhielten sie von der Herrschaft, die sie berufen, in den verschiedenen Dörfern Grundstücke von verschiedener Ausdehnung, $^1/_2$ bis $1^1/_2$ Sessionen groß, als erbliches Eigenthum, waren aber dagegen verpflichtet, der Herrschaft ebenso Arbeit und Dienste zu leisten, wie die Hörigen und Frohnsleute. Erhalten aber haben sie sich ihren Besitz auf eigenthümliche Weise, durch die Einrichtung des sogenannten „frunt“ oder „front“ (vom deutschen „Pfründe“). Dieses „Fruntsystem“ unterscheidet sich durch gewisse Züge von ähnlichen Einrichtungen bei den Schwaben in anderen Landestheilen, z. B. im Banat, doch ist der Grundgedanke der uralten Nationalsitte bei beiden vorhanden.

Die Erbfolge ist so eingerichtet, daß die Eltern einem ihrer Kinder, ohne Rücksicht darauf, ob es das älteste oder jüngste, ob Knabe oder Mädchen ist, den ganzen Besitz mit Haus und Hof und Wirthschaft sammt allem Zugehör übergeben. Der nämlichen Sitte folgen die Häusler und Diejenigen, bei deren Hause kein Grundstück ist. Wenn der Auserkorene heiratet, wird der Besitz geschätzt und der ihn beziehende Theil, ob Braut oder Bräutigam, ist verpflichtet, die Hälfte des Gesammtwerthes zu bezahlen, und mit diesen 3.000 bis 5.000 Gulden werden dann sämmtliche Kinder der bejahrten Eltern, so viele ihrer auch seien, abgefunden. Die Alten selbst ziehen sich als Pfründner („früntner“) entweder in das kleine Pfründnerhäuschen („früntner-ház“) zurück, das abgesondert am Ende des Hofes steht, oder, und zwar gewöhnlicher, in die beiden Gassenzimmer oder das sogenannte „Stübel“ („stübli“), das heißt Seitenzimmer, und leben fortan in voller Ruhe von der Rente der „frunt“.

Was ihre Tracht betrifft, sind die alten deutschen Strümpfe schon seit Mitte des vorigen Jahrhunderts abgekommen. Vor fünfzig Jahren trugen die Männer allgemein



Hauptplatz in Szatmár-Németi.

Leinenhosen, im Winter aber weiße Lammfellmützen und weiße Gubamäntel. Ihre heutige Tracht besteht aus schönen gewichsten Stiefeln, schwarzen oder dunkelgrauen ungarischen Hosen und einer Tuchjacke, die im Winter mit Lammsfell gefüttert ist. Im Winter benützen sie als Reisekleidung auch den nach Art der Militärmäntel geschnittenen Szür. Ihre Frauen tragen im Winter meist die Tuchjacke, aber hier und da auch die mit kurzen schwarzen Löckchen besetzte lange Guba.

Von ihrer Volksdichtung haben sich noch etwelche Spuren erhalten in jenen lang ausgesponnenen, romanzenartigen Gesängen, deren Bruchstücke das junge Volk, wenn es sich an Sonntagen nach der Kirche versammelt, zu singen pflegt. Aber diese Lieder sind dermalen schon lückenhaft und verunstaltet; den völligen Untergang der Volkspoesie der Schwaben bekundet am deutlichsten, daß sie keine Liebeslieder mehr haben.

Auch ihre Heirats- und Hochzeitsgebräuche sind nicht uninteressant. Nachdem die Eltern die materielle Frage geordnet und vor dem Notar den Ehevertrag geschlossen haben, folgt die Trauung, die gewöhnlich an einem Dienstag stattfindet und mit einer großen Hochzeitsfeier verbunden ist. Die Köchinnen, aus der Verwandtschaft der Braut und des Bräutigams erkoren, haben schon Tags vorher ihr Kochen und Backen begonnen. Alle Verwandten, die an der Hochzeit theilzunehmen wünschen, haben bereits zwei Tage früher ein oder zwei Hühner ins Hochzeitshaus gesandt, um dadurch gleichsam anzumelden, daß die ganze Familie mit Kind und Kegel dabei sein werde. Die Hochzeitbitter laden nicht ein, sondern warten nur bei Tische auf. Vor der Trauung läßt der Beistand das Mädchen von ihren Eltern Abschied nehmen, nach der Trauung aber wird im Gasthause bis zum Mittagmahl getanzt, das um 2 Uhr beginnt und bis 4 oder 5 Uhr dauert. Während des Mahles muß ein Kind aus der Verwandtschaft der Braut oder des Bräutigams einen Schuh vom Fuße der Braut stehlen, welche dann den Beistand aufmerksam macht, daß ihr ein Schuh fehlt. Der Beistand forscht den Dieb aus und löst den Schuh nach längerer Unterhandlung zurück. Nach dem Mahle wird wieder getanzt bis Mitternacht. Jetzt geht das Brautpaar, von den Freundinnen der Braut gefolgt, heim; die Brautführer, Kranzmädchen und Freundinnen singen mancherlei Abschiedslieder, während sie den Kranz mit der Haube vertauschen und dem Bräutigam Band und Rose vom Hute nehmen. Diese Lieder sind noch am besten erhalten, obgleich auch nur in Bruchstücken.

Das junge Volk versammelt sich häufig zum Tanze, doch müssen Pfarrer und Richter die Zeit gutgeheißen haben. Regelmäßige Tanztage sind außer dem Fasching die Tage St. Michael, Wendelin, Martin und Katharina. Überdieß wird auch an den erlaubten Sonntagen, ja selbst an Wochentagen getanzt, doch nur zwischen Morgen und Abend, niemals bei Nacht. Von den Bitttagen bis zu Maria Heimsuchung gibt es keinen Tanz. Statt der Zigeunermusik spielt eine Bande von Bläsern auf, wie sie in den

schwäbischen Gemeinden immer zu finden ist. Die Mädchen gehen ohne jede Begleitung zum Tanze. Hat ein Mädchen schon einen Verehrer, so tanzt sie nie mit einem Anderen. Getanzt wird Walzer und Steirisch, doch ist der Csárdás der Lieblingstanz. Zu bemerken ist ferner, daß die Schwaben, während sie ihre Tracht längst abgelegt haben, mit Zähigkeit an ihrer Gesichtstoilette hängen; die Meisten tragen auch jetzt noch keinen Bart, nur den Schnurrbart haben sich Viele schon beigelegt. Die Sprache weicht bereits einigermaßen der ungarischen, an der Gemeindeorganisation dagegen wird festgehalten, deßgleichen an



Schloß in Nagy-Károly.

den Hochzeitsbräuchen und Unterhaltungen, wiewohl hier schon ungarische Tänze und Lieder mit einfließen.

Die Bevölkerung der magyarischen Dörfer in der Gegend von Nagy-Károly und Szatmár, sowie im Comitate Ugocsa, ist in Lebensweise, Sitten und Gebräuchen den übrigen Magyaren ähnlich. Ihre Religion ist meist die reformirte, daher sie auch, und zwar oft mit nicht geringer Anspannung ihrer Kräfte die Lasten tragen, welche die Erhaltung von Kirche und Schule ihnen auferlegt. Die reformirte Bevölkerung erstreckt sich in Masse über die Ebene des Szatmárer Comitats hin, jenseits Szatmár einerseits bis zum Avas-Land, wo schon das walachisch-russische Element überwiegt, anderseits bis

Szinyér=Váralja, von wo aus in der Richtung auf Nagy=Bánya das Walachenthum der Kővárer Gegend beginnt.

Im Mittelpunkt oder am Ende jedes Dorfes pflegt eine hübsche, mitunter freilich vernachlässigte adelige Curie zu stehen, und da haust jener mittlere Adel, dessen Vorfahren sich in so lebhafter Weise an den Verfassungskämpfen des XVII. und XVIII. Jahrhunderts betheiligt haben. Nach dem Szatmárer Frieden hatte sich derselbe zwar vollständig erschöpft, doch unter treuer Bewahrung seiner Überlieferungen, Erinnerungen und Ansprüche hinter die Bollwerke des Comitatslebens und der Adelsvorrechte zurückgezogen. Die Bande der Verwandtschaft, die in verschiedenen Dörfern und Comitaten verstreuten kleinen adeligen Besitzparzellen, die Rechtshändel und die gastfreundliche Lebensweise hielten ihn gesellschaftlich zusammen und verbanden ihn auch mit dem Adel der Nachbarcomitate durch Bluts= und Interessengemeinschaft, Ideengleichheit und gemeinsame patriotische Gesinnung; so blieb diese Classe in unausgesetzter lebendiger Berührung unter sich, trotz aller Fehler und Gebrechen die verläßliche Hauptstütze der ungarischen Verfassung und Nationalität. Politisch an die Selbstregierung des Comitats, kirchlich an die des Protestantismus gewöhnt, bewahrte sie sich allezeit ein gewisses Maß von Selbständigkeit und oppositionellem Geist.

Der niedere Adel ist im Szatmárer Comitat und gerade auch in der Gegend von Nagy=Károly sehr zahlreich, zum Theil schon ganz mit dem Volke verschmolzen. In Gencs, Bere, Tyukod ist so manches einfache Bauernhaus das Heim einer armen Adelsfamilie. Diese Classe hat in gleichem Maße die guten, wie die schlechten Eigenschaften ihres Schlages. Eine verhältnißmäßig große Anzahl ihrer Söhne wirkt erfolgreich auf verschiedenen Gebieten des öffentlichen Lebens: als Geistliche, Advocaten, Dorfnotare und Beamte. Und als zu Ende des vorigen Jahrhunderts der Dichter Gvadányi eine Gestalt suchte, um in ihr das erwachende nationale Selbstbewußtsein zu verkörpern, das sich gegen fremde Sprache, Tracht und Sitte auflehnt und im Namen der Nation kühn die Forderung aufstellt, daß der Hochadel und die Hauptstadt ungarisch seien, einen Menschen, der sich auf den Weg macht, um die ungarische Hauptstadt und in dieser den Palast des Königs Matthias zu sehen, — da wählte er sich dazu aus dem niederen Adel des Szatmárer Comitats die Figur eines Dorfnotars und legte ihm die Ansprüche der Nation in den Mund. So entstand die Gestalt des „Notars von Peleske", des kleinen Edelmanns, der zwar nicht auf dem Bildungsniveau seiner Zeit steht, aber am besten, sozusagen instinctiv die Bedrohung seiner Nation fühlt und der Krankheit, welche ihre Existenz bedroht, tapfer zu Leibe geht.

Die Bevölkerung der Dörfer um Nagy=Károly weist neben den allgemeinen Charakterzügen der Verwandtschaft hier und da auch besondere Züge in Tracht und Sitte

auf. Von den Leuten zwischen Szamos und Kraszna, sowie in den Dörfern bei Szatmár, welche den Dolmány, im Winter die Guba und dazu den Hut mit schmaler Krämpe und „Käsedeckel" tragen, unterscheidet man sogleich den Bewohner von Ecsed, der die schwarze Guba und den Bundschuh (bocskor) trägt, und noch leichter den von Börvely, dessen Kleidung im Sommer und Winter aus Leinwandhose und Kittel besteht, wozu noch der unvermeidliche kleine Schnappsack kommt, Alles durch die Frauen im Hause gewebt. Börvely ist das eigenthümlichste Dorf der ganzen Gegend; es weicht von den übrigen



Ruine der Burg Erdöd.

nicht nur in der Tracht, sondern auch durch Sitten und Dialect ab. Es liegt hart an das Ecseder Moor gedrückt; ein einziger Weg verbindet es über Kálmánd mit der Außenwelt, nämlich mit Nagy-Károly; im Übrigen kann es nur im Winter, wenn der Sumpf gefriert, quer über diesen mit Tyukod verkehren. Sein Boden aber ist fruchtbar und reich, seine Bevölkerung wohlhabend und arbeitsam. Es ist eine uralte Niederlassung, ursprünglich von Széklern, und hat bei so isolirter Lage Gebräuche und Mundart in ihrer Eigenthümlichkeit vollkommen zu erhalten gewußt.

Die Dörfer der Gegend von Nagy-Károly leben von der Landwirthschaft und einigem, der Natur des Landes entsprechenden Handwerk. Die Anwohner des Moores, die Leute von Kaplyon, Börvely und Kálmánd, bringen selbstgeflochtene Binsenmatten

und Rohrkörbe zu Tausenden in den Handel. Die von Kismajtény verfertigen aus dünnem Ginster Wagenkörbe, und zwar sowohl einfach geflochtene, als auch gemalte.

An einem Punkte der Gemarkung von Kismajtény, dicht an der nach Szatmár führenden Eisenbahn, steht im Schatten von wilden Birnbäumen das Friedensdenkmal von Majtény, zu Anfang der Siebziger-Jahre aus Steinen errichtet, die vom Szatmárer Brückenbau übrig geblieben waren. Es zeigt als Inschrift nur ein Datum: „1. Mai 1711" — das Datum des Friedensschlusses von Szatmár.

Der Mittelpunkt des westlichen Theiles des Szatmárer Comitats und zugleich Comitatssitz ist Nagy-Károly mit etwa 13.000 Einwohnern, darunter 3.000 Reformirten, 2.000 Juden, 1.600 Rumänen, einigen Hundert nichtunirten Griechen und 200 bis 300 Lutherischen; die übrigen sind Katholiken. Es liegt an der von Debreczin nach Máramaros-Sziget ziehenden Nordostbahn und ist zugleich Ausgangspunkt der nach der Szilágyság führenden Zweigbahn, die bereits bis Szilágy-Somlyó reicht. Sein Name kommt zuerst im XIV. Jahrhundert vor, von allem Anfang in engster geschichtlicher Verbindung mit der Familie Károlyi, deren Stammsitz es ist. Als Belohnung für die kriegerischen Verdienste der Károlyis erhielt es schon zur Zeit Königs Karl Robert das Marktrecht und bald auch die Befugniß zu freiem Handel im ganzen Lande. Die Károlyis erweiterten die Stadt durch neue Gassen und bauten in ihr unter König Matthias eine Burg, die sich unter den Kriegswirren der zweiten Hälfte des XVII. Jahrhunderts zu einer förmlichen Festung entwickelte. Sie war zwar keine Festung ersten Ranges, wie Szatmár, bot jedoch immerhin Schutz gegen kleinere feindliche Scharen, die von der Nyír, vom Érmellék, von Siebenbürgen und der Szilágyság her häufige Einfälle machten.

Mit 1711 beginnt die systematische Colonisation durch Alexander Károlyi und damit eine neue Epoche der Stadtgeschichte. Die neuen Bewohner traten in Wettbewerb mit den alten. Im Ackerbau thaten sich die vom Grundherrn unterstützten katholischen Schwaben hervor, im Handel die Juden, in den nationalen Industriezweigen die magyarischen Calvinisten, wobei jener überall wahrnehmbare Charakterzug, daß der Gewerbsmann ungarischen Stammes neben seinem Handwerk nach Möglichkeit auch die Landwirthschaft betreibt, unter den Gewerbsleuten von Nagy-Károly ebenso vorhanden war und ist, wie unter denen von Debreczin und Szatmár. Außer den Schwaben siedelte Alexander Károlyi auch die Juden systematisch, auf Grund von Verträgen an; 1740 gab er ihnen 30 Sessionen zum Wohnsitz. Sie mußten einen Richter mit bestimmter Machtsphäre und Verantwortlichkeit haben, hatten Kaufläden zu eröffnen und waren dem grundherrlichen Gerichtsstuhl unterstellt.

Die Familie Károlyi, deren Mitglieder übrigens schon seit dem XVII. Jahrhundert Obergespäne des Szatmárer Comitates waren, wurde nach dem Szatmárer Frieden die

reichste und mächtigste Familie des Comitats, das in gewissem Grade mit ihr identificirt wurde; das Wappen der Familie wurde in das Herzschild des Comitatswappens eingefügt, wo man es noch heute sieht. Hieraus erklärt es sich, daß Nagy-Károly, obgleich weder durch seine geographische Lage noch durch die Zahl seiner Bevölkerung dazu in erster Reihe geeignet, dennoch der Mittelpunkt des Comitates blieb. Und dem verdankt es in vielen Stücken auch seinen Aufschwung. Das Comitatsleben, welches Dank dem zahlreichen Adel des Szatmárer Comitats sich zu allen Zeiten besonders bewegt gestaltete, zog die Adelsfamilien des Comitats theils zu bleibendem, theils zu zeitweiligem Aufenthalt dahin und machte Nagy-Károly auch in gesellschaftlicher Beziehung zu einem bedeutenden und interessanten Mittelpunkt im Osten des Landes. Der große Saal seines alten großen Gasthofes „zum Hirsch" war in ein Theater verwandelt, und in der Geschichte des ungarischen Provinz-Schauspielwesens galt es stets für eine der besseren Stationen. Seit kurzem ist übrigens ein hübsches Sommertheater vorhanden. Auch die ungarische Zigeunermusik ist zum Theil da zu Hause. Der vornehmere Szatmárer Edelmann lehrte selber dem Zigeuner die ungarischen Weisen entweder auf seinem ländlichen Schlosse, wohin er die Zigeunerbande zuweilen auf Monate mitnahm, oder im Gasthofe, und aus dieser Schule ist mancher im ganzen Land berühmte Musiker hervorgegangen. Außer der Musik fand da noch ein anderes Lieblingsvergnügen, die Jagd, reichliche Pflege, Dank den Äckern und Wäldern, sowie dem Ecseder Moor, in dem noch um 1830 auf den sumpfigen Strecken bei Sárvár Wildschweine und Rehe gejagt wurden.

Die Bevölkerung des Städtchens hat sich im laufenden Jahrhundert ungefähr vervierfacht. Die einzelnen Industriezweige haben sich entwickelt. Die Industrie der Gubamäntel ist bedeutend aufgeblüht und zeigt nur in den letzten Jahren einen gewissen Rückgang. Im Avas-Lande, zu Avas-Ujfalu, besteht eine eigene Walke, und obgleich die Betreffenden jetzt als Industriegenossenschaft der Gubaschneider constituirt sind, werden sie doch durch diese Walke im alten Zunftsystem zusammengehalten. Mit ihren Waaren reisen sie bis an die polnische Grenze und versehen, in Gemeinschaft mit ihren Szatmárer Collegen, die ganze bäuerliche Bevölkerung dieses Landestheils mit den hier von Magyaren und „Walachen" gleicherweise getragenen verschiedenfarbigen Gubamänteln. Ebenso hat sich die Lederindustrie erfreulich gehoben; außer der gewöhnlichen Waare werden auch russische Juchten und Kutschenleder in guter Qualität erzeugt.

Daneben finden wir in Nagy-Károly anerkennenswerthe und bedeutsame Anzeichen dafür, daß die höhere Kunstindustrie in Entwicklung begriffen ist, besonders die Kunstschreinerei und Kunstschlosserei. In neuester Zeit hat Nagy-Károly selbst erfolgreiche Versuche gemacht, einige Erzeugnisse des Handwerks in das Ausland zu exportiren. Aus Binsen hübsch geflochtene Marktkörbe, Arbeitskörbchen, Tabaksdosen, Cigarrentaschen

und Sommerhüte werden bis nach der Schweiz und Frankreich versendet. Seine Märkte, insbesondere sein Obst-, Trauben-, Holz- und Getreidehandel, sind namentlich für das Szilágyer Comitat wichtig, dem es als Geldquelle dient.

Zu den hervorragenden Gebäuden gehört das mitten in der Stadt stehende, von einem schönen Park umgebene Schloß des Grafen Stefan Károlyi, welches vom 9. bis 11. October 1884 auch Kronprinz Rudolf als Gast beherbergte, dessen Gedächtniß dieses Buch mit pietätsvoller Trauer bewahrt. Es ist dies ein im Quadrat gebautes, einstöckiges Schloß aus der ersten Hälfte des Jahrhunderts und befindet sich auf dem Platze, wo ehemals die Burg stand; in dem schönen Parke nennt die Überlieferung einen alten Baum noch heute nach dem Manne, der ihn gepflanzt, den Rákóczy-Baum. Auch die große und schöne römisch-katholische Kirche ist ein Votivbau der Grafen Károlyi, vom Grafen Anton um 1770 zur Erinnerung an die Geburt seines einzigen Sohnes Josef erbaut; sie ist auch Pfarrkirche, an der die priesterlichen Functionen noch jetzt durch die vom Grafen Alexander Károlyi 1775 hierher verpflanzten Piaristen ausgeübt werden. Den Piaristen liegt auch die Leitung des neben der Kirche befindlichen, jetzt schon achtclassigen Gymnasiums ob. Das große und bequeme Comitatshaus ist 1848, zum Theil aber erst in den Fünfziger-Jahren erbaut und enthält das reiche und wohlgeordnete Archiv des Szatmárer Comitats. Auch ein Hospital, ein Armenhaus, ein Volksgarten und so fort ist vorhanden.

Ein trauriger Tag für die Stadt war der 6. Mai 1887. In ihrer Mitte, bei der reformirten Kirche, brach eine große Feuersbrunst aus, die in östlicher Richtung fortschreitend auf ihrem zwei Kilometer langen Wege einen großen Theil der Stadt in Asche legte. Die Wohlthätigkeit der Nation bewährte sich aber auch hier ebenso hilfreich, wie in Eperjes und Toroczkó, welche im nämlichen Sommer abbrannten. Und diese Hilfe, im Verein mit dem praktischen Sinne der Bevölkerung, heilte die Wunde in kurzer Zeit und der verheerte Stadttheil steht heute erneuert wieder da.

Südwestlich der Stadt liegen die Weingärten von Nagy-Károly, zu denen eine schöne Allee hinausführt. Sie sind in regelmäßigen Gassen oder Reihen angelegt und in jedem Weingarten steht ein hübsches Landhaus oder wenigstens Kelterhaus. Dies ist die Sommerfrische der Stadt und war es noch mehr, ehe die Phylloxera bis hierher vorgedrungen ist. Hier übt der Landwirth von Nagy-Károly am liebsten seine Gastfreundschaft aus. Ein Theil der Weingärten ist aber dermalen bereits in Obstgärten verwandelt.

Von Nagy-Károly bringt uns die Nordwestbahn durch fruchtbare, doch oft überschwemmte Ebenen mit mäßiger Geschwindigkeit in einer Stunde nach Szatmár-Németi, dem eigentlichen Mittelpunkte des Szatmárer Comitates. Rechter Hand sehen wir in der Entfernung gegen das Mittel-Szolnoker Comitat hin die Berge der Bikkalja. Diese

Eisenbahn bildet auch in nationaler Hinsicht gleichsam eine Scheidelinie. In den Dörfern rechts ist das rumänische Element, je weiter gegen die Berge hin desto mehr überwiegend, während links die magyarischen Dörfer die große Mehrzahl bilden. Nachdem wir noch über die Szamosbrücke gefahren, haben wir endlich die Thürme von Szatmár-Németi vor uns.

Es ist dies eine der ältesten, schönsten und merkwürdigsten Städte Ungarns, ja man kann ohneweiters sagen, daß im Nordwesten des Landes keine Stadt eine interessantere geschichtliche Vergangenheit und in der Gegenwart eine größere Wichtigkeit hat als diese.



Binsenflechterinnen.

Vermöge ihrer geographischen Lage wie ihrer Ausdehnung ist sie der natürliche Mittelpunkt der Szatmárer Ebene, der Comitate Szatmár und Ugocsa. Gegenwärtig liegt sie am rechten Ufer der Szamos, ehemals aber war ihre Lage eine andere. Das heute vereinigte Szatmár-Németi bildete zwei besondere Städte, die durch einen Arm der Szamos getrennt waren. An der Stelle dieses trockengelegten alten Szamosarmes befinden sich jetzt Gassen, Gärten und Häuser und nur eine gewisse Tieflage des aufgeschütteten Bodens verräth, daß da ehedem ein Flußbett verlief. Am rechten Ufer der Szamos, die sich unterhalb des Dorfes Ombod in zwei Arme theilt, lag Németi, während Szatmár, die königliche Burg, sich auf der Insel am kleinen Arme der Szamos befand, wo jetzt der Kalvarienberg steht. Die Geschichte dieser Burg ist zum großen Theil die ältere Geschichte

von Szatmár selbst. Ursprünglich eine deutsche Ansiedlung, und zwar offenbar eine der frühesten, ist es längst magyarisch geworden. König Andreas II. sagt in seinem 1230 den Bewohnern von Szatmár ertheilten, mit vergoldeter Siegelkapsel versehenen Diplom, daß seine geliebten und getreuen „Gäste", die am Szamosflusse wohnenden Deutschen von Zotmár sich als hospites der Königin Gisela (Keysla) bekennen, und verleiht ihnen zugleich neue Freiheiten unter der Bedingung, daß sie den König und seinen Hofstaat während ihrer Aufenthalte daselbst Mittags und Abends zu verpflegen haben. Szatmár war nämlich schon seit den ältesten Zeiten, besonders unter der Herrschaft des Árpád'schen Hauses, die Einbruchsstelle für die ungeheuren königlichen Jagdgebiete, welche im damals ziemlich unbevölkerten Osten des Landes gelegen waren. Bei diesen königlichen Jagden bildete die Verpflegung des Hofes, der königlichen Jäger, Vogelwärter, Falkner und so fort keine geringe Last. In Király-Darócz wohnten, wie die Urkunden bezeugen, königliche Falkeniere (draucarii), die Einwohner von Németi aber werden noch am Anfang des XIV. Jahrhunderts als königliche Jäger (venatores regii) erwähnt. Und auch die Stadt Szatmár selbst befaßte sich mit der Zucht und Abrichtung von Jagdfalken, die sie den Königinen von Ungarn verehrte.

Eine größere geschichtliche Rolle spielte Szatmár nach der Niederlage bei Mohács. 1535 wurde die Festung nach blutigem Sturm durch Gotthard Kun, den Feldhauptmann Zápolyas, für diesen Fürsten erobert, doch fand Kun selbst während des Sturmes den Heldentod. Die Stadt war dann bald im Besitz der Zápolya'schen, bald der Ferdinand'schen Partei. 1543 schenkte sie Ferdinand den Báthorys, welche die Burg zu einer Festung ersten Ranges ausbauten; als solche hat sie die Einwohner des Comitats, welche sich vor allerlei verheerenden Feinden hinter ihre Mauern flüchteten, oft genug gerettet. In den Glaubenskämpfen der ersten Hälfte des XVII. Jahrhunderts war die Stadt sammt der ganzen Gegend in den Händen der siebenbürgischen Fürsten, Gabriel Bethlens und später Georg Rákóczys I. Nach dem unglücklichen polnischen Feldzug Georg Rákóczys II. fiel Szatmár wieder an Leopold und wurde neuerdings befestigt, da das Schicksal dieses Landestheils am Besitz der Festung hing. Durch die verschiedenen Belagerungen litt nicht nur die Besatzung, sondern auch die Bevölkerung der Stadt, die sich oftmals tapfer mit gewaffneter Hand an der Vertheidigung betheiligte. Auch der Beginn des XVIII. Jahrhunderts brachte traurige Zeiten. Zu Anfang des Rákóczy'schen Aufstandes wurde Szatmár durch die deutsche Besatzung dem Rákóczy'schen Heerführer übergeben und durch Kurutzen und Labanczen um die Wette verheert. Die vollständig ausgeplünderte und darüber erbitterte Bevölkerung verließ ihren Wohnsitz und bezog Hütten in den mehr als zwei Meilen entfernten Weinbergen von Szatmár, von wo sie erst nach Jahren zögernd heimkehrte. Zur Zeit dieser Kämpfe hatten übrigens die Handwerker der Stadt die Scharen

Rákóczys unter dem Titel der Kriegssteuer mit Tausenden von Schnürstiefeln, Mützen und anderen Kleidungsstücken zu versehen. Nach Ablauf dieser Kämpfe wurde die Festung 1711, noch vor Abschluß des Szatmárer Friedens, endgiltig geschleift und auch seither nicht wieder aufgebaut. Im Jahre 1721 aber wurden die beiden Städte, Szatmár und Németi, vereinigt und unter dem Namen Szatmár-Németi in die Reihe der königlichen Städte aufgenommen. Das Andenken der Veste, die Jahrhunderte überdauert hatte, bewahrt das Wappen, welches die Stadt bei dieser Gelegenheit erhielt, das aber eigentlich nur eine Erweiterung ihres alten Stadtsiegels ist: auf grünem Berge ein mit einer Ringmauer umgebener Festungsthurm zwischen zwei grünenden Palmbäumen.

Szatmár hat zwei Gymnasien: das uralte reformirte, das sich soeben aus einem sechsclassigen zu einem vollständigen erhebt, und das achtclassige königliche katholische Gymnasium, beide mit Convicten verbunden. Außerdem ist ein Jesuitenconvict mit 100 Zöglingen vorhanden. Das durch den Bischof Johann Hám als Erziehungsanstalt für Mädchen gegründete große Kloster wird von Nonnen verwaltet und ist für 600 Zöglinge eingerichtet, 50 Stiftungsplätze des Internats sind für Waisen von Unteroffizieren bestimmt. Es enthält die Lehrcurse der Elementarschule, höheren Töchterschule und Lehrerinnen-Präparandie. Die reformirte Kirche von Szatmár-Németi unterhält gleichfalls eine höhere Erziehungsanstalt für Mädchen. Außerdem besorgen an verschiedenen Punkten der Stadt 36 confessionelle Lehrer den Elementarunterricht. Einer der charakteristischen Züge in der neueren Culturentwicklung von Szatmár-Németi ist es, daß die Stadt ihre Patronatsrechte und -Pflichten gegenüber den Kirchen und Elementarschulen in einer Weise wahrnimmt, wie dies kaum irgendwo sonst zu sehen, und darin gleichen sich die früheren confessionellen Gegensätze aus. Es ist nämlich die Stadt, die jeden confessionellen Lehrer besoldet, die Pfarre erhält und die Priester aller Glaubensbekenntnisse bezahlt.

Den Lehranstalten gesellt sich eine ganze Reihe von Humanitätsinstituten bei. Ein allgemeines städtisches Krankenhaus mit hundert, ein Hospital der Barmherzigen mit vierzig Betten, ein römisch-katholisches Armen- und Krankenhaus. Neben den Bibliotheken, die den Lehranstalten beigegeben sind, hat Bischof Schlauch den Grund zu einer bischöflichen Bibliothek gelegt, welche mehrere Seltenheiten der ungarischen Bibliographie enthält. Szatmár-Németi ist ferner Sitz des im Jahre 1885 gegründeten und über das ganze Szatmárer Comitat ausgebreiteten Széchenyi-Vereins, der sich durch die vom Comitat angenommene kreuzerweise Selbstbesteuerung erhält. Das Grundprincip seiner Thätigkeit ist die Stärkung der nationalen Cultur im Szatmárer Comitat. Praktisch bekundet sich dieselbe durch die Erhaltung von Kinderasylen auf den Dörfern und von Wanderbibliotheken, wodurch bisher schon schöne Resultate erzielt sind. Außerdem ist Szatmár

Sitz eines königlichen Gerichtshofes, eines Bezirksgerichts und des landwirthschaftlichen Vereins für das Szatmárer Comitat.

Die Bevölkerung von Szatmár-Németi besteht zumeist aus Gewerbetreibenden, Landwirthen und Kaufleuten. Man findet aber auch alle drei Lebensberufe in eigenthümlicher Weise bei den zahlreichen Szatmárer Gewerbsleuten vereinigt. Die volksthümlichen ungarischen Handwerkszweige haben in Szatmár eine bedeutende geschichtliche Vergangenheit. Und obgleich die Entwicklung der Fabriks- und Großindustrie ihnen den Krieg erklärt hat und sie zu angestrengter Concurrenz zwingt, blühen sie noch immer und decken den täglichen Bedarf eines ausgedehnten Bezirkes.

Der Gewerbsmann von Szatmár ist zugleich Kaufmann und Landwirth. Er erwartet den Käufer und Besteller nicht in seiner Werkstatt, sondern bringt die Erzeugnisse seines Gewerbes auf den Markt, die Stätte des Massenverkaufs. Als Verkaufsplätze dienten in früherer Zeit die auf dem Marktplatz aus Holz errichteten Buden, neuerdings aber, etwa seit vierzig bis fünfzig Jahren, haben die Gewerbevereine der Schuster, Gerber und Gubaschneider auf dem Markt oder in der Nähe desselben in vortheilhaftester Lage wahre Paläste aufgeführt, deren Oberstock als Waarenhalle die Verkaufsstände enthält. Doch verkauft der Szatmárer Gewerbsmann seine Waare immerhin auch anderwärts. Im Umkreise von acht bis zehn Meilen, in Ugocsa, dem Avas, Bereg, Máramaros und der Gegend von Nagy-Bánya, gibt es keinen Jahrmarkt, auf dem der Gewerbsmann von Szatmár und Nagy-Károly nicht mit seinem Wagen voll Kisten erscheint, um seine Stiefeln und Gubamäntel feilzubieten. Er weiß ganz genau, was für Stiefel jede Gegend braucht und wie die Guba nach Farbe und Schnitt da und dort beschaffen sein muß. Er weiß es, wo er die gefältelten und wo er die nicht gefältelten, gewalkten Stiefeln anbringen wird. Er weiß, daß die Leute der Szatmárer Gegend eine Guba brauchen, über deren unteren Rand die Ärmel hinabreichen, daß auf dem Erdőhát, gegen die drei Palád Kölcse und Milota hin, die weiße, in Máramaros aber die doppeltgekämmte Guba begehrt ist, während er mit der hübscheren zartlockigen Guba dorthin geht, wo ungarische adelige Bursche in größerer Anzahl wohnen. Bei diesen wird das Meisterstück des Gubaschneiders, die zierlich gelockte schwarze Guba hoch geschätzt. Die Frauen aber tragen, die localen Unterschiede abgerechnet, im Allgemeinen weiße Gubas, während die Männer mehr die grauliche, sogenannte Kranich-Guba bevorzugen. So beherrscht die Szatmárer Industrie die Volkstracht in einem bedeutenden Gebiete des Landes, indem sie ihr zu dienen weiß. Denn nur hier und da, zum Beispiel in Fehér-Gyarmat und Matolcs, trägt man an Ort und Stelle gefertigte graue Gubamäntel.

Durch diese fortwährenden Reisen und Marktfahrten, sowie den Verkauf aus erster Hand vermag das Geschäft des ungarischen Kleingewerbsmannes sich zu erhalten, macht



Kukuruzhüter.

es aber auch anderseits nothwendig, daß er zu wirthschaften verstehe, daß er Wagen und Pferd halten könne, um die Märkte zu beziehen, und so wird er zugleich Kaufmann und Landwirth. Freilich zeigt bei alledem dieser und jener Zweig des Kleinhandwerks einen Rückgang, insbesondere seit 1870. Aber nichtsdestoweniger hat der Industrieverein der Schuster noch immer 350 Mitglieder (ohne die eigentlichen Schuhmacher, das heißt Verfertiger von Schuhen, die, etwa 60 an der Zahl, einen eigenen Industrieverein bilden). Der Verein der Gerber hat etwa 100 Mitglieder. Gubaschneider gab es vor zwanzig Jahren 250, jetzt kaum 100. Wenn man noch andere Gewerbszweige, die Kürschner, „ungarischen Schneider", Kundenschneider, Loden- und Seidenhutmacher, Knopfmacher u. s. w. hinzurechnet, findet man, daß der Gewerbestand noch jetzt, wie vor zweihundert Jahren, einen sehr bedeutenden Bestandtheil der Bevölkerung von Szatmár-Németi ausmacht.

Der viereckige, wohlgepflasterte und mit stockhohen Häusern umgebene Hauptplatz, Deákplatz genannt, ist einer der größten und schönsten Plätze des Landes. Er ist mit einer Allee von Kugelakazien umzogen und in seiner Mitte kreuzen sich zwei Alleen von jungen Roßkastanien. In der Mitte der Ostseite steht die zweithürmige römisch-katholische Kathedrale, während der schöne bischöfliche Palast und die Domherrenhäuser an den Ecken der auf den Platz mündenden Straßen stehen.

Dieser Platz mit seinen Jahrmärkten und noch mehr mit den wöchentlichen Mittwochsmärkten bildet den Verkehrsmittelpunkt eines großen Gebietes, welches die Comitate Szatmár und Ugocsa umfaßt. Hier stapelt die ackerbautreibende Bevölkerung eines weiten Landstriches ihre Producte auf, der Magyar seinen Weizen und anderes Getreide, der Walache besonders seinen Mais, und hier kaufen die Landleute auch ihre geringen Lebensbedürfnisse ein. Auf und neben den vielen Wagen, welche reihenweise auf dem Marktplatz und in dessen Nebengassen halten, sieht man das Volk des ganzen Szamoslaufes, des Erdöhát, Ugocsas und des Avaslandes, die Leute von Erdöd, Szinyér-Váralja und Nagy-Bánya; in Dolmány und verschnürter „Huszárka", in „Lájbi" (Westenleibchen) und „Puszli" (auch Pruszli = Leibchen), in kurzem Hemde mit breitem Leibgurt, der dem Walachen alle Dienste einer Reisetasche leistet, welche er überdies nicht einmal in der Hand zu tragen braucht, in hohen, schmalkrämpigen Hüten oder breiten, flachen Deckeln, in Czismen (Stiefeln) oder Bocskors (Bundschuhen) sieht man die Männer sich bewegen; im Faltenrock, mit eingebundenem Kopfe, in zierlich ausgenähten oder farbig gewebten Hemden und „Katrinczas" (Doppelschürzen) erscheinen die Weiber. Die magyarischen Männer, besonders die Bursche, sind hochgewachsen, flink, munter und hübsch, die walachischen sind kleiner, jedoch muskulös und erscheinen etwas schwerfällig und argwöhnisch. Die walachischen Mädchen aber, auch von Szirmay, dem Geschichtschreiber des Szatmárer Comitats, „ein rundlich geformter und besonders schöner Schlag Frauen"

genannt, können es wahrlich, sowohl was Schönheit als auch was die hübsche Volkstracht betrifft, mit den Frauen jeder Nationalität des Landes aufnehmen. Der Magyare oder Schwabe des Szatmárer Comitats fährt sehr oft mit einem Viergespann von Pferden zu Markte, der Walache lieber auf seinem Ochsenwagen oder mit urwüchsigen Bauernpferdchen; überhaupt wird im ganzen Comitat die Wirthschaft meist mit Pferden betrieben. Unter den Magyaren, Walachen, Schwaben und „Russen" aber treibt sich unablässig der bewegliche und wachsame Jude umher, um die Gangbarkeit der Waaren, die Menge der Marktvorräthe, die Gestaltung der Marktpreise zu erkunden, und auch die Zigeunerin geht und kommt und preist unermüdlich ihre Tüchelwaaren und Kränze von getrockneten Pilzen an. Auf dem Markte zerstreut sieht man die Zelte der einheimischen Handwerker, die Korbwagen voll Grünzeug und Gemüse, dazwischen „zu Wagen und zu Fuß" die Erzeugnisse des walachischen Handwerks, Holzgeschirr, Kufen, Holzlöffel und dergleichen mehr. In der Sommerhitze gruppirt sich das Marktpublicum da und dort um einen walachischen Wagen aus dem Avaslande, voll mit dem populärsten und billigsten Erfrischungsmittel, dem frisch mit Essig gemischten „Sauerwasser" (borkut) der um einen Kreuzer geschenkt wird.

Die an die geschichtliche Vergangenheit der Stadt erinnernden Häuser sind sammt der Festung spurlos verschwunden. Selbst das Károlyi'sche Haus, die alte adelige Curie der Familie Károlyi, welche seit dem XVII. Jahrhundert durch ihre den Interessen der Stadt zuwiderlaufenden Adelsprivilegien zu so vielen Klagen Anlaß bot, ist neu aufgebaut. Die Stadtverschönerung der Neuzeit nimmt die Richtung gegen den Bahnhof und das Szamosufer. Die einfachen Gassen von Németi, wo die Landwirthschaft- und Gewerbetreibenden in schindelgedeckten Häusern wohnen, zeigen das Bild der alten ungarischen Kleinstadt. Im Allgemeinen aber bietet das auch sonst reiche Szatmár-Németi mit seinem lebhaften Verkehr, der sich gleich auf den ersten Blick bemerklich macht, mit seinen vom Bahnhofe in drei Richtungen gegen Nagy-Bánya, Nagy-Károly und Máramaros-Sziget hin abgehenden Bahnzügen, mit den nicht nur am Marktplatz, sondern auch in den Nebengassen häufigen stockhohen Häusern, den stattlichen reformirten Kirchen in Szatmár und Németi, welche kirchlich auch jetzt getrennt sind, dann mit dem neuen Stadthaus und den Gebäuden der öffentlichen Anstalten und Ämter, der durch die Stadt erbauten schönen eisernen Szamosbrücke, den auf dem Flusse sich wiegenden Schwimmschulen, dem gleichfalls schon vollendeten schmucken ständigen Theater, kurz mit allen seinen Merkmalen moderner Entwicklung das Bild einer jungen und aufblühenden Stadt der Neuzeit.

Im Westen der Stadt, nahe der Szamos, erstrecken sich fast eine Meile weit Obstgärten, welche der Bevölkerung als Erfrischungsorte dienen, während im Osten der Stadt neue anmuthige und ausgedehnte Promenaden angelegt sind.

Einen ergänzenden Theil vom Szatmár-Németi bildet gleichsam der etwa zwei Stunden von der Stadt gelegene „Szatmárer Berg", kurz der „Berg" (Hegy) genannt, eine Weinbaucolonie in reizender Lage mit besonderer Ortsbehörde. Die 2.000 Einwohner des „Hegy" dazugerechnet, beläuft sich die Bevölkerung von Szatmár-Németi auf mehr als 21.000, wovon die Hälfte Reformirte, über 4.000 Katholiken, die übrigen zu fast gleichen Theilen Rumänen und Juden.

Außer Nagy-Károly und Szatmár hat die soeben geschilderte Gegend keine andere Stadt von größerer centraler Bedeutung. Doch ist sie dicht mit Dörfern besetzt, unter denen man Orten von geschichtlicher Bedeutung und blühenden Marktflecken begegnet, Ecsed bietet durch die Vergangenheit seiner Veste ein lebhaftes geschichtliches Interesse, ist aber jetzt nur eine einfache Gemeinde. Rozsály, einst der Stammhorst des Geschlechts Kun von Rozsály, ist ein noch unbedeutenderes Dorf, doch besteht sein altes Kastell, wiewohl verödet, noch jetzt. Der Flecken Erdöd ist nicht nur durch die Erinnerung an die Drágfys und den hier geborenen berühmten Erzbischof von Gran, Thomas Bakacs, bemerkenswerth, sondern auch durch das jetzt nur noch als Ruine vorhandene Schloß, welches Graf Alexander Károlyi 1730 an der Stelle der alten Burg erbauen ließ. Diese Trümmer bestrahlt der Glanz der Vergangenheit, in neuerer Zeit aber auch die Liebesflamme des größten ungarischen Lyrikers; in Erdöd wohnte ja die Braut Alexander Petöfis und hier genoß der Dichter Tage der beglückenden Liebe, in dieser Gegend, zu Koltó nahe bei Nagy-Bánya, verlebte er die ersten Wochen seiner Ehe. Auch die Burg von Aranyos-Medgyes ist vom Geiste der Romantik umspielt. Ihre Glanzzeit begann unter Jakob von Kaplyon und steigerte sich unter den Báthorys, den Lónyays, besonders der Fürstin Anna Lónyay, der Gattin Johann Keménys; 1670 aber wurde sie auf königlichen Befehl gebrochen und besteht seitdem nur als halb bewohntes Schloß. Burg Nyaláb jenseits der Theiß in Ugocsa, auf hohem Hügel aus der Ebene aufragend, kündet den alten Ruhm der Perényis und „beweint ihren Ruin" (nach dem Volksbuche „Kistükör", das ist: kleiner Spiegel). Auch Burg Szinyér wird geschichtlich erwähnt, ist aber spurlos verschwunden; dagegen liegt jetzt an jener Stätte ein blühender Flecken ausgebreitet, Szinyér-Váralja, der bemerkenswertheste Ort zwischen Szatmár und Nagy-Bánya.

Erwähnen wir noch als volkreichere und wohlhabendere Marktflecken, gegen die Nyír hin Nyír-Medgyes und Mátészalka, wohin jetzt eine Eisenbahn führt, auf dem Szamosrücken das tabakreiche Fejér-Gyarmat und Csenger, das durch Mattenindustrie bekannte Tyukod, im Ugocsaer Comitat den blühenden Handelsplatz Tisza-Ujlak und Halmi, so haben wir in großen Zügen den nordöstlichen Theil des großen ungarischen Alföld geschildert, der von der Nyír und dem Érmellék angefangen den linken Ufer der Theiß und beide Ufer der Szamos entlang zieht und gegen Ost und Süd von

den Bergen der Comitate Ugocsa, Szatmár und Mittel-Szolnok umspannt wird. Es ist eine Gegend, buntscheckig von allerlei Nationalitäten, unter denen aber der magyarische Stamm sowohl der Zahl als auch der Wohlhabenheit und Bildung nach entschieden den Vorrang hat.

Das Ecseder Moor.

Das Ecseder Moor und seine Umgebung bilden ein ganz gesondertes kleines Gebiet, das auch seine besondere Geschichte und Naturgeschichte hat. Seine Mutter und Nährerin



Partie aus dem Ecseder Moor.

ist die Kraszna, doch hat die Menschenhand in früheren Zeiten künstlich zu seiner Vergrößerung mitgewirkt, um die mächtige Veste der Báthorys, die Burg von Ecsed, noch stärker zu machen. Nach Messungen im Jahre 1730 war das Moor damals sieben Meilen lang und vier bis fünf Meilen breit, gegenwärtig nimmt es noch etwa vier Quadratmeilen ein und erstreckt sich von Kaplyon und Kis-Majtény gegen Ecsed hin bis Kocsord und von da über Tyukod bis Bagos.

Der Bau der Ecseder Burg wurde durch die Báthorys im Jahre 1325 begonnen. Nach dem Aussterben dieser Familie gelangte sie auch in die Hände der Bethlens und Rákóczys. Zu Ausgang des XVII. Jahrhunderts wurde sie geschleift. Franz Rákóczy II. jedoch begann die Burg um 1705 auf Landeskosten wieder aufzubauen und zu dieser Zeit diente sie zur Verwahrung von Kriegsgefangenen. Um 1718 wurde sie neuerdings zur

Schleifung verurtheilt und ein großer Theil ihrer gewaltigen Steinquadern in die Kirchen und Häuser der Umgegend verbaut. Aus den Steinen dieser Burg ist zum Beispiel die Minoritenkirche zu Nyír-Bátor aufgeführt. Schon im Jahre 1730 war sie gänzlich verödet. Ihr Terrain haben neuestens die Grafen Károlyi dem Marktflecken Ecsed geschenkt, zur Anlage eines Ortsfriedhofes. Kaum eine halbe Meile von der Ecseder Burg stand im Moore noch eine zweite Burg, Sárvár, und zwar auf einem langen und hohen Erdrücken. Bei Gelegenheit der neuesten Nachgrabungen fand man daselbst außer Backsteinen auch behauene Steine und marmorne Säulencapitäle. Und nahe dabei gibt es wiederum eine Ruine, welche das Volk noch heute Remete (Einsiedler) nennt. Welche bedeutende geologische Wandlungen das Ecseder Moor selbst noch im letzten Jahrhundert durchgemacht hat, ist aus einer Vergleichung des Berichtes von Anton Szirmay mit dem jetzigen Zustand ersichtlich. Szirmay sagt, die Burg Sárvár habe sich seit Menschengedenken zum ersten Male in dem äußerst trockenen Jahre 1794 gezeigt. Jetzt aber wächst über den Trümmern von Sárvár der schönste Mais.

Schon seit Beginn des XVIII. Jahrhunderts wandte die Kunst der Ingenieure viel Mühe und Kosten daran, die Sümpfe des Ecseder Moores in fruchtbares Land zu verwandeln. Und in der That ist das Moor stark zusammengeschrumpft, trotzt aber noch immer der Menschenkraft. Eine größere Gefahr droht ihm seit vier bis fünf Jahren, seitdem man der Kraszna ein gerades Bett von Kis-Majtény bis Ocsva gegraben hat. Aber im Herbst und Frühling, wenn das Steigen der Kraszna und der Grundwässer die schwammartigen Röhrichtstrecken, die Sümpfe und Senken des Moores zum Strotzen bringt, kommt es auch jetzt noch vor, daß das geschwellte Wasser die Schichten des Moores hebt. Dann zeigt sich auch das Moor in seiner eigensten, ursprünglichen Gestalt mit allen Regungen seines eigenthümlichen Lebens.

Denn nicht Wald, noch Teich, noch der ertragsreichste Boden nährt so viel thierisches und pflanzliches Leben als das Moor. Tausende von Wasservögeln der verschiedensten Art bedecken es und finden darin ihre Nahrung. Verschiedene Arten der Wildgänse, sämmtliche bei uns vorkommenden Arten der Wildenten und Reiher, den Silberreiher nicht ausgenommen, der Sumpf- oder Fischadler, der Rohrbussard und Rohrsperling finden darin einen gedeckten Tisch. Naht etwa ein Jäger, so warnt sie mit lautem Gekreisch die Möve oder der Kiebitz, diese Wachposten und Warner ihrer gefiederten Brüder. An die Vögel und ihre Nester schleichen sich auch die Raubthiere des Festlandes an: Wolf, Fuchs, Iltis, und den Fischen stellt die Fischotter nach. Das stellenweise klare, anderwärts schlammige Wasser zwischen dem Gestrüpp, dem Dickicht abgeschnittener und abgebrannter Rohrstrünke ist mit Schlangen, Fröschen, Sumpffischen, Wasserkäfern, seltsam ungethümem Gewürm, Blutegeln belebt, während unterschiedliche Arten von



Moorgrundelfischer im Ecseder Moor.

Wasserspinnen lauernd, durch die Luft niederfahrend, auf dem Wasser schrittschuhlaufend und das ganze Röhricht umspinnend an der Ausrottung der Fliegen- und Mückenarten arbeiten, wovon man freilich des Abends wenig merkt. Außer mit Rohr- und Binsendickichten ist das Moor noch bedeckt mit einem Gewirr und Geranke der verschiedenartigsten Wasserpflanzen, wie die Lichtnelke (Lychnis) des Sumpfes, das Farnkraut, die Teichnuß, die Nymphäen („Wasserkürbis") und andere Sumpfgewächse mit strotzenden, theils auf, theils unter dem Wasser grünenden Blättern.

Doch auch für den Menschen sorgt das Moor. Kaum meldet sich der Frühling, da wächst auch schon unter dem Wasser in langen Halmen das sogenannte „plätschernde Gras", das der Bauer an den Rändern des Sumpfes, bis an die Knie oder an den Gürtel im Wasser stehend, abmäht und, wenn es dann an die Oberfläche des Wassers steigt, wie frisches Grummet in seinen Kahn sammelt und heimträgt. Dies ist das erste Heu des Moores, das erste, dem Vieh willkommene frische Frühjahrsfutter. Wenn aber dann gegen den Sommer hin das Sumpfgewässer zu fallen beginnt, da wird das Hornvieh hineingetrieben. Vom Morgen bis zum Abend ist die Rinderherde draußen auf dem Moore, bricht sich seine Wegspur durch das Rohr, stampft sich Pfade durch das Schilf, weidet das Moorgras und die jungen Triebe ab, hilft dem Menschen zu roden und in das Innere des Moores einzudringen. Immer mehr sinkt das Wasser; nur der Fischer, der Grundelfischer voran, bedarf des Kahnes; der reiche Humusboden des Sumpflandes ist nun zugänglicher geworden, der Menschenfleiß legt seine Hand darauf, und auf den höheren Bodenwellen lohnt sich die Arbeit zu Ende des Sommers durch so üppige Maistafeln, wie sie nur irgend auf den fruchtbarsten Flächen des Alföld vorkommen. Auch die tiefer gelegenen Theile sind trockenen Fußes, wiewohl mit einiger Mühe zu überschreiten, indem man von einer torfigen Scholle auf die andere steigt. Derartige Wiesen sind mit blauem Vergißmeinnicht wie mit einem Riesenteppich bedeckt.

In den letzten Jahren war das Ecseder Moor im Allgemeinen, mit Ausnahme der Rohrsümpfe und einiger durchfeuchteten Senken, zu Ende des Sommers so ziemlich trockenen Fußes zu passiren, die schwappenden Sumpfwiesen setzen sich, das überwuchernde Thierleben des Frühjahres und Herbstes nimmt ab und der üppige Ertrag der dicken Humusschichte verkündet bereits eine nicht allzu ferne Zukunft, in der das Ecseder Moor mit seiner Umgebung zu den reichsten Getreidegegenden des Landes gehören wird.

Zu erwähnen ist noch, daß das Ecseder Moor außer durch Wasser, auch durch ein zweites Urelement, das Feuer, genährt und regulirt wird. Im Spätherbst und Winter, wenn die Rohrernte stattfindet, und auch im Vorfrühling sieht man in dunklen Nächten da und dort im Moore die Flamme der brennenden Rohrdickichte weithin leuchten. Das von Unkraut durchsetzte oder schon gemähte Rohr wird angezündet, um im Frühjahr besser

zu tragen, und die solchermaßen im Laufe langer Jahre angehäufte Bodenschichte trägt gleichfalls dazu bei, den Humus zu nähren, das Erdreich fruchtbarer zu machen. Bei großer Hitze trifft es sich aber auch, daß das Moor sich selbst entzündet und wie Torf brennt. Solche gefährliche Brände pflegt man, wenn sie zu sehr um sich greifen, durch Gräben zu isoliren. Übrigens kommen im Moore nicht nur einzelne Bäume, sondern ganze Weißbuchen- und Erlenwälder vor.

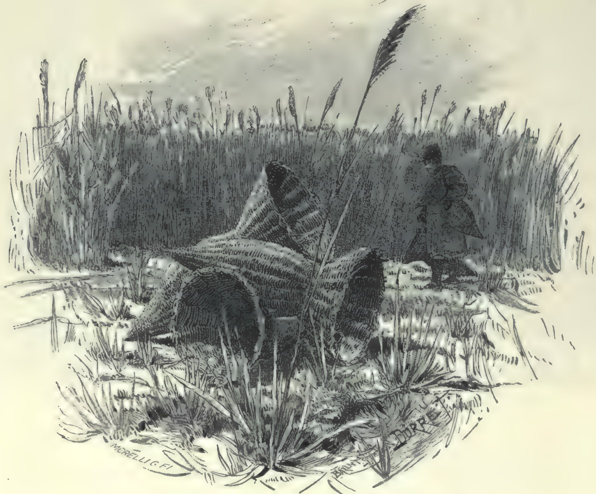


Waldpartie aus dem Ecseder Moor.

Mit der fortschreitenden Einschränkung des Sumpfes beschränken sich auch immer mehr die eigenartigen Beschäftigungen, die das dortige Leben früher begleiteten. Die Moorgrundel ist ein eigenthümliches Kind des Schlammes und wird in den „Moorbrunnen“ und Mulden zur Winters- und Frühlingszeit mittelst mannigfacher Vorrichtungen (Körbe, Hamen, Schoppgarne) in ungeheuren Mengen gefangen, um in Fässern, Kufen und aus Weidenruthen oder Flaschenkürbissen gefertigten Gefäßen auf dem Markte zu Nagy-Károly verkauft oder noch weiter in Gegenden versandt zu werden, wo das Volk zu fasten pflegt. Die Grundel war ein besonders beliebtes Fischgericht der alten ungarischen Küche und noch jetzt kommt zuweilen eine Schüssel „Sauerkraut mit Grundeln“ selbst auf den besten ungarischen Tisch.

Das Rohr hat zahllose Bedürfnisse der Moorgegend zu decken. Es dient als Brennstoff, wird zu Hausdächern und Zäunen verwendet, ja auch gegen bar verkauft. Auf Schilf und Binsen aber beruht ein ganzer Industriezweig. Da werden Matten und Bienenkörbe geflochten, auch Back- und Brotkörbe und mancherlei hübsche Kleinigkeiten.

Ein Theil der Rohrbestände wird sich noch lange Zeit erhalten, und mit ihm die Binsenmatten-Industrie. Diese kann es sogar zu neuem Aufschwung bringen, da sie einem Bedürfniß entgegenkommt und Nutzen bringt. Doch das eigenartige specifische Leben des Ecseder Moors, sein naturgeschichtliches Sonderwesen wird bald aufhören oder in sehr enge Schranken zurückgedrängt sein, denn bereits schwebt der Geist des Menschenfleißes, der Wissenschaft und Arbeit auch über diesen Gewässern.



Moorgrundel-Fangkörbe.



St. Ladislaus-Platz in Groß-Wardein.

Groß-Wardein.



Wer von Budapest mit dem Eilzug nach Groß-Wardein (Nagy-Várad) reist, fährt vier Stunden lang gegen Osten immer durch Ebenen quer durch das ganze große Alföld und sieht erst gegen Ende der fünften Stunde Berge auftauchen. Es sind dies die westlichen Ausläufer des südöstlichen Abschnitts der Karpathen: die Kuppen des Bihar- und Réz-(Kupfer-)Gebirges. Diesseits dieser Berge, wo der Zug endlich aus der Ebene an eine Kette sanfter Hügel gelangt, liegt Groß-Wardein.

Neben der Stadt münden von Osten her zwei Flußthäler, die des Berettyó und der Sebes-Körös (reißenden Körös), und da begegnen sich auch alle Straßenlinien, die das Alföld mit den östlichen Landestheilen verbinden. Nahe der Stadt breitet sich über Berg und Thal der Királyerdö (Königswald), der gegen Osten bis an die Szamos hinstreicht und die Stadt ehemals ohne Zweifel auch im Norden und Westen umgab, bis er später durch die Entwicklung der Landwirthschaft an die eine Seite derselben zurückgedrängt wurde. Aus der Wildniß des Királyerdö bricht die reißende Körös hervor, die im Sommer so klein und sanft ist, daß ein Kind sie durchwaten kann, nach plötzlicher Schneeschmelze aber oder nach schweren Regengüssen sich wild und zügellos geberdet wie die Theiß,

an deren Busen sie eilt. Die Körös durchschneidet die Stadt, wie die Donau Budapest, und trägt wohl keine Dampfschiffe, doch Flöße auf ihrem Rücken; ehedem wurde sie auch von Fischerbarken befahren, welche die schmackhaftesten Fische der Theiß nach Groß-Wardein brachten. Auch die Körös selbst hat ein Nebenflüßchen, und zwar mit warmem Wasser, nämlich den Pecze (mit altungarischem Namen Hévjó das heißt warmes Wasser), der ehemals innerhalb der Stadt mündete, jetzt aber unterhalb derselben verläuft. Dieser warme Bach war ehemals nicht nur wegen seiner Heilkraft, sondern auch als Schutzwehr wichtig. Die Halbinsel nämlich, welche der Zusammenfluß der Körös und des Pecze gebildet hat und in deren Umkreis der letztere auch im Winter das Wasser nicht gefrieren ließ, war gleichsam eine natürliche Veste, welche dem Verfolgten oft genug Zuflucht bot.

Im Gebiet und in der Nähe von Groß-Wardein finden sich häufig schon die Spuren des Urmenschen: Geräthe, Waffen und Gefäße aus Thon, Knochen, Stein und Bronze. Doch fehlte es dem Orte, wo die Thäler und Flüsse sich treffen, wo die Berge sich in die Ebene verlieren und die Factoren für den Lebensunterhalt, ja für Bequemlichkeit und Schutz des Menschen so reichlich vorhanden sind, auch nicht an den Bedingungen für eine weitere Entwicklung.

Die nordwestliche Linie des römischen „limes Dacicus“ zog sich bis gegen Groß-Wardein hin, und hier, vermuthlich auf der Halbinsel zwischen Körös und Pecze, mag ein dem benachbarten Resculum (heute Sebesváralja) ähnliches Castrum gestanden haben. Dafür sprechen die Richtung der natürlichen Grenzen und zwei römische Inschriftsteine, die in den warmen Bädern von Groß-Wardein gefunden wurden.

Der vom Alföld gegen Groß-Wardein hinziehende, sogenannte Teufelsgraben, sowie die bei der Gemeinde Bihar vorhandene Wallburg sind schon Werke der Völkerwanderungszeit, durch die Avaren oder vielleicht durch die magyarischen Eroberer des Landes errichtet. Sicher ist, daß die Magyaren hier, ebenso wie bei Altofen, nur mehr Ruinen, die Stätte einer Festung vorfanden. Dafür spricht schon der Name „Várad“, der das Terrain einer Festung bezeichnet; mit diesem Namen wurden alle jene Stätten bezeichnet, auf denen einst Festungen standen.

Unsere geschichtlichen Quellen lassen selbst noch zur Zeit Ladislaus des Heiligen die Stätte Groß-Wardeins als Einöde erscheinen, wo der heilige König jagt und auf der Jagd den Entschluß faßt, daselbst eine Stadt zu gründen.

Das Christenthum hatte zur Zeit Ladislaus des Heiligen im Osten Ungarns, also auch in der Gegend von Groß-Wardein noch nicht völlig Wurzel gefaßt. Ladislaus erbaute also auf der erwähnten Halbinsel zwischen Körös und Pecze, auf dem Boden der jetzigen Festung, ein Münster, das er zum Bischofssitz machte. Zum Schutze des Münsters beorderte er Bewaffnete, zu seinem Dienste Dienstmannen und Handwerker. Aus diesen

entstand die Stadt, die damals begreiflicherweise noch klein war und einfach „Várad" genannt wurde, später aber zur Unterscheidung den Vornamen „Bihar" und in der Folge „Nagy" (Groß) erhielt. Ihre Größe erwuchs aus der Asche des heiligen Königs.

Sobald König Ladislaus der Heilige in Várad bestattet worden, wurde dieses ein ansehnlicher Wallfahrtsort, die heilige Stadt des mittelalterlichen Ungarn. Das Grab des heiligen Königs machte es dazu und die Pietät der Nation für dieses Grab. St. Ladislaus war einer der volksthümlichsten Könige der Ungarn, das Ideal der Religiosität und der nationalen Tugenden. Was die Nation Gutes, Schönes und Edles in sich fühlte, alles das sah sie in ihm verherrlicht. Sie umgab seine Gestalt mit einem ganzen Kreis der schönsten Legenden und man suchte ihn selbst in seinem Grabe auf mit der doppelten Schwärmerei der Gläubigen und der Patrioten.

An Hauptfeiertagen, besonders am St. Ladislaus-Tage, der ein Festtag für das ganze Land war, strömten dahin zu Tausenden die Wallfahrer selbst aus den fernsten Gegenden des Landes, ja vom Auslande her; sogar gekrönte Häupter kamen, der Polenkönig Wladislaw z. B., der von Debreczin bis Várad zu Fuße bis zum Grab des gekrönten Heiligen pilgerte. Den Schlußact bei der Krönung der ungarischen Könige aus dem Hause Arpád und den gemischten Häusern war stets, daß sie mit ihrem ganzen Gefolge dieses Grab besuchten, und auch wenn das ganze Land von Freude oder Leid getroffen war, gingen sie dahin, um dort den Kummer oder die Freude ihres Herzens auszuschütten. Selbst der Tod erschien ihnen süßer, wenn sie ihr Grab, wie die Chroniken sagen, zu Füßen des heiligen Königs finden konnten. Könige und Standesherren wählten sich dort ihre Begräbnißstätten und die Kathedrale von Várad füllte sich dermaßen mit fürstlichen Särgen, daß das alte Lied mit Recht von St. Ladislaus sagen konnte:

„Um dich in der Runde da ruhen Kaiser,
Bischöfe und Könige und Herren von Hörigen."

Alle diese religiösen und nationalen Freuden- oder Trauerfeste stärkten einerseits die neuen christlichen Glaubensgrundsätze, Gebräuche und Sitten, förderten aber andererseits auch mächtig die Bildung und den Wohlstand der Stadt. Die fürstlichen Besuche und die Wallfahrten des Volkes von fernher lockten Kaufleute und Gewerbetreibende herbei und schon im XIII. Jahrhundert sehen wir Várad als einen der besuchtesten Märkte. Auch kamen die Besucher des heiligen Königsgrabes nicht mit leeren Händen. Selbst der Ärmste brachte wenigstens eine Wachskerze, die Reichen aber goldene und silberne Gefäße, mit Perlen und Edelgestein reich besetzte Kirchengewänder, orientalische Teppiche, Seiden- und Sammtgewebe und so fort. Die ungarischen Könige und Magnaten aber, so die Mitglieder der Geschlechter Aba und Borsa, legten auf St. Ladislaus' Altar Donationsbriefe über ganze Domänen nieder. Dergestalt gelangte der Bischofsstuhl und das Kapitel

von Várad schon früh zu so großem Ansehen, daß um ihren Besitz sich meist Persönlichkeiten bewarben, die mit ihrer geistigen Überlegenheit auch den Glanz der Geburt, des geschichtlichen Namens und des Vermögens verbanden.

Die durch Ladislaus den Heiligen erbaute Domkirche erschien bereits nach dem ersten Jahrhundert ihres Bestandes weder glänzend, noch groß genug. Da wurde sie denn zuerst vergrößert, dann im XIV. Jahrhundert erneuert im edelsten Baustil der Zeit, spitzbogig und mit einem Kapellenkranz umgeben, welche Anordnung auch im Auslande selten war. Ihre Wände wurden mit Fresken bedeckt, ihr Innenraum mit herrlich geschnitzten gothischen Altären besetzt. Daneben wurde für eine kirchliche Ausstattung (mit Kelchen, Monstranzen, Paramenten u. s. w.) gesorgt, deren Reichthum und Kunstgeschmack auch heutigentags Bewunderung erregt; wir nennen darunter das bekannte Reliquiar in Gestalt der Büste Ladislaus des Heiligen und das riesige Antiphonale, welche beide von Groß-Wardein nach Raab gelangt sind, wo sie sich noch jetzt befinden. Vor der Kathedrale aber wurden die ehernen Statuen der ungarischen Nationalheiligen, der Könige Stefan, Emerich und Ladislaus aufgestellt und nachher das Meisterwerk der heimischen Kunst, das Reiterstandbild Ladislaus des Heiligen von dem nämlichen Meister, der die noch jetzt vorhandene Statue St. Georgs in Prag geschaffen hat. Fassen wir alles das zusammen und nehmen wir dazu die in der Kirche befindlichen Grabdenkmäler von Königen und Erzpriestern, reich an Marmor, schimmernden Säulen und Reliefs, deren Pracht von Dichtern und Chronisten gepriesen wird, so müssen wir dem Kunstforscher Ipolyi Recht geben, der zuerst darauf hinwies, daß die Kirche Ladislaus des Heiligen zu Várad das Pantheon, die Westminsterabtei der Könige und Helden, der Bischöfe und Staatsmänner Ungarns war.

Aber auch der Rahmen, der die Kirche umfaßte, war ihrer würdig. Zu jener Zeit als die Kirchen den einzigen Mittelpunkt des geistigen und sittlichen Lebens bildeten, hing der Ruhm der Städte von der Anzahl der Kirchen und kirchlichen Corporationen ab. Auch in Várad standen neben der Kathedralkirche noch drei Collegiatkirchen, von den Mönchsorden aber waren da vertreten die Prämonstratenser, Augustiner, Franciscaner, Dominikaner und die Clarissinnen, dann außerhalb der Stadt an zwei Orten die Pauliner, welche überall Spuren ihrer ungarischen Nationalität hinterließen, in ihrem römischen Kloster nicht minder als zu Czenstochau in Russisch-Polen.

Die Domkapitel waren ehemals beglaubigte Orte (locus credibilis) und ihre Mitglieder, wie jetzt die Notare, waren die Vollzieher der Rechtspflege. Richterliche Urtheile, Citationen, Einvernehmungen, Besitztheilungen, Grenzbegehungen, Installationen, Testamente u. s. w. waren ohne sie nicht möglich. Ueberdies lehrten sie in der Kapitelschule, deren Lehrplan wir schon aus dem XIV. Jahrhundert kennen und in der auch Erzbischof



Die Groß-Wardeiner Festung von der Ostseite.

Nikolaus Oláh, wie er erwähnt, sein Griechisch gelernt hat. Diese Schule war mit einem Convict verbunden, das auf reichen Stiftungen beruhte. Die Nonnen, meist Töchter vornehmer Familien, beschäftigten sich mit der Töchtererziehung; sie lehrten unter Anderem die sogenannte „Nonnenstickerei" mit Silber-, Gold- und bunten Seidenfäden, einer Technik, deren veredelnden Einfluß wir an den Handarbeiten der Mädchen aus dem Volke, den sogenannten „Varrottas" (ausgenähten Arbeiten) noch jetzt wahrnehmen. Die Mönche trieben Feld- und Weinbau, dabei aber auch Malerei, Bildhauerei, ja selbst Handwerke. Alle aber bemühten sich gleichmäßig um die Hebung der vaterländischen Gelehrsamkeit, als Chronisten, als Copisten und Illuminatoren der alten Classiker und Kirchenväter. Vom Reichthum der Bibliothek zu Várad ist schon in der Mitte des XV. Jahrhunderts die Rede. Einzelne sehr schöne Codices dieser Sammlung sind noch jetzt verstreut in den Bibliotheken von Budapest, Gran, Wien, Salzburg, Göttweig, Krakau u. s. w. zu sehen.

In einem solchen Kreise der geistigen und handwerklichen Thätigkeit hatten die Bürger von Várad Gelegenheit, ihre Fähigkeiten auszubilden und geltend zu machen. Die Kathedralkirche selbst bot jedem Künstler und Gewerbsmann Beschäftigung, vom Maler und Bildhauer angefangen bis hinab zum einfachen Maurer. Künstler aus Várad, Bildhauer, Goldschmiede, Glockengießer sind auch schon im Mittelalter nicht selten, und ebenso finden sich auf den Blättern der Matrikeln ausländischer Universitäten und unter den Trägern der höheren Ämter und Würden häufig Männer, die aus Várad stammen.

Auch die Bürger interessirten sich für die literarische Thätigkeit der Geistlichen, einige nahmen sogar selbst Theil daran. Während die Bischöfe sich mit der Herausgabe der Chroniken des Rogerius oder Thuróczi und des Regestrum von Várad befaßten und Propst Stefan Ilosvai die Gesetze des Landes sammelte, ließ Ladislaus Egervári, Obergespan von Bihar, alte Codices copiren und Blasius Veres, Richter von Várad, übersetzte das berühmte Tripartitum Verböczis ins Ungarische.

Nach den Naturschönheiten der Gegend und ihren erfrischenden, heilkräftigen Quellen brauchte die Stadt nur die Hand auszustrecken. In der Umgebung erhoben sich zahlreiche Landhäuser, die Kastelle und Burgen der Telegdis, Pázmáns, Toldis, Csákys, deren Größe und Schönheit auch der Italiener Gromo im XVI. Jahrhundert hervorhebt. An Bädern fehlte es auch in der Stadt nicht, das berühmteste Bad aber war das des heiligen Ladislaus, gleichfalls in der Nähe der Stadt gelegen.

Für die Kranken- und Armenpflege, sowie für die ehrbare Bestattung der Todten sorgten die sogenannten Kalandos-Genossenschaften und auch die Zünfte, doch bestanden für diese Zwecke in Várad auch besondere Anstalten. Solche waren außer dem Alumneum der armen Schüler das „Aussätzigenhaus" und der „Blindengrund," deren Bestimmung

schon aus ihrem Namen hervorgeht; ferner das Hospital, das den greisen oder verarmten Bürgern der Stadt Zuflucht bot, endlich jene Heilanstalt, welche als St. Ladislaus-Bad sowohl für die wohlhabende als mittellose Classe bestand.

Doch hat es Groß-Wardein auch an bösen, ja verhängnißvollen Tagen nicht gefehlt.

Das Várader Bisthum hatte von seinem Begründer auch die Liebe zum Vaterland geerbt und die heilige Pflicht es zu vertheidigen. Die Várader Bischöfe waren zugleich Bannerherren und Erb-Obergespäne des Biharer Comitats. Sie besoldeten Truppen und befehligten sie in der Schlacht.

Várad war schon zu Anfang des XIII. Jahrhunderts eine starke Festung, der Schutzwall Oberungarns, das Thor Siebenbürgens, an dem sich oftmals die Macht des Feindes brach; die Stadt freilich ging dabei fast immer in Flammen auf. Im Jahre 1881 entdeckte man zufällig unter der Erde die Grundmauern der alten Domkirche der Festung und in nächster Nähe der Mauern fand sich eine ganze Schichte gebrannter Erde mit menschlichen Knochen gemischt. Diese Erscheinung finden wir erklärt im „Klagelied" (siralmas ének) des Várader Domherrn Rogerius, das uns berichtet, wie die Tataren 1241 Várad eingenommen und die Domkirche sammt den Frauen und Kindern, die in ihr Schutz gesucht, verbrannt haben. Mehr Glück hatte Várad im Jahre 1474, als die Türken mit blutigen Köpfen von seinen Wällen abzogen, und auch 1514, als die aufständischen Bauern Georg Dózsas wenigstens der Festung nichts anzuhaben vermochten.

Das staatsmännische Genie Frater Georgs (Martinuzzi), Bischofs von Várad und Ministers des Königs Johann, verlieh der Stadt eine europäische Wichtigkeit. Dort hielt der König Hof, dorthin gingen die Gesandten des Auslandes, dort wurde der Várader (Groß-Wardeiner) Friede geschlossen, der den Thron des letzten nationalen Ungarkönigs sicherte.

Nach der Lostrennung Siebenbürgens wurde Várad, als Grenzfestung, der Erisapfel zwischen drei Nachbarmächten, die sich drei Jahrhunderte lang um seinen Besitz stritten. In der kurzen Frist eines halben Jahrhunderts hielt es drei schwere Belagerungen aus (1557, 1598 und 1604), wobei seine Kirchen und öffentlichen Gebäude verheert und seine wissenschaftlichen und künstlerischen Schätze zerstreut wurden, so daß sie jetzt überall eher zu finden sind als an ihrer ursprünglichen Stelle. Die Gründung Ladislaus des Heiligen, das Várader Bisthum, war selbst nicht mehr vorhanden.

Die Partei der Königin Isabella, als Erbin des nationalen Königthums, verband sich mit der Reformation gegen König Ferdinand. Ein Reichstagsbeschluß hob das Bisthum auf und confiscirte die bischöflichen Güter zu Gunsten der Staatskasse. Groß-Wardein war bestrebt, sich diese neue Wendung zu Nutze zu machen, denn es sah die Gelegenheit gekommen, wo es Freistadt werden konnte. Es bat also die Königin um die Erlaubniß,

sich als eine Stadt unter einem Richter constituiren zu dürfen. Der Bescheid Isabellas jedoch war ein ausweichender. Nach zwanzig Jahren erst erreichte die Stadt ihr Ziel, als Christof Báthory, Fürst von Siebenbürgen, sämmtliche Bürger von Várad in den Adelsstand erhob. Auch ein Wappen verlieh er der Stadt; es zeigt über einer offenen goldenen Krone einen steigenden, gekrönten Löwen, der mit den Vorderpranken ein langstieliges Schlachtbeil hält. Die Festung Várad jedoch und die zu ihr gehörigen Dörfer und Städte blieben auch fernerhin in fürstlichem Besitz.

Groß-Wardein war zu dieser Zeit der Schauplatz von lebhaften Religionsstreitigkeiten. Die Magyaren, besonders im Umkreise von Debreczin und Groß-Wardein, neigten zur Lehre Calvins und bekämpften seit 1559 eigentlich gar nicht mehr die Katholiken, sondern die Lutheraner und dann die Unitarier. Eine ihrer denkwürdigsten Disputationen mit den letzteren, die auch gleich damals im Druck erschien, ging gerade zu Várad vor sich in Gegenwart des Fürsten Johann Sigismund, 1569.

Als aber Fürst Christof Báthory die Jesuiten nach Várad verpflanzte, bekamen wiederum die Katholiken die Oberhand und die Gegensätze arteten am Ostersonntag 1587 bis zum blutigen Straßenkampf aus. Endlich wurden durch Beschluß des im nächsten Jahre zu Meggyes abgehaltenen Reichstages, der die Jesuiten verbannte, die Getreuen Calvins Herren der Lage in Groß-Wardein. Ihre Schule, ein Gymnasium, gelangte alsbald zu gutem Rufe. Sie stellten nämlich die besten Lehrkräfte an und für arme Schüler ließ die Stadt selbst jeden Tag in einem anderen Bürgerhause drei oder vier Schüsseln Speise kochen. Hier waren 1580 bis 1583 Peter Pázmány und Peter Alvinczy Schulgenossen, welche später, als Vorkämpfer der katholischen, respective protestantischen Grundsätze, eine so erbitterte literarische Fehde gegen einander führen sollten.

Neben der Schule wurde durch Abraham Kertész von Szencz bald auch eine Druckerei errichtet, von deren Publicationen wir etwa hundert kennen, größtentheils in ungarischer Sprache. Unter diesen zeichnet sich die Heilige Bibel von Kaspar Károli durch prächtige Ausstattung aus; sie wird nach ihrem Druckorte auch Várader Bibel genannt.

Alles dies gab der Wissenschaft und nationalen Sprache einen Anstoß zu neuem Aufschwung; es enstand eine lebhafte geistige Bewegung, welche durch die von Zeit zu Zeit hier abgehaltenen Kirchenversammlungen und den vielfachen Aufenthalt der siebenbürgischen Fürsten und Fürstinnen in Groß-Wardein noch gesteigert wurde.

Für größere künstlerische Leistungen freilich war diese verstörte, stets von Waffengeklirr wiederhallende Zeit nicht geeignet. Die Fürsten Stefan Báthory und Gabriel Bethlen bauten viel in Groß-Wardein, doch beschränkte sich diese Thätigkeit mehr auf die Verstärkung der Festungsmauern und die Erbauung von Palästen innerhalb der Festung. In dieser bestand noch die ehrwürdige Domkirche Ladislaus des Heiligen, wenngleich öde

und verlassen, als Fürst Gabriel Bethlen (1618) den Ausbau der Festung anordnete. Wie der gleichzeitige Chronist Szalárdi erwähnt, wurde die baufällige Kathedrale bis auf den Grund abgebrochen und die Steine zum Festungsbau verwendet. Zugleich mit der Domkirche ging auch das Grab Ladislaus des Heiligen zu Grunde. Nur die ehernen Statuen der heiligen Könige standen noch aufrecht im Burghof.

Das Jahr 1660 brachte eine furchtbare Katastrophe über die Stadt. Nach der unglücklichen Schlacht bei Szász-Fenes wurde zunächst der tödtlich verwundete Fürst Georg Rákóczy II. nach Várad geschafft, wo er auch starb, und bald darauf traf das siegestrunkene Türkenheer ein, um Várad zu belagern. Lange und heldenmüthig wurde es vertheidigt, auch von den Studenten, deren Blüte im Kampfe fiel, aber Alles war vergebens; zuletzt sah sich die arg zusammengeschmolzene und ausgehungerte Besatzung gezwungen, auf freien Abzug die Veste zu übergeben. Die Einwohner flüchteten sich meist nach Siebenbürgen, wo sie ein — wie sie glaubten, zeitweiliges — Asyl fanden; aber sie haben das Erbe ihrer Väter nie wiedergesehen. Auch einer der Lehrer des Várader Gymnasiums, der (1661) ein Büchlein „Über den Sturz der Schutzsäule des Christenthums", nämlich Groß-Wardeins, veröffentlichte, nennt sich auf dem Titelblatt: „Johann Püspöki, ein von Várad in die Fremde gezogener Lehrer". Die Bestürzung über den Fall Groß-Wardeins war allgemein, sie wurde unter Anderem gekennzeichnet durch die Worte des gleichzeitigen Grafen Nikolaus Bethlen: „Damals gelobte ich . . . mein Haar nicht mehr scheeren zu lassen, bis daß nicht Gott der Herr Várad an Siebenbürgen zurückgegeben hätte." Damals wurde zum großen Schaden der ungarischen Geschichte und vieler Familien des Landes auch das reiche Archiv des Domkapitels vernichtet, und zugleich verschwanden die letzten Kunstdenkmäler des alten Várad, die Standbilder der Könige, aus denen türkische Kanonen gegossen wurden. Als endlich Várad nach dreißigjähriger Knechtschaft im Jahre 1692 von den Türken befreit wurde, da waren Stadt und Festung ein Trümmerhaufen.

Várad mußte neu gegründet werden und diese Aufgabe fiel nun abermals dem Várader Bisthum zu, das nach dem Abzug der Türken aus anderthalbhundertjähriger Verbannung wieder zurückkehrte. Seinen alten Sitz in der Festung konnte es jedoch nicht mehr einnehmen, sondern sah sich in die Vorstadt Olaszi hinausgedrängt. Hier erbaute es jenes Kirchlein, das damals die einzige Kirche der Stadt und Domkirche des Várader Bisthums war!

In Museen kommt noch hier und da eine kleine Kupfermünze vor, auf deren einer Seite zu lesen ist: „In (zuweilen Pro) Necessitate Varadiensi." Ihre Entstehung fällt in die Zeit, als Franz Rákóczy die Festung Várad belagern ließ (1703 bis 1710); damals litt die Besatzung auch an empfindlicher Geldnoth und da ließ der kaiserliche Commandant Stefan Becker alles Kupfer und Metallgeräth einziehen und daraus diese Münzen prägen.

Während der siebenjährigen Belagerung gingen auch die wenigen Gebäude zu Grunde, die nach der Vertreibung der Türken entstanden waren. Es galt die Arbeit des Wiederaufbaues von Várad ganz neu zu beginnen. Die Hauptschwierigkeit war dabei die fast vollständige Entvölkerung sowohl der Stadt, als auch ihrer Umgebung. „Außer der Gegend von Belényes“, schreibt dem Bischof Grafen Emerich Csáky sein Hofrichter, „besitzen Ew. Excellenz nicht mehr als 5 bis 6 Dörfer, in denen Menschen wohnen“. Einen peinlichen Eindruck macht die Conscription der Várader Gegend aus jener Zeit; nach den Namen der Gemeinden liest man fast überall die Bemerkung: „Verbrannt, verlassen“. Selbst noch im Jahre 1720 weist die Stadt nicht mehr als 216 Bürger auf und der gesammte Jahresertrag der Märkte, Wirthshäuser und Fleischbänke beträgt 200 Gulden.

Besser gedieh die Neugestaltung der Stadt unter dem Bischof Grafen Paul Forgách, der den Grund zu dem jetzigen Dom und bischöflichen Palast, sowie zu der sogenannten „Kapitelzeile“ (Káptalansor) legte (1752), und zwar ebenso kühn als genial, außerhalb der Stadt auf stattlicher, geräumiger Höhe. Ihm schlossen sich zum edlen Werke die Mitglieder des Kapitels an und brachten der Zukunft der Stadt bedeutende Opfer. Georg Gyöngyösy, aus der Familie Stefans des Dichters, stiftete ein Krankenhaus unter Leitung der Barmherzigen; Stefan Szenczy baute den Ursulinerinnen ein Kloster und eröffnete darin eine Mädchenschule; Josef Salamon von Csik-Rákos errichtete ein Waisenhaus, Johann Alapy ein Convict. Auch von den Mönchsorden begannen die Prämonstratenser, Pauliner, Franciscaner, Jesuiten, Kapuziner den Bau neuer Klöster, Kirchen und Schulen, aber nicht an den Stätten der früheren, von denen meistens nicht die geringste Spur vorhanden geblieben war. Nach und nach begann das Leben in die Adern der ausgestorbenen Stadt zurückzukehren. Die ehemals weitberühmten Várader Jahrmärkte, deren jeder zwei Wochen dauerte und die Kaufleute von Kronstadt mit den Besitzern der Gömörer Eisenhämmer und den Modewaarenhändlern von Pest und Preßburg zusammenführte, lebten wieder auf. Auch das Comitatsleben kam wieder in Gang. Die Comitatsversammlungen, welche vor der Türkenherrschaft bald an diesem, bald an jenem Orte, und meist unter freiem Himmel, auf den Besitzungen der Ober- und Vicegespäne abgehalten wurden, fanden jetzt zu Várad statt. Alles dies zog auch die Familien der Comitatswürdenträger und der ringsum ansässigen edlen Herren nach Várad, wo sie die Annehmlichkeiten des Stadtlebens verkosteten und nun anfangs wenigstens den Winter in Groß-Wardein verbrachten, später aber sich ständig dort niederließen. Noch jetzt erkennt man sofort die in französischem Geschmack errichteten, mit Doppeldächern gekrönten Herrenhäuser, welche sie sich damals, namentlich in Olaszi, bauen ließen.

Neue Gassen und Stadttheile entstanden, neue Schulen und Anstalten wurden errichtet. Auch das griechisch-katholische Bisthum wurde (1777) gestiftet und erhielt seinen

Antheil am Erbe Ladislaus des Heiligen, an den Besitzungen des alten Várader Bisthums, um auch seinerseits Theilhaber an den nationalen Überlieferungen des heiligen Königs zu werden, deren Ziel die religiöse, sittliche, politische und überhaupt culturelle Festigung des Landes ist. Nicht minder that die Bürgerschaft jederzeit das Ihrige, um die Stadt zu heben. Mit Eifer ging auch sie an die Schaffung neuer öffentlicher Anstalten, während die älteren kräftig entwickelt und statt der seitherigen bescheidenen Häuser in ansehnlichen Gebäuden, ja mitunter Palästen untergebracht wurden.



Die nach Abzug der Türken erbaute Domkirche zu Groß-Wardein, hinter derselben die reformirte Kirche.

Die römisch-katholische Schule, an der zu Anfang des vorigen Jahrhunderts blos zwei Lehrer wirkten, erhob sich zunächst zu einem Obergymnasium, dann zu einer Rechtsakademie, deren jetziger Palast einem Universitätsgebäude nichts nachgibt. Um sie her gruppiren sich Elementarschulen mit mehr als achtzig Lehrern, die Handels- und Oberrealschule, die Lehrer- und Lehrerinnen-Bildungsanstalt, die Knaben- und Mädchen-Erziehungsanstalten. Für die gebildeteren Elemente bestehen Casinos und Lesezirkel, mit Comfort eingerichtet und mit den Behelfen der geistigen Ausbildung versehen. An der Stelle des früheren dorfmäßigen Hospitals erhebt sich jetzt das allgemeine Krankenhaus des Biharer Comitats, die armen Kinder der Stadt finden Pflege

in Krippeninstituten, Kinderbewahranstalten und Waisenhäusern, die greisen oder verarmten Bürger aber in Versorgungshäusern. Auch eine städtische Wasserleitung ist im Entstehen begriffen; zur Deckung ihrer Kosten hat der griechisch-katholische Bischof Michael Pável allein 10.000 Gulden beigesteuert.

Eine Ackerbaustadt konnte Groß-Wardein wegen der geringen Ausdehnung seines Gebietes nicht werden, nur sein Weinbau wurde recht bedeutend; dadurch aber war es geradezu auf Handel und Gewerbe angewiesen. Und auf diesen Gebieten erzielt es glänzende Erfolge, besonders seitdem es durch Banken, Sparkassen und Kreditinstitute unterstützt wird und durch Eisenbahnen, Post- und Telegraphenlinien nach sechs Richtungen mit der Welt verbunden ist. Seitdem hat es Dampfmühlen, Druckereien, ein Schlachthaus, Lagerhäuser und verschiedenartige Fabriken (für Spiritus, Ziegel, Sodawasser u. s. w.) erhalten. Der Verkehr hebt sich zusehends und für die Aufnahme der Fremden werden neue bequeme, ja glänzende Gasthöfe gebaut.

Auch die Bevölkerung der Stadt ist in stetigem Wachsthum begriffen. Statt der 216 Bürger des vorigen Jahrhunderts, zählt sie heute über 32.000 und wenig fehlt, so wird sie die Domkirche, von der sie einst durch einen öden Platz von viertelstündiger Ausdehnung getrennt war, mit ihren Häuserzeilen umspannt haben. Dieser leere Raum ist seither zum Schlauch-Platz geworden, so benannt nach dem dermaligen Bischof der Stadt, der ihn zu Gunsten der städtischen Einwohner in einen schönen und angenehmen Park verwandelt hat.

Am Domkapitel haben sich die sogenannten literarischen Pfründen (stallum literarium) gebildet, um solche Geistliche, welche sich durch besondere wissenschaftliche Thätigkeit ausgezeichnet haben, als Domherren zu dotiren. So wurden zu Mitgliedern des Domkapitels Männer wie Pray, Schönvizner, Ócskay, Szaniszló, Fogarasy, Georg Fejér, Hoványi, Szilasy, Nogáll, Rómer, Fraknói und so viele Andere, welche in Várad gleichsam den Gelehrtenkreis des Bischofs Vitéz wieder aufleben machten. Wie regsam sich das literarische und wissenschaftliche Leben daselbst gestaltet, geht schon daraus hervor, daß die Stadt fünf Zeitungen besitzt und nach statistischen Ausweisen eine jener Provinzstädte ist, in denen die meisten Bücher gekauft werden.

Auch die bildende Kunst, welche außer dem Sarkophag im Rhédey-Park und einigen Ölgemälden im Comitatshause oder bischöflichen Palast oder etlichen besseren Altarbildern der Domkirche kaum etwas aufzuweisen hatte, dringt jetzt mit ihren edlen Erzeugnissen bis in die Heimstätten der Bürgerfamilien ein und hat die Stadt neuerdings mit Kunstschätzen bereichert, wie die Sammlung Ipolyi, welche an romanischen, gothischen und Renaissance-Gegenständen, an Werken der einheimischen Malerei und besonders an seltenen Gobelins und orientalischen Teppichen einen wirklichen Schatz besitzt.

Die vom Grafen Forgách erbaute Domkirche, in welcher früher nur die Kuppel mit Fresken des trefflichen Schöpf aus dem vorigen Jahrhundert geschmückt war, ist jetzt in allen ihren Theilen mit schönen Malereien bedeckt, Darstellungen Franz Stornos aus dem Leben der Jungfrau Maria als Schutzpatronin des Doms und aus der Geschichte der einst in Várad abgehaltenen Gottesurtheile. In dem hoch über die Stadt aufragenden Bischofspalast hat den Festsaal, der in der Mitte der Façade durch zwei Stockwerke reicht, gleichfalls Storno mit den Gestalten der St. Ladislaus-Legende und der hervorragenderen Prälaten von Várad geschmückt. Nicht minder ist die Anlage der ausgedehnten Ziergärten, welche



Römisch-katholische Domkirche und bischöflicher Palast zu Groß-Wardein.

den Palast umgeben, vollendet und die Zeit wird kommen, ja sie ist wohl nicht mehr fern, wo auch die noch fehlende äußere Kuppel und die Säulenvorhalle an St. Ladislaus neuer Kathedrale ausgebaut sein werden und vor diesem Porticus wieder die eherne Reiterstatue des heiligen Königs erglänzen wird wie in alter Zeit. Vielleicht lassen sich selbst Mittel und Wege finden, daß die Reliquiar-Büste Ladislaus des Heiligen nach Groß-Wardein zurückgelangt. Diese Büste aus vergoldetem Silber ist eine gegossene, geschmiedete, ciselirte und durchbrochene Arbeit vom Anfang des XV. Jahrhunderts, nur das Obertheil der Krone ist aus späterer Zeit. Unter der Krone befindet sich die Öffnung zur Höhlung des Kopfes, welche die Reliquie des heiligen Königs birgt. Das Email ist vom Gesicht der Büste leider ganz abgesprungen und nur noch auf der Kleidung erhalten, die als farbenprächtiges Königsgewand die Schultern bedeckt. Der Kunstwerth der Büste ist groß,

aber er wird durch die religiösen und nationalen Erinnerungen, die sich daran knüpfen, noch bedeutend erhöht.

Die Hauptstation der Eisenbahn befindet sich am rechten Ufer der Körös im Stadttheil Olaszi, dessen Name schon im XII. Jahrhundert erwähnt wird. Seine Bewohner dürften Italiener (ungarisch: olasz) gewesen sein, die ja auch bei der Entstehung der Städte Gran und Stuhlweißenburg ihre Rolle gespielt haben.

Tritt man aus dem Bahnhofe, so sieht man gegenüber die römisch-katholische Domkirche mit ihren beiden Thürmen. Neben ihr erhebt sich auf der einen Seite der bischöfliche Palast, auf der anderen die „Kapitelzeile“ und das Priesterseminar. Das letztere zu erweitern und darin eine schöne Kapelle einzurichten, war die erste Sorge des Bischofs Schlauch. In dem Garten zwischen dem bischöflichen Palast und dem Bahnhofe wird das Museum für die Ipolyi'sche Sammlung und die Kunstgegenstände des historischen Vereins des Biharer Comitates erbaut werden.

Vom Bahnhof aus führt eine mit Lindenreihen besetzte, 1 Kilometer lange gerade Straße am Hospital des Biharer Comitats vorbei zur Brücke des Páris-Bachs, wo sie sich in zwei Straßen gabelt. Die eine zieht linker Hand im Halbbogen zur großen Körös-Brücke und jenseits derselben wieder links ab gegen Klausenburg hin, geradeaus aber an der Festung vorbei zu den warmen Bädern. Die Straße rechter Hand geht als Hauptstraße durch ganz Olaszi, das sich überall bis an die Körös erstreckt, und dann über die kleine Körös-Brücke bis zum St. Ladislaus-Platz.

Die Mitte zwischen diesen beiden Hauptstraßen nimmt die Széchenyi-Promenade ein, um die sich das Comitats- und Stadthaus, an der Stelle des einstigen Jesuitencollegiums das Knaben-Erziehungsinstitut der Griechisch-Katholischen und das Hotel Széchenyi gruppiren. Daselbst befindet sich auch das Stammhaus der Familie Tisza; hier wurde (1830) Koloman Tisza geboren, der jetzige Deputirte der Stadt und durch anderthalb Jahrzehnte Ministerpräsident Ungarns. Dem Tisza'schen Hause benachbart steht die schon erwähnte alte kleine Domkirche und hinter ihr zeigt sich die 1784 gebaute reformirte Kirche mit ihrem hübschen Thurme. Der erste Pfarrer an derselben war Josef Keresztesi, von dem sich interessante Memoiren über seine Zeit erhalten haben.

Gleich am Anfang der Hauptstraße erhebt sich links das Ordens- und Krankenhaus der Barmherzigen und gegenüber demselben die römisch-katholische Pfarrkirche von Olaszi. Weiter unten, rechts, finden wir das Ursulinerinnenkloster mit großer Mädchen-Erziehungsanstalt; noch weiterhin auf derselben Seite die zweithürmige Kirche der Prämonstratenser, ehemals der Pauliner; neben dieser das Gebäude des Obergymnasiums und der Rechtsakademie; hinter diesem steht in einem bescheidenen Gäßchen das Geburtshaus von Eduard Szigligeti, einem der vorzüglichsten dramatischen Dichter Ungarns, Begründer der

ungarischen Volksstückliteratur; in einiger Entfernung davon aber steht das Geburtshaus des Justizministers Desider Szilágyi. In dieser Gegend befindet sich noch das römisch-katholische Knaben-Erziehungsinstitut, dessen palastartiges Haus durch Bischof F. Szaniszló erbaut wurde, und Bischof F. Nogálls Waisenhaus, ein wahrer Segen für diesen Stadttheil. Der St. Ladislaus-Platz am linken Ufer der Körös befindet sich schon in einem anderen Stadttheile, der Neustadt (Uj-város). Der Platz ist viereckig und es umstehen ihn der griechisch-katholische Dom und der bischöfliche Palast, die griechisch-orientalische Kirche und Knaben-Erziehungsanstalt, das Hotel „zum Adler“, die Pfarrkirche zum heiligen Ladislaus, die Groß-Wardeiner Sparkasse und das Gebäude der Oberrealschule, das im vorigen Jahrhundert römisch-katholische Bischofsresidenz gewesen ist. Dieser Platz und die hier mündenden Gassen bilden den Brennpunkt des Groß-Wardeiner Handels und Gewerbes. Die Erdgeschosse und mitunter auch schon die ersten Stockwerke sind von Werkstätten, Kaufladen und glänzenden Schaufenstern eingenommen. Vom St. Ladislaus-Platz südlich liegt der Rhédey-Park, in dem sein ehemaliger Besitzer Graf Ludwig Rhédey ein bizarr geformtes Mausoleum errichten ließ; darin wurde seine Gattin (gestorben 1804) begraben und später (1831) auch er selbst. Bei dem Begräbniß der Gräfin trug hier der Dichter Csokonai seinen Schwanengesang vor, das berühmte Gedicht: „Die Unsterblichkeit der Seele“. Den innen befindlichen Marmor-Sarkophag fertigte der ungarische Bildhauer



Silberne Büste König Ladislaus des Heiligen als Reliquiar und die Silberkannen der Kirche zu Groß-Wardein.

Stefan Ferenczy (1834). Jetzt ist der Park ein öffentlicher Vergnügungsort und dient auch als Localität des Schützenhauses.

Westlich vom St. Ladislaus-Platz, in der Ladislaus Teleki-Gasse steht das große Wohlthätigkeits-Institut der Barmherzigen Schwestern und gegenüber die andere, schon in diesem Jahrhundert gebaute doppelthürmige Kirche der Reformirten; jenseits derselben führt die Straße auf den großen Marktplatz. Im Osten des St. Ladislaus-Platzes aber, in der Kapuzinergasse, befindet sich das Kapuzinerkloster und in der Adlergasse erhebt sich die in orientalischem Stil gebaute Kuppel der Synagoge.

Weiterhin nach Osten dehnt sich der alte „Große Platz" aus, der an der Stätte des ehemaligen verwüsteten Várad entstanden ist. In dieser Gegend befand sich auch das Haus, wo Peter Pázmán, Kardinalprimas von Ungarn, der Führer der Gegenreformation und einer der Meister der ungarischen Kunstprosa, geboren wurde (1579).

Jenseits des großen Platzes finden wir östlich die Festung, ein Fünfeck mit Basteien in Ziegelbau, zwei Thoren und Wassergräben. An die Ostseite der Festung schließt sich die Vorstadt Velencze an, von deren Ende aus sich ein prächtiger Blick auf die Hügelkette längs der Körös öffnet. Auf einer höheren Kuppe dieser Kette erhob sich einst das erste Prämonstratenserkloster in Ungarn, von König Stefan II. gegründet, der auch daselbst begraben wurde. Jetzt ragt auf dem Nachbarhügel die Calvarienkirche empor. Gegenüber blaut fern der Királyhágó, im Hintergrund blinken die weißen Alpen von Kalotaszeg, rechtshin aber ragt der Somlyó-Berg, an dessen Fuße die Groß-Wardeiner Heilquellen entspringen. Das Wasser derselben gehört hinsichtlich seiner Wirkung in eine Gruppe mit den weltberühmten Heilquellen von Gastein, Teplitz, Plombieres und Römerbad. Der Weg dahin führt an sanften Hügeln vorbei durch ein schönes Thal und berührt zwei Dörfer, Szölös und Szent-Márton, letzteres mit einem Kastell der Prämonstratenser aus dem vorigen Jahrhundert. Jenseits dieses Dorfes, von Bergen umgeben, tauchen aus den Wäldern die Badeorte auf, links das „Bischofsbad", in alten Zeiten „St. Ladislaus-Bad", rechts das „Felix-Bad". Bei einer Temperatur von + 34·3 Grad bis + 40·7 Grad Celsius bewährt sich das St. Ladislaus-Bad vorzüglich gegen chronischen Rheumatismus, Gicht, Skropheln, Hautkrankheiten, Lähmungen, Altersschwäche und dergleichen. Die Gebäude sind hübsch und bequem, in neuester Zeit sind besondere Conversations-, Tanz- und andere Säle hinzugekommen. Am Waldessaum steht eine schöne Kapelle. Zur Unterhaltung der Gäste ist Manches vorhanden, darunter eine ständige Musikkapelle, Kähne für Fahrten zwischen den Lotusblumen des Teiches, Spaziergänge im Walde, zum neuen Meierhof, Ausflüge nach Groß-Wardein und in das benachbarte Felix-Bad. Das letztere ist nach dem Provinzial des Prämonstratenserordens, Felix Halcher (1711), benannt, der das Bad neu belebt hat. Es hieß früher St. Martins-Bad und wird auch vom Chronisten



Das „Bischofsbad“ von der Ostseite.

Szalárdi so genannt. Sein Wasser hat dieselbe Wirkung wie das des St. Ladislaus-Bades und erfreut sich auch des gleichen lebhaften Zuspruchs.

Das heutige Groß-Wardein ist eine junge Stadt, erst im vorigen Jahrhundert entstanden; die alte ist untergegangen und nur die Festung mit ihren verstümmelten Ringmauern davon übrig geblieben. Auch ihre frühere militärische Wichtigkeit ist dahin. Aber in einer anderen Hinsicht ist die Stadt wichtig geblieben. Die patriotische Pietät findet zwar die Asche Ladislaus des Heiligen dort nicht mehr, dafür aber Begeisterung und Anregung, um Schönes und Edles zu schaffen und Manneswerk zu thun, wie so viele von den Kindern Groß-Wardeins.



Das Wappen von Groß-Wardein.



Der stumpfe Thurm von Herpály.

Die Biharer Ebene.



Das Biharer Comitat war ehedem das größte unter den großen Comitaten Ungarns, sein Flächeninhalt betrug über 200 Quadratmeilen. Darum nannte man es auch das Bihar-Land (Biharország). Jetzt ist es wohl nicht mehr das größte Comitat, steht aber doch in der Reihe der größten. Es ist zur Hälfte Bergland, zur Hälfte Ebene. Genau in der Mitte, auf der Grenzlinie zwischen Flachland und Gebirgsgegend erhebt sich die Schlüsselstadt Groß-Wardein mit vierundzwanzig Kirchen, welche sieben Religionsbekenntnissen angehören. Der bergige Theil ist überwiegend walachisch, mit magyarischen Inseln längs der schwarzen und reißenden Körös, in der Gegend von Belényes und Élesd. Auf dem flachen Lande wohnen die Walachen in größeren Massen nur auf dem Streifen zwischen Groß-Wardein und Szalonta, im übrigen hat die Ebene von Bihar eine Bevölkerung, die sich für noch magyarischer als magyarisch hält.

Die Biharer Ebene war schon unter den Königen aus Árpáds Hause dicht bevölkert. Der Tatareneinfall verheerte sie zwar, doch erholte sie sich rasch wieder und war schon zu Ende des XIII. Jahrhunderts überall mit Städten und Dörfern besetzt. Die um diese Zeit erblühte Cultur wurde indeß durch den Bauernaufstand im Jahre 1514 hinweggerafft und dann wieder vergehen kaum anderthalb Jahrhunderte, so folgt die Türkenherrschaft, welche für die Gegend einem jüngsten Gericht gleichkommt. Jede Erdscholle könnte da

von den fürchterlichsten Verheerungen sprechen. Im ganzen Lande gibt es verhältnißmäßig nicht so viele zu Puszten gewordene Dörfer als in der Biharer Ebene, und so viele an die Flucht der Einwohner mahnende Namen, wie Testhalom (Körperhügel in den Gemarkungen von Zsáka, Henczida, Sáránd und Szalonta), Csatalapos (Schlachtebene), Csataérhát (Schlachtufer bei Nagy-Rábé), Falusziget (Dorfinsel bei Megyer und Torda), Lakósziget (Wohninsel in Henczida), Pusztafalu (ödes Dorf in Asszonyvására und Szerep), Faluhely (Dorfstätte in Zsáka) und dergleichen mehr.

Die Weltgeschichte, wenn sie in das Bewußtsein des Volkes übergeht, bewahrt nicht nur mehr oder weniger getreu das Gedächtniß der vergangenen Ereignisse, sondern sie übt auch beständig eine maßgebende Wirkung auf das allgemeine Denken und Empfinden und offenbart sich auf Schritt und Tritt als wahrhaft nationbildender Factor.

Wenn wir also von der kurzgefaßten Geschichte einer Gegend sprechen, ist es gewiß lehrreicher, statt ihre Vergangenheit aus dem zerfetzten Leichentuche alter Urkunden herauszuwickeln, lediglich ihre lebendige Geschichte in Betrachtung zu ziehen, jene Geschichte, die, in der Seele des Volkes fortlebend, ihre Wirkung noch heutigentags empfinden läßt.

Aus der Árpádenzeit ist der Name König Ladislaus des Heiligen noch heute im Biharer Volksmund lebendig. Sein Grabmal in der Domkirche zu Groß-Wardein war, wie bereits erwähnt, lange Zeit das Ziel der Wallfahrer. Das benachbarte Püspöki diente den frommen Pilgrimen als Herberge. Und die Kunde dieser Pilgerfahrten gab zu dem Wortspiel Anlaß, daß die jenseits von Püspöki gelegene Gemeinde Siter ihren Namen von S(anctum) Iter (heiliger Weg) habe.

Eine andere derartige Erinnerung an die Árpádenzeit ist das Andenken der rothen Mönche; die Stelle, wo ihr Kloster gestanden haben soll, zeigt man noch jetzt in Szalacs, auf der Puszta von Érsek-Apáti, in Püspöki, am Ufer des St. Petersbaches zu Nagy-Kereki, in der Akaburg zu Dózsa, am Geistlichenberg (Papok hegye) bei Darvas und in Fekete-Bátor am Dorfende. Als rothe Mönche bezeichnete das Landvolk vermuthlich die Tempelherren wegen ihres rothen Mantels, sowie es die Pauliner wegen ihrer weißen Ordenstracht weiße Mönche und die Franciscaner wegen ihres schwarzen (slavisch: cserni) Gewandes „Cseri"-Mönche nannte.

Bis in die Zeit der Anjou reicht das Gedächtniß Niklas Toldis zurück, dessen mythische Gestalt die Sage mit den Eigenschaften der Körperkraft und Gewandtheit, des Heldenmuthes und Herzensadels geschmückt hat. Im ganzen Lande kennen ihn Sage und Sprichwort unter dem Namen Toldi Miklós und das Volksmärchen als Királyfia Kis Miklós, das heißt Klein Niklas der Königssohn. Doch bedeutet hier das Wort „Königssohn" nur einen Soldaten, ähnlich wie in der Auffassung des italienischen

Mittelalters, wo soldato und soldatesca als die persönliche Leibgarde des Königs angesehen wurden, wie denn in gleichem Sinne das Volkslied noch jetzt sagt:

„Franz Josef ist mein Herr Vater,
Seine Frau ist meine Frau Mutter!"

Die Sage von Niklas Toldi hat eine geschichtliche Grundlage, er selbst ist eine geschichtliche Figur. Peter Ilosvai Selymes faßte im Jahre 1574 die Sage in Reime und in neuester Zeit hat Aron Szilády nachgewiesen, daß Niklas Toldi, zu Nagyfalu im Biharer Comitate geboren, unter König Ludwig dem Großen erst als Vicegespan und Schloßhauptmann von Preßburg, dann als Obergespan des Biharer Comitats tapfere Kriegsdienste leistete.

Das Bereich der Türkenherrschaft endete mit der Biharer Ebene. Über diese hinaus gegen Nordosten liegt der einzige Landstrich magyarischer Zunge, wo die türkische Macht nicht Wurzel fassen konnte, was wohl daran lag, daß die Richtung der türkischen Eroberungen von Nándor-Fehérvár (Belgrad) aus einerseits über Essegg gegen Venedig, anderseits nördlich über Ofen gegen Wien ging, die nordöstlichen Theile also beiseite ließ.

Grenzfestungen der Türkenherrschaft waren Pocsaj und Szent-Jobb, wo eine Quelle noch jetzt Türkenbrunnen heißt. Jenseits der Berettyó-Linie gab es keine Türken mehr. Diese Lage an der Grenze war freilich ein noch größeres Unglück als die Unterjochung selbst, denn die Türken traten gerade an den Grenzen am unbarmherzigsten auf. In ihren eigenen Bezirken betrachteten sie das Landvolk als Steuerquelle und Arbeitskraft, die mehr oder weniger geschont werden mußte, an den Grenzen aber richteten sie es zu Grunde, rotteten sie es aus, um ihre Grenzplätze vor Angriffen sicherzustellen.

1566 erobern die Türken die Festung Gyula und fallen von da an mehrmals ins Biharer Comitat ein, um die Dörfer botmäßig zu machen. 1598 schicken sie sich zu einem größeren Unternehmen, der Eroberung Groß-Wardeins an; sie gehen dabei von Gyula aus und die ganze Gegend unterwegs bis Groß-Wardein hinauf wird verwüstet. In Szalonta nennt die Überlieferung diese Katastrophe die „kleinere Flucht".

Mit der Türkenzeit fällt die Zeit der nationalen Fürsten zusammen, jene Epoche, deren Andenken noch heute auf der Ebene von Bihar am lebendigsten ist. Und zwar genießt von den nationalen Fürsten Bocskai in dieser Gegend einen ähnlichen Ruhm, wie Gabriel Bethlen in Alsó-Fehér, die Rákóczy's in der Hegyalja und in Bereg oder Susanna Lorántffy in Zemplén. Hier ist auch seine Stadt, Kis-Marja, die ihm sein Prädicat gegeben. Die „freie Stadt Kis-Marja" erhielt von Bocskai große Privilegien und Freiheiten; auch hielt sie das Andenken des „ruhmreichen Fürsten" so sehr in Ehren, daß sie sein Bildniß für jeden einzelnen Bürger auf öffentliche Kosten anfertigen ließ und zu diesem Zweck eigens einen Maler, Michael Kiss, ständig besoldete. Und nicht nur bei den Bürgern und

auf dem Stadthause, sondern sogar in der reformirten Kirche, die ja sonst nicht sehr bilderfreundlich ist, wird das Bildniß des Fürsten bis auf diesen Tag mit großer Pietät bewahrt.

Bocskai war den Hajducken dankbar. Nach Beendigung seines rühmlichen Feldzuges siedelte er sie im Jahre 1606, mit Privilegien und Freiheiten ausgestattet, in den Gemeinden Komádi, Mezö-Sas, Berettyó-Ujfalu, Kaba, Derecske, Tépe, Konyár, Bagos, Sáránd, Mikepércs, Bagamér, Félegyháza und Kölesér, beziehungsweise Szalonta an. Bis zum Jahre 1626 wurden dann noch den Ortschaften Ürögd, Harsány, Körösszeg, Tamási, Berettyó-Szent-Márton, Vekerd und Régeny Hajduckenprivilegien zu Theil.

Der militärische Ursprung dieser Hajduckengemeinden ist noch jetzt aus ihren Siegeln herauszulesen; wer die Sprache der Siegel versteht, dem haben sie ja Manches zu sagen. Szalonta erhielt von Bocskai als symbolisches Wappen „einen sich bäumenden grimmen Löwen (sein Familienwappen), der die Flugfedern des rechten Flügels eines zusammensinkenden Adlers zaust und zerreißt“. Auch in den Wappen von Hajdu-Bagos, Komádi, Berettyó-Ujfalu und Szent-Márton sieht man den Bocskai'schen Löwen, in dem von Bagó-Sáránd als Bestätigung der Tapferkeit seiner Bewohner den säbelbewehrten ungarischen Krieger, in denen von Félegyháza, Kaba und Mikepércs den säbelschwingenden geharnischten Arm, in dem von Sarkad, zur Anerkennung seiner Treue und Aufopferung — denn es stak ja am tiefsten im Rachen des Türken — den Pelikan, der seine drei Jungen mit dem eigenen Herzblute nährt.

Die Geschichte der zwanzig Hajduckengemeinden ist der der Kosaken vielfach verwandt. Ihre militärische Organisation ist ganz gleich, und zwar aus dem weltgeschichtlich bedeutsamen Grunde, daß Stefan Báthory, der die Organisation der Hajducken noch als Fürst von Siebenbürgen kennen gelernt hatte, sobald er König von Polen wurde, die kleinrussischen Kosaken in allen Stücken nach dem Vorbilde der ungarischen Hajducken organisirte, wie dies auch Groudski in seiner „Historia belli Cosacco-Polonici“ beschreibt. Wie die Kosaken in der Ukraine (wörtlich: im „Grenzgebiet“) zwischen den Sümpfen des Dnieper der Zankapfel zweier christlichen Mächte, nämlich der Polen und Russen, und zugleich die Grenzwache gegen die Türken waren, so standen auch die Hajducken auf dem Marschland des Berettyó und der Körös an der Grenze zwischen den Reichen zweier christlichen Mächte, nämlich des kaiserlichen Hauses und der Fürsten von Siebenbürgen, und hüteten zugleich die Grenze gegen die Türken. Die Kosaken treten schließlich bleibend in den russischen Verband, mit dem sie in nationaler und religiöser Hinsicht zusammenhängen, und ebenso halten die Hajducken zum Fürstenthum Siebenbürgen, so lange dieses besteht, denn beide sind magyarisch und reformirt.

Der alte Georg Rákóczy betrachtet die Hajducken als seine leiblichen Söhne. In seine Zeit fallen die Thaten Jakob Györis, der Hauptfigur des Hajducken-Mythus von

Szalonta. Im Jahre 1636 überfallen die Türken die fürstlichen Truppen bei Madarász in der Nähe von Szalonta. Da geschah denn, nach dem gleichzeitigen Chronisten Szalárdi, „ein fürchterlich Lanzenbrechen und gar hartes Ringen", welches den Vicecapitän von Várad, Michael Ibrányi, dermaßen erschreckte, daß er in gestrecktem Galopp nach Várad eilte, um die Nachricht von der Niederlage des fürstlichen Heeres zu melden. Und noch jetzt sagt man in Szalonta nicht: „Du Feigling!" „Du Tölpel!" — sondern: „Du Ibrányi!", denn nur die Angst Ibrányi's sah jene Schlacht verloren, die eigentlich bis zum Abend unentschieden blieb, worauf beide Theile sich zurückzogen und bei dem von Johann Arany besungenen Testhalom (Körperhügel) Auge in Auge stehen blieben. Nachdem es dann Abend geworden, greift der Hajduckenführer Jakob Győri zu einer Kriegslist, indem er mit seinen dreihundert Hajducken das feindliche Lager umgeht und dann plötzlich die Trommel rühren läßt. In demselben Augenblick feuert, nach vorheriger Anweisung, jeder Hajduck sein Gewehr auf das umzingelte türkische Heer ab und wirft sich mit furchtbarer Gewalt auf den Feind, wobei Alles aus vollem Halse den gewohnten Kriegsruf: „Jesus! Jesus!" und „Drauf und dran, Krieger!" („Hozzá, hozzá, vitézek!") brüllt. Das Getöse wurde noch ärger, als der Lärm von der nahen Wiese „Kraniche von großer Dichtigkeit" unter vielem Gekreisch auffliegen ließ. Nun war die Wirkung eine vollständige. „Das entsetzte Türkenvolk dachte, daß die Scharen des Fürsten eingetroffen und diese es wären." Sofort „gab es dem Hajduckenthum den Rücken" und rannte in sinnloser Flucht, sein Lager im Stich lassend, gegen den Gyilkosrét (Mörderwiese), wo es zum großen Theil im Sumpfe umkam oder unter den Waffen der verfolgenden Hajducken fiel.

Dieselbe Gegend, welche bei dieser Gelegenheit die Türken los wurde, fiel 22 Jahre später der nämlichen Macht zum Opfer. In dem zwischen Georg Rákóczy II. und der Pforte ausgebrochenen Kampfe auf Leben und Tod wurde, wie Szalárdi schreibt, „das ganze Land von diesem (Várad) herwärts, vom Berettyó an den beiden Körös herauf, überall zu Staub gemacht". In jener Gegend heißt diese schreckliche Verheerung noch jetzt „die große Flucht".

Aber nicht lange mehr dauerte die Herrschaft des Halbmondes. 1686 ist die Festung Szent-Jobb wieder in Christenhänden und drei Jahre später wird die erste organisirende Versammlung des Biharer Comitats seit der „großen Flucht" daselbst abgehalten. Im Jahre 1692 ist auch Groß-Wardein zurückgewonnen und im nächsten Jahre ziehen die Türken vollends aus dem Comitate ab, wenn auch nicht ohne erst noch von Diószeg und Derecske bis hinab zur Südgrenze einen Vernichtungskrieg gegen die Einwohner zu führen und Alles, was ihnen in den Weg kommt, in Flammen aufgehen zu lassen.

Zu Anfang des vorigen Jahrhunderts kommt neues Verderben über das Comitat. Das gegen Franz Rákóczy II. entsandte serbische Kriegsvolk haust grausam unter der dem

Fürsten treu gebliebenen Bevölkerung. Besonders schwer wurde damals die Stadt Komádi heimgesucht, deren Einwohnerschaft dreimal den häuslichen Herd verlassen und zum Theil gänzlich auswandern mußte. Einmal aber bekamen die Leute von Komádi zu rechter Zeit Wind vom Herannahen der „wilden Raizen“ (crudelissima Rascianorum gens), da wühlten sie denn die Furt des Kutas mit Sensen auf und legten sich unter dem Wiesengestrüpp in Hinterhalt, während der Feind zugleich im Rücken angegriffen wurde, gerade als er durch die schmale Furt setzte. Von der so umzingelten Schar blieb kein Mann übrig. Die Stelle der Metzelei heißt noch jetzt Rácz-vágás (Raizengemetzel).

Während des Friedens, der nun bald eintrat, wurde die Biharer Ebene zum letzten Mal vom Landvolk besetzt. Die Art, wie es sich endgiltig niederließ, erklärt sich aus seinem Seelenzustande, aus der allgemeinen Verschüchterung der Leute durch so viele Verheerungen von Türken, Tataren, Raizen, Kurutzen und Labanczen. Nicht nur die Festungen, wie Zsáka, Bajom, Pocsaj, Székelyhid, Diószeg, Szent-Jobb, Szalonta, Sarkad u. s. w., wurden ausnahmslos „zwischen Wasser“ gebaut, sondern auch das Volk baute sich nach jeder „Flucht“ seine neuen Dörfer in die ungesundesten, von tödtlicher Malaria heimgesuchten, verstecktesten Wasserwinkel und Inselreviere, wo es sich am sichersten fühlen mochte. Bedö und Bekerd waren auf Inseln gebaut, Csökmö und Komádi auf Halbinseln, Jákó-Hodos und Nyüved zwischen stehendem Gewässer, Seen und den Sümpfen des Berettyó. Gáborján lag auf einer durch ungeheure Sümpfe geschützten Insel, Nagy-Rábé auf jenem durch den Berettyó gebildeten Eiland, das noch jetzt Pusztatelek (öde Stätte) heißt; Szerep versteckte sich auf dem Keménysziget (harte Insel) und zog sich dann nach dem vom St. Michaels-Bach umgebenen, jetzt Pusztafalu (ödes Dorf) genannten hohen Bachgelände („érhát“), von wo es im Jahre 1751 noch eine halbe Meile weiter an den Körtvélyes-Bach verlegt wurde, um ein Ausgangsthor aus dem Sumpfe zu gewinnen.

Der Szatmárer Friede, der in anderen glücklicheren Theilen des Landes wirklich Ruhe schuf, brachte der magyarischen Bevölkerung des Biharer Comitates nur fortgesetzte Beunruhigung. Leopold I. enthebt die Hajducken im Jahre 1700 des Kriegsdienstes und legt ihnen den Zehent auf, wobei zugleich in Aussicht gestellt wird, daß sie, sobald sie zu Kräften gekommen, auch Steuer zahlen sollen. Denn nach der Wiedervereinigung Siebenbürgens mit dem Reiche wurden nur die für einzelne Familien ausgestellten Schenkungs- und Adelsbriefe als giltig anerkannt, nicht aber der Massenadel der Hajducken und Székler. So kam es, daß im Jahre 1700 die Kammer Beschlag auf die 13 Hajduckengemeinden legte und sie nach zwei Jahren als Entgelt der für sie bezahlten Kriegskosten dem Fürsten Eszterházy verpfändete, der 1745 die Herrschaft Derecske nebst den damit vereinigten größtentheils hajduckischen Gemeinden durch königliche Donation als Erbbesitz erhielt. Die Kundmachung der Installationsordre versetzte das ganze Comitat



Schweinehirt in Bihar.

in große Aufregung und Schreck. An mehreren Orten leisteten die Hajducken dem homo regius, der den Fürsten installiren sollte, bewaffneten Widerstand, so daß der Act in den benachbarten Gemeinden vollzogen werden mußte. Später trat der Fürst mit den Hajducken-gemeinden in ein Vertragsverhältniß, so daß dieselben sodann unvergleichlich besser daran waren als die nach dem Urbarialsystem behandelten Hörigen. Übrigens konnte auch der Hörige von magyarischem Stamme seiner Natur nach niemals so völlig in den Staub getreten werden wie der fügsamere und nachgiebigere Slave oder Romane. Der magyarische Hörige wollte von den geringen Gerechtsamen, die ihm noch verblieben, nie auch nur ein Haarbreit ablassen. Im Guten richtete man bei ihm mehr aus als mit Schlägen, besonders im Biharer Comitat. Es ist kein Zufall, daß im Tendenzroman des Michael Fazekas der vorzüglichste Typus eines magyarischen Hörigen, nämlich „Ludas Matyi", gerade ein magyarischer Bursche von jenseits der Theiß ist, der dem Gutsherrn, von dem er Unbill erlitten, droht und die Drohung nachmals auch zur That werden läßt:

„Grabet es ein in den Pfosten des Thors, um es nicht zu vergessen:
Dreifach wird Euch den Schlag Ludas Matyi schlagend vergelten!"

In der That ist das Selbstgefühl der Hörigen, vielleicht Dank den über das ganze Comitat zerstreuten freien Hajduckenniederlassungen, nirgends im Lande so stark wie auf der Biharer Ebene. In der fürstlichen Ära ziehen zwanzig Einwohner der Gemeinde Zsáka nach Furta, weil sie die auf zwölf Tage erhöhte „Herrenarbeit", die übrigens für jene Zeit als gering gelten darf, nicht „supportiren" können. Nach der Errichtung der Domäne Derecske ist die ehemalige Hajduckencolonie Berettyó-Ujfalu in zwei streng abgegrenzte Theile geschieden: in die Hajduckenzeile und die Bauernzeile. Der Hajducke bleibt in seinem Selbstgefühl Hajducke, auch wenn er den Zehnten zahlt.

Es ist eine bemerkenswerthe und lehrreiche Erscheinung, daß dieses kein Unrecht ertragende Hörigenvolk von „dicknackigen Calvinisten" seit dem vorigen Jahrhundert in demselben Maße, in dem es eine immer bessere Behandlung erfährt, immer mehr zum nutz-bringenden, getreuen, ordnungsliebenden Unterthan wird. Gerade im Biharer Comitate finden sich viele Spuren eines patriarchalischen Gutsherrenthums. Der Obergespan Josef Lányi schließt mit seinen Hörigen von Kisszántó einen Vertrag, kraft dessen Personen von schlechter Aufführung, welche unverbesserlich scheinen, aus dem Dorfe ausgeschlossen werden. Graf Adam Sternberg verordnet in seinem Testament vom Jahre 1805, daß nach seinem Tode all sein bewegliches Wirthschaftsgut zu Gelde gemacht und daraus ein ewiges Capital gebildet werde, um im Falle von Elementar- oder anderen unabwendbaren Schäden seine Hörigen von Diószeg, Kakad, Pocsaj, Hosszupályi, Vedres- und Felsö-Ábrány, sowie deren Nachkommen, zeitweilig mit größeren oder geringeren Beträgen zu unterstützen. Dieses segensreiche und wohlverzinste Capital, welches mit dem Namen „Sicherheitskasse"

bezeichnet wird, beträgt dermalen über 60.000 Gulden und gewährt alljährlich mehreren Nachkommen von Hörigen Unterstützung.

Die Aufhebung der Leibeigenschaft im Jahre 1848 wurde zu Hosszupályi, wie auch anderwärts, in musterhafter Ordnung gefeiert und der Bezirk von Berettyó-Ujfalu beeilte sich Johann Szivák zum Reichstagsabgeordneten zu wählen, einen einfachen Landmann aus Berek-Böszörmény, der im blauen Bauernspencer auf dem Reichstage erschien und, später heimgekehrt, wieder hinter dem Pflug einherging.

Die Lage der Hörigen und gewesenen Hörigen besserte sich immer mehr, während die der „Bundschuh-Edelleute“ in demselben Maße schlechter wurde. Bei den armen Edelleuten von Nagy-Bajom sind vor 1848 die Gastereien auf der Tagesordnung und auch noch später ist jedes dritte Haus eine freie Weinschenke und das Comitatshaus ist stets besetzt mit Gästen aus Bajom. Ebenso fand der Einwohner von Berettyó-Szent-Márton an fremdem Orte nur dann Unterkunft, wenn er seinen Wohnort verleugnete. Ujfalu, in der nächsten Nachbarschaft, ist der Geburtsort Zöld Marczis, des berüchtigten Betyáren. Und auch heutigentags sind die Nachkommen des Kleinadels durchschnittlich schlechtere Wirthe als die gewesenen Leibeigenen.

Die Gesammtbevölkerung des Biharer Comitates beträgt 450.000 Köpfe, darunter 220.000 Magyaren und unter diesen 180.000 Reformirte. Es ist dies eine Bevölkerung, welche in der Árpádenzeit durch die längs der Körös hausenden Kumanen vermehrt wurde. Die Letzteren sind unter Ludwig dem Großen durch Dominikaner zum Christenthum bekehrt worden.

Im XVI. Jahrhundert trat die ganze magyarische Bevölkerung des Biharer Comitats zum Protestantismus über. Im Jahre 1557 ging das Groß-Wardeiner Bisthum ein und seine Güter wurden confiscirt; das Comitat wurde zum protestantischen Fürstenthum Siebenbürgen geschlagen. Daher kommt es, daß auf der Ebene von Bihar blos die magyarischen Reformirten als Urbewohner erscheinen; alle alten Namen in jeder einzelnen Gemeinde gehören ausschließlich reformirten Familien. An manchen Orten, z. B. in Gáborján, sind nur die infolge ihrer Lebensweise nomadischen und weniger an einen Ort gebundenen Hirten nicht reformirt.

Ohne Zweifel haben die Magyaren in Bihar an Boden verloren; sie waren ehedem verhältnißmäßig stärker als in unseren Tagen. Vor Allem nämlich hausten die Türken gerade unter den Magyaren am unbarmherzigsten, und später ließ der Hajduckendienst bis 1711, man darf also sagen, in beständig stürmischen Zeiten, die Zahl der magyarischen Bewohner über die Maßen und unverhältnißmäßig stärker als die übrige Einwohnerschaft des Comitats zusammenschmelzen. So kommt es, daß z. B. Bekerd, Körösszeg und Ürögd, einst freie Hajduckennester, heute überwiegend walachisch sind. In Körösszeg Apáti

stirbt unter Karl III. das ganze Dorf durch die Pest aus und die Domänenverwaltung besiedelt die verödeten Sessionen mit altgläubigen Walachen. So nimmt das walachische Element nach und nach auch auf dem flachen Lande zu, wo es jetzt in Nagy-Léta, Pocsaj und Zsáka am dichtesten wohnt.

Deutsche Colonien gab es in der Biharer Ebene schon unter den Árpádischen Königen. Der Ort Tamásda an der Grenze der Arader Gemarkung war einst unter dem Namen Tamáshida (Pons Thomae) eine deutsche Niederlassung, welche im Jahre 1241 durch die Tataren verheert wurde. Zu derselben Zeit finden wir die mit Deutschen bevölkerte Stadt Szalacs schon im Besitz von Privilegien. Heute ist Szalacs rein magyarisch, doch sind Spuren ihrer einstigen Colonisten noch in zwei Ortsnamen: Burga und Bécs (Wien) vorhanden. Graf Dietrichstein machte im vorigen Jahrhundert Deutsche in der Oberstadt von Székelyhid ansässig, welche, im Gegensatz zur durchaus reformirten Unterstadt, auch jetzt vollständig katholisch ist. Gegenwärtig sind auch diese Katholiken durchwegs magyarisch, obgleich sehr ausgebreitete Ackerbauerfamilien die Namen Hornung, Dietrich, Schmauß u. s. w. führen. In Sváb-Olaszi ist nur das Prädicat des Dorfes deutsch geblieben, in Madarász und Oláh-Homorog findet sich von den Tirolern, welche die Klobusitzkys im Jahre 1817 dort angesiedelt haben, keine Spur mehr. Heutigentags wohnen nur in Uj-Palota etwa 400 Deutsche und etliche auch in den benachbarten Orten Szent-András und Körös-Tarján. Die Zahl der Deutschen in Bihar übersteigt zusammen kaum 3.000.

Die Zahl der Slovaken (tót) ist in der Ebene vielleicht noch geringer. Sie sind auf dem flachen Lande nicht fähig, ihre Nationalität zu bewahren. Der Gutsbesitzer Peter Nyiczky siedelte in Berettyó-Szent-Márton fünfzehn katholische Familien aus dem Oberland an; sie wohnen noch jetzt in der sogenannten Slovakengasse, sind aber ganz magyarisch geworden. Die noch jetzt slovakisch sprechenden Bewohner in Bikács, Fegyvernek und Sarkad, durch den Grafen Almássy von Békés-Csaba als Tabakpflanzer dorthin versetzt, haben sozusagen noch nicht Zeit gehabt, Magyaren zu werden. Juden haben sich in der Ebene erst seit hundert Jahren angesiedelt, seither aber stark vermehrt. Mit Ausnahme einiger Gemeinden im Érmellék sind sie im Allgemeinen mit den früheren Einwohnern verschmolzen. Die Zigeuner sind in Groß-Wardein am zahlreichsten, kommen aber auch anderwärts häufig vor. Sie bekennen sich gewöhnlich zur Religion des Dorfes und leben von Musik und der Verfertigung von Luftziegeln. Die mazedonischen Griechen sind auch hier, wie überhaupt im Alföld, ausgestorben. In Diószeg hatten sie sogar eine Kirche, doch lebt in dieser Stadt jetzt nur noch ein einziger Mensch von alter griechischer Abkunft.

Diese verschiedenen Volkselemente und Bekenntnisse leben unter einander in musterhaftem Einvernehmen. Die Walachen nähern sich den Magyaren, deren Sprache sie an vielen Orten fließend sprechen. In der „Walachenstadt“ zu Berettyó-Ujfalu wohnen zwar

Altgläubige, sie können aber nicht Walachisch. In Mezö-Peterd wird das Matrikelbuch der Altgläubigen in magyarischer Sprache geführt; die von Pocsaj haben den Bischof von Groß-Wardein, Papp-Szilágyi, durch eine Abordnung bitten lassen, ihnen einen ungarischen Lehrer zu schicken. Erfreuliche Beweise der gegenseitigen Duldung liefern Furta, wo der „Kleinpropst" von Debreczin und Tépe wo der „Großpropst" (Dompropst) zum Bau der reformirten Kirche beitrugen. In Darvas wurde schon vor 1848 ein ackerbautreibender Israelit zum Gemeindegeschworenen gewählt.

Die Magyaren in Bihar sind im Allgemeinen offenherzig, gastfreundlich, anständig und selbstbewußt; auch ihr Fleiß ist groß, doch geht ihre Betriebsamkeit niemals in Habgier über. Sie lieben fröhliche Trinkgelage, sind jedoch in ihren Unterhaltungen nicht übermäßig verschwenderisch.

Große Gastereien pflegen bei Kindstaufen stattzufinden; dann gibt es Schneckensuppe („Schnecke" heißt eine Art Bauernmehlspeise), gebratene Hühner, Strauben und Ringkrapfen. Die Hebamme, der es obliegt, die Gevattersleute einzuladen, erhebt bei dem Taufschmaus „für die Mühe ihrer Fußsohlen" Geldbeträge; ist das Neugeborne ein Knabe, so nimmt sie den eintretenden Gästen den Hut weg, der dann ausgelöst werden muß.

Bei Verlöbnissen und Hochzeiten sitzen Braut und Bräutigam unter dem „Meisterbalken" (Hauptbalken der Stubendecke) und es ist ein Teller für sie hingesetzt. Brautführer und Hochzeitsbitter ergehen sich in langen Reimreden, in denen sie Braut und Bräutigam von allen Ihrigen Abschied nehmen lassen, desgleichen beim Einheben des „Grützgeldes", bei dem „Aufhauben der Braut" und dem „Ausbitten des Bettes". Um Mitternacht wird Geld erhoben für den „Brauttanz". Den auch ungeladen erscheinenden Masken, das heißt Burschen in Frauenkleidern, ist, weil ihr Gebaren oft sehr unanständig war, seit einigen Jahren an manchen Orten das Handwerk gelegt. Der „kumanische Capitän" aber lebt noch jetzt, um das Mahl zu würzen; er ist in der Regel ein spaßbereiter, scherzkundiger Mann, der die Aufgabe hat, die Hochzeitsgesellschaft durch Spässe, Wortspiele und ans Unmögliche streifenden gereimten Unsinn zu unterhalten. Als Probe des letzteren diene die Strophe:

„Als von St. Ladislaus ich noch gar nichts vernommen,
Dacht' ich lang schon d'ran, wie zu ihm ich könnte kommen;
Auf der Welt bin ich zwar damals noch nicht gewandelt,
Doch den Schnappsack hab' ich mir gleich um den Hals gebandelt."

Die Beerdigung ist je nach den Confessionen und Gegenden sehr verschieden. Der Todte wird auf den Armen oder Schultern zu Grabe getragen. Man stellt dabei den Sarg auf ein „Holz für die Füße", das an den vier Enden gefaßt wird von vier gleichgekleideten jungen Mädchen, Burschen oder Erwachsenen, je nach dem Alter des Verstorbenen, doch

immer so, daß die Leiche die Füße nach vorne gerichtet hat. Das „Holz für den Kopf", das heißt die hölzerne Grabsäule, wird an manchen Orten stumpf, zumeist aber spitz zugeschnitten, um der Zeit länger zu widerstehen. In Friedhöfen der Sárrét-Gegend erkennt man sogleich, wer eines natürlichen, wer eines gewaltsamen Todes gestorben, denn bei diesen wird das Kopfholz roth, bei jenen mit Strohruß schwarz gefärbt.

Das Magyarische wird auf der Biharer Ebene ungemein klangvoll und mit starker Betonung gesprochen, — „sie ziehen das Wort". Phonetisch ist es bezeichnend, daß sehr oft das é in i, das ó in ú, das ő in ű verwandelt wird (kenyir statt kenyér, lú statt ló, kű statt kő). Das „mittlere e" ist in Derecske (Dérécske) gebräuchlich, im nahen Péterszeg aber und weiter her über den ganzen Sárrét spricht man das offene e. Der Humor des Volkes bekundet sich in scherzhaften Vergleichen und der Zusammenstellung schroffer Gegensätze, z. B. „gerade gewachsen wie ein S", „wie sie hübsch aufgeputzt sind, barfuß wie ein Zigeunerkind", „für neun Reiher eine Karausche". Noch beliebter sind zweideutige Sätze, die sich allerdings der Übersetzung entziehen.

Der Boden der Biharer Ebene ist im Allgemeinen schwarze Dammerde von sodahaltigen Flecken unterbrochen. Im Érmellék kommen verhältnißmäßig die meisten unfruchtbaren Strecken von Ackerland vor, weil der „Sodastaub" so überhand nimmt, daß er manche Äcker im Ér-Thal ganz bedeckt, während die unter der Culturschicht verborgene und daher oft gar nicht sichtbare „wilde Soda", welche das Wasser nicht durchläßt, allen Pflanzenwuchs erstickt. Mit Ausnahme dieser Art von Feldern lohnt die schwere Arbeit des Rasenaufbruchs in der Regel reichlich die daran gewendete Mühe. Das nach Ableitung der stehenden Gewässer frisch aufgebrochene Moor- und Wiesenland gibt in manchen Gegenden, z. B. im Sárrét, zuweilen 20 bis 30 Körner.

Der an das Szabolcser und das Hajducken-Comitat grenzende Theil der Biharer Ebene, von Derecske bis Mihályfalva, ist guter Sandboden, wie er sonst nur stellenweise vorkommt und welcher hoch bewerthet wird. In Bogyoszló (Érmelléker Gegend) kostet ein Scheffel Sand 14 Kreuzer. In Komádi bildet der Schwemmsand der reißenden Körös einen Handelsartikel und wird in ganzen Schiffsladungen nach dem Békéser Comitat verfrachtet, wo es gleichfalls nur starren schwarzen Lehmboden gibt.

Von Ost nach West, 20 bis 30 Kilometer von einander entfernt, durchziehen drei größere Flüsse die Biharer Ebene. Im Norden der Berettyó mit seinem Nebenfluß, dem Ér; in der Mitte die reißende Körös, welche unterhalb Groß-Wardein verläuft; im Süden, an der Grenze der Comitate Arad und Békés, die schwarze Körös. Sie alle streben der dreifachen Körös, beziehungsweise der Theiß zu und bilden an der Westgrenze des Comitats, indem sie die zwischen ihnen befindlichen Winkel versumpfen, den Sárrét (Moorgrund).

Dem Laufe dieser Flüsse folgend wollen wir nun die Ebene von Bihar durchwandern, indem wir mit dem nördlichsten, dem Ér beginnen, der seiner Umgebung den Namen Érmellék (Ér-Gegend) verleiht.

Der Ér (= Wasserader, Bach) ist ein eigenthümliches Gewässer — weder Fluß, noch Kanal, nach Sumpf, aber von alledem etwas. Nicht nur seine Ufer, auch sein Bett ist voll mit Wasserpflanzen. An seinen Rändern faulen Massen von Wasserlinsen (Entengrütze), welche weiter hinein in üppigen Büscheln wuchern, das „Wassermoos" (Aftermoos, Naje) streckt seine rankenartigen Fäden aus, welche fein sind wie Seidenfäden, dazu kommen



Tanya auf dem Sárrét.

verschiedene Binsenarten (beim Volke „Stierkürbis", „Froschdolch" u. s. w. benannt), der Wasserschierling und die obenauf schwimmende Wasseraloe. Auf den freien Stellen des Ér-Spiegels erhebt sich hier und da eine Garbe von schwertförmigem Binsengras oder Glanzgras. Die über das Wasser aufragende Vegetation ist eben überwiegend schwertblättrig, das heißt der größte Theil der hier wachsenden Pflanzen hat lange nackte, schmale Blätter mit starren, geraden Rändern.

Äußerst langsam sickert das Gewässer des Ér in mehreren Armen durch sein Gestrüpp von Binsen- und Riemengras dahin und richtet in nassen Jahren (z. B. 1879, 1880, 1881) durch Überflutungen großen Schaden an. Man hat ihn daher schon in den Fünfziger-Jahren von Pocsaj bis Székelyhid hinauf mit einem Aufwande von

140.000 Gulden regulirt, in den Achtziger-Jahren aber sein Bett, soweit es zu Bihar gehört, gereinigt. Daß das scheinbar so unbedeutende Gewässer so arge Überschwemmungsschäden verursachen kann, liegt hauptsächlich an dem dichten Pflanzenwuchs, der sein Bett erfüllt. Das Wurzelwerk des Wassermooses und der schwertblättrigen Pflanzen verfilzt sich dermaßen, daß es den Abfluß des Wassers in hohem Grade behindert. Von Szalacs aus z. B. kann das Wasser überhaupt nur im Winter, wenn das Rohr gemäht ist, ungehindert abfließen, während es im Hochsommer, wenn die Vegetation am üppigsten steht, nur an einzelnen Stellen, besonders an den Brücken, etwas rascher strömt. Auch die Grundwehren der Wassermühlen und die unzähligen Vorrichtungen für den Fischfang befördern die Überflutungen. Der Ér ist nämlich, wie an Geflügel (Wildente, Wasserhuhn, Reiher, Storch u. s. w.), so auch an Fischen, besonders an Hechten, Karauschen und Karpfen, ungemein reich. Das Werk der Fischer sind die „Fischerwehren" (hurczagát), die unter diesem Namen sonst nirgends vorkommen. Sie rammen dicke Weidenpfosten ziemlich dicht neben einander ein, und zwar quer durch die Strömung des Wassers; mitten in dieser Pfostenreihe befestigen sie den aus langen Ruthen geflochtenen, oben schmalen, unten breiten, trompetenförmigen Fischkorb. Zu beiden Seiten desselben findet der Fisch den Weg durch die zaunartige Reihe von Pfählen verstellt und ist gezwungen, einen Durchschlupf zu suchen. Dabei gelangt er zu seinem Verderben in die offene Kehle des Fischkorbes, aus dem ihn erst der Fischer mit dem Schöpfnetz herausholen wird; denn das Vordertheil, die Kehle, des Fischkorbes ist ganz so gestaltet wie das Blatt der Haselwurz oder wilden Narde (asarum Europaeum), und wo an diesem Blatte der Stiel ist, da schlüpft der Fisch in den Korb hinein; dieses sehr enge Schlupfloch aber steht auf der Kante, so daß der Fisch es nie wieder finden kann, sondern rettungslos gefangen bleibt. An der Mündung des Fischkorbes führt der Fischer aus Schlamm, Binsen und Wurzeln von Wasserpflanzen einen Damm auf, der nicht nur den Fisch aufhält, sondern auch das mannigfache Schwemmzeug des Wassergrundes, wie Wassermoos, Binsenwerk und dergleichen, das sich so dicht an die Pfähle anlegt, daß es nicht einmal das Wasser durchläßt.

Der Ér theilt den Érmellék in zwei Hälften, nämlich in die vorhin beschriebene Ebene und in ein weingesegnetes Hügelland. Das letztere springt zwischen dem Ér und dem Berettyó, welche seinen Fuß umspülen, keilförmig in die Ebene vor, von Szalacs, beziehungsweise Margita, bis Félegyháza. Hier wächst der Érmelléker „Bakator", der König der ungarischen Tischweine.

Die Ausläufer der Hügel, welche sich vom Érmelléker Bergrücken gegen die Érmelléker und Hegyközer Ebene hinabsenken, sind zum großen Theil mit Reben bepflanzt. Am verbreitetsten sind die Sorten: Bakar (anderwärts Bakator), Erdei (eigentlich aus Erdélyi = Siebenbürgisch verkürzt), die Alföldertraube (anderwärts „Sárfehér"), der

rheinische Riesling, die Gohér-, Furmint-, Burgunder-, „Findeltraube" und die Bácsó-traube (anderwärts „Lämmerschwanz"). Doch werden von heimischen Sorten noch cultivirt: die dichtkörnige schwarze Kadarka, die sehr lohnende „Niedrigwachsende", die am spätesten reifende grüne Syrmiertraube, die Porcsin, die Biharer Weintraube, die lattichblättrige u. s. w. Aus diesen Arten werden die berühmten Érmelléker Weine gekeltert. Sie ermöglichten es den Bewohnern des Érmellék, in Ehren zu leben und aus eigener Kraft Gemeinde, Kirche und Schule zu erhalten. Wie die Bewohner von Tokaj-Hegyalja den Herren aus Sáros und Abauj, so verkauften die hiesigen den Herren ihres Comitats um



Feldarbeiter auf der Puszta übernachtend.

schweres Geld ein Fleckchen Weingarten, besonders aber den Debrecziner Bürgern, die hier in so großer Zahl Weinbesitz erwarben, daß zur Lesezeit ihre Fuhrwerke die Nagylétaer Landstraße förmlich bedeckten.

Jetzt, da diese Goldgrube am Versiegen ist, sehen die Leute erst ein, welch unberechenbarer Gottessegen auf diesem Rebenboden lag.

Denn auch hierher ist bereits die Phylloxera gelangt und richtet mit furchtbarer Schnelligkeit ihre Verheerungen an. Zum ersten Mal trat sie in dieser Gegend 1879 auf, und zwar zu Peér, in dem zur Szilágyság gehörigen sogenannten oberen Érmellék; drei Jahre später zeigte sie sich auch schon im benachbarten Szalacs, dem Biharer Érmellék. Und jetzt ist der Érmelléker Bergrücken schon bedeckt mit verödeten Weingärten und mit Mais oder Getreide, die an Stelle der abgestorbenen Reben gepflanzt wurden.

Wer es thun kann, bekämpft den Schädling mit Schwefelkohlenstoff oder durch Anpflanzung amerikanischer Reben, oder wie er sonst vermag.

Der Hauptort der Érmelléker Weinproduction ist seit jeher die Stadt Diószeg. In Diószeg und seiner Umgebung, das heißt in Köly, Kágya, Janka, Vajda und dem benachbarten, aber schon jenseits des Bergrückens liegenden Hegyköz-Szent-Imre und zwar auf dem Kövecseser oder Monostoraljaer Gelände des letzteren wächst die beste Qualität des „Érmellékers". Diese Gegend ist auch in der Weinbehandlung am weitesten fortgeschritten. Wichtig für das ganze Land ist Diószeg seit 1870 geworden, in welchem Jahre dort das königlich ungarische Ackerbauministerium, um die fachmäßige Kenntniß der Reben- und Weincultur zu verbreiten, die erste staatliche Winzerschule errichtete, der sich seit 1880 eine Anstalt zur Ausbildung von Fachlehrern für Obst-, Reben- und Weincultur angeschlossen hat. Zu Unterrichtszwecken ist da ein Flächenraum von 1.308 Quadratklaftern Rebengelände eingerichtet, der gänzlich von den Winzerschülern bewirthschaftet wird. Dieser Versuchsweingarten enthält 62 der ausgezeichnetsten und verbreitetsten Rebensorten. Neuestens ist ein Areale von 1.200 Quadratklaftern zu einer amerikanischen (Riparia-) Pepinière umgestaltet worden, in welcher theils Reben gezogen werden, theils das Oculiren und Pfropfen geübt wird. Daß die Winzerschule das geworden, was sie ist, verdankt man übrigens dem Grafen Franz Zichy, der seine ganze dortige Besitzung der Anstalt als Übungsterrain zur Verfügung gestellt hat. Die Weingärten der Herrschaft bedecken 102 Joch und es werden da außer den im Érmellék einheimischen Rebengattungen als reine Sorten auch vorzügliche Arten von Wein- und Desserttrauben gezogen. Zwar ist auch hier die Phylloxera aufgetreten, doch ist der Besitzer entschlossen, seine Weincultur um jeden Preis aufrecht zu erhalten. Er versucht jede gegen den Schädling empfohlene Schutzmethode, auch gedeihen seine neuesten Anpflanzungen von amerikanischen (Riparia-) Reben bereits vortrefflich.

Auf dem Berge gegenüber von Diószeg befinden sich die herrschaftlichen Kellereien in einer Mauerlänge von 450 Currentklaftern mit einem Weinvorrath, der sich zwischen 5.000 bis 7.000 Hektoliter bewegt. Auf dem Gipfel des Berges liegt der sogenannte „obere Keller" mit dem „großen Faß", das in Ungarn ebenso berühmt ist wie am Rhein und Neckar das Heidelberger Faß, dem es an Größe ungefähr gleichkommt. Das „große Faß" von Diószeg enthält 708 Hektoliter oder 1.240 Eimer; sein Werth beträgt etwa 24.000 Gulden. Es wird durch 25 eiserne Reifen zusammengehalten, deren jeder zwei Centner wiegt. Als plastischer Schmuck dient ihm die schön geschnitzte lebensgroße Gestalt des heiligen Hieronymus.

Folgen wir dem Rande des Gebirges von Diószeg aus in nordöstlicher Richtung, so begegnen wir allen nennenswerthen Merkwürdigkeiten der Gegend. In nächster Nähe



Die Schwemme zu Bakonszeg.

liegen Kóly und Nagy-Kágya. Kóly liegt auf Bergeshöhe, seine alte Burg aber stand jenseits der Bahnlinie im Wiesenland auf einer großen runden Insel, wo jetzt Rohr und Gestrüpp, „Schlangenpilze“, „wilde Rüben“, wildes Wegwartkraut, Ackerhollunder und die von Kindern gern genaschte „Erdhaselnuß“ (Erdmandel) wachsen. Hier hauste im XVII. Jahrhundert der berühmte David Zólyomi, dessen Name in der Gegend noch jetzt ziemlich bekannt ist. Von der Gemeinde Albis in Érmellék hatte er sein Prädicat und der Ort Székelyhid, wieder nach Nordosten jenseits von Kágya gelegen, war der Hauptsitz der Familie seit 1401. Hier baute sie zur Zeit des Königs Matthias die noch jetzt bestehende gothische Kirche, sowie die Burg Székelyhid, welche im Sinne des Friedensvertrages von Eisenburg (Vasvár) im Jahre 1665 demolirt wurde. Gegenwärtig ist die Lage der berühmten Veste, welche — nach Cserey — „in Oberungarn ihresgleichen nicht hatte“, nur durch ein kleines Eiland bezeichnet, das der Ér-Bach neben dem „Ujváros“ benannten Ackerfeld bildet.

Székelyhid ist ein regsames Städtchen, dessen gesellschaftliches Leben ansehnlicher ist als das so mancher weit größeren Stadt. Unter seinen Vereinen ist als musterhaft der im Jahre 1878 gegründete freiwillige Feuerwehrverein zu erwähnen. Jeder Hausbesitzer der Stadt hat jetzt beständig ein Faß mit zwei bis drei Hektoliter Wasser im Hofe stehen, und wenn irgendwo Feuer ausbricht, sind alle Hausleute in der betreffenden Gasse verpflichtet, diese Fässer sofort auf die Gasse hinauszuwälzen, worauf die Feuerwehr sie auf ihren eigenen Fuhrwerken rasch an die Brandstätte befördert. Da es nun in der Stadt 668 Häuser gibt, stehen nöthigenfalls in jedem Augenblick 1.300 Hektoliter vom sogenannten „Stadthauptmannwasser“ den Löschmännern zur Verfügung. Die vorzüglich organisirte 130 Mann starke Feuerwehr ist auch ein Gegenstand des allgemeinen Interesses, da sie ihre Kraft aus der ganzen Bevölkerung schöpft, so daß selbst die Kinder an ihr betheiligt sind. Der Gedanke des Erzherzogs Josef, Kinder-Feuerwehren zu organisiren, ist in Székelyhid sogleich verwirklicht worden. Die „Knabenbrigade“ besteht aus 25 Jungen, die ihre unteren Schulclassen bereits hinter sich haben, und es ist ihr eine Locomobilspritze anvertraut. Die Mitglieder des Vereines leisten einen Eid, nach dessen Ablegung sie das Recht zum Tragen des Abzeichens haben. Zur Erlangung der niederen oder höheren Chargen ist eine Fachprüfung durch die Prüfungscommission erforderlich. Das Institut der Feuerwehren ist aber nicht nur in Székelyhid, sondern auch in Diószeg, Szalacs, Köbölkut, sowie überhaupt im Érmellék sehr in Aufnahme gekommen, was umso erfreulicher ist, als bei der Wohlfeilheit des Rohres in dieser Gegend die große Anzahl von rohrgedeckten Häusern jede Gemeinde des Érmellék zu einem wahren Feuernest macht, wie denn z. B. Ótomány sich von der großen Feuersbrunst im Jahre 1882 noch bis auf den heutigen Tag nicht recht erholt hat.

Auf einem Hügel, von waldigen Berghalden umgeben, erblicken wir in herrlicher Lage Ótomány, wo im vorigen Jahrhundert der Dichter Ladislaus Szabó von Szentjób geboren wurde. Der hohe schlanke Thurm seiner alten reformirten Kirche und die drei Herrensitze im Dorfe machen einen stattlichen Eindruck, wenn man vom Wiesenland hinanblickt. Und anderseits bietet der Várhegy (Festungsberg), der sich über dem Orte emporgipfelt, eine schöne Aussicht auf das Ér-Thal. Vor uns sehen wir das fruchtbare Gelände von Ér-Tarcsa, den „Heugarten des Biharer Comitats“, dann Ér-Semjén, den Geburtsort des großen Schriftstellers und Spracherneuerers Franz Kazinczy mit dessen



Das Schneiden des Rohres.

etwas kleinlichem Denkmal, noch weiter Ér-Mihályfalva. Am nördlichsten Zuge des Gebirges erscheint die Stadt Szalacs, berühmt durch ihren Reichthum an Obst und gutem Wein. Dort werden mit dem einfachen Schnitzmesser die „Szalacser Stühle“ verfertigt. Es sind dies Stühle mit Rohrgeflecht, Lehnsessel, Schaukelstühle und Gartenbänke. Sie sind sehr dauerhaft und wohlfeil und passen vortrefflich für Gärten und einfache Zimmer.

Gehen wir von Szalacs durch die Berge des Érmellék nach Süden, so erreichen wir alsbald Margita, das östlichste Städtchen im Thale des Berettyó. Seine Viehmärkte sind im ganzen Lande bekannt. Der dortige Großgrundbesitz gehört der Abtei Melk, welche in der Stadt ein hübsches stockhohes Herrenhaus stehen hat.

Der Berettyó schlängelt sich wie ein Silberband durch den ganzen Hegyköz. Dies ist der Name der Ebene und Hügelgegend, welche längs des Berettyó zwischen den Érmelléker und Biharer Bergen liegen. Auf der Insel im Berettyó stand einst die starke Veste von Szent-Jobb, von der man jetzt nur noch ganz geringe Reste neben den Gebäuden der Abtei und der auch von Wallfahrern besuchten römisch-katholischen Kirche findet. Die Benedictinerabtei ist noch von St. Ladislaus gegründet worden und hat ihren Namen von der rechten (jobb) Hand König Stefan des Heiligen, welche daselbst aufbewahrt wurde; übrigens wird der Name des Ortes von den Bewohnern selbst jetzt Szent-Jób (Hiob) ausgesprochen.

Zwischen Hegyköz-Szent-Imre und Szalárd sieht man am Ufer des Berettyó mitten im Wiesenlande vier sehr hohe, aus rothen Backsteinen erbaute Thurmruinen aufragen. Es ist dies eine der ältesten Vesten in Ungarn, Burg Adorján, welche schon im Jahre 1284 eine Belagerung ausgehalten hat. Seit 1401 ist sie Eigenthum der Familie Csáky, der sie späterhin auch das Prädicat verlieh. Diese Familie ließ in der Nachbarschaft, zu Szalárd, die noch gegenwärtig bestehende frühgothische reformirte Kirche erbauen, ursprünglich als Klosterkirche der Franciscaner. An einem der Schlußsteine im Gewölbe der Sakristei sieht man einen Menschenkopf mit Bart und Schnurrbart, langem Haar und spitzer Mütze ausgehauen, das ursprüngliche Wappen der Csákys. Bis zu den Fünfziger-Jahren hatte auch das Eisenbad vasas bánya (= Eisenbergwerk) von Szalárd einen guten Ruf und wurde namentlich von vielen leidenden Frauen aufgesucht. Desgleichen war die Szalárder Rinderherde des Peter von Csernovics im ganzen Lande bekannt. Jetzt sind Bad und Herde verschollen.

Der Hegyköz genannte Landzwickel wird durch den Kösmö-Bach abgeschlossen, der an der Stadt Bihar vorbeifließt und bei Pap-Tamási in den neuen Kanal des Berettyó mündet. Die Gegend wird von einem schönen tüchtigen Schlag magyarischen Volkes bewohnt, dessen Tracht die schönste im ganzen Comitate ist. Sie besteht aus einem feinen Leinwandhemde mit breitgeöffneten, spitzenbesetzten Ärmeln, aus der weiten, in vier bis sechs Blättern genähten, mit dem „Bindfadenzieher" aus Gänseknochen künstlerisch gefalteten „Gatya" (Leinenhose), welche bis auf den Schaft der schmucken Sporenstiefel niederfällt; dazu kommen ein schwarzes geknotetes Halstuch, eine dicht mit runden Metallknöpfen besetzte, stets offene Weste, ein schwarzer Szür (Lodenmantel), der im Sommer an den Stock gehängt über der Schulter getragen wird, endlich das kleine Csárdás-Hütchen mit Reiherfeder. So sieht der Bursche von Marja oder Kereki im Feiertagsgewand aus.

Jenseits des Berettyó hinter stämmigem Eichwald erscheinen die Thürme von Pocsaj. Dort, in dem Winkel, den die Vereinigung des Ér und Berettyó bildet, stand

die durch Georg Rákóczy I. im Jahre 1641 erbaute „Rákóczy-Burg“. Weiterhin gegen Westen liegt der Salzsee von Konyár. Es ist dies ein gut besuchtes, gegen Gicht und Rheumatismus wirksames Sodasalzbad, das sowohl chemisch, als auch nach seiner Heilwirkung dem Salzsee von Palics und dem Gyopáros bei Orosháza gleichkommt. Das Bad in diesem Wasser macht die Haut so glatt, als wäre sie eingeseift. In dieser Gegend und auch weiterhin bis Derecske ist das Land sozusagen zerfetzt durch unzählige Wasserläufe, Rinnen, Tümpel, todte Gewässer und flache Seen. Angenehm duftende Camillenblüten umsäumen die Ränder der weithin blinkenden weißen Kehrtennen, wo man Soda und Salpeter in große Haufen zusammenfegt. Gutes Ackerland, an dem es übrigens nicht fehlt, steht hoch im Werthe.

Der hohe Preis des Grundbesitzes ist ein sicherer Maßstab für den Fleiß des Volkes. Auch in Derecske ist Grund und Boden theuer, weil die dortige arbeitsame und ausdauernde Bevölkerung die Zwiebelzucht, obgleich sie schwere Arbeit erfordert, im Großen betreibt; die berühmten Zwiebeln von Derecske schmecken süß und kommen in großen Bündeln auf den Markt; auch Gartenweine, Safran, Mohrrüben, Petersilie u. s. w. gedeihen dort vortrefflich.

In der Gemarkung von Derecske gewahrt man 24 kleine wohlgerundete Hügel, die theils ungeordnet, theils aber auch regelmäßig in Reihen zusammenstehen. Überhaupt kommen solche Hügel von geringer Höhe mit sanft geneigten Abhängen im ganzen Comitate sehr zahlreich vor und werden mit einem Sammelnamen „Flachhügel“ (laposdombok), oder auch Kumanen- und Wachthügel (kunhalmok, őrhalmok) genannt. Mit wenigen Ausnahmen sind sie ohne Zweifel einfache Auswüchse der Ebene und gleichsam natürliche Warzen der Erdoberfläche. Dafür spricht der Umstand, daß die Beschaffenheit des Bodens in den Hügeln und in der umgebenden Fläche völlig gleich ist; die Schichtung ist nicht unterbrochen, von aufgeworfenem Erdreich kann also nicht die Rede sein, und zwar um so weniger, als von einem Graben oder einer Grube um die Hügel her keine Spur zu finden ist. Daß sie an manchen Orten gerade in die Grenzmarken fallen, z. B. der Szőke-Halom (blonde Hügel) bei Derecske, ist offenbar Zufall, und daß so viele von ihnen Zelt-, Wacht-, Späh-, Lager-, Galgen- und Friedhofshügel (Sátor-, Őr-, Les-, Tábor-, Akasztó- und Temetö-Halom) heißen, das kommt nur daher, daß sie wirklich zu den durch ihre Namen angedeuteten Zwecken benützt wurden, wie man ja überall, wo es möglich ist, die Wachtposten und Spähwarten, die Zelte und Lager auf Hügeln errichtet und auch die Galgen dort aufstellt und nicht minder die Calvarienberge und Friedhöfe auf hohen Punkten anlegt. Die Zahl der künstlich aufgeworfenen Tumuli (testhalmok = Körperhügel) ist verhältnißmäßig sehr gering, diese aber sind ergiebige Fundstätten von menschlichen Gebeinen und Waffenfragmenten.

Unterhalb Derecskes, längs des Berettyó und der Kleinen Körös beginnt der eigentliche Sárrét (Moorgrund, wörtlich: Schlammwiese). In den Gemarkungen von Henczida und Gáborján wechseln wogende Weizenfelder mit saftigen Wiesen, welche bunt sind von Schneckenklee und anderen blühenden Pflanzen. Das anderwärts wenig geschätzte Weizenstroh ist hier ein sehr gesuchter Artikel und es wird als ein Schlag empfunden, wenn dasselbe einmal „bunt wird". Denn man flicht, besonders in Henczida, aus dem Stroh des „kahlen Herbstweizens", der keine Ähren ansetzt, mit Meisterschaft Hüte zu sieben oder zu neun, und von besonders feinem Stroh auch zu elf dünnen Halmen. In Groß-Wardein werden sie sogar von Herrenleuten getragen, und zwar mit Recht, denn die Strohhüte von Henczida sind wohlgeformt und bei besserer Qualität so leicht, daß zweiundzwanzig auf ein Kilo gehen. Auch ihre Farbe ist annehmbar, denn die fertigen Hüte werden recht geschickt mit Schwefel geräuchert, nur im Glätten fehlt es an Erfahrung. Im benachbarten Bojt flicht die fleißige Bevölkerung Wagen- und Bienenkörbe. Das Material dazu gewinnt man reichlich von den üppig wuchernden Weiden am Fuße der mit Rasentafeln belegten Dämme, welche die Arme der Kleinen Körös begleiten. Den regulirten Theil des Berettyó erkennt man an den geradlinigen und gleichmäßigen Ufern; im Übrigen ist sein Lauf geschlängelt und die Ufer sind zerrissen. Zwei oder drei Tage lang in jedem Sommer „blüht der Berettyó", wie man zu sagen pflegt, indem seine Oberfläche sich mit Millionen von Eintagsfliegen (Palingenia longicauda) bedeckt. Da blitzt es jeden Augenblick im Wasser auf und die Fische fahren in die Höhe, um die Thierchen zu schnappen. Die Eintagsfliege ist ein guter Köder und der Fischer des Sárrét steckt sie gerne an seine Angel.

Der Mittelpunkt dieser Gegend ist Berettyó-Ujfalu mit einem stockhohen Stadthaus, zahlreichen Vereinen, einer Sparcasse, einer Druckerei u. s. w. Nahebei, auf der Puszta Herpály, steht dachlos, dem Verfall geweiht, der „stumpfe Thurm", der Rest einer Kirche aus dem XIII. Jahrhundert; gleich daneben wurde ein prachtvoll gearbeiteter vergoldeter Schildbuckel aus der Zeit der Völkerwanderung gefunden, der sich jetzt im ungarischen Nationalmuseum befindet.

Von Ujfalu schlängelt sich der Berettyó durch gutes Weideland gegen Bakonszeg hin, wo, wie unsere Abbildung der Schwemme zeigt, die zerrissenen Ufer des Flusses mit zahlreichen, friedlich nebeneinander weidenden Gestüten, Rinder-, Schaf-, Schweine- und Gänseherden bedeckt sind. Zu Bakonszeg gehört auch Puszta-Kovácsi, wo einer der berufensten Bahnbrecher der neueren ungarischen Literatur, Georg Bessenyei begraben liegt und seit 1883 sein hübsches Grabdenkmal hat. An diesem Orte verlebte der Philosoph und Dichter, nachdem er dem Getöse Wiens entronnen, seine letzten Tage in größter Zurückgezogenheit. In dieser Einsamkeit schrieb er, im Geiste von Voltaire und Destouches,

sein noch immer ungedrucktes Werk, den „Einsiedler von Bihar", unter dem er selbst zu verstehen ist. Und in der That, sein Leben in dieser wilden Gegend war das eines Einsiedlers, denn die ausgedehnteste Sumpfgegend Ungarns, der Sárrét war damals wirklich noch ein Reich der Gewässer.

Auch der Sárrét hat nämlich eine derartige Umwandlung durchgemacht wie der Érmellék. Hier geht die für die Gegend charakteristische Rebe, dort die „Wiese" dem Untergang entgegen. Nebenbei gesagt, ist „Wiese" nach örtlichem Sprachbrauch soviel wie



Ufer der Reißenden Körös.

„Röhricht", so daß Sárrét eigentlich „Sumpfröhricht" bedeuter. Im Großen Sárrét, unterhalb von Nagy-Bajom, und auf dem Komádier Moor oder dem Kleinen Sárrét der Körös finden sich kaum noch ein- bis zweitausend Joch Moorerde und Schwemmland, alles Übrige ist der Cultur unterworfen. Die Gewässer des Großen Sárrét an der Grenze des Comitats und hinein bis ins Békéser Comitat leitet der alte Berettyó-Kanal ab, die des Kleinen Sárrét die Reißende Körös.

An der Grenze des Békéser Comitats, auf der zu Komádi gehörigen Puszta Kót, sowie bei Irász und Czirkó, welches dem Groß-Wardeiner Domcapitel gehört, bestehen noch jetzt etwa tausend Joch Schwemm- oder Sumpfland; in Kót wurden noch vor sechs bis sieben Jahren alljährlich an die 600.000 Garben Rohr geschnitten und dann auf der

Körös in das Békéser Comitat hinab zum Verkauf befördert. Die abgemähten Rohrgarben schnürte man mittelst zusammengedrehter Weidenruthen zwischen Stangen in Bündel und schwemmte diese ganz so wie die Flößer ihre Fichtenstämme stromabwärts, zuweilen an die tausend Garben in einem zusammenhängenden Stück.

Bei Kót und Irász sieht man ein Durcheinander von feuchten Senken und Rohrdickichten, seichten Tümpeln und weichen Rasenflächen, moorigen Strecken und flottirenden Wiesen. Hier und da erheben sich aus dem Sumpfland gleich einer Insel ein paar hundert Joch Culturboden, ormágy genannt. Hochschaftiges Schilf und Wasserfarne bezeichnen den Moorboden — ein gefährlicher Teppich! Das hohe Schilf nämlich drängt sich zwar gruppenweise auf großen Strecken Bodens zusammen, doch bildet jeder Busch desselben eine abgesonderte Säule, deren Basis ein braunes Geflecht von abgestorbenen Blättern, Stengeln, Strunken und Wurzelfasern ist, wogegen die Säulenhäupter als lauter hellgrüne Schopfe von scharfen Blättern und Stielen erscheinen. Zwischen diesen Massiven des Moores aber gähnen häufig, kaum einen halben Fuß dick mit vegetabilischem Moder bedeckt, tiefe Löcher, in denen man rettungslos versinken kann.

Zwischen den Rohrhainen findet sich da und dort eine abgezirkelte Wasserfläche, den Lichtungen im Walde vergleichbar. Die Dickichte selbst sind im Zickzack von Wasseradern durchbrochen, welche das rohrbestandene Wiesenland in Inseln zerschneiden. Die Rohrbestände sind sehr dicht und lassen kaum irgend eine andere Vegetation aufkommen. Ihre Ränder starren von schwertblätterigen Pflanzen; sind diese Ränder moorige Pfützen, so sind sie dicht durchwachsen mit Wasserschierling, giftigem Wassereppich, Wasserviolen, Rebendolden, Wallwurz u. s. f.

Schlamm und Schlammwasser sind das Lebenselement einer Thierwelt, die nach Milliarden zählt. Still ist es da niemals, das kleine Wassergethier, die Reptilien und Vögel regen sich fortwährend und lassen ihre Stimmen erschallen. An Krebsen, Schildkröten und Blutegeln ist auch kein Mangel, doch gab es früher noch mehr. Die Komádier Krebse waren seinerzeit so berühmt, daß sie den Stolz des Dorfes bildeten und sogar die Galerie der alten Dorfkirche mit vier großen rothen Krebsen geschmückt war.

Beide Sárrét sind sehr fischreich. Selbst in den isolirten, trogartigen Tümpeln mit stehendem Wasser gedeiht mancher Fisch, zum mindesten ein lumpiger „Bobály“ (Umbra canina). In der Reißenden Körös fängt man zuweilen auch Störe. Häufig sind Grundeln, Karauschen, diese nur in stehendem Wasser, dann Karpfen, Schleihen, Welse, Hechte, Barsche, Zigeunerfische (eine Schleihenart), so genannt, weil ihr Fleisch höchstens für Zigeuner taugt, und allerlei Arten von Weißfischen.

Das interessanteste Verfahren der Fischer im Sárrét ist das mit Senkreusen. Sie verstellen den Lauf der Gewässer auf eine Länge von hundert bis zweihundert Schritt mit

einem Rohrzaun, der einen Fuß hoch aus dem Wasser hervorragt und längs dessen sie in Abständen von zwei bis drei Klaftern die verwickelten Rohrgebilde der Senkreusen aufstellen. Diese sind den Fischkörben ähnlich, die wir an derartigen Fischerdämmen im Érmellék gesehen haben; nur heißt hier der Apparat, in dem sich der Fisch fängt, nicht „Kehle", sondern „Sack". Zuweilen fallen die Fische centnerweise in einen solchen Sack ein. Ein anderes sehr gebräuchliches Fischergeräth heißt „tesziveszi" und ist ein Netz, das an den vier Enden von zwei gebogenen, kreuzweise zusammengebundenen Reifen befestigt an einer langen Stange hängt; dann gibt es noch das „Kugelnetz", die Angel und in den Seen das Schoppgarn.

Doch der Fischfang im Sárrét ist noch immer nichts gegen die Jagd auf die Tausende von Reihern, Kranichen, Rohrdommeln, Enten und Möven, Wasserhühnern, Steißfüßen, Kiebitzen, Tauchern, Fischadlern, mit denen Röhricht, Gestrüpp und Sumpf bevölkert sind.

Auf solcher Grundlage lebten noch vor kurzem, das heißt, so lange sie leben konnten, Hunderte jener Stegreifexistenzen des Sumpflandes, die man „Pákász" (Schlemmer) nannte. Der Pákász wühlt nicht den Boden auf, geht auch nicht in Taglohn, sondern greift nur nach dem Vorhandenen, das heißt, er „schlemmt", indem er sich im Kahne mittelst des Bootshakens durch die Gäßchen des Röhrichts schiebt, bis zu dem Fußbreit festen Bodens, auf dem er seine Rohrhütte aufgeschlagen hat. Er ist Grundelfänger, Fallensteller, Fischer und Jäger in einer Person. Abends legt er sich auf die Lauer, um „Blindkrähen", „Eisenreiher" und schwer erlegbare Silberreiher mit kostbarem Gefieder zu erbeuten; größeres Geflügel fängt er in Schlingen, die er aus Roßhaar dreht. Mit bloßen Händen hascht er Blutegel, indem er, die Leinenhose über den ganzen Schenkel aufgestreift, im Wasser umherwatet. Im Frühling sucht er mit großer Pfiffigkeit die Nester der Wildgänse, Wildenten, Wasserhühner und Schnepfen auf, deren Eier er sammelt. Die Eier der Wildgans und Wildente verkauft er den Leuten in der Umgegend, diese lassen sie bebrüten und halten dann die Jungen auf dem Hofe oder der Hutweide, ganz wie die zahmen Gänse. Der „Pákász" ist ein Tausendkünstler, der sich seine Reusen, Grundelhamen und aus Ruthen geflochtene, mit Deckeln versehene Netze selbst verfertigt, das Rohr in Kegeln sammelt, auch etwas Vieh hält, besonders Schweine, die er mit Fischen, Grundeln und Binsenmark gut füttert; er dient auch den Jägern als Führer und den Naturforschern als Sammler, der ihr Vertrauen besitzt und verdient. Als wären alle seine Fähigkeiten in Auge und Ohr gefahren, sind diese Organe bei ihm so scharf wie bei den wilden Vögeln, deren Natur er auch gewissermaßen angenommen hat. Er versteht die Sprache der Wasservögel und kennt nicht nur ihre Leibesgestalt, sondern alle ihre Gewohnheiten. Er besitzt den Schlüssel zu den Räthseln der Witterung; ein Blick auf den

Himmel und er sagt genau, wie viel Uhr es ist; am Gezappel der Grundel erkennt er, daß ein Gewitter bevorsteht. Mit Sicherheit gibt er die Richtung des Windes an; dazu steckt er sich den Zeigefinger tief in den Hals, um ihn recht naß zu haben, und hält ihn dann über den Kopf, um ihn vom Winde treffen zu lassen.

Indeß, der „Pákász" ist seither so gut wie völlig ausgestorben. Der Große Sárrét ist eingegangen, in den Kleinen Sárrét aber, von dem noch eher etwas vorhanden, ist die Eisenbahn eingedrungen, diese feurige Feindin aller Urzustände. Die Gewässer des Sárrét fließen durch Kanäle ab, sie können den Sumpf nicht mehr nähren. Die Gemeinden am Rande des Moorgebietes haben auf diese Art ungeheure Strecken gewonnen. Die Gemeinde Komádi allein hat 20.000 Joch ausgetrockneten Boden aufgebrochen, der ehedem mit Dickichten von Wasseraloe, mit Sumpf und Sumpfgestrüpp erfüllt war.

Ehe das Land zum ersten Male geackert wird, zündet man die „Wiese" an, und zwar bei großem Winde „unter dem Wind". Nun ist es aus mit dem bekannten Geflüster des Rohres, denn ein höllisches Geprassel und Gekrach hebt an, der ganze Rohrwald geht in Flammen auf. Vor dem rasch um sich greifenden Feuermeer flüchten mit Windeseile, in der Richtung des Windes, alle Bewohner des Dickichts: voran der Hase, hinter ihm drein Wolf und Fuchs, über ihnen in Schwärmen von Tausenden das unabsehbare Volk der Vögel, das die Luft mit wüstem Geschrei, Gekreisch und Gepiep erfüllt. Schon bei Tage ist dieser Anblick überraschend, bei Nacht ist er unübertrefflich schön.

„Wiesenbrände" sind im Sárrét nicht selten. Zur Zeit der Rohrmahd, bei windstillem Wetter, brennen zuweilen die Eigenthümer selbst beträchtliche Lichtungen in das Gestrüpp, eben nur um das geschnittene Rohr dort abzulegen und in dieser Isolirung vor etwaigen Bränden zu schützen. Im Frühling aber sengt man sehr häufig das vom Rohr übrig gebliebene Strunk- und Krümelwerk ab, nur um den Ertrag des nächsten Jahres rein zu gewinnen. In dürren Jahren kommt im Sárrét auch eine andere, viel gefährlichere Art von „Wiesenbrand" vor. Auf ausgetrocknetem Sumpfboden, oft auch wenn er schon der Cultur unterworfen ist, hört man an vielen Stellen den Tritt des Fußes von einer fest verfilzten, zu einer Art Torf zusammengestandenen Schichte vegetabilischer Abfälle wiederhallen — der Boden dröhnt unter dem Fuße, als schritte man über einen Kellerhals. Will es der Zufall, so geräth durch ein Hirtenfeuer oder durch ein anderes angelegtes Feuer der Rasentorf in Brand. Alsbald erfüllt sich die Luft mit einem dem Steinkohlendampf ähnlichen, aber noch weit erstickenderen Brodem. Als Schlot dient dem Brande irgend ein Maulwurfsgang, aus dem von Zeit zu Zeit eine gelbe oder bläulichgelbe Flamme aufschießt. Ein anderes Zeichen des Brandes gibt es auch gar nicht, und wenn die Torfschichte tief liegt, verräth er sich nur dadurch, daß die Vegetation plötzlich vergilbt, verdorrt und abstirbt. An manchen Stellen frißt die Glut jahrelang, kaum einen Fuß

tief unter der Oberfläche, im Torfe weiter, was den Fremdling leicht in Gefahr stürzen kann. Der sehr verläßliche Paul Osváth erzählt, daß auf der Puszta Szöcsköd der Boden wie dünnes Eis unter seinem Pferde eingebrochen sei, worauf Roß und Reiter in helle Glut hinabfielen und sich nur mit Mühe und Noth herausarbeiten konnten.

Genau in der Mitte zwischen dem Großen und Kleinen Sárrét liegt Csökmö. Auch dort ist der größte Theil des Rohrsumpfes bereits in Äcker verwandelt, aber trotzdem ist der Boden des Graslandes noch jetzt so durchsickert, daß gewöhnlich in der Tiefe von wenigen Spatenstichen schon Wasser aufquillt. Selbst in dem höher gelegenen, auf einem halbinselartigen Hügel erbauten Dorfe kann man das Getreide nicht in Gruben auf-



Aufbruch zum Fischfang auf der Wiese von Czirkó.

bewahren, sondern die Einwohner hinterlegen es in eigenen, innen mit Kalk getünchten, den runden Bauernöfen ähnlich geformten Lehmhütten, die sie zu diesem Behufe auf ihren Höfen errichten. Bei den Burschen von Csökmö gilt als unvermeidlicher und schönster Schmuck die Feder des „Eisenreihers“ oder Kranichs, die an das kecke Rundhütchen gesteckt wird. Je heller die Feder, desto schöner ist sie, die schönste aber ist die weiße Kranichfeder, welche so hoch im Werthe steht, daß sie sogar als Erbstück vermacht wird. Im benachbarten Darvas trägt man die „Huszárka“, ein aufgeknöpftes Tuchleibchen, dazu bis ans Knie hinabreichendes feines Linnengewand und an Wochentagen die blaue Schürze. Das muskulöse und stämmige Volk von Csökmö trägt die „Gatya“ (Leinenhose) ungemein weit und rundherum dicht in Falten gezogen; damit sie noch schöner („runder“) stehe, ist sie nach Art der Weiberröcke genäht, das heißt sie hat nur einen Schaft; unter ihr wird dann allerdings noch eine dünne „Gatya“ aus feinem Linnen getragen. Gehen aber die

Leute auf die Wiese, Rohr zu schneiden oder Grundeln zu fangen, so kleiden sie sich wie der Schäfer, Rinderhirt oder Pákász des Sumpfbusches. Als Oberkleid und zugleich Hemd dient eine Leinwandblouse (sinkó); diese wird in die fast ganz anliegende Leinen-hose (kukó, im Unteren Sárrét cziczu-Hose) hineingebunden, so wie die Hose ihrerseits in die Schäfte der Bundschuhe. Blouse und Hose sind aus gleichmäßig gewebter, dichter und grober Leinwand verfertigt, welche für Strunk und Dorn, ja selbst für Schlamm undurchdringlich ist.

Auf unserem Bilde sehen wir ganz vorne im Vordertheil des Kahnes einen in Sinkó-Blouse und Cziczu-Hose gekleideten Mann stehen; er trägt auf der Schulter ein aus Weidenruthen geflochtenes Fischergeräth, ein Schoppgarn (tapogató, wörtlich: Taster), das am Rande und an den Seiten, und damit die Ruthen nicht ausbrechen können, auch am Untertheile durch einen Ruthenring kreisförmig zusammengeschnürt ist. Neben dem Manne sitzt ein Junge in kurzem Pelzwamms und hält einen gehenkelten Senkhamen fest. Der Nächstfolgende handhabt ein Krückenruder, desgleichen der Bursche im Hintertheil des Fahrzeuges; ihre Hüte sind mit Sträußen von Reiherfedern geschmückt. Der vierte Mann stützt sich auf ein oben viereckiges und mit fichtenhölzernen Reifen versehenes, unten gleichfalls ringförmig geflochtenes Schoppgarn, wobei er seine Hand in die eigens für diese unterhalb des Reifens ausgesparte Lücke steckt; auf der Schulter hat er eine Schiebstange oder einen Bootshaken. Ein alter Mann, die Lammfellmütze auf dem Kopfe, trägt vor die Brust gebunden den Grundelkorb aus Weidengeflecht, da sollen später die Moorgrundeln hineingeschüttet werden. Neben ihm steht auf dem Boden des Fahrzeuges ein crinolinenförmiges, mit Reifen versehenes Schoppgarn, das nach oben zugespitzt ist, um den Grundelkorb Trocknens halber darüberstülpen zu können, und offen, um das Hineingreifen zu gestatten. Darüber liegt ein Zuggarn an seiner Stange, am Ende desselben sieht man als Garnbeschwerer (Senker) einen ziemlich großen weißen Stein befestigt. Schließlich ist da ein Mensch mit der Pfeife zwischen den Zähnen, der zwei ineinandergefügte trichterförmige Grundelkörbe unter dem Arme hält.

Längs der Reißenden Körös, welche den Kleinen Sárrét durchschneidet, folgen sich flußaufwärts ungefähr in gleichen Abständen mehrere Ortschaften: das „brotreiche" Okány, Zsadány, Ugra und das „verwöhnte" Harsány; wie schon die Beinamen zeigen, wächst daselbst ein schwerer Weizen, der, wie man dort zu sagen pflegt, „viel abgibt", viel Körner nämlich beim Treten. Bei Körösszeg-Apáti liegt die Puszta Körmösd (im Mittel-alter eine volkreiche Gemeinde), im ganzen Lande bekannt geworden durch die gräflich Csákysche Zucht von Racerindern.

Körösszeg wird von seinen jetzigen walachischen Bewohnern Keresszeg oder Keretszeg genannt; übrigens sprechen in dieser Gegend auch die magyarischen Einwohner den Namen



Stumpfer Thurm zu Nagy-Szalonta.

der Reißenden Körös in walachischer Weise „Kerezs" aus. Die Vorfahren des Geschlechtes Csáky erhielten den Ort schon 1396 als königliche Donation und entlehnten ihm später ihr Prädicat. Die noch jetzt bestehende Katharinenburg (Katalin-vár, auch Csonka-torony, das heißt stumpfer Thurm, genannt) wird schon zu jener Zeit als „arx antiquissima" erwähnt; sie bildete den Hauptthurm der Veste, die mit einem zehn Klafter dicken Wall umgeben und in der Form eines U angelegt war. Der unregelmäßig sechseckige Thurm mit seinen sieben Meter dicken Mauern verjüngt sich nach oben fast gar nicht. Seit dem Anfang dieses Jahrhunderts dient er als Kornspeicher. Seine starken und wohlerhaltenen Mauern sind von Fenstern verschiedener Größe und Schießscharten durchbrochen, der Mörtel und die mit Häckſel durchkneteten Backsteine haben die Härte des Eisens; dies und die ganze Bauart, sowie gewisse historische Daten sprechen unzweifelhaft dafür, daß diese Veste, gleich der Burg Adorján, zu den ältesten, gleich nach den Tatareneinfällen gebauten Burgen Ungarns gehört. Mehrere ungarische Könige haben daselbst gerne Aufenthalt genommen. Ladislaus IV., der „Kumane", war es, der dem Orte die größte, allerdings traurige Berühmtheit verlieh; in seinem Lager nächst der Burg wurde er nämlich im Jahre 1290 durch die Kumanen ermordet. Die dortigen Walachen nennen den Platz noch jetzt Kunilis, was nichts Anderes sein kann als die Verballhornung des magyarischen „Kunülés" (Kumanensitz).

Von Groß-Wardein bis an die Grenze des Comitats erstreckt sich längs der gewesenen „Alföldbahn" der ehemalige „District von Kölesér". Diese Gegend ist nicht so unbedingt flach wie der Sárrét und nicht so hügelig wie der Érmellék. Die Ebene ist durch Hügel und Thäler unterbrochen. Die Landstraße führt von Groß-Wardein aus zunächst direct nach Gyapju, wo sich das schmucke Blaskovics'sche Schloß hinter Bäumen birgt; es ist seit kurzem Eigenthum des Erzherzogs Josef. Rechts und links erscheinen Ortschaften, die wir jedoch nicht berühren, denn die Landstraße führt uns geradenwegs nach der Stadt Nagy-Szalonta, dem Hauptort der Gegend.

Auf dem regelmäßigen viereckigen Marktplatz von Szalonta, dicht am Gasthofe, steht noch jetzt der stumpfe Thurm, der letzte Überrest der ehemaligen Hajduckenburg. Der Thurm wurde um 1620 gebaut, das Material dazu lieferten die verwüsteten Edelhöfe und Kirchen der Nachbargemeinden. Seine klafterdicken Mauern bestehen aus einer äußeren und einer inneren Ziegelverschalung, deren Zwischenraum mit Bröckelwerk von Ziegeln ausgefüllt und dann mit einem seither förmlich versteinerten Cement ausgegossen wurde.

Szalonta ist die größte, aber auch die schönste Stadt der Biharer Ebene und zählt über 10.000 Einwohner. Hier wurde der große Dichter Johann Arany geboren und hier versah er lange Zeit mannhaft das Amt eines Notars. So manche Stelle in seinen

Werken bezieht sich darauf, denn er hat seine Geburtsstadt nicht nur oftmals namentlich erwähnt und schön besungen, sondern seine ganze Poesie ist gewissermaßen innerlich durchdrungen von der tiefen Wirkung, welche Szalonta auf sein Denken und Fühlen ausgeübt hat. In der Atmosphäre des privilegienstolzen „freien Hajduckennestes" entwickelte sich jener starke historische Sinn, der zu den hervorstechendsten Zügen der literarischen Persönlichkeit Johann Aranys gehört. Denn zu Szalonta liegt der Cultus des geschichtlichen Elements in der Luft. Die Nachkommen der Hajducken pflegen mit Liebe und Stolz das Andenken ihrer Vergangenheit. „Ich habe", schreibt der Dichter, „die



Das Schloß zu Geszt.

Sagen von Szalonta nicht erst als Erwachsener, sondern schon in zarter Kindheit, besonders von meinem Vater gehört." Dem Andenken Aranys ist im Gymnasium zu Szalonta das sogenannte Arany-Zimmer geweiht; es ist förmlich vollgepfropft mit Erinnerungsstücken, die auf seine Person Bezug haben.

Nordwestlich von Szalonta liegt als nächstes Nachbardorf das magyarische Geszt, wo sich das schöne Schloß Koloman Tiszas erhebt. Der nordöstliche Flügel desselben ist durch die Jesuiten zu Anfang des vorigen Jahrhunderts erbaut, das Übrige zu Ende des Jahrhunderts durch Ladislaus Tisza, den Großvater des gewesenen Ministerpräsidenten. Der Mitteltract der Schloßfaçade hat ein Mansardendach und ist stockhoch, seine Fenster, über denen sich „oeils-de-boeuf" öffnen, gehen auf einen säulengetragenen Balcon. Die

Rückseite entlang läuft eine erhöhte Terrasse, die einen Blick über den weiten Park gewährt. Der Grundriß des schmucken und bequem eingerichteten Schlosses ist ⌐-förmig, da der eine Flügel nicht ausgebaut ist. Gegen Osten und Norden von diesem liegt der weitläufige Park, der zum Theil Weingarten ist.

Der Name „Geszt“ verräth uns, daß der Ort irgend einmal mit Wald und Hain bedeckt war (geszt = Splint); jetzt ist er nicht baumreicher als die Gebiete der Nachbargemeinden. Doch gehört zu Geszt der „finstere Forst von Radvány“, der in Aranys Ballade: „Das Bahrgericht“ besungen ist. Mehr Busch und Wald, obgleich ebenfalls in Rodung begriffen, weist die Gegend südöstlich von Szalonta auf, wo in früheren Zeiten die berühmten Szalontaer Raceschweine mit grauröthlichen Borsten zu großen Herden vereinigt der Eichelmast unterzogen wurden. Hier liegt das Dorf Árpád, dessen fleißige magyarische Bevölkerung hölzerne Gabeln und Joche schnitzt, Artikel, die im ganzen Comitat beliebt und gesucht sind. Das rohe Holz dazu wuchs ehedem in der Gemarkung des Dorfes selbst, jetzt muß der Schnitzer von Árpád nach dem in weiter Ferne aufsteigenden Gebirge, ja bis nach Belényes wandern, um sich geeignetes Holz zu holen.

Durch die üppigen Äcker von bachdurchströmten Rodungen, durch Wälder und Haine steigen wir nieder in das Thal der Schwarzen Körös. Wir sind ihm schon nahe; der angerostete Blechhelm eines hohen weißen Thurmes, der aus einem Weidengehölz aufragt, kündet uns genau die Richtung des Wassers, aber zugleich auch die elementare Gewalt desselben. Der vereinsamte Thurm ist gleichsam der Grabstein der großen magyarischen reformirten Ortschaft Bél-Zerind, welche die verheerenden Fluten der Körös vor kaum zehn Jahren gänzlich vom Erdboden hinweggefegt haben. Ihr nächster Nachbarort ist Tamásda an der Schwarzen Körös mit einem interessanten romanischen Kirchthurm. Dieser mächtige Bau ist niemals verputzt gewesen, aber seine Ziegeln sind so schön und so farbenwirksam zusammengefügt, daß er wie bemalt aussieht. Die Stockwerke sind durch zwei- bis dreifache Zahnschnittgesimse von einander getrennt und sämmtlich durch halbrund geschlossene Fensterpaare gegliedert. Die dreischiffige Kirche schloß sich gegen Osten an den Thurm, doch gähnt dort gegenwärtig eine dreizehn Meter lange Lücke bis zur halbkreisförmigen Apsis, die noch vorhanden, aber in einen Wagenschuppen verwandelt ist.

Dort wo das Biharer Comitat mit einem Eckzipfel in das Békéser Comitat vorspringt, liegt das blühende Städtchen Sarkad, dessen Ziegel- und Schindeldächer ein Zeichen des allgemeinen Wohlstandes sind. Die Rohrdächer sind außer Gebrauch gekommen, theils weil ein großer Brand im Jahre 1866 als ernste Warnung diente, theils weil die Rohrbestände, welche einst die Stadt umgaben, nachgerade ausgerottet sind und der Preis des Rohres sehr gestiegen ist. Die Umgebung von Sarkad hat sich in neuerer Zeit völlig



Die Kirchenruine zu Tamásda.

umgestaltet. Seine Forts waren in alter Zeit ringsum durch ausgedehntes Sumpfland geschützt. Aber wo einst nur Moorgestrüpp stand, da pflügt heute der Bauer seinen Acker und weidet behaglich die schön gehörnte Rinderherde des Grafen Almásy. Der gewaltige Forst von Eichen, Eschen und Rüstern wuchs vor Alters bis hart an die Stadt heran. Am Saume derselben kommt denn auch noch jetzt eine Stelle vor, welche „Hügelwald" (Dombos erdő) heißt, aber das ist nur lucus a non lucendo, denn von Eichen, Eschen oder Rüstern findet sich da kein Stämmchen mehr. Nur um die Tanyas her grünt die Akazie, die erst in neuerer Zeit ein für das ungarische Alföld charakteristischer Baum geworden ist.

Das ausgedehnte Gebiet von Sarkad wird im Westen von der Schwarzen Körös bespült. Dort endet die Biharer Ebene, jenseits der Körös-Brücke beginnen schon die endlosen Flächen des Békéser Comitats.



Sumpfgegend im Sárrét.



Die Dämme der Weißen Körös.

Von der Dreifachen Körös bis zur Maros.

Békés.

Dort in der Gegend des Alföld, wo die Weiße, Schwarze und Reißende Körös ineinander fließen und dann auch noch den Berettyó aufnehmen, um als ein Fluß in gemeinsamem Bett der noch ziemlich fernen Theiß zuzuströmen, dehnt sich das Békéser Comitat aus. Wegen dieser geographischen Lage pflegte man es ehemals, mit dem hier einspringenden südöstlichen Theile des benachbarten Biharer Comitats zusammengefaßt, als „Köröskōz“ (Zwischenland der Körösflüsse) zu bezeichnen.

An den Ursprung des Namens Békés knüpft eine Überlieferung die Sage, daß die von den Hunnen zurückgelassenen Székler und die später das Land erobernden Magyaren sich am Zusammenflusse der Weißen und Schwarzen Körös begegnet und mit einander einen Bund, „Frieden“ (= béke) geschlossen hätten. Daß diese Gegend schon in der vorgeschichtlichen Zeit nicht unbewohnt war, beweisen Denkmäler und Thongefäße aus der Steinzeit, die Bronzegeräthe, Zierrathen und Waffen, besonders aber ein avarischer Bronzehelm, die im Museum des Békéser Comitats vereinigt sind.

Die Bevölkerung des Békéser Comitats beschäftigte sich schon im Zeitalter der Árpáden theils mit Ackerbau, theils mit Viehzucht. Sie wurde darauf hingewiesen durch

die natürlichen Verhältnisse der Gegend, durch die die Flußufer entlang ziehenden Felder, Wälder, Rohrbrüche, Wiesen und Sümpfe.

Unter den Königen aus verschiedenen Häusern änderte sich der Flächenraum des Comitats und wuchs oder sank die Bedeutung einzelner Städte, je nachdem die Besitzungen einzelner Standesherren dahin oder dorthin gehörten. Neben den Familien Maróthy, Ábrahámfy, Nadányi, Hunt Pázmán, Czibak und Simay finden wir da das edle Geschlecht der Ajtóssy, aus dem der berühmte deutsche Maler Albrecht Dürer (Thürer) hervorgegangen ist. In der Nähe von Gyula befindet sich die Pußta Ajtós, wo einst der Vater Albrecht Dürers seine Knabenjahre verlebte. Ebenda besaß auch der Sohn des Königs Matthias, Johannes Corvinus, als Békéser Obergespan Grundbesitz; seine Witwe, Katharina Frangepán, brachte mit ihrer Hand auch seine Güter und seine Obergespanswürde dem Markgrafen Georg von Brandenburg zu. Die damalige relative Ruhe des Comitats wurde nur durch die traurigen Ereignisse des Dózsa'schen Bauernaufstandes gestört.

Nach der Mohácser Katastrophe theilten sich die Grundbesitzer von Békés, ebenso wie die benachbarten Comitate, in zwei Parteien. Wer die Veste von Gyula besaß, beherrschte die ganze Gegend; daher spielten in den Kämpfen, welche auf die Einmischung der Türken folgten, die Burghauptleute von Gyula die Hauptrolle, unter ihnen besonders Kaspar Mágocsy, Benedict Bornemisza, Blasius Kun und Ladislaus Kerecsényi, der im Jahre 1566 die Festung heldenmüthig gegen die Angriffe Pertaf Paschas vertheidigte. Sobald aber Gyula gefallen war, gerieth die ganze Gegend mit unter die türkische Herrschaft. Unsere Abbildung zeigt die noch vorhandenen Ruinen der alten Burg.

Die Türkenherrschaft lastete drückend auch auf der Bevölkerung dieses Comitats. Die Grundbesitzer hatten sich meist geflüchtet, nur die Hörigen blieben auf ihren Sessionen sitzen und bekamen neue Grundherren, in der Regel türkische Spahis oder Zaims. Dabei aber sagten sie sich auch von ihrem früheren Herrn nicht los, sondern pflegten ihm als Zeichen der Treue Steuern und andere Gaben zu senden. Und da ein Theil der Grundbesitzer zu dem König von Ungarn, ein anderer zu den Fürsten von Siebenbürgen hielt, geschah es wohl, daß Békés gleichzeitig drei Herren hatte, nämlich den König von Ungarn, den Fürsten von Siebenbürgen und den türkischen Sultan. Eigentlich hörten die Verheerungen erst zur Zeit des Szatmárer Friedensschlusses auf. Damals aber gab es in Békés nur noch elf Ortschaften, und auch diese lagen in Trümmern, denn die durch die Verwüstungen der Raizen erschreckten Einwohner waren fast sämmtlich ausgewandert. Nur schwer konnte man sich vorstellen, daß auf den Trümmerstätten dieser Gemeinden und Burgen je wieder ein neues Leben erstehen werde.

Und doch ist dies geschehen.



Die Burg von Gyula.

Nachdem das Getöse der Kämpfe Franz Rákóczys II. verstummt war und sobald Karl III. zur Reorganisation des Landes schritt, wurde das Békéser Comitat wieder dem Mutterlande einverleibt. Es bekam einen Grundherrn und ein neues Leben begann. Sein Obergespan, Jakob von Löwenburg, ließ im Jahre 1717 eine Zählung der zersprengten Einwohnerschaft vornehmen, konnte aber im gesammten, 62 Quadratmeilen großen Gebiete des Comitats kaum 2.000 Seelen zusammenbringen! Die früheren Grundbesitzer waren in den langwierigen Kriegen theils gefallen, theils entflohen. Die unabhängige besitzende Classe, deren Macht in ihrer Intelligenz und ihrem Vermögen lag, war aus dem Békéser Comitat ausgewandert. Lange Zeit mußten die für höhere Ämter tauglichen Männer aus anderen Comitaten gewählt werden.

Die hohen Adelsfamilien in Békés bestehen auch heute noch aus den Nachkommen in weiblicher Linie jenes neuen Grundherrn, der, nachdem die Bewegung niedergeschlagen worden, von König Karl III. um 24.000 Gulden die zur Szegediner königlichen Kameralpräfectur gehörigen fiskalischen Güter im Békéser Comitat erhielt. Es waren dies: Gyula, Békés, Doboz, Gerla, Csaba, Körös-Ladány, Gyarmat, Öcsöd, Vésztö, Szentes, Szarvas und Szeghalom. Der neue Grundherr aber war der aus Niederösterreich stammende Kriegsverpflegscommissär und Kameralrath Johann Georg Haruckern. Er konnte sich keiner ungarischen Ahnen rühmen und hatte auch nicht sein Blut vergossen für die Ideen, die den Ungar begeisterten, aber durch die politischen Verhältnisse hierher verschlagen, wurde er ungarischer Magnat und dann Obergespan des Békéser Comitats, das er neugeschaffen hat. Er verzweifelte nicht, als er die verödeten und entvölkerten Pusztenstrecken sah. Seine erste Sorge war, die in Trümmern liegenden Ortschaften wieder zu bevölkern. Er veröffentlichte einen Aufruf, worin er allen Bewohnern des Landes, die sich in Békés ansiedeln würden, die Überlassung eines ausreichenden Grundstücks anbot und volle Religionsfreiheit zusicherte. Daraufhin strömten die Leute scharenweise nach diesem Comitate, besonders die im Oberlande wegen ihrer Religion verfolgten Evangelischen. Es spricht für den gesunden Verstand des weisen und humanen Colonisators, daß er zur Verhütung religiösen und nationalen Haders an jedem Orte nur Leute gleicher Sprache und gleichen Glaubens ansiedelte, mit Ausnahme von Mezö-Berény, wo neben evangelischen Slovaken und Deutschen auch reformirte Magyaren wohnten, und von Gyula, dessen Bevölkerung aus römisch-katholischen Magyaren und Deutschen, reformirten Magyaren und griechisch nicht unirten Walachen bestand. Um die Ansiedler noch fester an den Boden zu knüpfen, überließ er ihnen auch den Genuß der grundherrlichen Beneficien. Konnten sie die mäßig bemessene Steuer nicht entrichten, so schoß er ihnen unverzinsliches Geld vor, die ausgedehnten Puszten aber gab er ihnen jochweise für sehr geringe Beträge in Pacht. So bedeckte sich Békés alsbald mit großen Gemeinden. Kein Wunder, daß

unter so günstigen Verhältnissen die Bevölkerung sich eines gewissen Wohlstandes erfreute und auch schlimme Zeiten, wenn solche kamen, leicht überstand.

Die politischen Bewegungen des In- und Auslandes störten nur selten die Ruhe des Békéser Comitats. So lange die Kurutzen, welche sich einst an den Kriegen Franz Rákóczys II. betheiligt hatten, nicht ausgestorben waren, hatte das Volk stets seine eigenen Politiker, die durch den populären Namen des großen Fürsten Hoffnungen auf eine bessere Zukunft zu wecken wußten. Diesem Umstande ist es zuzuschreiben, daß, als im Jahre 1735 die Raizen, mit Pero an der Spitze, unter dem Vorwande, für ihre religiösen und politischen Rechte zu kämpfen, in den südlichen Theilen Ungarns aufstanden und diese Bewegung mit dem Namen Rákóczys in Verbindung brachten, die ehemaligen Kurutzen des Békéser Comitats sofort bereit waren, zu den Waffen zu greifen. Doch der Aufstand nahm ein unglückliches Ende. Seitdem haben hier, außer den Nachrichten von den Türkenkriegen, nur noch die Ideen der französischen Revolution einigen Eindruck gemacht.

Während der Bewegungen der Dreißiger- und Vierziger-Jahre stand Békés in der Reihe der freisinnigen oppositionellen Comitate und betheiligte sich kräftig an den parlamentarischen Kämpfen, welche zur Befreiung von Volk und Boden, zur Vertheidigung und Umgestaltung der altererbten Verfassung geführt wurden.

Selbst in der düsteren Periode, die auf die Ereignisse von 1848 und 1849 folgte, war hier nicht alles Leben erstorben. Die von der öffentlichen Laufbahn abgedrängten Patrioten pflegten jährlich auf den berühmten Csákóer Jagden zusammenzutreffen, um ihren Kummer über das Los des Vaterlandes zu lindern, ihren Glauben an eine bessere Zukunft zu hegen und zu stärken. Es begegneten sich da viele Männer, die nach der Wiederherstellung der Verfassung die stärksten Säulen von Thron und Vaterland wurden.

Die Bevölkerung selbst nahm an Zahl und Wohlhabenheit zu, sie gedieh auch geistig. Im Jahre 1717 kaum 2.000 Seelen stark, erreichte sie die Zahl von 230.000 und ihr Vermögen, das vor anderthalb Jahrhunderten einen Werth von 46.520 Gulden darstellte, wuchs dermaßen, daß es heute an Staatssteuern allein über anderthalb Millionen Gulden jährlich abwirft. In demselben Verhältniß entwickelte sich auch die Cultur.

Das einst öde Gebiet ist von den fleißigen Bevölkerungen großer Gemeinden belebt. Die Sümpfe und Moore sind durch die Mittel der Cultur in ertragsreiche Fruchtgelände verwandelt. Die Rudel von Wölfen und die Millionen der Wasservögel sind aus dem sogenannten „Sárrét“ ausgewandert und haben den zahmen Nutzthieren der Ackerbauer Platz gemacht. Das Zauberbild der Délibáb (Fata Morgana) zeigt sich wohl noch immer, kann aber jetzt keine endlose See mehr vorspiegeln, denn ihre Wellen brechen sich zu oft an überall neu erbauten Tanyas und an den dichten Gruppen ihrer Bäume und Schober. Auch die „Kumanenhügel“ stehen noch, nicht aber ihnen zu Füßen die Hütten

der Hirten. Das frühere Bild hat sich gründlich geändert. Das Volk hat ansehnliche Gemeinden und Städte geschaffen, in denen Cultur und Handel mit dem geistigen Fortschritt wetteifern. Diese Städte und Ortschaften sind zumeist an den Ufern der Körösflüsse erbaut; es gibt in Békés kaum ein paar Gemeinden, die kein fließendes Wasser haben, und diese sind meist neueren Ursprungs. Längs der Weißen Körös blüht die Stadt Gyula, der Sitz des Comitats, mit etwa 20.000 magyarischen, deutschen und walachischen Einwohnern, mit seiner alten Burgruine und dem schönen Schlosse der Grafen Wenckheim. Mit Gyula wetteifert in würdiger Weise die Stadt Békés-Csaba mit 35.000 Einwohnern, am Flußkanal gelegen, ein Knotenpunkt der ungarischen Staatsbahnen. Diese größte und blühendste Stadt im Comitat besitzt zahlreiche Factoren des Culturlebens, des geistigen und materiellen Gedeihens. Der ehemalige Hauptort des Comitats, Békés, liegt am Zusammenfluß der Weißen und Schwarzen Körös und nimmt, obgleich es durch Überschwemmungen vielfach gelitten, einen stetigen Aufschwung, um seinen früheren Rang wieder zu gewinnen. An dem alten Bett der Schwarzen Körös steht die Gemeinde Doboz, wo die Familie Wenckheim ein sehr schönes Schloß mit Park besitzt; weiter oben Gyula-Vári.

Desgleichen finden wir in der Gegend der Reißenden Körös und des Berettyó große und wohlhabende, meist von Reformirten bewohnte Gemeinden, wie Füzes-Gyarmat an der Grenze des den Berettyó begleitenden Moorlandes, dann Szeghalom und Körös-Ladány an der Reißenden Körös und Vésztö am Moore dieses Flusses. Weiter unten am Flusse, der hier schon Doppelte Körös heißt, folgen Körös-Tarcsa und Mezö-Berény, an der Dreifachen Körös aber der Reihe nach die großen Ortschaften Gyoma, Endröd, Szarvas, Szent-András und Öcsöd.

Mehr abseits von fließendem Wasser liegt an der Alföldbahn Orosháza mit 18.000 Einwohnern und in seiner Nähe Csorvás, Szent-Tornya und Bánfalva, dann Kondoros, sämmtlich neue Colonien. Im südlichen Theile des Comitats liegt Tót-Komlós mit fleißiger, großentheils slovakischer Bevölkerung und weiterhin das zumeist von Walachen bewohnte Kétegyháza mit einem schönen Schlosse des Grafen Koloman Almássy. So bescheiden sich die Gemeinde Új-Kigyós zwischen ihren Bäumen birgt, so stolz und mächtig erhebt sich in Ó-Kigyós das großartige neue Schloß des Grafen Friedrich Wenckheim mit seinem hohen Thurme, der einen umfassenden Blick auf die schönen, den Fleiß der Bewohner so reichlich lohnenden Gefilde bietet. Wo vor hundert Jahren nichts als Einöde zu sehen war, blühen jetzt große Gemeinden mit Schulen und Kirchen, ja in manchen größeren Orten auch mit Fabriken. Der Verkehr wird durch die Eisenbahnen und großen Märkte befördert, auch durch Geldinstitute, namentlich Sparkassen, die es in allen größeren Ortschaften gibt.

Eine so große Veränderung ist ohne einen Aufwand von geistiger Kraft und Arbeit undenkbar. Békés hatte auch in dieser Hinsicht seine eigenen Entwicklungsstufen und Cultureinrichtungen. Es fehlte ihm nicht an Volks-, Mittel- und Fachschulen. Schon im XVI. Jahrhundert bezogen seine jungen Leute die Universitäten von Krakau und Wittenberg, um dort einer höheren Ausbildung theilhaft zu werden und dann daheim würdige Apostel der Civilisation zu sein. Zur Zeit der Reformation blühten in Gyula und Békés höhere Schulen, während der Türkenherrschaft verkam Alles wieder, nach ihrem Ende jedoch entstand, insbesondere durch den Geist Kaiser Josefs II. angeregt, in Szarvas und Csaba eine recht ansehnliche geistige Bewegung.

Ein hervorragend tüchtiger Seelsorger zu Szarvas, Samuel Tessedik, errichtete im vorigen Jahrhundert eine in ihrer Art einzige Anstalt, in der er der Jugend durch praktischen Unterricht die Erlangung gemeinnütziger Kenntnisse ermöglichen wollte. Mit Rücksicht auf die Interessen der ackerbauenden und gewerbetreibenden Bevölkerung schuf er eine Schule



Theater in Békés-Csaba.



Hauptplatz in Békés-Csaba.

für Landwirthschaft und Gewerbe. Auf einem Terrain, das ihm die Szarvaser Grundherrschaft großmüthig überließ, errichtete er eine Übungsschule nebst Bibliothek, die er auf eigene Kosten mit den nöthigen Instrumenten und Apparaten versah. Später setzte er sein Werk in dem durch die Kirche errichteten großen Gebäude fort. Er war auch in Ungarn der erste Apostel der Bodenverbesserung; ferner akklimatisirte er neue Pflanzen, z. B. die Luzerne. Die Zahl seiner Schüler stieg auf 900 und er gewann für ihren Unterricht die besten Professoren. Diese neue Anstalt wurde von vielen hervorragenden Männern besucht und auch von ausländischen Fachmännern mit Lob überhäuft. Trotzdem mußte dieses seiner Zeit kühn vorauseilende Unternehmen im Jahre 1798 aufhören. Selbst die wohlwollende Verordnung des Königs Franz vermochte es nicht auf sicheren Boden zu stellen. Der durch die Franzosenkriege erschöpfte Staatsschatz entzog ihm die Unterstützung und so erlebte Tessedik im Jahre 1806 den großen Schmerz, daß er die Haupterrungenschaft seines Lebens und Strebens zusammenbrechen sah.

Die volkswirthschaftlichen Verhältnisse waren zu dieser Zeit im Allgemeinen nicht günstig. Trotzdem brachte der energische Geist Tessediks im Jahre 1792 die Gründung einer Seidenfabrik in Békés-Csaba zuwege, welche ungefähr 800 Kindern Beschäftigung und Belehrung bot. Der erste Erfolg war nicht nur befriedigend, sondern berechtigte wirklich zu großen Hoffnungen. Die Csabaer Seidenstoffe erregten nicht wenig Aufsehen und das Comitat ernannte eine eigene Commission zur Förderung der Seidenproduction. Doch erwies sich all dieses schöne Streben theils wegen der Franzosenkriege, theils weil es keinen Markt für den Verkauf der Seidencocons gab, schließlich unfruchtbar.

Neben der Tessedik'schen Richtung auf das Reale brachte der Seelsorger Daniel Boczkó in Szarvas eine geistige Bewegung in Gang, deren Frucht die Gründung des Gymnasiums zu Mezöberény (1802) war. Dieses Institut wurde später (1834) durch das evangelische Seniorat A. C. des Békéser Comitats in das Tessedik'sche kirchliche Gebäude zu Szarvas verlegt; jetzt gehört es zu den hervorragendsten Schulen dieser Kategorie im Lande und ist als solche unstreitig einer der mächtigsten Culturhebel im Comitate. Ihr schließt sich das sechsclassige reformirte Gymnasium zu Békés an, das mit Unterstützung des Grafen Josef Wenckheim im Jahre 1844 gegründet wurde; desgleichen das treffliche vierclassige Untergymnasium der Evangelischen in Békés-Csaba, gestiftet im Jahre 1858 aus Anlaß der Geburt weiland des Kronprinzen Rudolf.

Das Volksschulwesen hat sich in demselben Verhältniß gehoben wie die Zahl und der Wohlstand der Bevölkerung. Zwischen den verschiedenen Kirchen entstand ein edler Wetteifer in der Förderung ihrer Schulen, denn Jedermann begann zu fühlen, daß von dem Bildungsgrade der jungen Generation auch die Zukunft der Kirche abhänge. Die confessionslose Schule erfreut sich keiner besonderen Beliebtheit, da das Volk vielfach



Volksbelustigung in Békés-Csaba.

geneigt ist, sie als religionslose Schule zu betrachten. Gegenwärtig erhalten in 27 Gemeinden mit 214 Schulen über 33.000 Kinder Elementarunterricht. Unter diesen Schulen werden nur noch 59, mit kaum 700 Kindern, durch die Gemeinden erhalten, die anderen sind sämmtlich confessionell und haben, in runder Zahl, 7.000 römisch-katholische, 800 griechisch-orientalische, 12.000 reformirte, 13.000 evangelische und 1.200 israelitische Schüler. Die Stadt Csaba, welche noch im „Hármas Kistükör“ („dreifachen kleinen Spiegel“), dem einstigen Lehrbuch der Geographie in den Elementarschulen, „das größte Dorf“ genannt wird, hat im vorigen Jahrzehnt auch ein schönes ungarisches Theater erbauen lassen.

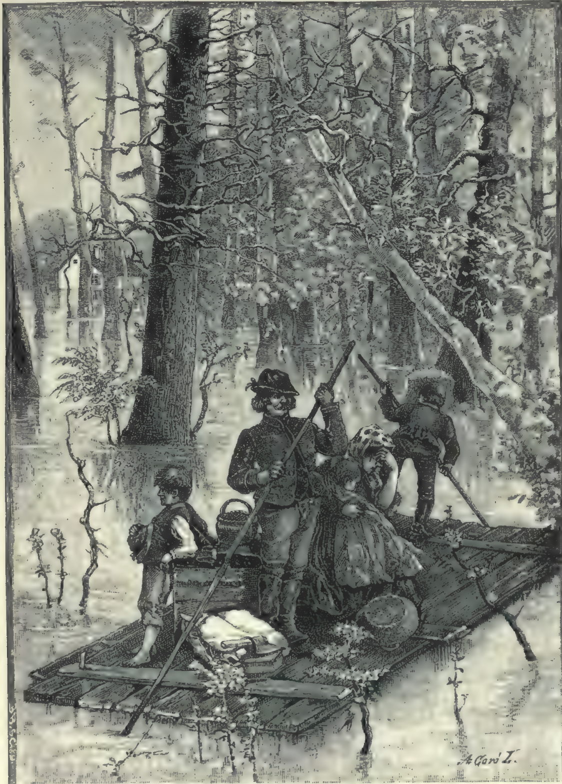
Der Fortschritt der geistigen Cultur zeigt sich ferner in manchem neuerdings errichteten Museum. In Szarvas enthält dasselbe außer alten Münzen und Naturgegenständen auch Bilder und Statuen, in Gyula Comitatsalterthümer und andere Merkwürdigkeiten, in Csaba eine wohlgeordnete Sammlung landwirthschaftlicher und gewerblicher Gegenstände.

Von den Künsten wissen wir, daß ehedem die Goldschmiedekunst in Gyula geblüht hat und in neuerer Zeit Maler von der Bedeutung Samuel Orlays, Anton Haans und Johann Jankós dem Comitate entstammt sind, während Michael Munkácsy zwar nicht in Békés geboren ist, aber seine Jugend dort verbracht und seine rühmliche Laufbahn dort begonnen hat. Unter den Architekten sind Anton und Victor Czigler, aus der langen Reihe der ungarischen Componisten Franz Erkel als solche zu nennen, die man im Comitate mit Stolz Békéser Kinder nennt.

Die Hausindustrie und regelmäßige häusliche Beschäftigung des Volkes ändert sich je nach den Bedürfnissen und immer gesteigerten Anforderungen des Lebens. Von größtem Einfluß darauf sind die geographische Lage und natürliche Beschaffenheit der Gegend, dann die allgemeine Denkart des Volkes, die sich unvermerkt ändert, jedoch ein sicherer Gradmesser der Volksbildung ist. Die Matten- und Korbflechterei wird meist im Sárrét und längs der Körösflüsse, das Spinnen und Weben in den meisten Gemeinden, besonders aber in Csaba und Szarvas betrieben.

Die Mehrzahl der Bevölkerung jedoch widmet sich dem Landbau. Ihr werthvollstes Eigenthum besteht im Grundbesitz und dem darauf gezüchteten Vieh. Zumeist werden Weizen, Gerste und Mais gebaut, und da sich nach Mais in der Regel eine gute Weizenernte einstellt, ersetzt jener meistens die Brache. Die größeren Besitzer bauen mit vielem Erfolg auch Raps und Tabak, der kleine Besitzer jedoch folgt noch immer dem alten landwirthschaftlichen System. An Futtersaaten zum Ersatz der natürlichen Wiesen finden sich nur die Luzerne und mit Futterwicke gemischter Hafer. Das Klima ist ungemein veränderlich, auf die kältesten Winter folgen die heißesten Sommer, auf kalte Tage meist

tropische Hitze und auch der Regenfall ist je nach der Richtung der Winde sehr unregelmäßig; so ist es sozusagen zum Volksglauben geworden, daß bei der Landwirthschaft nicht die Arbeit, sondern das Wetter entscheidet. Doch hat die Noth, die große Lehrmeisterin, in neuerer Zeit den Landwirth so Manches gelehrt, wovon er früher nicht einmal hören



Flucht vor Überschwemmung im Békéser Walde.

wollte. Der Nutzen des Düngers und der landwirthschaftlichen Maschinen beginnt ihm einzuleuchten und er gewöhnt sich an sie. Neben der Zucht von Thieren, besonders Pferden, hat auch die Obstcultur einen Aufschwung genommen. Bei jeder Tanya sieht man einen Garten, der den Eigenthümer mit Obst und Gemüse versorgt. Die ganze herrliche Ebene ist mit Tanyas bestreut, um welche her die Baumpflanzungen förmliche Haine bilden, so daß das Auge des Reisenden mit Vergnügen darauf verweilt.

Seitdem sich die Verkehrsmittel derart gemehrt haben, daß fast jede große Gemeinde in Békés eine leicht erreichbare Bahnstation in der Nähe hat, geht es auch mit dem Handel gut vorwärts. Die Flüsse, deren Überschwemmungen alljährlich vielen Schaden anrichteten, sind meist schon regulirt und zum Theil mit Kanälen (wie die Hosszufoker-, Határ-, Gyepes- und Körös-Kanäle) versehen, was sowohl die Abfuhr der Gewässer, als auch die landwirthschaftliche Berieselung in wünschenswerther Weise befördert.

Unter solchen Verhältnissen erfreut sich das Landvolk einer allgemeinen Wohlfahrt. Durch sparsames und sittliches Leben sind viele so reich geworden, daß die Größe ihres Einkommens in gar keinem Verhältniß zu ihren geringen Bedürfnissen und ihrem bescheidenen Bildungsgrade steht. Das ist die sogenannte Bauernaristokratie, die den städtisch gekleideten Mann von Bildung, wenn er vermögenslos ist, geringschätzt. Im Ganzen und Großen ist es auch der Landmann, für den die meisten Gewerbsleute arbeiten, für den die meisten Beamten da sind, dessen Producte zu verwerthen und dessen Bedürfnisse zu decken die meisten Kaufleute suchen müssen. Darum bekundet der Landmann im Békéser Comitate viel Selbstgefühl, Stolz, ja in mancher Hinsicht auch Hochmuth. Das Hauptziel seines Ehrgeizes ist der Landerwerb und daneben die amtliche Stellung, besonders die eines Gemeinderichters oder Kirchen-Curators.

Der Mann von Békés hält sehr auf Anständigkeit und Billigkeit, er ehrt seine Obrigkeiten, besonders den Geistlichen, Lehrer und Notar. Aber auch dem Fremden erweist er Ehre. Gastlichkeit und freundschaftlicher Verkehr liegen in seiner Natur. In dieser Hinsicht ist auch der Unterschied der Nationalitäten kein Hinderniß. Zwischen den verschiedensprachigen Nachbargemeinden hat sich ein herzliches Verhältniß entwickelt und ihre Bewohner besuchen sich gegenseitig. Die Magyaren schicken ihre Kinder tauschweise in slovakisch oder deutsch sprechende Gemeinden, damit sie die Sprachen lernen, und ebenso gern schicken die Slovaken, Deutschen und Walachen ihre Kinder in Tausch oder Dienst nach magyarischen Orten, um sie deren Sprache lernen zu lassen. Das Volk sieht die Nothwendigkeit des Magyarischen so sehr ein, daß es die Staatssprache freiwillig selbst in seine Schulen und Kirchen als Sprache des Vortrags und der Predigt einführt.

Wie weise und aufgeklärt die Führer des Volkes sind, ersieht man daraus, daß in der Bevölkerung des Békéser Comitats bisher niemals confessionelle Zwistigkeiten vorgekommen sind, selbst nicht in Gemeinden, deren Bewohner verschiedenen Glaubensbekenntnissen angehören. Die verhältnißmäßig stärksten Zahlen, und zwar annähernd gleich hoch weisen die Evangelischen und Reformirten auf. Jene sind meist Slovaken und Deutsche, diese durchwegs Magyaren. Die Zahl der Protestanten beider Bekenntnisse beträgt 170.000, die der Katholiken 50.000, der Griechisch-Nichtunirten 8.000, der Juden 7.000. Im Allgemeinen sind die Bewohner körperlich gut entwickelt und langlebig.



Schloß zu Kigyós.

Daß die guten alten Sitten bei ihnen noch nicht ausgestorben sind, geht namentlich aus den ziemlich günstigen Daten der Rekrutirungen hervor.

In Bezug auf seine confessionellen und nationalen Verhältnisse ist das Békéser Comitat gleichsam ein kleiner Spiegel des ganzen Landes. Jede Confession, jede Nationalität hält an ihren eigenen Sitten und Gebräuchen fest, ohne daß es ihr einfiele, das Recht Anderer zu gleichem Verhalten in Frage zu stellen.

Daher rührt die große Buntheit in der äußeren Erscheinung des Volkes, in Kleidung und häuslichen Einrichtungen, eine Buntheit, die jedoch nie in schreiende Gegensätze ausartet. Die Bewohner einer und derselben Stadt sind je nach Sprache und Religion gleich auf den ersten Blick von einander zu unterscheiden. Selbst der Charakter der einzelnen Stadttheile ist ein besonderer, je nachdem sie von Magyaren, Deutschen, Slovaken oder Walachen bewohnt sind.

Dieser Charakter prägt sich sowohl in der Bauart des Hauses aus, als auch in der Eintheilung und Einrichtung desselben, in der Anlage des Hofes und Gartens, in der Verzierung der Außenmauern und Umzäunungen, so daß der aufmerksame Reisende an diesen volksthümlichen Äußerungen des Geschmacks sofort die eigenartige Denkweise des betreffenden Volkes und den Grad seiner Cultur erkennen kann. Der Schönheitssinn der Frauen bekundet sich in der Nettigkeit und Reinlichkeit der ersten, nicht zum Wohnen benützten Stube, in die man den Gast zu führen pflegt. Die Wandbemalung, welche hier und da die Thüren und Fenster umgibt, zeigt in zarter Weise schweigend an, daß in dem Hause ein heiratsfähiges Mädchen wohnt und die Besuche junger Leute willkommen sind.

In der Tracht gibt die bekannte Kleidung der Magyaren den Ton an, doch läßt sie viele Abweichungen zu. Während z. B. der Magyare von Békés oder Orosháza den Hut mit breiterer Krämpe vorzieht, hängt der von Doboz und dem Sárrét an der Kopfbedeckung, deren Krämpe die schmalste ist. Zum kurzen, reinen Weißzeug (Hemd und Gatya) tragen die Bemittelteren Rock und Beinkleid aus Tuch; während jedoch die Oberkleider (Szür, Bunda und Bekecs) im nordwestlichen Theile des Comitats ganz im Geschmack der magyarischen Theißanwohner gefertigt sind, zeigen im Osten die Sárrét-Bewohner einen größeren Einfluß der Biharer Tracht.

Die magyarische Tracht der Theißgegend wird am meisten durch die Slovaken, weniger durch die Deutschen und am wenigsten durch die Walachen nachgeahmt. Wer z. B. die vor einem halben Jahrhundert gebräuchliche Tracht der Slovaken von Csaba und Berény, von Komlós und Szarvas mit der jetzigen vergleicht, wird ungemein interessante Entwicklungsstufen erkennen. Die Slovaken von Csaba trugen früher breitkrämpige Hüte mit hoch aufgebundenen und auseinandergeneigten Reiherfedern geschmückt. Ihr Oberkleid war ein weißer, mit Schaffell besetzter, bei Wohlhabenderen mit schwarzem



Säen und Eggen.

Pelz verbrämter kurzer „Ködmön“ (ledernes Wamms). Heute sieht man dort überall regelrechte kleine ungarische Hüte und anliegende schwarze Tuchröcke. Die Tracht der Slovaken von Szarvas war vordem ein hoher, schmalkrämpiger Hut, kurzes Hemd, enge Gatya und quer über dieser ein breiter Ledergürtel. Heute unterscheidet sie sich in gar nichts von der Tracht der Magyaren. Dieser zunächst steht die Tracht von Tót-Komlós, die ihr ungefähr so ähnlich ist, wie die slovakische von Berény der slovakischen von Csaba. Ködmöns sind im Allgemeinen selten zu sehen; das Handwerk der Kürschner beschränkt sich nur noch auf die Verfertigung von Bundas (Schafpelzen). Der Deutsche von Gyula hat, wie auch der Walache, den älteren Typus seiner Volkstracht noch so ziemlich erhalten.

Am auffallendsten ist aber der Unterschied in der Mode bei der Tracht der Frauen und Mädchen, welche nicht nur guten Geschmack, sondern leider auch das Umsichgreifen des Luxus verräth. Ohne ein seidenes Tuch fühlt sich selbst die geringste Dienstmagd unglücklich. Die Töchter der wohlhabenderen Landwirthe aber kennen gar keine Grenzen für ihren Bedarf an Schürzen, Spensern und Röcken aus Seide und Sammt. Diese Eitelkeit, welche besonders die einfachen Sitten der Magyaren angegriffen hat, verbreitet sich stark auch bei den Slovaken und Deutschen. Es ist ein überaus interessantes Schauspiel, die kunterbunten Gruppen der Mädchen zu sehen, wenn sie in Feiertagskleidern aus der Kirche heimwärts ziehen oder ihre gewohnten Unterhaltungsplätze aufsuchen. Es ist förmlich ein kleines ethnographisches Museum voll Leben, das sich da vor dem Auge entfaltet und die Denkart und Vergnügungslust der Jugend zu lebhaftem Ausdruck gelangen läßt.

Spinnstube und Schleißstube (für das Federnschleißen) verlieren nach und nach ihre frühere Wichtigkeit, welche darauf beruhte, daß dort die jungen Leute beiderlei Geschlechts

unter gemüthlichen Scherzen sich kennen lernten. Heutigentags versammelt sich das gemischte Publicum mehr bei Tanzbelustigungen, wie der „Ball der Meister“ und „Ball der Landwirthe“, wo aber die volksthümlichen Typen und Sitten sich nach und nach verwischen und ihren anziehenden urwüchsigen Charakter verlieren. Nur bei Kindstaufen, Hochzeiten und Leichenschmäusen werden die alten Volksgebräuche aufrecht erhalten. Da tauchen noch jene originellen Gestalten auf, welche durch ihre überlieferten Reimsprüche, Willkomm- oder Abschiedsreden bald laute Heiterkeit, bald Thränen der Rührung hervorzurufen pflegen. Diese bilden den Stolz des Volkes und sind seine wirklichen Autoritäten, die sich als mächtig treibende Kräfte im gesellschaftlichen Leben geltend machen.

Die Gewerbetreibenden und wohlhabenderen Landwirthe nehmen sich auch der Culturinteressen des öffentlichen und gesellschaftlichen Lebens an. Sie betheiligen sich lebhaft an den landwirthschaftlichen, gewerblichen und Leseclubs. In Gyula, Csaba und Szarvas erscheinen Zeitungen, die sich selbstverständlich besonders den localen Angelegenheiten und Interessen widmen.

Und damit sei diese skizzenhafte Darstellung des Volkes und der Zustände im Békéser Comitate geschlossen.

Die Arader Ebene.

Vor zweihundert Jahren vereinigten sich die Fluten der Weißen und Schwarzen Körös am Fuße der Burg von Gyula in dem „unermeßlichen“ Sarkader See. Diesen umgab ein weithin gedehnter Gürtel von Röhricht, Sumpf und Moor. Dies mag, außer den siebzehn bei der Vertheidigung von Gyula erhaltenen Wunden, der Grund gewesen sein, warum Wolfgang Bethlen, der Vater Gabriel Bethlens, des glorreichsten Fürsten von Siebenbürgen, volle drei Tage brauchte, um von Gyula aus ununterbrochen durch Sumpf und Rohr irrend das Besitzthum seiner Ahnen, das in der Arader Ebene gelegene Bethlen-Ösi zu erreichen. Die beiden Punkte sind nur 16 Kilometer von einander entfernt!

Von der Mündung der beiden Körös aufwärts bis dorthin, wo die Schwarze Körös die Biharer, die Weiße Körös aber die Arader Ebene erreicht, stand damals nichts als Waldung, und nach dieser wurde die ganze Gegend Erdőhát (Waldrücken) benannt. Aus hundertjährigen Eichen und Ulmen bestand dieser Forst, dessen Ausdehnung auf etwa 1.000 Quadratkilometer geschätzt wurde. Zur Zeit der Überschwemmungen war es schrecklich, dort zu reisen. „Da die Wege“ — so berichtet ein Memoirenschreiber des XVII. Jahrhunderts — „nirgends sichtbar waren, mußten die Soldaten den Wald der Breite nach angehen und, wo er irgend Öffnungen wies, immer vorwärts dringend, über Bäche und Wasserrisse hinweg, selbst zu Pferde noch bis unter die Achseln im Wasser, an

vielen Stellen auch unter den Bäumen die Pferde schwemmend, selbst wo keine Schwemme war, an noch mehreren Stellen aber sie vom Morgen bis zum Abend bis an die Sattelflügel im Wasser waten lassend, also sich hindurcharbeiten.“ Nur an hügeligeren Stellen war menschliche Arbeit möglich. Dort standen die Ortschaften, und zwar ziemlich dicht, inmitten ihrer Äcker und Hutweiden, die aber nicht zusammenhingen, sondern durch die Gewässer zerrissen waren.

Quer durch diesen Urwald liefen die äußere und die innere Grenze (limes) Daciens, deren Linien an vielen Orten noch jetzt ganz deutlich wahrnehmbar sind; oft genug wirft die Pflugschar Gegenstände der Urzeit empor, sowie die Baggermaschine aus den Flüssen Mammuthknochen herausholt. In Vadász, in Csermö fanden sich Spuren von Gußwerkstätten der Bronzezeit, an die Zeit der ersten Árpáden aber erinnern urwüchsige kernmagyarische Ortsnamen. Hier besaßen die altmagyarischen Sagensänger, die „Igricz“, Landeigenthum, denn der Ort Igriczverse gehörte ihnen, sie besaßen ihn unter demselben Rechtstitel, wie die Kohlenbrenner, welche gleichfalls königliche Diener waren, Gyula-Varsánd. Die Köhler fanden wahrlich massenhaften Stoff für ihre Meiler und ebenso die „Igricz“ für ihr Sagensingen: z. B. wie Velek dieses Land erobert, wie er die Burg Zaránd gegründet und wie die Tataren hier gehaust, welche im Jahre 1241 auf der Nadaber Insel in der Weißen Körös so viele Ungarn niedermetzelten, daß man dort ihre Gerippe noch jetzt zu Hunderten findet.

Doch nicht nur von Säbelgeklirr hat das Lied zu singen. In Fekete-Gyarmat und Vadász an der Schwarzen Körös sind in den zerbröckelnden Kirchen aus dem XIII. Jahrhundert noch Fresken erhalten als Beweis, daß die Becse-Gregors und andere mächtige Herren auch die bildenden Künste nicht vernachlässigt haben. Das Christusbild zu Vadász verräth schon durch seine Composition, daß es nicht das Werk eines gewöhnlichen Malers ist.

Markt- und Kaufleute konnten die Urwälder sicher durchziehen, so lange nicht die Türken Herren im Lande geworden. Dann freilich bekam die ganze Bevölkerung einen anderen Charakter. Die Magyaren wurden es satt, in den Waldverstecken zu lungern oder ihren Acker mit dem Säbel in der Faust zu bestellen; sie wanderten also nach anderen, sichereren Gegenden aus oder gingen geradenwegs dem Feinde entgegen. Und doch verheerten die Türken nicht unbedingt Alles, wenigstens nicht im östlichen Theile des Erdöhát, in der Gegend von Boros-Jenö. Ja, sie belohnten vielmehr Solche, die Fruchtbäume gepflanzt hatten. Gerade die Türken haben ein Prachtstück des ungarischen Obstbaues hier heimisch gemacht, den Sikulaer Apfel, der nach einer kleinen Ortschaft des Erdöhát benannt ist und unter seinem eigenen magyarischen Namen in den Weltverkehr gelangt.

Nach der türkischen Epoche wanderten an die Stelle der Magyaren die Rumänen des benachbarten Berglandes in die Ebene ein und wurden getreue Hörige des Herzogs von Modena, der im vorigen Jahrhundert zwischen der Schwarzen Körös und der Maros eine Domäne von fast 3.000 Quadratkilometer erhielt, mit ihr auch den Erdöhát. Doch ließen jene Herzoge von Este, welche in ihrer Stammheimat die Pfleger von Kunst und Wissenschaft waren, ein halbes Jahrhundert ihres Arader Grundherrenthums verstreichen, ohne hier im Interesse ihrer Hörigen oder doch wenigstens zur Förderung der Landwirthschaft das Geringste zu leisten. Erst mit dem Sturz des Latifundiensystems begann für diese Gegend eine neue Zeit der Blüte. Das Ärar bot die ungeheure Herrschaft feil. Glücklicherweise gingen die Ländereien ziemlich rasch ab und die neuen Grundbesitzer waren bestrebt, den Mängeln zu steuern. In der Ausrodung der Urwälder und Gewinnung neuen Ackerlandes gingen zu Anfang dieses Jahrhunderts besonders zwei Männer mit gutem Beispiel voran. Der Eine war Baron Josef Simonyi, der „tapferste Hußár", der auf seinem Stammsitze Vadász den ewigen Schlaf schläft; der Andere war Palatin Josef, der seine Herrschaft Kis-Jenö zu einer Musteranstalt für Landwirthschaft und Viehzucht entwickelt hat. Er lehrte diese Gegend den großen Vortheil der Futtersaaten (rother Klee, englisches Viehgras, Luzerne, Wicke, Hirsengras u. s. w.) kennen, er zeigte den mit hölzernen Pflügen arbeitenden Bauern die Zugmayer'schen Pflüge, die auf Pferdekraft eingerichteten Hauen, die Häufelpflüge und andere mehr, die schweren Holzwalzen, die eisernen Eggen und so fort. Es dauerte keine vierzig Jahre, und das Volk, das einst kaum zu bewegen war, sich von seinen Holzpflügen zu trennen, fand selbst am Dampfpfluge nichts besonders Wunderbares mehr, und die Dreschmaschine, welche Palatin Josef im Jahre 1845 einbürgerte, beginnt der wohlhabendere Bauer, allein oder in Gemeinschaft mit Anderen, jetzt schon für seinen eigenen kleinen Betrieb anzuschaffen. Der populäre Palatin brachte aber auch richtigere Verhältnisse in seine Ökonomie und vernachlässigte über dem Ackerbau die Viehzucht und landwirthschaftliche Industrie nicht. Er stellte seine Rinderherde aus großkumanischem und Derekegyházer Vieh zusammen, seine Schweineherden aus serbischen und englischen Schweinen, die er in seinen sorgfältig bewirthschafteten Eichenwäldern und in der neben der Spiritusbrennerei aufgestellten Mastanstalt vorzüglich unterzubringen wußte. In den Spiritusbrennereien, Bierbrauereien, Essigfabriken und Kunstmühlen ließ er seine eigenen Producte verarbeiten. Nach seinem Tode (1847) entwickelten seine Söhne den Betrieb noch mehr, dessen Gesammterträgniß im Jahre 1817, als der Palatin die Domäne erwarb, kaum 35.000 Gulden betrug, während nach einigen Jahren schon die Schweinezucht allein weit mehr abwarf.

In dem einfachen Schlosse zu Kis-Jenö, am Ufer der Weißen Körös, und in dessen Park, welcher „Háda" genannt wird, haben die Palatine Josef und Stefan öfters

geweilt, und häufig verkehrt dort Erzherzog Josef, der Oberbefehlshaber der Honvédtruppen, der sich auch an den Schutzarbeiten gegen die Überschwemmungen schon wiederholt betheiligt hat. Was diese betrifft, so sind sie zwar durch die Regulirung der Gewässer nicht ganz beseitigt, doch ist so viel erreicht, daß der Erdöhát jetzt nur noch zeitweilig unter Wasser steht, während er vordem fast ununterbrochen überflutet war. Erdöhegy, Nadab, Ágya, Miske, Fekete-Gyarmat, Nagy-Zerénd u. s. w., Orte, deren Ursprung bis auf die Árpáden zurückgeht, gehören sämmtlich zu dieser Musterherrschaft. Mit schönen, hohen



Partie aus dem Park zu Kis-Jenö.

Baumreihen eingefaßte und mit Maschinen bearbeitete Ackerfelder liegen jetzt dort, wo einst der Urwald stand. Einzelne Partien des letzteren hat man jedoch als wohlgepflegten Wald stehen lassen, während auf den Hutweiden, am Ufer der Körös, nur hier und da einige hundertjährige Eichen verschont geblieben sind, um der Herde in der stärksten Sommerhitze ein kühles Plätzchen zu bieten.

Von Kis-Jenö geht eine Flügelbahn nach Westen und Süden; eine andere dürfte wohl zwischen Gyula und Csermö gebaut werden, womit dann das Eisenbahnnetz der Arader Ebene vollendet sein wird.

Von Csermö führt die Eisenbahn schon nach Boros-Jenö, dem merkwürdigsten Punkte des Erdöhát, wo der untere Lauf der Weißen Körös beginnt und der Erdöhát seine südliche Grenze findet.

Am rechten Ufer des Flusses erhebt sich die Burg von Boros-Jenö, die im XVII. Jahrhundert für einen Schlüssel Siebenbürgens galt und zuweilen auch die Augen Europas auf sich lenkte. So lange die Türken das ungarische Alföld nicht besetzt hatten, ging die Richtung ihrer Angriffe auf Siebenbürgen in der Regel durch das Eiserne Thor (längs der Temes und Bisztra, des Hátszeger Thals und des Sztrigyflusses), und sie mußten sich mit dieser Linie selbst dann begnügen, als sie auch schon Temesvár erobert hatten (1552). Durch die Einnahme von Gyula jedoch (1566) bekamen sie auch den mittleren Abschnitt der Weißen Körös in ihre Gewalt und trachteten nun, sich durch die Thäler der Weißen Körös und Maros einen Weg nach Siebenbürgen zu bahnen. Seit Jahrhunderten führte die bedeutendste Kriegs- und Handelsstraße dahin längs der Maros, umsomehr also mußten sie bedauern, daß sie den Schlüssel dieser Linie, die Festung Lippa, im XVI. Jahrhundert nur verhältnißmäßig kurze Zeit behaupten konnten. Anderseits hatte das Thal der Weißen Körös, welches gegen Déva hin mit der Maros durch die von den Fürsten vortrefflich instand gehaltene Kaján-Straße verbunden war, theils wiederum als Kriegsstraße, theils als direct in den Mittelpunkt des siebenbürgischen Goldbezirkes führender Weg seine besondere Wichtigkeit. Und den Ausgang dieses Thales bewachte die Festung Boros-Jenö. Der beste Punkt für die Vereinigung der beiden von hier und von Lippa aus nach Siebenbürgen eindringenden Heersäulen war die Gegend von Déva. Das Thal der Reißenden Körös konnte vorderhand noch nicht in Betracht kommen, da die Festung Groß-Wardein nebst der gemeinsamen Macht Siebenbürgens und Ungarns den Ausgang des Thales dergestalt verschloß, daß er unbezwinglich war. Die Türken forderten also, um Siebenbürgen in ihrer Macht zu haben, von den Fürsten schon seit der Mitte des XVI. Jahrhunderts halsstarrig die Übergabe der Festungen Boros-Jenö und Lippa. Davon wollten die Ungarn nichts wissen. Zwar wurde Lippa am 14. Juni 1616 durch Bethlen thatsächlich übergeben, damit die Türken nicht statt Schutzherren Siebenbürgens dessen Beherrscher würden, von der Übergabe Boros-Jenös jedoch wollte er gar nichts hören. Noch ein halbes Jahrhundert lang verblieb diese Festung ein starker Wall Ungarns, ja der ganzen Christenheit. Gabriel Haller ließ die Mauern aus Trachytquadern, unter Beobachtung aller Grundsätze des Festungsbaues im XVII. Jahrhundert, neu erbauen; trotzdem gerieth die Festung wenige Jahre später (3. September 1658) durch den Verrath eines Theiles der Besatzung in türkische Hände. Nun mußte alsbald auch Groß-Wardein fallen und mit ihm die Unabhängigkeit Siebenbürgens; die Türken hatten Blut geleckt und planten nunmehr die Eroberung nicht nur Ungarns, sondern auch Deutschlands. Es bedurfte der mörderischen Schlachten bei St. Gotthard, Wien, Ofen, Mohács und Zenta, um ihren Hochmuth durch christliche Waffen zu brechen. Durch diese Siege wurde 1693 auch die Festung Boros-Jenö wiedergewonnen, aber nur als Ruine. Ihr Haupttheil



Eichenwald im Alföld.

steht auch jetzt unter Dach, ist aber nicht ganz stilgerecht wiederhergestellt und dient als Honvédkaserne. Das Minaret ist unversehrt geblieben und gehört zu den wenigen Denkmalen der Türkenherrschaft in Ungarn. Man sagt auch, es fließe Türkenblut in den Adern der Einwohner von Boros-Jenö, welche den Ruf haben, die schönsten Leute im Arader Comitate zu sein. In Boros-Jenö blühte ehemals eine ganze Reihe von Innungen und die dortigen Goldschmiede waren berühmt, selbst während der Fremdherrschaft, wo es sehr schlimm um die öffentliche Sicherheit stand. Jetzt beginnt die Stadt, Dank ihrer glücklichen Lage und besonders seitdem sie Eisenbahnstation ist, sich wieder zu beleben. Ihr Hauptheil liegt schon auf dem linken Ufer der Weißen Körös, also auf der eigentlichen Arader Ebene.

Auf dieser Ebene kommt so viel wie gar kein Wald vor und darum unterscheiden wir sie nicht ohne Grund vom Erdöhát. Im Westen hat sie keine natürlichen Grenzen, auch wird sie von Norden gegen Süden überhaupt von keinem Flusse durchschnitten. Gewöhnlich aber nimmt man als ihre westliche Grenze jene Linie an, auf der die Eisenbahn von Kétegyháza bis Mezöhegyes verläuft. Im Norden ist ihre Grenze die Schwarze Körös, im Süden die Maros, im Osten der westliche Theil des Hegyes-Drócsa, auch Arad-Hegyalja genannt. Ihr Flächenraum beträgt ungefähr 2.000 Quadratkilometer. Ihr Boden ist weniger den Überschwemmungen unterworfen als der Erdöhát. Der Szárazér (= trockene Bach), der mitten hindurchzieht, führt nur bei Regengüssen Wasser, so daß dem Wassermangel zum Theil durch Anlage von Kanälen abgeholfen werden muß.

Von der Weißen Körös geht der nahe an 82 Kilometer lange Palatinalkanal aus, der schon 1840 auf Comitatskosten angelegt wurde. Durch das Protectorat des Palatins Josef und die Fachkenntniß von Josef Beszédes wurden seine Kosten auf $1^1/_3$ Millionen Gulden ermäßigt. Sein Wasser treibt 12 Kunstmühlen und außer solcher Förderung der Industrie sollte seine Aufgabe noch sein, die Gewässer der Weißen Körös zu theilen und die Sümpfe auszutrocknen. Gerade in dieser Gegend, am Tasnyikbach, der mit dem Csigér vereint in die Körös fällt, erbaute der Zaránder Zimmermeister Stefan Sebesi im Jahre 1778 seine „Flügelmühlen“. Der Name des einfachen Gewerbsmannes verdient erwähnt zu werden, denn auf den Gewässern der Arader Ebenen sind noch jetzt die nach seiner Construction eingerichteten Schiffsmühlen in Thätigkeit und vermahlen jährlich etwa 30.000 Metercentner Getreide, also ein Viertel dessen, was sämmtliche Dampfmühlen herstellen, deren Producte auch jenseits des Oceans einen Markt haben. Der andere bedeutende Kanal ist 1889 angelegt und hat die Aufgabe, die Zuckerfabrik zu Mezöhegyes von Arad her mit Maroswasser zu versehen.

Die einzigen, kaum in Betracht zu ziehenden Unebenheiten auf der fruchtbaren und anmuthigen Arader Ebene, welche sich als vollkommenes Flachland darstellt, sind die

sogenannten „Kumanenhügel" (kunhalom), 110 an der Zahl, die Fundstätten so vieler urzeitlicher Gegenstände. Außer der Vorzüglichkeit des Bodens, die nur im Nordosten durch eine sodahaltige Strecke beeinträchtigt wird, fallen da noch zwei günstige Umstände ins Gewicht: eine vor Überschwemmungen gesicherte Lage und die nach allen Richtungen verzweigten Eisenbahnen. Diese sind großentheils durch die Intelligenz der Gegend erbaut worden. Die Budapest-Arader Linie theilt die Ebene in zwei gleiche Hälften; in der östlichen finden sich größere Ortschaften, in der westlichen wird mehr Tanyawirthschaft betrieben.



Világos und seine Burg.

Bei Boros-Jenö und Apatelek beginnt mit dem schönen Makra-Berg der bergige Strich Arad-Hegyalja, der die Ebene (einst „Maroskföz", das heißt Stromland der Maros genannt) ostwärts begleitet. In dieser Gebirgsgegend sind 4.260 Hektar mit Reben bepflanzt. Der Ort Magyarád ist auch im ausländischen Weinhandel wohlbekannt; der dortige Wein wird vornehmlich aus weißen Trauben gepreßt, und zwar ist in neuerer Zeit die großtraubige und reichlich lohnende „Mustafer"-Traube bevorzugt. Durch Hinzufügung der süßen Rosentraube wird der Geschmack des Magyaráders zu einem angenehm säuerlichen gemildert; er ist selbst in seiner jüngeren Periode schon ein vorzüglicher Tafelwein. Unter seinem Namen geht übrigens auch der Muszkaer. In einem freundlichen Winzerhause zu Muszka hat Gregor Csiky, geboren 1842 im benachbarten Pankota, mehrere seiner Werke geschrieben.

In Pankota ist das Volk nur zum Theil magyarisch; zumeist besteht es aus Rumänen oder aus Nachkommen dort angesiedelter Elsaß-Lothringer und Württemberger.

Von der ein halbes Jahrtausend alten Burg Pankota sind kaum mehr Ruinen sichtbar, von der ehemaligen Erzdechantei aber hat man in neuerer Zeit die Grundmauern wiedergefunden. Auch diese dem XV. Jahrhundert angehörige Kirche wurde in der Türkenzeit zerstört. Die Türken liebten Pankota besonders wegen jener warmen Quelle, welche damals am nordwestlichen Abhang des der Stadt benachbarten Kopaszhegy (= Kahlenberg) sprudelte. Als sie die Festung aufgeben mußten, verschütteten sie aus Rache die den ganzen Teich nährende Quelle und machten sie für lange Zeit unauffindbar. Nach der Volkssage aber wären einst so viele Türken ins Bad gegangen, daß der Boden desselben unter der großen Last einstürzte und seitdem mit Allem, was drum und dran, verschwunden blieb. Andere wollen wissen, er sei durch Hineingießen von anderthalb Centnern Quecksilber versenkt worden. Kurz, die Quelle hat sich verkrochen, und doch wäre sie mit geringen Opfern wieder aufzufinden und in ein ansehnliches Bad zu verwandeln.

Nordwestlich von Pankota liegt das Szöllöser Feld, wo am 13. August 1849 das Gros des ungarischen Heeres vor den Russen die Waffen streckte. Világos selbst, nach dem diese Capitulation benannt wird, weil das Document der Übergabe im Bohus'schen Schlosse zu Világos unterfertigt wurde, liegt 12 Kilometer weiter südlich; von hier aus sind nur die düsteren Trümmer seiner alten Burg zu sehen. Es war schon zur Zeit Sigismunds eine königliche Burg und er schenkte es dem serbischen Fürsten Brankovics. Einhundert und zehn Dörfer gehörten zu dieser Hauptveste des damaligen Zaránder Comitats und die Grundherren dieser Herrschaft waren abwechselnd ein Hunyady, Maróthy, Szilágyi, Báthory u. s. f., Burghauptleute aber ein Guthi-Ország, Lábathlan und Andere. In dieser Burg ließ König Matthias (1458) seinen feindlichen Oheim, den Gouverneur Michael Szilágyi gefangen setzen, mit dem er sich aber bald wieder versöhnte.

Am Abhang des Berges von Világos hat die Natur so viel Schönes und Gutes aufgehäuft, daß der Mensch in der That sehr unbehilflich sein müßte, wenn er all das brach liegen ließe. Die Wälder, Bergwerke und Weingärten stehen voran. In den üppigen Forsten, welche die romantischen Gebirge der Südgegend bedecken, fröhnten schon die Könige Karl Robert und Matthias der Waidmannslust, bis die Glocke der Abtei von Bulcs („der Bulcser Stier") erdröhnte und sie zur Heimkehr rief. Diese Eichen- und Buchenwälder sind Eigenthum des Staates, die nördlicheren gehören Privaten, welche Alles anwenden, um ihre Waldbestände so einträglich als möglich zu machen. Da arbeitet die Industrie in Sägemühlen und Parkettenfabriken, da rodet die Axt des Taglöhners, um Brenn- und Bauholz zu gewinnen. Die Gold- und Silberbergwerke sind verlassen, doch ist die Förderung von Eisen und Mangan, sowie von Bau- und Decksteinen recht lohnend.

Am lohnendsten freilich ist „die Eb'ne, die im Gold der Ähren prangt". Sie prangte in diesem Golde schon zur Zeit der Avaren, welche die kostbare Beute ihrer Plünderzüge in ihren „Ring" (Ringwall) bei Szent-Anna schleppten, aus dem im Jahre 1888 ein schöner goldener Kranz ans Tageslicht gelangte; zwischen ihren Außenwällen aber betrieben sie Ackerbau und Viehzucht, und doch war ein großer Theil dieser Gegend noch vor wenigen Jahrzehnten mit Wäldern bedeckt. Im Wappen des Arader Comitats halten zwei rothe Löwen in silbernem Felde eine entwurzelte Ulme, und eben diese Ulme stand bis in die neuste Zeit an jener Stelle, wo der Weg von Szent-Anna nach Világos eine Abzweigung gegen Galsa hin entsendet. Die deutsche Bevölkerung nannte insbesondere diesen Baum „die Ulm". Es ist verhältnißmäßig noch nicht lange her, daß das Ärar als Besitzer diese gewaltigen Forste den Interessen des Ackerbaues zum Opfer gebracht hat, und schon jetzt verdient die landwirthschaftliche Thätigkeit der Schwaben von Szent-Anna mit Lob hervorgehoben zu werden. Sie haben die großen Begünstigungen, die ihnen bei ihrer Ansiedlung gewährt wurden, gut benützt, ja sie begnügen sich gar nicht mit ihrem eigenen ausgedehnten Landbesitz, sondern pachten gern auch anderwärts. Die Wohlhabenheit ist daher allgemein. So hat vor kurzem ein einfacher Bauer ganz allein mit einem Kostenaufwande von 12.000 Gulden die Dreifaltigkeitssäule vor der schönen Kirche zu Szent-Anna errichten lassen. Auch die in der Ebene wohnenden Rumänen sind wohlhabender und in der Cultur weiter fortgeschritten als ihre Stammgenossen im Gebirge.

Südlich von Világos wandern wir längs der mit Winzerhäusern („kolna") besetzten Bergabhänge weiter. Über Kovaszincz, Kuvin und Gyorok gelangen wir nach Ménes, dessen Rothwein bereits der treffliche Geograph Schwartner zu Anfang des Jahrhunderts mit dem homerischen Nektar verglichen und einen „Wein von angenehmer Süße" genannt hat. In Ménes und der Hegyalja wurde schon am Ende des XII. Jahrhunderts Wein gekeltert, die Production des rothen Ausbruchs jedoch begann erst um 1709 in Schwung zu kommen. Man hatte verbreitet, es wären, wie in Tokaj, mit Goldstaub bedeckte Trauben gefunden worden; doch bringt dieser Wein seinen Erzeugern erst seit 1783 wirklich Gold, denn damals begann der Handel damit nach England, seit 1841 aber nach Amerika. Ein Sprichwort sagt: „Tokajer dem Kranken, Méneser dem Gesunden!" Der rothe Ausbruch hat einen angenehmen Nelkenduft und eine sehr feine Blume. Vörösmarty nennt diesen Wein „dunkel wie ein Zigeunermädchen". Es werden davon jährlich 4.000 bis 5.000 Hektoliter Ausbruch und 3.000 bis 4.000 Hektoliter Nachwein („máslás") gewonnen. Auch der helle, goldgelbe Méneser findet guten Absatz, man schätzt an ihm seinen säuerlichen Geschmack, das vorzügliche Bouquet, die spiegelnde Reinheit und den feinen Duft. Der Gesammtertrag an Méneser Wein wird auf 60.000 bis 70.000 Hektoliter jährlich geschätzt.

Die Weinbauern der Gegend cultiviren den Rebstock mit Vorliebe nach dem Bogenschnitt. Sie ziehen ungefähr solche Ruthen wie die rheinländischen, nur daß sie die eine bis zwei alljährlich geschonten Ruthen noch länger belassen und nicht wagerecht oder im Halbbogen gegen den nächsten Rebstock hinziehen, sondern sie in der Richtung der Reihe, die eine nach aufwärts, die andere nach abwärts im vollen Bogen an den eigenen Weinpfahl zurückbiegen und an ein bis zwei Stellen mit Rafia, Weidenruthen oder Schilf festbinden. Im richtigen Verfahren bei der Rebencultur wird das Volk jetzt in der auf dem Maria-Theresienberge errichteten Winzerschule unterwiesen.

Einen beliebten Rothwein liefert auch Paulis, wo die Maros schon völlig die Ebene erreicht. Von hier folgen wir dem Marosthale, an Csicsér und Glogovácz mit ihren alten Abteiruinen vorbei und gelangen bald nach Arad.

Arad hat eine Vergangenheit von achthalb Jahrhunderten und erscheint dennoch als ganz junge Stadt. Es ist die erste königliche Freistadt, die an dem Austritt der bis hierher 500 Kilometer langen Maros in die Ebene entstanden ist, und vielleicht die erste, die auch nach erfolgtem Ortswechsel ihren Namen behalten hat. Die Leute von Glogovácz zeigen noch jetzt fünf Hügel, welche sich von Norden gegen Süden regelrecht aneinanderreihen und der Sage nach dadurch entstanden sind, daß fünf Königssöhne des Riesenvolkes auf der Wanderschaft hier Rast machten, um sich mit ihren Stäben den Straßenkoth von den Bundschuhen zu scharren, und zwar in so großen Mengen, daß jeder Wanderstab davon einen ganzen Hügel aufhäufte. Nach Anderen waren auf den fünf Hügeln die Zelte Bélas des Blinden aufgeschlagen, als er jenen berühmten Reichstag abhielt, welchem 68 Magnaten zum Opfer fielen. (Die Abbildung der „fünf Hügel“, Öthalom, haben wir schon auf Seite 153 dieses Bandes gegeben.) Acht Kilometer weiter gegen Osten erhebt sich wieder ein kleiner Hügel, der einen Obelisken aus Granit trägt; darauf sind dreizehn Namen eingegraben und die Jahreszahl 1849. Zwischen diesen Hügeln bewegt sich die achthalbhundertjährige Geschichte der Stadt Arad. Und mit der Geschichte, mit der Zeit hat sich auch die Stadt thatsächlich fortbewegt und ist vorwärts geschritten. Denn das alte Arad lag an der Stelle des heutigen Glogovácz. Aus seiner älteren Vergangenheit sind nur die fünf Hügel und geringe Trümmer seiner im romanischen Übergangsstil erbauten Kirche übriggeblieben. Um die Mitte des XVI. Jahrhunderts wurde die Stadt an dem jetzigen Orte angelegt; die Gründer der alten Stadt waren Slaven, die der neuen waren, sonderbar genug, Türken. Aber schon als Arad zum ersten Male zu Grunde ging, war es eine magyarische Stadt, und so findet es der Reisende auch jetzt. Seine Festung wurde um die Mitte des vorigen Jahrhunderts nach den Plänen des Generals Baron Harsch erbaut. Sie galt zu jener Zeit für einen Triumph des Festungsbaues, aber schon Josef II. meinte, die daran gewendeten Millionen wären hinausgeworfenes Geld.



Arad.

Als die Festung anfing ihre Bedeutung zu verlieren, begann sofort der stufenweise, stetige Aufschwung der Stadt. Arad ist heute, obgleich es mit seinen 40.000 Einwohnern hinter Hód-Mezö-Vásárhely zurücksteht, in Bezug auf Bauthätigkeit, gesellschaftliches Leben und echt städtischen Charakter der bedeutendste Platz in dem Lande zwischen Körös, Theiß und Maros. Als schön kann aber eigentlich nur die innere Stadt gelten, welche von Norden nach Süden der Länge nach durch einen breiten, für die magyarischen Städte charakteristischen Straßenzug durchschnitten ist. In diesen fallen der Reihe nach die Andrássystraße, der Hauptplatz und der Freiheitsplatz, in welche von der Seite her hübsche Gassen münden. Auf dem Hauptplatze fallen das Rathhaus, das Gebäude der Finanzdirection und der Palast der Arad-Csanáder Eisenbahn durch ihre stilgerechte Architektur sofort in die Augen und bilden eine Platzvedute, wie sie nur wenige Provinzstädte Ungarns aufzuweisen haben. In der Umgebung dieser Paläste werden auch die Zinshäuser mit immer steigendem Luxus ausgestattet, und selbst wer aus der Großstadt kommt, fühlt sich auf dem tadellosen Asphaltpflaster, unter dem Kreuz-und-Quer von Telegraphen- und Telephondrähten, in Straßen mit guter Gasbeleuchtung, bei Tramwaygeklingel und Fiakergeroll, im Gewühl des Publicums, das sich vor glänzenden Schaufenstern staut oder geräuschvoll auf- und niederwogt, keineswegs kleinstädtisch angemuthet. Übrigens findet er schon in den Gasthöfen, sowie in den Bädern allen Comfort und zum Theil auch Luxus. Indeß dürfte seine gute Meinung wesentlich beeinträchtigt werden durch den Mangel, oder vielmehr die Mangelhaftigkeit von Wasserleitung und Kanalisirung, durch die geringe Zahl der öffentlichen Gärten und den ungleichmäßigen, hier und da lückenhaften Ausbau der Straßen. Auch schadet es dem Eindruck, daß Arad, obgleich Sitz eines griechisch-orientalischen, rumänischen Bisthums, keine würdige Domkirche besitzt; die römisch-katholische Mehrheit der Bevölkerung muß sich Alles in Allem in zwei bescheidenen Kirchen zusammendrängen. In wahren Palästen sind hingegen die staatlichen und städtischen Lehranstalten untergebracht, und auch das Theater, das sich zwischen dem Haupt- und dem Freiheitsplatze erhebt, ist ganz neuartig eingerichtet. Am 6. October 1890, dem einundvierzigsten Jahrestage des Todes der ungarischen Generale, wird auf diesem Freiheitsplatze das Märtyrerdenkmal enthüllt werden, das durch den trefflichen einheimischen Bildhauer Georg Zala, nach völliger Umarbeitung eines vom verstorbenen Adolf Huszár herrührenden Entwurfes, modellirt ist. Unterhalb der Festung bezeichnet ein einfaches Steindenkmal den Ort, wo die dreizehn Generale starben; am Ende der an dem Hauptplatze befindlichen Promenade aber steht zur Erinnerung an den Straßenkampf am 8. Februar 1849 eine kleine von Sigmund Aradi geschaffene Gedenkstatue.

In den ausgedehnten Vorstädten, deren zuweilen nur mit Rohr, ja mit Stroh gedeckte Häuser recht dorfmäßig aussehen, suchen wir vergebens nach interessanten Objecten.



Rathhausplatz in Arad.

Von den 3.800 Häusern Arads ist nur etwa ein Zehntel ein- oder mehrstöckig. Der Grund ist zum Theil darin zu suchen, daß das nahe an 1.200 Hektar betragende Gebiet reichlich Raum für den Ackerbau bietet, die Bauern aber gern in gesonderten Häusern wohnen und nicht auf Aftermiether zählen. Stellenweise jedoch erheben sich stattliche Fabriksschlote und am westlichen Ende der Stadt befindet sich die größte Spiritusbrennerei Ungarns, ja man kann sagen der ganzen Monarchie. Außer der Spiritusproduction zeichnet sich Arad in der Mühlen-, Möbel- und Metallindustrie, im Orgelbau und der Fabrication von Chemikalien aus.

Gerade Handel und Industrie sind es, welche Arad zu einem der wichtigsten Plätze des Landes gemacht haben. So wie es schon in Bezug auf gewerblichen Unterricht unmittelbar auf Budapest folgt, steht es auch hinsichtlich seiner Industrieerzeugnisse und des Absatzes derselben in erster Reihe. Daher wächst und erstarkt es von Jahr zu Jahr und hat sich ohne Begünstigungen von Seite des Landes unter die hervorragendsten Städte Südungarns emporgearbeitet. Seine Sparkassen und Banken bekunden die lebhafte Bewegung auf materiellem Gebiete, sowie seine Zeitungen und besonders die zahlreichen Vereine die geistige Regsamkeit der Bevölkerung erkennen lassen. In letzterer Hinsicht ist aus neuerer Zeit der Kölcsey-Verein zu erwähnen, der seine Wirksamkeit als Factor des literarischen und culturellen Lebens mit gutem Erfolg begonnen hat.

Das Ganze gibt das Bild einer Stadt neuen Datums, welche mit ihrem regen Thätigkeitsdrang und Handelsgeist, ihrem völlig demokratischen Ursprung, ihrem Pflichtgefühl und ihrer Neigung zu Gegensätzen den inmitten der Prairien plötzlich aufschießenden amerikanischen Städten vergleichbar ist. Ihr Reichthum, ihre Strebsamkeit und Entwicklungsfähigkeit, ja selbst ihre Tradition gehören gänzlich der ungarischen Neuzeit an.

Arad ist zugleich der Sitz eines gleichnamigen Comitats von 61·5 Quadratmyriameter, mit 300.000 Einwohnern. Die Grenzen dieses uralten Comitats haben sich mannigfach verändert; seine jetzige Gestalt erhielt es um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, als auch der größte Theil des Zaránder Comitats dazugeschlagen wurde. Im Süden wird es jetzt überall von der Maros begrenzt, im Osten ist es von den Verzweigungen der Gebirge Hegyes-Drócsa und Moma-Kodru durchzogen und von der Weißen und Schwarzen Körös bespült, seine westliche Hälfte aber ist fruchtbare Ebene. Dem Übelstand, daß der Comitatssitz am Rande des Gebietes liegt, ist durch die Raschheit, Häufigkeit und Wohlfeilheit des Eisenbahnverkehrs abgeholfen.

Von Arad aus ist auf der Vizinalbahn ein interessanter Ausflug nach Ötvenes zu machen, in dessen Musterwirthschaft die ersten eisernen Pflüge dieser Gegend verfertigt wurden. Von dort gelangt man über das schon erwähnte reiche Szent-Anna nach Simánd, einem der lebhaftesten Orte des ehemaligen Zaránder Comitats, der auch in

historischen Gesängen oftmals erwähnt wird. Chroniken des XVI. Jahrhunderts gedenken der daselbst ständig angesiedelten Zigeuner, welche hier vielleicht zuerst in ganz Europa sich zum Gemeindeleben bequemt haben. Die Schilderung, die von ihnen gemacht wird, erinnert vielfach an die Bettlerversammlungen, „Gaunerkilt", zu Gersau in der Schweiz. Jetzt ist die Bevölkerung größtentheils rumänisch, sowie auch in Nadab, Erdöhegy, Székudvar, Sikló, Ottlaka, Kétegyháza, Kurtics (dem ehemaligen Kurtaegyház) und Mácsa, doch sind die Rumänen später eingewandert, wie auch die Deutschen in Elek, Szent-Márton, Szent-Anna und Panád. Die Eleker werden als „Groschenschwaben" verspottet, weil sie die Erlaubniß zur Auswanderung aus Elsaß und Württemberg nur gegen Entrichtung eines Kopfgeldes von sieben Kreuzern erhielten, und aus Elek sind jetzt 28, aus Szent-Anna aber 13 Virilisten Mitglieder des Comitatsausschusses. Die Deutschen sind alle römisch-katholisch und eines ihrer großen Feste ist die Kirchweih. An diesem Tage ist jedes Haus ein Wirthshaus und auf dem Marktplatze musizirt die Bande von Mittag bis Mitternacht. Während des Tanzes werden ein Lämmchen und ein schwarzes Seidentuch unter den Herrengästen ausgelost. Der Gewinnende bezahlt dafür ein paar Gulden und gibt, wenn er ein „Cavalier" ist, auch noch das Lamm zurück. Da gibt es denn ein Abendessen und auch die Musik ist bezahlt.

Musik läßt man schon die Kinder lernen und ihre Musikbanden treten nicht nur in ihrer Gemeinde, sondern auch in Arad und den Nachbarstädten auf. Die ungarisch gekleidete Knaben-Musikcapelle von Szent-Anna hat sogar weithin in Europa Anerkennung gefunden. Ihr Hauptinstrument ist die Trompete, die ihnen auch einen entsprechenden Spitznamen (rotyogó banda, etwa „prasselnde" oder „britzelnde" Bande) eingetragen hat. Der Ungar unterhält sich bei Zigeunermusik, der Rumäne aber tanzt seine „zsokáta" bei den Klängen des Dudelsacks oder einer einzigen Fiedel.

Westlich von der Budapest-Arader Eisenbahnlinie bis zum Bach Szárazér, der mit ihr im Allgemeinen parallel läuft, ist die Bevölkerung im Ganzen und Großen magyarisch. Rechts vom Szárazér folgt Tanya auf Tanya. In den Umgebungen von Iratos, Kevermes, Dombegyháza (wo das Volk Attilas Grab vermuthet), Kamarás, Bánhegyes und Kovácsháza folgen sich die Tanyas von wohlhäbigem Aussehen reihenweise. Kein Fußbreit Boden bleibt da unbebaut und das rege Leben, das auf den Märkten von Tót-Komlós im Norden, Batonya in der Mitte und Pécska im Süden zu herrschen pflegt, ist Beweis genug, daß die Producte auch Absatz finden.

Die magyarische Bevölkerung erscheint nirgends so charakteristisch als in Pécska. Es ist ein wohlhabendes, zum Aufwand geneigtes Völkchen. Die Frauenspersonen glauben nie schmuck genug zu sein, wenn sie nicht dreizehn Röcke über einander angezogen und um den Hals ein Band mit handbreiter Masche gebunden haben, welche den Anschein

hervorbringt, als säße der Kopf unmittelbar auf den Schultern. Die Burschen tragen einfache Dolmánys und sind im Allgemeinen fleißige, arbeitsame junge Leute. Die ärmeren verdingen sich auf den Arader Tanyas und in der Temes-Gegend, einzeln und truppweise, gern zur Arbeit. Da dies bekannt ist, kommen die Gutsbesitzer zur Zeit des Knechtemiethens auch von weiterher nach Pécska. Zu Neujahr und Georgi versammeln sich die Dienstsuchenden massenhaft auf dem Markte vor dem großen Gasthaus, wo der sogenannte „Dienstbotenmarkt“ abgehalten wird. Ein sehr interessanter Brauch ist es auch, daß in Pécska der Bursche, wenn er sich mit einem Mädchen verlobt hat, dieses schon gleichsam als sein Eigen betrachtet und in der Stube des Brautvaters schläft, als Wächter, damit Keiner ihm die Seinige abspenstig mache. Übrigens halten die jungen Leute in ihren Beziehungen zu einander streng auf Sittsamkeit. Nirgends in dieser Gegend hat der Boden einen so hohen Preis als in Pécska und so mancher Bauer ist 100.000 bis 200.000 Gulden schwer. Auf ihren musterhaft eingerichteten Tanyas machen sie sich jeden Fortschritt zu Nutze; sie lesen landwirthschaftliche und andere Zeitungen; die Vereine für Landwirthschaft und Bienenzucht haben viele Mitglieder und sind bestrebt, alle vernünftigen Neuerungen, sobald sie sie erprobt haben, einzubürgern. Gegenwärtig gibt es in Pécska kaum noch verkäufliches Land; die gut gestellten Bauern fangen also an, ihr Geld zum Theil in Hausbauten anzulegen, und schmücken ihren Ort mit Häusern von ganz herrenmäßigem Aussehen. Aus der Reihe derselben erhebt sich stolz die in romanischem Stil gebaute Kirche, die schönste der ganzen Gegend, die erst in den letzten Jahren errichtet wurde und einen glänzenden Beweis liefert, wie sich das Volk noch die Liebe für monumentale Bauten bewahrt hat, an denen es ehemals, solange nicht Alles durch die Türken verheert war, in dieser Gegend nicht gemangelt hat.

Sowohl die Bewohner von Pécska, als auch die von Pereg sind Colonisten aus neuerer Zeit und meistens Kernmagyaren. Im Jahre 1735 wurde in Pécska durch Pero Szegedinecz, Obersten der serbischen Grenzer längs der Maros, eine raizische Empörung angezettelt. Als aber zur Zeit Maria Theresias der XVIII. Gesetzartikel vom Jahre 1741 diese Militärgrenze der bürgerlichen Verwaltung unterstellte, wanderte ein Theil der unzufriedenen Grenzer 1752 nach Rußland aus, wo sie im Bezirke von Jekaterinoslaw zwischen Kiew und Oczakow Neu-Serbien gründeten und ihre neuen Colonien nach den Ortschaften der Arader Ebene (Kuvin, Glogovácz, Pécska u. s. f.) benannten. An ihre Stelle wanderten Magyaren, Rumänen und Deutsche ein. Gyorok, das heute ein hübscher Marktflecken ist, wurde schon 1743 und zuletzt 1886 (durch Magyaren, die aus der Bukowina zurückverpflanzt wurden), Pécska 1753, Pereg aber, das, wie die Chronik meldet, im Jahre 1241, zur Zeit des Tatareneinfalles, eine große deutsche Stadt war, 1787 von Magyaren besetzt. In Glogovácz, Panád, Pankota, Szent-Márton, Szent-Anna



Ungarischer Arbeiter von der Maros Gegend.

und Elek ließen sich Deutsche nieder, in Apatelek Slovaken, in Kurtics, Mácsa und den meisten anderen Ortschaften Rumänen. Während also der Staatsschatz als Eigenthümer den östlichen Theil der Ebene an große Herren verkaufte, reservirte er den westlichen Theil mehr für Colonisten und Pächter. Der gute Boden und die billige Pacht machten die Einwohner vermögend, auf deren Tanyas eine wahrhaft rationelle Landwirthschaft betrieben wird. In manchen Gegenden wurden Tabakpflanzer angesiedelt und auch der Gesetzartikel IV: 1882 bestimmte den noch vorhandenen Rest der Pécskaer Staatsdomäne für Colonisirungen. In Pécska erzählt der magyarische, in Székudvar der rumänische Bauer die Sagen vom König Csörsz oder Csesz, der die in seiner Gemarkung vorhandenen Erdwälle gebaut habe — vor etwa anderthalbtausend Jahren. Der Bauer von Szent-Anna erklärt in deutscher Sprache den auf seinem Felde befindlichen avarischen „Ring" und der Rumäne in rumänischer die „Kumanenhügel". Die Zahl der magyarischen Bevölkerung hat also zwar abgenommen, doch sind ihre Überlieferungen nicht in Vergessenheit gerathen. Es gibt im Lande thatsächlich wenige Gegenden, deren ethnographische Zustände sich im Laufe des Jahrhunderts so oft geändert hätten wie die des Arader Comitats. Aber wenige haben sich auch so rasch und gründlich von den türkisch-tatarischen Verheerungen der vergangenen Jahrhunderte erholt wie dieses. Und heute sagt man mit Vörösmarty:

„Am Ménesberg ein neues Leben lebt,
Das rasch und stark dem Ziel entgegenstrebt."

Csongrád und Csanád.

An den Winkel, der durch den Zusammenfluß der Theiß und Maros gebildet wird, stoßen die Comitate Csongrád und Csanád mit ihren großen, volkreichen Städten und Dörfern, ihren weiten, fruchtbaren, mit Tanyas und Wirthschaftsgebäuden besäten Pusztcn. Die Oberfläche dieser Comitate liegt etwa 80 bis 100 Meter hoch über dem Meere und ist eine vollständige Ebene, nur hier und da unterbrochen durch eine unbedeutende, wellenförmige Hügelreihe, einen Erdrücken oder Kumanenhügel.

Der Hauptstrom des Csongráder Comitats ist die Theiß, welche es in der Richtung von Nord zu Süd durchschneidet und in zwei beinahe gleich große Hälften theilt, während die Körös nur eine geringe Strecke seines nördlichen Theiles bewässert. Das Csanáder Comitat aber wird an seinem ganzen Südrande von den raschen Wellen der Maros bespült, die an einem Punkte auch den südlichen Theil von Csongrád streift. Außer diesen Flüssen gibt es noch zahlreiche Wasseradern, welche in der Zeit vor der Stromregulirung hauptsächlich als natürliche Abflüsse der Theißfluten dienten, jetzt aber meistens trocken



Begräbniß eines Gulyás auf der Puszta.

liegen und nur durch Regen- und Schneewasser gefüllt werden. Auch an Teichen und Tümpeln jeder Größe fehlt es nicht, aber die meisten füllen sich ebenfalls nur zeitweilig. Weitaus wichtiger sind die sogenannten Wildwässer, welche hinter den Dämmen aufzuquellen pflegen und oft einen beträchtlichen Theil des gegen Überflutung gesicherten Gebiets für den Landwirth unbrauchbar machen, ja an manchen Stellen Sümpfe bilden, welche so ziemlich als bleibende gelten können. Nicht weniger lästig fallen die sogenannten Innenwässer, welche, durch stärkere Regen oder die Schneeschmelze entstanden, längere oder kürzere Zeit auf den Ebenen stehen bleiben. Das zum Theil schon durchgeführte Schleusensystem und die im Zuge befindliche Vervollständigung der Wasserschutzbauten sind berufen, diesem Übelstand abzuhelfen.

Im Übrigen gehört der Boden dieser Comitate zu den fruchtbarsten und nicht nur die mächtigen Schichten von alluvialem schwarzen Lehm, sondern auch die sandigen Flächen lohnen die Mühe des Landwirths hinlänglich, in großer Menge wachsen namentlich Weizen und andere Ährenfrüchte, Mais und stellenweise Raps. Indeß bilden die bedeutenden Bau- und Erhaltungskosten der Dämme eine schwere Last für die Besitzer. Dazu kommt noch, daß durch die Regulirung der Gewässer viele bis dahin als Hutweiden benützte Strecken sich in Ackerland oder in Wildwasserstellen von geringem Werthe verwandelt haben, was die reiche Einnahmequelle der früher in Blüte gestandenen Viehzucht sehr eingeschränkt hat. Denn obgleich die Viehzucht dieser beiden Comitate unleugbar noch immer sehr beachtenswerth ist, hat sie doch im Vergleich zu ihrer früheren Wichtigkeit viel eingebüßt. Trotzdem wird alljährlich namentlich eine große Anzahl von Pferden nach den Donaustaaten, besonders nach Bulgarien und Rumänien, ausgeführt. Aus den Schäfereien aber kommt Käse von vorzüglicher Qualität, der bereits einen recht bekannten Handelsartikel bildet.

Mit der Poesie des Hirtenlebens freilich ist es infolge der erwähnten Verhältnisse im Ganzen und Großen schon zu Ende; die so viel besprochenen Csikóse und Gulyáse sind einfache Herdenwächter geworden, und ein so eigenartiges Gulyásbegräbniß, wie es Johann Arany in einem schönen Gedichte schildert und wir in unserer Abbildung zeigen, kommt jetzt auf der Puszta kaum mehr vor.

Doch nicht nur die Viehzucht, auch die Fischerei hat seit den Regulirungen der Gewässer stark an Bedeutung verloren; der fabelhafte Fischreichthum von ehedem ist nur noch in der Überlieferung vorhanden und dieselbe Gegend, die einen ewigen Kampf gegen die Gewässer zu führen hat, ist fast so arm an Fischen wie die wasserlosen Sandgebiete. Was jetzt gefangen wird, davon gelangt der werthvollere Theil meistens nach Budapest und Wien, wo sicherer Absatz zu finden, der werthlosere aber in getrocknetem Zustande nach dem Süden.

An Wald ist die Gegend arm, was sich übrigens dadurch erklärt, daß der Boden entweder dem Ackerbau vorbehalten ist, mit Rücksicht auf den die Bewaldung unstatthaft wäre, oder Überflutungen ausgesetzt und deßhalb zur Waldbepflanzung nicht geeignet ist. Doch weisen die letzteren Strecken umsomehr Weidenbestände auf, welche nicht nur die Schönheit der Gegend erhöhen, sondern auch, da sie jährlich gestutzt werden, eine große Menge Brennstoff und Material für Korbflechterei liefern, während die im Überflutungsraume befindlichen die Strömung des Wassers schwächen und dadurch viel zum Schutz der Dämme beitragen.

Die Rebe gedeiht in beiden Comitaten reichlich und wird besonders auf sandigen Bodenwellen gepflanzt; der Wein, obwohl schwach und bei der jetzigen Behandlung im Allgemeinen als Handelsartikel nicht verwendbar, genügt vollkommen für den Hausgebrauch und die Champagnerfabrication; die Desserttrauben aber, die man in neuerer Zeit hier und da zu pflanzen beginnt, sind so vorzüglich, daß sie sich leicht in den Welthandel einführen ließen.

Für die Obstzucht hat die Bevölkerung eine ausgesprochene Neigung und bringt im Allgemeinen sogar nennenswerthe Opfer, um sie zu entwickeln, doch ist das Klima nicht darnach, daß hier jemals eine einträgliche Obstcultur erwachsen könnte. Immerhin ist, was an Obst erzielt wird, von ganz ausgezeichneter Qualität, nur daß es gerade wegen seiner verhältnißmäßig geringen Menge keine Bedeutung für den Handel hat, ja nicht einmal für die Bevölkerung ausreicht, welche ihren Obstbedarf größtentheils aus der Theißgegend deckt. Nur an Melonen ist Überfluß, und da deren Qualität sehr gut ist, werden sie auch in das Ausland versendet.

Desto ansehnlicher ist die Küchengärtnerei; sie wird auf dem hierzu besonders geeigneten fetten, humusreichen Alluvialboden nicht nur durch die Bevölkerung, sondern sogar durch bulgarische Unternehmer, welche auch hier thätig sind, mit so großem Erfolge betrieben, daß sie selbst ferne Gegenden mit ihren Erzeugnissen überschwemmen kann.

Der Wildstand ist, mit Ausnahme des Sumpfgeflügels, nicht gerade reich. Größeres Wild fehlt durchaus, obwohl die Rohrsümpfe dieser Comitate noch im vorigen Jahrhundert von zahllosen Wildschweinen wimmelten. Hasen und Rebhühner gibt es ziemlich viel, in einigen Wildgehegen auch Fasanen. Am größten ist die Zahl der Wasservögel, besonders der Wildgänse, Wasserhühner und Wildenten, die auf den Wiesen und im Röhricht in ganz unglaublichen Mengen nisten; wenn ein oder der andere gewaltige Schwarm, durch irgend einen Schreck aufgescheucht, aus den Sümpfen emporfliegt, geschieht dies unter fast donnerähnlichem Getöse der Flügelschläge, aber immer neue und neue Schwärme fliegen aus den Schlupfwinkeln des Rohres auf, ganze Wolken von Vögeln, die unter betäubendem Geschrei über den Sümpfen umherkreisen. Ab und zu trifft man auch den Silberreiher,

ja in manchem Jahre verirren sich selbst Pelikan und Schwan hierher, im Vorfrühling aber und im Herbst besuchen die seltensten Arten von Tauchern die Gewässer dieser Gegend.

Daß beide Comitate in vorgeschichtlicher Zeit dicht bevölkert gewesen sein mögen, geht aus den sehr häufigen Funden unzweifelhaft hervor. Manche Orte sind fast unerschöpflich an archäologischen Gegenständen. Besonders reich sind die jüngere Steinzeit, die Bronze- und Eisenzeit vertreten und man darf sagen, daß jede Höhe am Wasser, jedes etwas erhabene Ufer urzeitliche Überreste aus dieser oder jener Periode enthält. Der „Tüzköves"-(Feuerstein-)Hügel bei Szegvár ist so reich an Gegenständen der jüngeren Steinzeit, daß dieselben nach dem Pflügen oft zu Hunderten aufgelesen werden können, namentlich Feuerstein- und Obsidiansplitter und Bruchstücke von Gefäßen und Mahlsteinen. Auch Funde aus der Bronzezeit kommen häufig, zuweilen selbst massenhaft vor; so wurden einmal bei Szentes siebzehn sehr schöne Celte, ein anderes Mal ein ganzer Haufen zerbrochener Bronzeschwerter, Sichelfragmente und dergleichen gefunden. An Gegenständen der Eisenzeit ist besonders die Umgebung des „Gyapjas" bei Szentes ungemein reich; nach jeder Überschwemmung findet man dort eine Menge der schönsten Thongefäße, Thonzieraten und Urnen von jeder Größe. Später zeigen sich die Spuren des römischen Einflusses und ganz oder theilweise gelungene Nachahmungen römischer Gefäße kommen ziemlich häufig zum Vorschein. In der Gegend von Szegvár finden sich auffallend viele römische Münzen aus der Zeit des Antoninus Pius und seiner Nachfolger. Auch die Epoche der Völkerwanderung hat in allen Theilen dieser Comitate viele, oft merkwürdige Andenken hinterlassen; von diesen, wie von denen der früher erwähnten Perioden, sieht man sehr interessante Stücke im ungarischen Nationalmuseum, in den archäologischen Sammlungen der Städte Szentes, Szegedin, Hód-Mezö-Vásárhely und Csongrád, sowie in der vom historisch-archäologischen Verein des Csanáder Comitats angelegten Sammlung von Alterthümern, die im Comitatshause zu Makó untergebracht ist.

Was die Geschichte der beiden Comitate betrifft, so wurden diese Gebiete gegen das Ende der Völkerwanderung von Slaven und verschiedenen kleineren Völkern besetzt, die aber dann durch die Magyaren verdrängt wurden oder mit den Eroberern verschmolzen. Zur Zeit Bélas IV. ließen sich daselbst die Kumanen des vor den Tataren flüchtenden Kuthen nieder. Während der Türkenkriege verfielen die unglücklichen Bewohner dieser Comitate einem furchtbaren Geschick. Der König von Ungarn, der Fürst von Siebenbürgen und die Türken legten ihnen um die Wette ihre Steuern auf und bei alledem waren sie doch niemals gesichert. Bald der eine, bald der andere Feind durchstreifte den ausgesogenen Landstrich, sengend, mordend, verheerend, woran noch jetzt die zahllosen Puszten erinnern, welche einst lauter volkreiche, blühende Gemeinden waren. In der That schmolz die Bevölkerung dermaßen zusammen, daß mit Ausnahme einiger wie durch ein Wunder

erhalten gebliebener oder, besser gesagt, aus ihrer Asche wieder erstandener Gemeinden bis ins vorige Jahrhundert hinein fast das ganze weite Gebiet unbewohnt lag. Nach der Vertreibung der Türken begannen neue Ansiedler einzuwandern, und zwar in Csongrád Magyaren, in Csanád jedoch außer den noch jetzt die Mehrzahl und das leitende Element bildenden Magyaren auch Serben, Walachen, Slovaken und in geringer Zahl Deutsche. Der Religion nach ist der Kern der Bevölkerung römisch-katholisch und reformirt, ferner



Wiesenwasser.

leben da Griechisch-Orientalische und Griechisch-Katholische, Evangelische A. C., Unitarier und Juden. Eine unitarische Kirchengemeinde besteht nur in Hód-Mező-Vásárhely.

Außer den erwähnten gibt es jedoch in diesem Landestheile noch eine wenig bekannte, aber hochinteressante Religionsgenossenschaft: die der Nazarener, oder wie sie sich nennen, der „Gläubigen", der „wahren Christen". Die eigenthümlichen Schwärmer wohnen in den meisten Gemeinden des Csongráder und Csanáder Comitats zerstreut und bilden hier und da ziemlich ansehnliche Kirchengemeinden. Diese religiöse Genossenschaft wurde durch Samuel Heinrich Fröhlich, protestantischen Pastor zu Leutwyl in der Schweiz gestiftet, wo derselbe zu Ende der Dreißiger-Jahre die nazarenischen Lehren zu predigen begann. In der Schweiz, im Elsaß, in Baden und Württemberg verbreitete sich die neue Secte rasch und ihre Lehren wurden dann durch einige fanatische „Apostel" auch in verschiedenen

Gegenden Ungarns verbreitet. Ihr Grunddogma ist ungefähr identisch mit dem der Anabaptisten, nämlich in Bezug auf die Taufe der Erwachsenen und darin, daß der Mensch durch Glauben und Werke, besonders aber durch den Glauben, dessen Urheber der heilige Geist sei, gerechtfertigt werde. „Wahre Gläubige“ können nur die Mitglieder der „Heiligen Versammlung“ werden, welche Gottes Wort nicht nur kennen, sondern auch danach leben. Die Nazarener erkennen die Berechtigung des Priesterthums nicht an, insofern sie auf der Grundlage des Princips des allgemeinen Priesterthums stehen, und bei ihren religiösen Zusammenkünften leitet, wie bei den Quäkern, Derjenige, über den der heilige Geist kommt, den Gottesdienst und predigt der Versammlung. Die Taufe der Kinder betrachten sie als vollkommen unnütz, da nach ihrer Ansicht nur Jemand, der sich seines Glaubens bewußt ist, getauft werden kann. Sie kennen außer dem Sonntag keinerlei Feiertag und halten nur wöchentlich zweimal einen gemeinsamen Gottesdienst ab, dem aber auch die ganze Gemeinde ohne Ausnahme beiwohnt. Lüge, Betrug, Diebstahl und Todtschlag werden für schwere Sünden gehalten; daher gibt es sehr viele Fälle, daß ein Gläubiger, der, als er noch nicht in der Reihe der Gläubigen stand, Jemanden bestohlen oder betrogen hatte, den damals verursachten Schaden freiwillig wieder gut macht; anderseits freilich geben nazarenische Rekruten dadurch zu schaffen, daß sie sich standhaft weigern, eine Mordwaffe zu berühren. Wollen sie etwas nicht aussagen und können doch nicht umhin, eine Antwort zu geben, so helfen sie sich, um nicht in Lüge zu verfallen, durch so spitzfindig krause, mit biblischen Citaten vermischte Reden, daß daraus wahrlich kein Mensch klug wird. Diesen Kniff wenden sie besonders an, wenn sie über solche Glaubensgrundsätze befragt werden, über die sie sich selbst nicht klar sind, oder die sie Uneingeweihten nicht gerne mittheilen möchten. In ihrer äußeren Erscheinung sind sie ungemein demüthig, sie gehen stets mit gesenkten Augen und in möglichst einfacher Kleidung umher, so daß man sie schon daran überall erkennt. Ab und zu schicken sie auch „Apostel“ aus, besonders wenn sie hören, daß irgendwo Jemand sich günstig über sie geäußert habe und vielleicht sogar geneigt wäre, in ihre Gemeinschaft einzutreten. Wer dann als Apostel ausgesendet wird, muß ungesäumt aufbrechen und darf vor keinerlei Schwierigkeiten zurückschrecken. Um aber den Zweck seiner Sendung zu erreichen, ist er verpflichtet, die größten Entbehrungen und alle Unbill und Demüthigung geduldig zu tragen. Man darf jedoch nicht etwa glauben, daß sie Jemanden so leichthin als Gläubigen aufnehmen, denn auch wer sich bekehrt, wird erst noch mancherlei Proben unterworfen, ehe er endgiltig in die Reihe der Gläubigen aufgenommen wird. Diejenigen, die sich schon bekehrt haben, allein noch nicht in die Versammlung aufgenommen sind, heißen „Reisende“. Diese Reisenden dürfen vorderhand nur gewissen Theilen des Gottesdienstes beiwohnen und sitzen nicht in einer Reihe mit den Gläubigen, sondern auf einer abgesonderten Bank. Besonders streng werden die



Hauptplatz zu Szentes.



Reformirte und griechisch-orientalische Kirche zu Szentes.

Reisenden darin überwacht, ob sie nicht rauchen oder Wein trinken, denn Beides ist in den Augen der Nazarener schwere Sünde, und wer sich darüber ertappen läßt, wird, ob nun Reisender oder schon wahrer Gläubiger, sofort aus der Versammlung ausgeschlossen, und zwar dergestalt, daß er unter gar keiner Bedingung vor Ablauf mindestens eines Jahres wieder aufgenommen wird. Daher erklärt es sich denn, daß die Religionsgenossenschaft zu allermeist aus Frauen besteht. Die Versammlung zu Szentes z. B. zählte vor einigen Jahren 37 Mitglieder, darunter nur 6 Männer, was einer von ihnen damit erklärte, daß „die Satanskunst der Pfeife die Menschen nicht in die Hürde des Herrn gelangen lasse". In Ungarn begann das Nazarenerthum durch seine hiesigen Apostel, die mit Fröhlich in unmittelbare Berührung getreten waren, zu Beginn der Fünfziger-Jahre sich geltend zu machen, und zwar zunächst in der Bácska, dann in den Comitaten Csongrád und Csanád. Gegenwärtig hat es seine stärkste magyarische Versammlung in Hód-Mező-Vásárhely, wo ein Zimmermeister Namens Josef Tóth die Lehre eingeführt hat. Auch

das bei dem königlich ungarischen Minister für Cultus und Unterricht eingereichte Glaubensbekenntniß ist in Vásárhely verfaßt worden. In Makó haben die Nazarener einen eigenen Friedhof, ja auch ein recht hübsches Versammlungshaus. Vor einigen Jahrzehnten begann der Nazarenismus sich hier und da in besorgnißerregendem Maße zu verbreiten, was die weltlichen und kirchlichen Behörden zum Einschreiten bewog. Diese Einmischung hatte jedoch eine Wirkung, die der erwarteten geradezu entgegengesetzt war, so daß man sie schließlich sich selbst überließ. Seitdem ist in ihrer Ausbreitung ein Stillstand eingetreten und die Anzahl der Mitglieder hat sogar abgenommen.

Der Comitatssitz von Csongrád ist seit einigen Jahren Szentes, die in neuerer Zeit zu ungewöhnlicher Blüte gelangte Stadt. Sie hat 31.000 Einwohner, darunter 18.500 Reformirte und 10.500 Römisch-Katholische, während die Übrigen Evangelische Augsburger Confession, Griechisch-Nichtunirte, Juden und Nazarener sind. Wie die Städte des Alföld im Allgemeinen, hat auch Szentes endloses Ungemach überstanden; es wurde bald von diesem, bald von jenem Feinde verwüstet und im Laufe der Jahrhunderte, soweit nur die geschichtlichen Aufzeichnungen reichen, fünfmal gänzlich vernichtet. Die außerordentliche Zähigkeit der Einwohner vermochte es jedoch immer wieder vor dem Untergang zu retten und heute ist es auf dem besten Wege, sich binnen kurzem in die Reihe der ersten Städte des Alföld emporzuschwingen. Seine Anstrengungen zu diesem Zwecke sind in der That bewunderungswürdig; die Bürgerschaft, die sich der Urbariallasten schon geraume Zeit vor 1848 aus eigener Kraft um eine Ablösungssumme von fast zwei Millionen Gulden entledigt hat, wendet auch jetzt stetig und folgerichtig ungewöhnliche Summen auf, um sich den ununterbrochenen Fortschritt zu sichern; sogar ihre Eisenbahn hat sie aus eigener Kraft, auf eigene Kosten gebaut.

Die Mehrzahl der Bevölkerung von Szentes, welche die guten Eigenschaften des magyarischen Stammes in hervorragendem Maße aufweist, befaßt sich hauptsächlich mit Urproduction; doch beginnt jetzt auch die Industrie sich gut zu entwickeln, und mancher Gewerbezweig, z. B. die Kunsttischlerei, könnte sich überall sehen lassen. Von vier Dampfmühlen arbeiten drei besonders für den Bedarf der Stadt und ihrer Umgebung, eine aber führt einen beträchtlichen Theil ihrer Erzeugnisse nach Österreich und den Balkanländern aus. Ferner gibt es da Ziegeleien und Sägemühlen, welche letzteren das auf der Theiß herabgeflößte Holz in großen Mengen verarbeiten. Der ewige Kampf mit dem Wasser hat hier eine eigenthümliche Volksclasse geschaffen, die sogenannten „Kubikos" (Dammarbeiter). Es sind dies Leute von ungewöhnlicher Körperkraft und unglaublicher Ausdauer, deren Leben ein fortgesetzter Krieg gegen die Überschwemmungen ist. Sie haben jene staunenerregenden Dämme gebaut, welche sie seither zu schützen und in Stand zu halten haben. Bei Tag und Nacht, bei Frost, Hitze und Sturm, immer und überall steht der

Kubikos auf seinem Posten, in dringendster Lebensgefahr schiebt er kalten Blutes seinen schweren Schubkarren vorwärts oder springt muthig in die schäumende Flut, um in aller Ruhe die Sickerstellen aufzusuchen und zu verstopfen. Er ist ein richtiger Wasserheld. In Friedenszeiten unternimmt er dann allerlei Erdarbeiten und wandert mit Spaten und Schubkarren weit hinaus in die Welt, sogar ins Ausland.

Ferner betreibt Szentes einen ansehnlichen Geflügelhandel, der sich immer mehr entwickelt und von Jahr zu Jahr größere Bedeutung gewinnt. Schon jetzt gelangen jährlich 160.000 Gänse, 50.000 Hühner, 15.000 Truthähne und Enten, nebst großen Mengen



Kubikos-Arbeiter.

von Eiern, im Gesammtwerth von mehr als einer halben Million Gulden, zur Versendung. Szentes liegt auf dem alten Überflutungsgebiet des Körös-Flusses, 87 Meter hoch über dem Meere, am Ufer des Kurcza-Baches. Der Anblick der Stadt ist gewinnend. Ihre altväterlichen, aber stattlichen Bürgerhäuser, der prächtige Hauptplatz mit einem hübschen artesischen Brunnen machen einen sehr günstigen Eindruck. Auffallende Gebäude sind das schöne Comitatshaus, das städtische Gymnasium, dann die Centralschule und Kirche der Reformirten; die letztere ist die größte unter den reformirten Kirchen Ungarns. In dem Prachtbau des Gymnasiums ist auch das in voller Entwicklung begriffene städtische Museum nebst Bibliothek untergebracht. Schließlich besitzt die Stadt einen herrlichen Park, das „Széchenyi-Wäldchen", eine der schönsten und größten derartigen Anlagen im Alföld.

In ethnographischer Hinsicht sind besonders die Zigeuner von Szentes zu erwähnen, insofern einige derselben, ganz verschieden von ihren anderwärts wohnenden oder wandernden Stammesgenossen, ein ansehnliches Vermögen besitzen; sie wohnen zwar auch hier abgesondert, auf der sogenannten Zigeunerzeile, aber in Häusern, welche es den schmuckſten Bürgerhäusern gleichthun. Die Hauptbeschäftigung dieser Zigeuner ist der Pferdehandel; nur befassen sie sich nicht etwa mit geringer Waare, sondern beziehen meistens mit sehr werthvollen Pferden sogar entfernte Märkte. Wiederum aber ist es bemerkenswerth, daß sie bei allem Wohlstand ihre Sitten und zum Theil auch ihre Sprache bewahrt haben.

Westlich von Szentes, unmittelbar am rechten Ufer der Theiß, gegenüber der Mündung der Dreifachen Körös, liegt die Stadt Csongrád. Sie gehört zu den ältesten Wohnstätten des Alföld. Nach dem Anonymus Notarius ließ hier Ete, Sohn des Ond, durch die besiegten Slaven eine Erdburg erbauen, welche sie in ihrer Sprache Crni grad nannten; aus der Verballhornung dieser Worte entstand dann in der Sprache der Eroberer das heutige Csongrád, welcher Name später auf das ganze Comitat überging. Die Zahl der rein magyarischen römisch-katholischen Einwohner beträgt 18.000, sie befassen sich in ihrem vier Quadratmeilen großen, zumeist sandigen Gebiete mit Urproduction und haben besonders viele Weingärten, in denen der beste Wein der Gegend wächst. Auch die Fischerei ist erheblich und wird namentlich um die Körös-Mündung her noch jetzt mit recht gutem Erfolge betrieben; das Beste, was sie abwirft, sind schöne Störe, Welse, Karpfen und Hechte.

In dem am rechten Theißufer liegenden Theile des Csongráder Comitats sind — ohne hier Szegedin zu erwähnen — die namhafteren Ortschaften: Kistelek, Algyö, wo die Alfölder Linie der ungarischen Staatsbahnen über die Theiß setzt, das neuerbaute Sándorfalva, Tápé, dessen Bewohner sich neben dem Ackerbau stark mit Mattenflechterei beschäftigen, dann die volkreichen, von großen Gebieten umgebenen ackerbautreibenden Gemeinden Dorozsma und Horgos und endlich das geschichtlich berühmte Pusztaszer, wo nach der Überlieferung Árpád am Ufer des Körtvély-Teiches neben dem Gömölsö-Walde jene große Versammlung abhielt, in der das Land constituirt wurde. Von Gömölsö ist keine Spur mehr vorhanden, der Körtvély-Teich ist ausgetrocknet und auch das gute Dorf Szer ist verschwunden, nur von dem gothischen Thurme der Abtei, die einstmals dort bestanden, ragt noch eine bemooste Wand, einem Grabdenkmale ähnlich, zum Himmel. Vor einigen Jahren wurden in der Umgebung dieser Ruine Ausgrabungen vorgenommen und unter dem Marmorboden der Kirche viele aus Backsteinen gefügte, eigenthümliche, enge Särge gefunden, ringsum aber verrostete Waffen und eine Unmenge menschlicher Gebeine.

Wenn wir unterhalb Szentes an die Theiß zurückgelangen, finden wir dort inmitten einer fruchtbaren Gemarkung das stark bevölkerte Mindszent und nahe dabei

Szegvár, welches längere Zeit der Comitatssitz von Csongrád war. Gegenüber von Mindszent erstreckt sich nach Westen eine der ausgebreitetsten Domänen Ungarns, das mehrere Quadratmeilen große Besitzthum der Markgrafen Pallavicini. Die Gegend ist überhaupt die Heimat der besonders gut verwalteten Großgrundbesitze von echt ungarischem Typus. Östlich von Mindszent erstreckt sich in einem Strich die gleichfalls mehrere Quadratmeilen große Herrschaft von Derekegyhár und Mágocs. Beide Latifundien, als Musterwirthschaften vom Alfölder Typus bekannt, befinden sich im Besitze des Grafen



Schäferei im Gebiete von Hód-Mező-Vásárhely.

Károlyi und sind besonders durch ihre Rinderherden und Gestüte, ihre Schafe von Electoral Negretti Race und ihre kraushaarigen ungarischen Schweine berühmt geworden.

Südlich von den Károlyi'schen Domänen liegt die namhafte Stadt Hód-Mező-Vásárhely, eine der bestbevölkerten und reichsten Städte des Landes. Ihr riesiges und größtentheils sehr fruchtbares Gebiet bedeckt einen Flächenraum von über 14 Quadratmeilen und bringt namentlich sehr vielen und ausgezeichneten Weizen hervor. Auch die Viehzucht befindet sich im blühendsten Zustande und ist insbesondere der Bestand an Rindvieh und Pferden ebenso groß als vorzüglich. Die Einwohnerzahl beträgt 58.000, darunter 39.000 Reformirte, 13.000 Römisch-Katholische, die übrigen Evangelische, Griechisch-Orientalische, Unitarier, Juden, Nazarener. Diese rein magyarische Bevölkerung

lebt zwar größtentheils vom Ackerbau, doch haben sich auch Handel und Gewerbe gut entwickelt und gewinnen stetig an Bedeutung. Die Culturverhältnisse sind vortrefflich und sowohl die einzelnen Confessionen, als auch die Stadt bringen fortwährend große Opfer, um die zahlreichen vorzüglichen Schulen zu erhalten und zu fördern. Unter den Lehranstalten sind die hervorragendsten das reformirte Gymnasium und die von der Stadt erhaltene Elementar-Ackerbauschule. Auch für die Verbesserung des Gesundheitswesens hat Vásárhely viel gethan; so wurde hier der erste artesische Brunnen des Alföld gebohrt, um statt des Wassers der Alluvialschichte das gesündere Wasser des Diluviums zu gewinnen. Jetzt besitzt die Stadt schon zwei bedeutende artesische Brunnen, deren einen der opferwillige Bauer und Bürger Johann Nagy-András auf eigene Kosten bohren ließ, indem er zu diesem Zweck eine sehr beträchtliche Summe widmete. Was das Äußere der Stadt betrifft, so kann es eine schöne Stadt im jetzigen Sinne gerade nicht genannt werden. Zwar sieht man immer mehr Anzeichen des Fortschritts, doch wird es noch längere Zeit dauern, bis die Stadt zu einem ihrem Reichthum und ihrer Bedeutung entsprechenden Äußeren gelangt. Wer die vielbedrängte Vergangenheit der Stadt kennt, wird sich darüber nicht wundern, erstaunlich ist es vielmehr, daß sie überhaupt im Stande war, sich aufrechtzuerhalten. Die Ersten, die sie verheerten, waren die Kumanen, welche gerade hier, am Hód-See (Bibersee) durch Ladislaus IV. entscheidend geschlagen wurden. Dann kamen Türken und Tataren und schließlich die Raizen, welche am Ausgange des XVI. Jahrhunderts Vásárhely gänzlich vernichteten, und nur um das Jahr 1700 begannen die Überbleibsel der Einwohnerschaft nach und nach wieder herbeizukommen.

Und noch im Jahre 1710 betrachtet es Alexander Károlyi, der damalige Grundherr, als eine besondere Gnade, daß er von den Bewohnern Vásárhelys nur 1.200 Gulden, zwei Bund Karmesinleder und einen Ballen guten Tabak als Abgabe fordert. Nach diesem Zeitpunkte begann der Wohlstand der Bevölkerung rasch zuzunehmen, doch wurde sie durch die Kosten einer Reihe von Kriegen, deren Last sie zu tragen hatte, immer davon abgelenkt, auch an die Verschönerung ihrer Stadt zu denken. Es ist überhaupt ein charakteristischer Zug Vásárhelys, daß es für das Vaterland gerne noch über seine Verpflichtung hinaus Opfer brachte. So überwinterte es unter Anderem im Jahre 1788, als gerade großer Futtermangel herrschte, 3.200 für die Armee angekaufte Ochsen, und ein Leibeigener Namens Kaszap, der dem Kaiser Josef zur Fortsetzung des Krieges gegen die Türken die damals bedeutende Summe von 30.000 Gulden geborgt hatte, wies, als ihm nach einem halben Jahre das Capital nebst Zinsen zurückgezahlt werden sollte, die letzteren gekränkt zurück mit den Worten: „Das Geld habe ich meinem Herrscher geliehen, und ich möchte nicht gerne in einem Lande wohnen, wo man schon für ein halbes Jahr Zinsen nimmt“.



Artesischer Brunnen in Hód-Mezö-Vásárhely.

Südöstlich von Vásárhely liegt das Csanáder Comitat. Auch dieses wurde im XVI. und XVII. Jahrhundert durch die Kriege zur Einöde und erst nach der Vertreibung der Türken mit einer gemischten, meist herzugewanderten Einwohnerschaft bevölkert; einige Gemeinden sind erst in neuester Zeit auf den Staatsdomänen entstanden. Der Comitatssitz ist Makó, eine blühende Stadt mit 32.000 Einwohnern. Sie liegt in einer so tiefen Niederung, daß man vielfach schon in der Tiefe von einem Meter auf Wasser stößt, doch ist dieses meist untrinkbar, so daß man das Wasser der Maros benützt und neuestens das des artesischen Brunnens in Szegedin bezieht. Die Einwohner, reine Magyaren, bekunden namentlich viel Eignung zum Gartenbau. Ihre Zwiebeln sind zu einem sehr lohnenden Artikel des Welthandels geworden, doch versendet man auch Gemüse, Pfirsiche und Trauben in großer Menge, besonders nach Hamburg, Rußland und England. Die Frauen sind wegen ihrer Schönheit berühmt; an ihrer ungemein schmucken Tracht fallen namentlich das doppelte Kopftuch und die mit Gold oder Silber ausgenähten koketten Pantoffeln auf. Die Stadt hat mehrere ansehnliche Gebäude, darunter das Comitatshaus, den Palast des Bischofs von Csanád, das Rathhaus, das Comitats-Krankenhaus, die Bürger- und Volksschulen und den alterthümlichen Thurm der Reformirten nebst ihrem Gymnasium. Östlich von Makó liegt Nagylak mit 10.000 magyarischen, slovakischen und walachischen Einwohnern, welche Ackerbau und Geflügelzucht treiben. Nagylak hat eine bewegte Geschichte. Zu Anfang des XV. Jahrhunderts bekam es serbische Ansiedler unter Jaksics, der zum Schutz gegen die Türken eine Veste und ausgedehnte Erdwerke erbaute, dazu eine noch in ihren Ruinen imposante Kirche, welche zum Theil für den griechisch-orientalischen, zum Theil für hussitischen Gottesdienst eingerichtet war. Es hatten sich nämlich hier auch čechische Hussiten niedergelassen, die jedoch bald wieder heimkehrten. Im Jahre 1514 besiegte Dózsas Bauernheer in der Nähe die adeligen Herren und gewann die ganze Maroslinie, Burg Csanád mit inbegriffen, wo der Bischof gepfählt wurde. Die Gefallenen sollen unter einem großen Hügel liegen, in welchem thatsächlich Waffen und massenhaftes Gebein gefunden wurden. Nachdem 1739 mit den Türken Frieden geschlossen war, wollte man auch die Serben von Nagylak zur Frohnarbeit zwingen, da zogen sie aber scharenweise dahin zurück, von wannen sie gekommen, während eine Anzahl nach Südungarn und Rußland auswanderte. So blieb Nagylak abermals verödet, bis nach einigen Jahren wiederum Serben und Walachen, seit 1800 auch Slovaken kamen, die noch jetzt die Mehrzahl bilden. Sie sind wohlhabend, manche bewohnen Häuser im Werth von 15.000 bis 16.000 Gulden und haben sich einen stockhohen Getreidespeicher gebaut.

Die Geschichte der übrigen Gemeinden ist ebenso wechselvoll. Zu den bemerkenswertheren gehören Földeák mit einer alten gothischen Kirche, Batonya, Apátfalva, Palota, Sajtény, Tornya, ferner Mezö-Kovácsháza, berühmt durch die in ganz

Europa bekannte und für den ungarischen Obstbau so wichtig gewordene Baumschule des bedeutendsten ungarischen Obstzüchters Matthäus Bereczki, der sein großes Werk „Pomologische Skizzen“ hier geschrieben hat. Auf den Domänen des Staates liegen mehrere neue Ortschaften, die sich durch ein zweckmäßiges und gefälliges Äußere auszeichnen, unter anderen Dombiratos, Tót- und Magyar-Bánhegyes, Pitvaros, Alberti, Ambrózfalva, Kunágota, Királyhegyes und Kövegy.

Als der interessanteste Punkt des Csanáder Comitats wird aber wohl die Staatsgestüts-Domäne Mezöhegyes zu betrachten sein. Auf dieser riesigen Puszta wurde 1785 auf Kaiser Josefs Befehl ein Gestüt errichtet, und zwar aus den Summen, welche durch Verringerung der ungarischen Leibgarde erspart wurden. Es sollte durch Züchtung von Racehengsten das einheimische Pferdematerial verbessern und überdies jährlich 1.000 Pferde zu militärischen Zwecken liefern, doch steigerte sich diese Zahl so weit, daß in zehn Jahren schon 30.000 Armeepferde gestellt waren. Gegenwärtig steht die Domäne unter der eigenen Leitung des königlich ungarischen Ackerbau-Ministeriums und dient nicht nur den Interessen der Pferdezucht, sondern hält auch werthvolle Stammherden von Rindern und Schweinen und ist überdies der Schauplatz einer musterhaften und einträglichen Landwirthschaft.

Mezöhegyes liegt in einer sehr fruchtbaren, abwechslungsreichen Ebene. Die ungeheuren Tafeln hellgrüner wogender Saaten sind von Eisenbahnen, Kanälen, herrlichen Alleen durchschnitten; hier und dort dunkeln dichte Wälder, duftige Akazienhaine, hinter denen bald ein zierliches Beamten- oder Arbeiterhaus, bald eine Spiritusfabrik, ein thurmhoher Elevator oder ein burgähnlicher Getreidespeicher sichtbar wird. Dann erblickt man prächtige Wiesen, riesige Rübenpflanzungen, weiterhin wieder Fabriken, Schulhäuser, eine Kirche und allerlei Amtsgebäude und darüber hinaus neuerdings dichte Haine und unabsehbare Mais- und Tabakpflanzungen. Dann plötzlich kommt ein Stück Hortobágy: großartige Grasweiden, wo militärische Csikose (Pferdehirten) in blauen Hemden und Gatyen und buntverzierten Westen das herrliche Gidran- und Nonius-Gestüt umkreisen. Fernher aber erschallt grimmes Gebrüll, denn dort toben an die dritthalbhundert mächtige Stiere; sie möchten gerne eine kleine Rauferei beginnen, aber schon sind die Gulyáse (Rinderhirten) bei der Hand und ihre Hetzpeitschen und schweren Knüttel stehen in großem Respect selbst bei „Attila“, dem alten brummigen Leitstier; wie dieser sieht, daß da nichts zu thun ist, wendet er seine blutunterlaufenen, in düsterem Feuer glühenden Augen langsam zur Seite, dann spannt er den dicken räucherigen Nacken, stößt ein donnerndes Gebrüll aus und geht auf den unschuldigen Erdball los, um ihm seine mit Kugeln besteckten Hörner tief in den Leib zu bohren. Und wieder schrillt ein brüllender Ton durch die Luft; das ist die Dampfmaschine einer Zuckerfabrik, die nach Rüben schreit. Gleich soll sie welche haben,

2.500 Joch sind ja mit Zuckerrüben bepflanzt. Wir gehen weiter und gelangen zu ungeheuren Stallungen; an Zugochsen allein gibt es 2.000 und dazu 1.200 Mastochsen und eine Menge Zuchtvieh, Jungvieh, Kälber und so fort. Durch den großartigen Stall der Milchkühe von kuhländischem Schlag geht sogar eine Hand-Eisenbahn, um die Milch hinauszuschaffen, sobald der Aufseher, dessen Schreibtisch in der Mitte steht, das Ergebniß des Melkens aufgezeichnet hat.

Und nun erblicken wir blökende Schafherden, grunzende Schweineherden. Unter den Akazien, Linden, Ulmen und Nußbäumen der breiten Fahrwege saust manches Zwei- oder Viergespann dahin; es sind Wagen von Beamten oder junge Kutschenpferde, die eingefahren werden. Und noch betrachten wir die prächtigen Gespanne, als schon wieder neue Pferde-, Rinder- und Schafherden unsere Aufmerksamkeit ablenken, in Abtheilungen je nach Alter, Geschlecht, Race und Zuchtrichtung; herrliche Hengste, Stuten mit Fohlen, jüngere und ältere Stiere, Färsen, zweijährige Ochsen, ochsengroße Kühe. An den Herden vorbei bewegen sich lange Reihen von Ochsenwagen und die munteren Fuhrknechte rufen den 2.500 oberländischen Taglöhnern, die dort mit der Haue eifrig eine riesige Rübentafel bearbeiten, allerlei Scherzworte zu.

So geht es in Mezőhegyes her und wer das drei Quadratmeilen große Gebiet zu begehen vermag, wird auf Schritt und Tritt solche Bilder finden. Patriarchalisches Hirtenleben, ausgebildeter Landbau, unermüdliche Fabriken, Bequemlichkeitseinrichtungen, galoppirende Rosse, dahinrasende Locomotiven, elektrische Apparate, Fernsprechstellen, Windmotoren, Pusztenbrunnen, Ebenen, Wälder, Haine wechseln ab. Zu gleicher Zeit hört man das Lied der Nachtigall, den Schlag der Wachtel, den Pfiff der Maschinen, das Lärmen der Nutzthiere; gleichzeitig sieht man über die wogenden Saaten die Tausende wilder Vögel und den dichten Rauch der Fabriksschlote hinschweben, und der von den Hutweiden daherwehende Pusztenwind vermischt den schweren Steinkohlengeruch mit dem Duft der Ziergärten. Das ist die moderne Industrieepoche mit der Poesie des alten Pusztenlebens gepaart: das Zukunftsbild des Alföld.

Mezőhegyes, als wichtige volkswirthschaftliche Institution, ist schon im ersten Bande dieses Werkes behandelt worden; hier sei nur noch erwähnt, daß seine überraschende Entwicklung hauptsächlich das Werk der neuesten Zeit ist. Vor zehn Jahren blieb noch oft genug nach einem guten Herbstregen das Fuhrwerk auf den Fahrstraßen stecken und mußte in dem grundlosen Straßenkoth festgefroren überwintern. Jetzt sind die Fahrstraßen tadellos in standgehalten und die Arad-Csanáder Eisenbahn hat auf dem Gebiete dieses Wirthschaftsgutes vier Stationen, während Mezőhegyes selbst 40 Kilometer fester und 10 Kilometer tragbarer Eisenbahnen besitzt, welche im vergangenen Winter allein eine halbe Million Metercentner Zuckerrüben nach der Zuckerfabrik schafften. Überdies hat die



Gidran-Fohlengestüt.

Domäne Kanäle in der Länge von 20 Kilometer, welche theils zur Bewässerung dienen, theils die Zuckerfabrik von Arad her mit Maros-Wasser versorgen.

Besonders rasch hat sich der landwirthschaftliche Betrieb entwickelt. Die Durchschnittsproduction betrug von 1854 angefangen, in der ersten Periode von fünf Jahren bei Weizen per Joch 399, in der zweiten 408, in der dritten 658, in der vierten 432, in der fünften 616, in der sechsten 784 Kilogramm, der Durchschnitt der nächstfolgenden fünf Jahre aber beträgt gar 1.126 Kilogramm. Ebenso stetig ist die Zunahme bei den übrigen Producten; so hob sich die Gerste seit 1854 von 4 Metercentner per Joch stufenweise auf 13, der Hafer von $3^1/_2$ Metercentner auf 12, der Mais von $7^1/_2$ Metercentner auf 15 eines fünfjährigen Durchschnitts. Und gegenwärtig bringt diese Domäne etwa 7 Procent Reingewinn, obgleich ein großer Theil der Investitionen erst künftighin nutzbar werden wird, und wirft überdies jährlich an 800.000 Gulden Steuern ab.

Mezöhegyes übt als Musterwirthschaft einen weithin fühlbaren Einfluß aus; es wird auch fortwährend sehr stark von in- und ausländischen Landwirthen besucht, denn sein Ruf ist längst in die Fachkreise der weiten Welt gedrungen.



Vom Gestüt verirrte Fohlen.



Theißufer und Festungsrondell zu Szegedin vor der Überschwemmung.

Szegedin.



Dem Winkel gegenüber, welchen der Einfluß der Maros in die Theiß bildet, liegt Szegedin (Szeged), eine der ersten Städte des Alföld. Es ist größer und volkreicher als Debreczin, und wenn dieses scherzweise das „calvinistische Rom" heißt, könnte man jenes füglich das „katholische Debreczin" nennen. Der Ursprung seines Namens wird verschieden erklärt. Einige leiten ihn von dem Worte „szeg" oder „szeglet" (Ecke, Winkel) ab, weil die der Theiß zuströmende Maros das Bett des Mutterstromes gerade gegenüber der Stadt fast genau im rechten Winkel trifft, wobei ihr unterer Lauf zwei dreieckige Flächen Landes bildet. Nach Anderen wäre der Name Szeged aus „sziget" (Insel) entstanden, da zur Zeit der ersten Niederlassung die Stelle, wo jetzt die Stadt erbaut ist, eine Inselgruppe gewesen, deren kleine Eilande im Laufe der Zeit (wie es sich 1879 bei den Bohrungen im Überflutungsterrain herausstellte), theils durch Verschlammung, theils durch Erdaufschüttung, also durch die Riesenarbeit von Menschenhänden, mit einander verwachsen seien. Die archäologischen Funde, die bei den Erdarbeiten zu Öthalom, Szillér und Röszke gemacht wurden, waren so zahlreich und so geartet, daß nach ihrem Zeugniß dieser Ort ohne Zweifel schon in der Urzeit eine Kampf- und Niederlassungsstätte der Wandervölker gewesen sein dürfte. Unter dem Namen „Szeged" erscheint er zuerst 1199 als Sitz eines Erzdechanten in dem Briefe Papst Innocenz' III. und wird von da an immer häufiger in

königlichen Urkunden als Ort eines Salzamtes erwähnt. Bald kommt er auch als Münzstätte vor. Kurz nach der Eroberung des Landes müssen sich daselbst Fischer und Hirten niedergelassen haben, da die einwandernden Magyaren sich mit Vorliebe an reichen Weideplätzen und gutem Wasser niederließen.

Der erste Aufschwung des Ortes fällt in die Zeit Sigismunds. Der König litt oftmals Geldnoth und da halfen ihm mitunter die Szegediner aus. Sie trieben schon damals lebhaften Handel durch das ganze Land hin theils mit gewerblichen Erzeugnissen, theils mit Naturproducten. Sie hatten Geld und benützten es geschickt, um sich Privilegien und allerlei Vergünstigungen zu verschaffen. Sigismund gibt ihnen viele Vorrechte und erläßt unter Anderem die strenge Verfügung, daß den Szegediner Kaufleuten nirgends im Lande etwas in den Weg gelegt und nicht Mauth, noch Hafenzoll von ihnen gefordert werde.

Mit vieler Gewandtheit wissen sich die Szegediner in der Gunst der Fürsten festzusetzen. Die Könige im Allgemeinen, besonders aber die Hunyadis, bekunden eine auffallende Anhänglichkeit für die Stadt, die sich in jener Zeit rasch hob, vor Allem weil die Einwohner von altersher berühmt waren wegen ihres Handelsgeistes und einer damit verbundenen Umsicht, die sie aus mancher Gefahr und Unannehmlichkeit heil entschlüpfen ließ. Dieser Eigenschaft, sowie der günstigen Lage der Stadt danken sie es, daß, während andere Städte der Schauplatz blutiger Schlachten sind, sie selbst friedlich gedeihen und höchstens mit den Széchys oder Garais als nachbarlichen Besitzern und häufiger insbesondere mit den Kumanen mehr oder weniger bedeutende Händel und Processe haben. Die Szegediner lassen sich schon im Mittelalter von einem gewissen Localpatriotismus leiten. Ihre politische Haltung ist keine halsstarrige; wenn es das Interesse ihrer Stadt erfordert, beugen sie sich folgsam vor Deutschen und Türken, je nachdem diese oder jene die Oberhand haben.

Durch dieses politische Verhalten und günstige Umstände wurde die Stadt so bedeutend, daß Bertrandon de la Broquière, der Ungarn im Jahre 1433 bereiste, in seinem Tagebuche schreibt: „Die Stadt Szegedin besteht aus einer einzigen großen und offenen Straße, die mir etwa eine Meile lang zu sein schien“. Und in demselben Verhältniß wie die Stadt sich ausdehnte, erweiterte sie auch ihr Gebiet, das sich gegenwärtig schon über 867 Quadratkilometer erstreckt. Im Mittelalter wohnt der Szegediner Bürger gewöhnlich in einem ebenerdigen, aus großen Backsteinwürfeln gebauten Hause, er trägt eine der ganzen Länge nach mit Knöpfen besetzte Weste und Joppe aus grobem weißen Tuche, läßt aber Frau und Tochter in werthvolle Stoffe gekleidet einhergehen und einen seiner Söhne „die Schulen besuchen“. Seit 1519 finden wir in den Matrikeln der Universitäten von Wien, Krakau und Wittenberg fast alljährlich Studenten aus Szegedin.

Aber neben den niedrigen Häusern erheben sich in dem Stadttheile „Alsó Zyget“ (= alsó sziget, untere Insel, unterer Wörth), in der heutigen Unterstadt, auch hochadelige



Die Unterstadt von Szegedin während der Überschwemmung von 1879.

Paläste, z. B. der des Ladislaus Szilágyi, von dessen Fenster aus Herr Sebastian Vid Anno 1527 den serbischen Zaren Ivan, den „schrecklichen schwarzen Mann" niederschoß, oder der des Stefan Sárszegi, Grafen von Szegedin, der ihn Anno 1511 um 1.500 Goldgulden bei Krakauer und Ofner Bürgern verpfändete. Aber auch die reichen Bürger lebten dazumal nach Herrenart. Von den Bauten der alten Zeit steht jetzt nur noch die von König Matthias erbaute Kirche in der Unterstadt. Um diese her lag der Markt, den wir leibhaftig vor uns zu sehen glauben. Da sitzen die Szegediner Hökerinnen (kofa) in ihren Schuhen mit den klappernden Absätzen, in ihren langen bunten Schauben, unter ihren Planenzelten zwischen Körben voll Obst und hoch mit erlegten Kranichen und Wildgänsen bepackten Karren. Der Fischmarkt ist ganz abgesondert, weiter oben an der Theiß, und weist gewaltige Mengen von Fischen auf. Dreitausend Fischer arbeiten mit dem Netz und leben davon. Und doch sind die Fische fabelhaft wohlfeil; nach der Aufzeichnung des Graner Erzbischofs Nikolaus Oláh „waren Tausend Stück ellenlange Welse, mit Karpfen gemischt, um einen ungarischen Gulden zu haben".

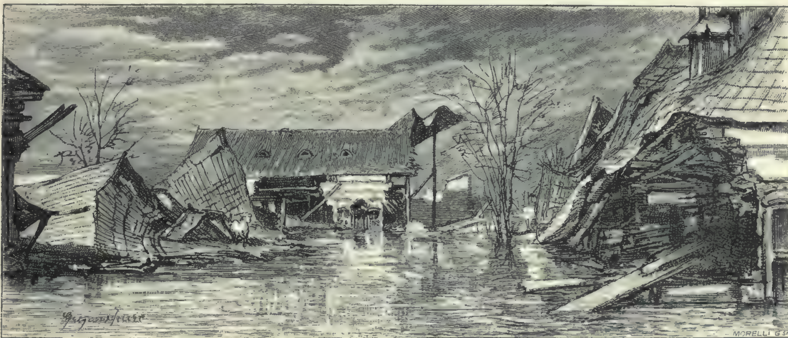
Die Fische werden für den Handel meistens getrocknet und gesalzen. In dieser Form pflegt man sie den großen Herren als Geschenk zu schicken. Der Szegediner Magistrat befindet sich nämlich immer und ewig zu Zweien und Dreien auf Deputationsgängen. Bald heißt es dem König die Steuer überbringen, und dann werden den pflichtschuldigen Denaren noch als Geschenke gesalzene Fische und meisterlich genähte Carmesin-Stiefel beigefügt für den König, die Königin, die königlichen Prinzen und Prinzessinnen; bald wieder müssen sie vor den Palatinus treten, der für das Weiderecht der kumanischen Pusztten zwei persische Teppiche zu fordern hat.

Aber auch die Bevölkerung ist fortwährend unterwegs. Die Gewerbsleute: Kürschner, Weber, Schneider, Hutmacher, Leinwandhändler und Seifensieder bringen ihre Waaren auf schweren Lastwagen über Pest bis nach Kaschau und Bartfeld. Die Händler mit Syrmierweinen haben sich einen noch ausgedehnteren Markt geschaffen. Auf Schiffen und Flößen befahren sie die Theiß und Maros, später auch die Donau, und verschiffen Wein und Holz. Dabei treiben die Bewohner auch eine ausgiebige Viehzucht, zu welchem Zweck die Stadtväter auf jede Weise die reichen Hutweiden zu mehren trachten. Sie forschen nach Rechtstiteln, erheben Klagen, führen Processe, um eine Puszta oder einen Weiler zu gewinnen. Sie erwerben Privilegien, Handel und Gewerbe wachsen zusehends, sie häufen Vermögen an und verschwägern sich mit den Magnaten des Landes, doch ohne dieserwegen jenen bürgerlich-demokratischen Geist unter sich aussterben zu lassen, der allezeit zum eigenthümlichen Typus der Stadt gehört hat. So sympathisirt z. B. die wohlhabende Bürgerschaft mit dem Bauernheere Georg Dózsas, der hier seine Kreuzfahrer sammelt. Und daß er hier starke Wurzeln gehabt haben muß, geht aus Szapolyais Verfahren hervor, der,

nachdem er Dózsa in Temesvár hatte hinrichten lassen, nach den Worten Verancsics' „ihn köpfen ließ und den Kopf nach Szegedin schickte als Geschenk für den Szegediner Oberrichter, dessen Name Blasius Pálfy war."

Wie jede andere Stadt, wurde auch Szegedin schon vor der Mohácser Katastrophe von kleineren Unglücksfällen betroffen. Im Jahre 1444, am Tage des heiligen Dominik, erbebte die Erde unter minutenlangem Brausen und Dröhnen und erschütterte die Häuser. Und zwar geschah dieses an demselben Tage, da der in Szegedin weilende König Wladislaw jene berühmte Urkunde erließ, durch die er den Frieden brach.

Doch rasch erholte sich Szegedin von diesen Schlägen und gelangte zur Zeit des Hauses Hunyadi zu neuer Blüte. Der Gouverneur Johann Hunyadi und mehr noch sein



Eingestürzte Häuser in Szegedin bei der Überschwemmung von 1879.

Sohn, König Matthias, würdigten in ihren Freiheitsbriefen aufs wärmste die großen Dienste, welche die Stadt in den Kämpfen gegen die Türken, so bei Belgrád, Jajcza und anderwärts, geleistet hatte. Zwei Reichstage hielt König Matthias in Szegedin ab, dem er seine besondere Gunst zuwandte, indem er es verschwenderisch mit Gütern bereicherte, da, wie der weise König in einem seiner Schriftstücke sagt: „Ruhm und Kraft der Länder im Reichthum und in der Wohlfahrt der Städte bestehen". Der Tod des „großen Protectors" bildet einen Markstein in der Geschichte Szegedins. Seine Sonne stand nun im Zenith und begann von da an sich zu neigen. Die Glocken der siebzehn Kirchen von Szegedin (denn siebzehn waren es nach mündlicher Überlieferung) mögen gar traurig geklungen haben, als sie der Magistrat am Tage der Beerdigung des Königs vier Stunden lang läuten ließ.

Unter den beiden folgenden schwachen Königen lockerte sich die staatliche Ordnung erschreckend rasch. Mächtige Oligarchen standen auf und traten Recht und Gesetz mit Füßen.

Der Streusand war von den Schenkungsbriefen Matthias' noch nicht herabgerieselt, als man bereits anfing, sie bei Seite zu schieben. Die großen Herren raubten der Stadt ein Privileg nach dem anderen. Woher hätte König Wladislaw II. (vom Volke „Dobzse László“ genannt), der nach dem Bericht des päpstlichen Legaten nicht einmal Stiefel hatte, die Kraft nehmen sollen, sie zu zügeln? . . . Dózsa mußte kommen, Mohács konnte nicht ausbleiben!

Die Niederlage bei Mohács machte der glänzenden Rolle der Stadt ein Ende. Kamen doch überhaupt jetzt schwere Zeiten, besonders für die Städte. Diejenigen, die es mit Szapolyai hielten, wurden durch Ferdinands Heere verwüstet, während Szapolyai die Getreuen Ferdinands vernichtete. Länger als ein Jahrzehnt schwankte Szegedin hinüber und herüber. Es hielt zu Szapolyai, suchte aber auch Ferdinand nicht zu verletzen. Beiden Parteien war es um den Besitz der Stadt zu thun, noch mehr aber nach Szapolyais Tode dem in Ofen regierenden Mehemed Pascha. Vielleicht quälte ihn, nach der Vermuthung des Geschichtschreibers Jászai, der Gedanke, daß Ibrahim Pascha, als er nach der Schlacht bei Mohács einen Beutezug gegen Szegedin machte, aus den dortigen unabsehbaren Schafherden 50.000 Stück für sich herausgehoben, ja selbst der Defterdar Iskender Cselebi 20.000 Stück mitgenommen hatte, so daß er nun seinerseits es kaum erwarten konnte, auch sein Theil abzubekommen.

Als es in Szegedin ruchbar wurde, daß der Pascha einen Angriff plane, und als die Stadt sich zum Widerstand zu schwach fühlte, da entsandte sie Boten an den Pascha, um ihm ihre Unterwerfung anzuzeigen. Und so gelangte die Stadt für lange Zeit unter das türkische Joch.

Es findet sich zwar auch ferner noch manches interessante Blatt in seiner Geschichte. Das berühmte Abenteuer Michael Tóths ist durch Sebastian Tinódi besungen worden. Auch die Kurutzen Franz Rákóczis II. ließen ihre Säbel vor den Mauern erblinken; doch hatte dergleichen keinerlei Einfluß auf das Schicksal der entvölkerten, verheerten Trümmerstadt, deren Verhältnisse dadurch weder besser, noch schlechter wurden. Seit die Türken in der Festung herrschen, ist die Bevölkerung wie gelähmt und erdrückt und muß manche schwere Unbill tragen. Die einzelnen Zweige des Handels liegen darnieder, denn das Gehen und Kommen der Kaufleute ist gefährdet. So lassen die Stammbürger den Handel immer mehr aus ihren Händen schlüpfen und er geht an die einwandernden Raizen über.

Die reicheren Einwohner wanderten nach Oberungarn aus und die Stadt verkam. Der Oberrichter, der in den Straßen Szegedins nicht anders erschien als mit zwei Geschworenen vor und mit zweien hinter sich, die ihn mit erhobenen Stäben begleiteten, wie die Lictoren den römischen Consul — diese einst so würdevolle Persönlichkeit saß jetzt im Hofe des Paschas herum und paßte auf dessen Befehle auf. Auch das Selbstgefühl



Seine Majestät auf der Bastei der Szegediner Festung während der Überschwemmung von 1879.

der Bevölkerung erlosch. Sie verlor ganz jenen feineren Sinn für die Bedingungen der Entwicklung ihrer Stadt, der sie seit Jahrhunderten ausgezeichnet hatte. Und dieser Sinn erwachte auch lange nicht wieder, nicht einmal nachdem Szegedin im Jahre 1686 zurückerobert und von den Türken geräumt war. Der einst so mächtige Stadtrath war ein gewöhnlicher Krähwinkelrath geworden und bis zu Anfang dieses Jahrhunderts nicht im Stande, die Stadt in ihrem stetigen Sinken aufzuhalten; er hebt Steuern ein, verfolgt Räuber und schlichtet die Tageshändel der Parteien, auf etwas Anderes erstreckt sich seine Aufmerksamkeit nicht. Und dazwischen wird die unglückliche Stadt auch noch häufig von Überschwemmungen heimgesucht, und nach und nach verliert sie alle ihre Privilegien, so daß selbst ihre primitivsten Befugnisse schon in Frage schweben. Da hilft sie sich mit dem schlauen Kniff, daß sie ein altes, aus dem Jahre 1200 stammendes Siegel aus der Theiß herausfischt, von dessen halbverwischtem Wappen noch die Worte „Sigillum Regiae . . . egediensis“, die beiden die Theiß und Maros darstellenden Binden und der zum Adler gewordene Pelikan, mit den Abzeichen des jus gladii, erhalten geblieben sind. Mit diesem Siegel als Beweisstück setzt sie alles irgend Bewegliche in Bewegung, um die Anerkennung ihrer alten Rechte durchzusetzen, und keineswegs ohne Erfolg.

Der alte Glanz, die alte Macht der Stadt leben nur noch als eine Sage. Kein alter Palast steht mehr, selbst ein hübscheres steinernes Haus findet sich sehr selten. Keine Szegediner Studenten zeigen sich mehr auf ausländischen Universitäten, in den Schaufenstern der Kaufläden glänzen keine Kostbarkeiten mehr. Die lange Reihe von Schicksalsschlägen hat Alles niedergedrückt und abgestumpft. In der Geschichte der Stadt wimmelt es von düsteren Katastrophen jeder Art. Alle vier Elemente haben sich gegen sie empört. Das Feuer hat sie verheert, die Erde ist unter ihr erbebt, die Luft hat sie vergiftet, denn die bösen Pestilenzen von 1710 und 1738 bis 1740 wütheten furchtbar unter der Einwohnerschaft, ihr verbissenster Verfolger aber ist jederzeit das Wasser. Kein Wunder, wenn ihre Kraft nicht Stand hielt. Sie vegetirte dahin und harrte der schöneren Tage, sanft und geduldig wie das Lamm in ihrem Wappen. Nur zwei Dinge blieben in diesem Volke zu allen Zeiten und trotz aller Schicksalsschläge lebendig: der Ameisenfleiß und die Anhänglichkeit an die Scholle der Muttererde. In allem Anderen ist das Sinken ein fortwährendes und der geistige Horizont wird immer enger, so daß ein abergläubiger Irrwahn, der seinerzeit einen großen Theil Europas beherrschte, hier zu unumschränkter Macht gelangt und der Magistrat noch zu Anfang des vorigen Jahrhunderts Hexen foltert und verbrennt, Weiber, die mit dem Teufel Dromo buhlen und auf Ofenbesen und Backschaufeln zu den Versammlungen auf den Blocksberg reiten, und Männer, welche die Milch der Kühe verderben und die Hexenzunft commandiren. Doch konnte auch dieses Darniederliegen nur ein zeitweiliges sein. Die Muttererde mußte früher oder später den



Der Theißquai zu Szegedin, von Norden gesehen.

ganzen Rattenkönig von Ungemach wieder gutmachen. Denn Szegedin liegt auf einem gar guten Boden. Einerseits ist es von den reichen Weideplätzen der kumanischen Puszten umgeben, die andere Seite aber umgibt die Weizenkammer des Landes, die Bácska, und auch Torontál mit seiner üppigen schwarzen Erde liegt in der Nähe. So viel konnten die Türken nicht rauben, so viel die Elemente nicht verheeren, als die gute Muttererde zurückzuerstatten vermochte. Auch die eigene Gemarkung der Stadt ist vorzüglich, obwohl zum Theil Sandboden. Hier und da ist sie mit sodahaltigen Gewässern bedeckt. In der Ferne blinkt zuweilen ein Teich auf, einem riesigen Silberthaler gleich. Und die unabsehbare, gleichförmig graue Fläche nimmt erst bei den Gärten von Szatymaz ein willkommenes Ende. Übrigens ist es nicht nöthig, dieses Gebiet eigens zu beschreiben.

Die größeren magyarischen Städte des Alföld sind sich äußerlich mehr oder weniger gleich. Ihre Gemarkungen sehen einander so ähnlich wie eine Elle Tuch der anderen. Da ist die Ebene mit ihrer Luftspiegelung, nur begrenzt durch das Himmelsgewölbe, das sich ringsum zu ihr niederzuneigen scheint, da ist das dumpfe Grau des Erdreichs, das unabsehbare Meer von Ähren, — immer das nämliche Bild. Hier und dort taucht eine einsame, von keinem Baum beschattete Tanya auf: ein weißes Häuschen und eine Brunnenstange. Bei Szegedin ist das alles genau so wie bei Kecskemét. An den Enden der Städte stehen Windmühlen und in den Straßen wiederholen sich allerlei gemeinsame Züge. Jede Stadt aber besitzt etwas, womit sie sich brüstet: Debreczin sein Collegium, Szegedin seine Matthiaskirche. Jede hat die Specialität irgend eines berühmt gewordenen Productes der Industrie oder Landwirthschaft: Szegedin seine Schnappmesser, Seife, Paprika, Tarhonya (eine getrocknete, schrotförmige Mehlspeise), Kecskemét seine Äpfel und Aprikosen, Debreczin seine Pfeifen, Bratwürste und Speck. Und auch einen großen Mann besitzt jede Stadt, an dem sie der Welt zeigen kann, wie weit es mit ihrer Intelligenz her ist: Debreczin hat den Lyriker und Epiker Michael Csokonai-Vitéz, Kecskemét den Tragiker Josef Katona, Szegedin den Romandichter Andreas Dugonics. Dazu kommt nun noch, daß auch die Menschen sich gleichen, nicht nur äußerlich, sondern auch nach ihrer Sinnesart.

Der männliche Einwohner von Szegedin ist in der Regel kurz und untersetzt, das intelligente Gesicht ist durch lebhafte Augen erhellt, der mächtig entwickelte Schädel zeigt eine gewisse tatarische Eckigkeit. Seine verschnörkelte, die Tempi einhaltende Redeweise, sein würdevoller Gang weisen auf orientalischen Ursprung hin. Unter den Frauen gibt es vielleicht nicht so viele auffällige magyarische Schönheiten wie weiterhin in Makó oder Szentes, möglicherweise aus dem Grunde, weil diese Race durchaus keine Vermischung zuläßt. Das hindert aber die Männerwelt von Szegedin nicht, nach uralter Sitte sich jeden Sonntag um die Mittagszeit in dichten Gruppen vor den Kirchen zu versammeln, um die heraustretenden jungen Frauen und Mädchen zu mustern und vergnügten Auges

zu betrachten. Freilich ist auch genug an ihnen zu sehen, denn sie kleiden sich reich und prächtig. Unter dem bunt geblumten, hundertfach gefältelten, rauschenden Seidenrock stecken noch zwölf andere. Der Anzug einer jungen Frau von „Rang“ besteht nämlich aus dreizehn Röcken, der einer Jungfrau aus neun Röcken, da sie ja schlanker sein soll; um die



Das Rathhaus zu Szegedin.

Büste ist ein großes kostbares Seidentuch im Werth von 40 bis 50 Gulden geschlungen, dessen befranste Enden noch bis auf die Hacken niedergleiten. Die jungen Frauen tragen kurze, meist einfarbige seidene Joppen, die je nach dem Schnitt kaczabáj oder leves heißen. In dieser Volkstracht erkennt man keinerlei magyarisches Motiv, weder der Form, noch der Farbe nach; der Rock ist übermäßig lang und zeigt die weißen Strümpfe erst

von den Knöcheln an, von da aber auch bis ans Ende, selbst die Ferse, denn nur die Spitze des Fußes steckt in dem weißen, mit Goldspitzen besetzten, hinten offenen Pantoffel, in dem nur die Szegedinerin so geschickt einherzuschreiten, ja selbst zu laufen und zu tanzen versteht, daß sie ihn nicht verliert.

Die Tracht der Männer ist von magyarischem Charakter. In der Unterstadt, mit überwiegend bäuerlicher Bevölkerung, trägt man dunkelblaue Spenzer, Westen mit einer Reihe silberner Knöpfe, Stiefelhosen und runde Hüte. In der Oberstadt ist die Tracht je nach der Beschäftigung der Leute eine verschiedene. Der „super“ (Schopper) trägt einen braunen kurzen Spenzer mit umgelegtem Kragen und auf die Stiefelröhren herunter gelassene Pantalons, doch hat der „fisér“ (Fischer) auch eine verschnürte Tracht und der Müller trägt einen hellblauen, fast ins Weiße spielenden Mantel.

Wie bei den meisten in der Ebene wohnenden Völkern, ist auch hier weniger Poesie zu finden als in den Bergen. Selbst in der Liebe zeigt sich weniger Schwung. Der Klang der Lieder ist nicht so melancholisch, schmerzlich, wehmuthvoll vibrirend; sie sind die farbigen Seifenblasen der guten Laune, der Juchhe-Stimmung oder die Ausbrüche eines wilden Empfindens. Der Szegediner Bursche sucht sich eine Zukünftige, deren Vermögen dem seinigen entspricht, oder nach Umständen eine, die kräftig genug ist, einen vollen Sack spielend aufzuheben, und ihm eine emsige gute Hauswirthin werden kann, und so denkt auch der Heiratsvermittler, „gügyü“ genannt. Dabei ist zu bemerken, daß ein Bursche aus der Oberstadt auch seine Braut dort sucht, denn Niemand heirathet gern aus einem anderen Stadttheil heraus. Nimmt die erkorene Jungfrau das Schönthun an, welches aus den Plauderstündchen der Samstagabende besteht, so wird sie dem Burschen ganz unterthan. Sonntag-Nachmittags ist Tanz im Neu-Szegediner Volksgarten, sie aber darf dort mit keinem Anderen tanzen, wenn der Bursche es nicht erlaubt, und wehe dem, der sich etwa einfallen ließe, während des Tanzes, wenn die Paare sich auflösen und jedes einzelne für sich den „Frischen“ tanzt, das Mädchen wegzufangen — eine Schlägerei auf Leben und Tod wäre sogleich fertig.

Der Volksgarten ist der einzige Ausflugsort für 70.000 Seelen. Dort treffen sich an Sonntagen die Bewohner der einzelnen Stadttheile: das glänzende herrschaftliche Publicum des Palánk, die strammen übermüthigen Bursche der Oberstadt, die uralten Familien der Unterstadt und die koketten jungen Frauen des Rochusviertels. Herr und Bauer, Arm und Reich vergnügen sich mit einander. Einen anderen Ort, wo an glühenden Sommertagen etwas Schatten zu finden wäre, gibt es nicht. Der Makkoswald (Eichenwald), der andere Ausflugsort, ist durch die Überschwemmung des Jahres 1879 zu Grunde gegangen und jetzt in Äcker von Privatleuten verwandelt. Szatymaz aber, wo sich die Wein- und Obstgärten befinden, liegt zu weit von der Stadt. Dort wächst der schmackhafte

leichte „Krätzer", der sogenannte „Buczkaer" (buczka = Sandhügel), der in der Szegediner Volksküche eine große Rolle spielt.

Diese Szegediner Küche aber ist so beschaffen, daß es heller Undank wäre, leichthin über sie hinwegzugehen. Sie besitzt eine ganze Reihe von Specialitäten. Vor Allem das weltberühmte Fisch-Paprikás, an dem sich der Eingeborne von der Wiege bis zum Sarge nicht satt ißt: man versteht es hier bei dem großen Überfluß an Fischen vorzüglich



Das Theater zu Szegedin.

zuzubereiten, indem man verschiedene Fischsorten zerstückelt und durcheinander in den Kochkessel wirft, nicht ohne daß ein alter Fischersmann, der noch Latein studirt hat, halblaut die Beschwörungsformel dazu brummte: „habeat colorem, odorem et saporem". Auch das Sauerkraut („gefülltes Kraut" heißt in Szegedin „szárma") weiß man hier stilgerecht zu behandeln nach dem Spruch: „eine Reihe Öhrchen, eine Reihe Schnäuzchen, eine Reihe Fettes, eine Reihe Füllsel". Und dann erst das köstliche Tarhonya, die feine „Äpfelpita", das Hühnerpaprikás in „langem" Saft mit gezupften Nockerln (Zweckerln), ein Gericht, dessen Geheimniß wohl in dem eigenartigen Wohlgeschmack des Szegediner Paprikas begründet ist.

Der Szegediner Bürger ist ein kundiger Landwirth und ausgezeichneter Arbeiter. Er cultivirt seinen Acker noch besser als der weithin berühmte bulgarische Gärtner. Auf einem Joch Paprika-Boden gewinnt er etliche hundert Gulden jährlich. Das Jahreserträgniß der Paprikacultur wird auf eine halbe Million Gulden geschätzt. Wie die Leutchen zu sparen wissen, ersieht man daraus, daß die der Unterstadt allein (die eigentliche Urbevölkerung der Stadt und durch viele kleine Züge von der der Oberstadt verschieden) $1^1/_2$ bis 2 Millionen Gulden Einlagen in der Szegedin-Csongráder Sparkasse haben. Dieses Geld wird nur angetastet, wenn irgendwo Grund und Boden zu kaufen ist. Denn selbst die ungeheure Gemarkung der Stadt genügt ihnen nicht mehr, rasch greifen sie hinüber auf die kumanischen Puszten. Sie sind so sparsam, daß der Szegediner Bürger den Luxus beinahe für etwas Unsittliches ansieht. Er hat ein Sprichwort: „Ein Haus mit Pfauen und Pappeln geht zu Grunde". Dabei aber lebt er ganz gut und führt im Winter des Sonntags seine Familie sogar ins Theater, wo man nicht selten Bauernmädchen in Logen sitzen sieht, in einer Reihe mit den Honoratioren der Stadt. Er selbst freilich sitzt mittlerweile draußen mit dem Herrn Schwager oder Gevatter beim Weinchen, wobei er seinem Geiste gerne die Richtung „unter den Thurm" gibt, das heißt auf die öffentlichen Interessen, welche der Magistrat unter dem Thurme des Rathhauses wahrzunehmen pflegt. Die Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten ist herkömmlich. Die wirthschaftlichen Zustände der Stadt bilden das allgemeine Gespräch, zumal sie ziemlich verwickelter Natur sind, denn die Behörde verwaltet ihre ungeheuren Liegenschaften theils selbst, theils gibt sie sie in Pacht.

Der Szegediner ist im Allgemeinen von edlem Charakter, nicht ganz offen, aber großmüthig, gutherzig und gerecht, zäh, aber nicht halsstarrig, stark und grob, aber nicht roh. Sein demokratisches Bewußtsein ist aufrichtig, sein Magyarenthum natürlich und frei von aller Affektation. In der magyarisch-demokratischen Luft der Stadt löst sich jedes fremdartige Element auf. Der Eingewanderte wird Magyare, der wappenstolze Adelige bekehrt sich in dieser Umgebung zur bürgerlichen Gesinnung. Und während Szegedin im Inneren magyarisirt, colonisirt es nach auswärts. Insbesondere magyarisirt es das Torontáler Comitat. Vier- bis fünfhundert schwäbische Knaben besuchen jahraus jahrein die Szegediner Schulen, zumeist „in Tausch", und lernen nicht nur die magyarische Sprache, sondern athmen auch den nationalen Geist ein.

Der Szegediner Dialect stimmt im Allgemeinen mit dem des Alföld überein. Auch hier wird statt des mittleren ė ein ö gesprochen, statt des ű und ú am Wortende vielfach e und a: statt keserű z. B. kesere, statt savanyú savanya.

Bei der magyarischen Bevölkerung des ländlichen Gebiets nimmt der Dialect in jedem Dorfe eine andere Schattirung an, doch immer ohne wesentliche Unterschiede. Makó



Der Széchenyi-Platz zu Szegedin (im Winter aufgenommen).

spricht anders als Dorozsma und dieses anders als Horgos, wie dies in charakteristischer Weise eine alte historische Anekdote zum Ausdruck bringt. Auf der ehemaligen Schiffbrücke mußte nach dem städtischen Statut Jedermann Brückenmauth zahlen, nur die Szegediner nicht. Natürlich führte dies zu zahllosen Mißbräuchen. Die Hinüber- und Herübergehenden gaben sich immer für Szegediner aus und die Batzen in der Mauthlade wollten sich gar nicht mehren. Der Magistrat zerbrach sich den Kopf darüber, wie diesem Übel Einhalt zu thun wäre. Und siehe da, ein verschmitzter Einfall half aufs gründlichste, wo lange Jahre hindurch keine Strenge, keine Controle, kein Statut genützt hatten. Dem Mautheinnehmer wurde nämlich befohlen, fortan die Leute an der Brücke nicht mehr zu fragen, woher sie seien, sondern an sie die amtliche Frage zu richten: „Womit wird bei Euch die Suppe gegessen?“ Darauf antwortete der Makóer: „Kalánnal“ (mit dem Löffel), und der Dorozsmaer: „Kanoává“, worauf der Einnehmer auf sie losfuhr: „Gut, so zahlt die Mauth und damit Punktum; denn der Szegediner ißt die Suppe kanállal (mit dem Löffel)“.

Durch spitzfindige Einfälle hat sich Szegedin oftmals genützt; auch in den Handel und Wandel des Volkes sind sie übergegangen und Szegedin war in dieser Hinsicht stets dem ganzen Alföld voraus. Seine Märkte waren berühmt, sein Kleingewerbe nahm eine beherrschende Stellung ein, einzelne seiner kleinen Industrieerzeugnisse (Paprika, Seife, Tarhonya) wurden im ganzen Lande beliebt und drangen sogar ins Ausland. Doch dies versah die Szegediner nur mit Brot, den Kuchen verdienten sie sich durch Fischfang, Schiffahrt und Holzhandel, die drei Hauptquellen ihres Wohlstandes, denen sich als vierte die Eisenbahn anschloß, als die gesammte Production des reichen Landestheiles hier ihren Durchgangspunkt hatte. Im Außenbezirk besitzen die Ackerbautreibenden der jetzigen zweiundzwanzig Hauptmannschaften eine andere ergiebige Quelle des Gedeihens, nämlich eine großartige Viehzucht.

Sonderbar genug, daß die alte Bevölkerung Szegedins trotz der Betriebsamkeit und des Handelsgeistes, welche sie charakterisirten, sich einzelne Handelszweige dennoch entschlüpfen ließ, so daß diese den Serben anheimfielen, welche im Jahre 1687 hereinströmten und sich zwischen den Palissaden (palánk = Planken) der Stadt niederließen.

Der Stadttheil Palánk wurde das Nest für Elemente verschiedenster Abstammung; deutsche Gewerbsleute, griechische Krämer verwandelten sich hier durch eine gewisse ethnographische Gährung in Magyaren, indem sie nach und nach die typischen Eigenschaften des Szegediner civis annahmen.

Jeden Morgen, seit undenklichen Zeiten, versammelt sich auf dem Platze vor dem Rathhaus jener Theil der männlichen Bevölkerung, welcher sich mit Kauf und Verkauf befaßt. Mehrere hundert Menschen treiben sich dort umher, Großfischer (fisér), Schiffszimmerleute (super = Schopper) und Kaufleute. Zu einer großen Gruppe geschlossen,



Der artesische Brunnen auf dem Ludwig Tisza-Ring zu Szegedin.

bedächtig die Pfeife rauchend, scheinen sie nur zu bummeln; denn es gibt da kein Lärmen und Geschrei wie an der Börse, in der That aber machen sie eifrig Geschäfte. Und so vielerlei Handelsgeschäfte es auch geben mag, Alles wird da abgemacht, in der einen „Casino-Stunde". Die Szegediner Bauernbörse ist vielleicht älter als die wirklichen Börsen, nur ist sie dem ungarischen Temperament angemessen.

Die Auswüchse des Geschäftsgeistes, Betrug und Schwindel, haben hier niemals Wurzel gefaßt, noch jetzt borgen die Söhne des Volkes Geld auf den guten Namen und das gegebene Wort gilt als Schuldschein. Es ist ein reiner Zufall, daß der weltbekannte Straßenräuber Rózsa Sándor ein „Hiesiger" ist. Hier und in der Umgebung führte der überflüssig verherrlichte Held der Räuberromantik seine haarsträubenden Anschläge und empörenden Unthaten aus, hier verbüßte er später auch seine Strafe in einem Kerker der Festung, von welchem Jahrhunderte lang die Prophezeihung bestand, daß einst darin ein König hausen werde . . . Und siehe, der König der Betyáren hat darin gehaust.

Das nationale Erwachen und die Reformideen haben in den Vierziger-Jahren auch Szegedin erwärmt. Um diese Zeit beginnt das zweite Emporsteigen Szegedins aus jener elenden Lage, in welche es durch die Türkenherrschaft und die nach dieser eingetretene Erstarrung gelangt war. Wahrlich, es blühte nichts Anderes mehr als im Frühjahr die unbändige Theiß, wenn ungezählte Schwärme von Eintagsfliegen sich auf ihren Wellen tummeln und umhertreiben. Die Spuren der Cultur sind verwischt. Selbst die Stadt ist gleichsam nur ausgesteckt, indem einzelne Häuschen (zur Hälfte nur Erdhütten) auf dem unabsehbaren Gebiete ihre Lage bezeichnen. Ein hübscheres Gebäude kommt selten vor; das Kárász'sche Haus und der Sitz der städtischen Behörden bilden den Stolz der Stadt, aber auch diese kommen kaum irgend einem stattlicheren dörflichen Kastell gleich. In den Häusern findet man vielleicht auf diesem oder jenem Kleiderschranke die Werke des Andreas Dugonics oder des Vedres, welche Söhne der Stadt sind. Die Malerkunst kennt man nur aus den Sudeleien der dortigen Pfuscher. Kunstgegenstände gibt es keine, außer einem von König Matthias geschenkten Kirchengewand, das in der Kirche der Unterstadt gezeigt wird und einmal auf 60.000 Thaler geschätzt worden ist. Höchstens fände sich noch hier und dort in einer Schublade verworfen ein werthvoller archäologischer Gegenstand, der auf dem Öthalon (fünf Hügel), noch in der Gemarkung der Stadt, gefunden wurde.

Die von der Pester Universität heimkehrenden Jünglinge verbreiten hier die neuen Ideen, die freisinnige Luftströmung des Reichstages vom Jahre 1843, die Reformpläne Stefan Széchenyis. Unter dem Einfluß derselben erwacht die Stadt zum Bewußtsein und geht mit fieberhafter Hast daran, die Versäumnisse von Jahrhunderten nachzuholen. Mit wunderbarer Schnelligkeit nimmt sie ihren Aufschwung: Casinos und Vereine werden gegründet, ein Spital gebaut, das vernachläßigte Unterrichtswesen gehoben, der frische

Hauch des nationalen Geistes weht durch alle Nerven, die Bürger fremden Ursprungs nehmen magyarische Namen an, und in der neuen Atmosphäre klingt der Schlag des Hammers heiterer, der Meißel greift schärfer an und vielleicht ist selbst der Wels, den der Fischer fängt, größer.



Das Denkmal Andreas Dugonics' zu Szegedin.

Die Stürme von 1848 bis 1849 finden in Szegedin bereits die lebhafteste Stadt des Alföld. Es betheiligt sich so kräftig am nationalen Kampfe wie noch an keinem seit der Dózsa'schen Empörung. Man sieht, daß nur die Ideen der Freiheit und Gleichheit es zu erwärmen vermögen. Bei Neu-Szegedin und Szent-Tamás kämpfen die Szegediner Burschen wacker. Und die gesammte Bevölkerung der Stadt, welche unter Bocskay, Bethlen, Emerich Tökölyi und Franz Rákóczy II. recht lau und schwankend geblieben war, schart sich mit voller Hingebung um die bald siegreichen, bald zerzausten und sinkenden Fahnen

des Kampfes, bis endlich in der Schlacht bei Szöreg auch der Flintenschuß des letzten Honvéds verhallt ist.

In den Fünfziger-Jahren ging es mit der Stadt langsam vorwärts, dann aber, nachdem das verfassungsmäßige Leben eingetreten, schwollen die Segel wieder von günstigem Winde und immer mehr nimmt die Stadt die charakteristischen Züge eines bedeutenden Handelsmittelpunktes, sowie die schimmernden Formen der westlichen Städte an. Neben ihrem alten, vortheilhaft bekannten Gymnasium errichtet sie noch eine treffliche Realschule, Industrie und Handel erweitern sich und passen sich den modernen Anforderungen an; draußen auf den Tanyas werden Bäume gepflanzt, wird der Boden verbessert, werden Volksschulen eingerichtet; in der Stadt aber entstehen Sparkassen und Banken, über die Hausdächer wachsen die stolzen Schlote einiger Fabriken empor, Schiffe durchfurchen emsig den Strom, und das alles obgleich die Stadt mehr als die Hälfte ihrer Kraft auf Dinge verwenden muß, welche die meisten Städte gar nichts angehen. Die sanft fließende Theiß, die sie sonst mit Wohlthaten überhäuft, braust und stürmt im Frühjahr, wenn in den Bergen die Schneeschmelze beginnt, oftmals bedrohlich an die Thore der Stadt heran. Da wird denn ein endloser Vertheidigungskrieg geführt. Die Dämme und Wehren verschlingen große Summen und viel Menschenkraft, die sonst dem Culturfortschritt zustatten kämen. Ein bedeutender Theil der Bevölkerung widmet sich den Erdarbeiten und bildet sich für sie aus. Das sind die „Kubikos“, eine gegen die Angriffe der Theiß organisirte Armee, welche wohlgeübt ist im Bau der Dämme und im „Fangen“ des Wassers, das heißt im Verstopfen der entstandenen Breschen durch Säcke. Aber trotz der Ablenkung so vieler Kräfte hat sich Szegedin unter die großen Städte emporgearbeitet und geht einer glänzenden Zukunft entgegen, obwohl im Volksmund eine Legende lebt, „die Stadt werde ihre frühere Größe erst erreichen, wenn die Vorfahren zurückkehren.“ — Und siehe da, auch diese Unmöglichkeit ist zur Thatsache geworden.

Am 12. März 1879 brach die Theiß ein, um die nach der Bevölkerungszahl zweite Stadt des Reiches hinwegzufegen. Die graue, schmutzige Flut, welche von der Westseite der Stadt hereinströmte, füllte rasch alle Senkungen und erstieg sogar die Höhen. Sie verschlang die niedrigen Häuschen, von denen nur hier und da ein Stückchen Dach oder ein Rauchfang sichtbar blieb, zuweilen nicht einmal das. An den stockhohen Häusern leckte die Flut bis zu den obersten Fenstern empor. Von der einen Kirche sah man nur den Thurm. In dieser Sturmnacht, deren traurige Chronik das Herz von ganz Europa erschütterte, brach an einer Stelle Feuer aus, und die unheimliche Flamme beleuchtete den furchtbar majestätischen Einzug des triumphirenden Elements; feurige Funken stoben in den heulenden Lüften umher, trieben auf den hochgeschwellten Wogen dahin und schwärmten auf die Kähne nieder, welche die Flüchtenden trugen. Von einer halben Minute zur

andern hörte man näher und ferner das dumpfe Krachen eines einstürzenden Gebäudes. Und zu derselben Zeit, da hier über hundert Menschenleben verloren gingen, riß das Wasser auf dem Kirchhofe der Oberstadt die Gräber auf und in den herausgespülten Särgen kamen die Vorfahren heimgeschwommen in ihre einstigen Höfe.

Alles in allem blieb ein Raum von etlichen hundert Schritt trocken, eine Ecke der Schulgasse. Es war ein höchst eigenthümliches Bild, diese traurige Stadt, welche Todte hatte, aber keinen Friedhof. Man begrub die Todten in Szöreg. Die Neugeborenen taufte man in einem Eisenbahnwagen, der die Aufschrift trug: „Pfarramt". Nur hier und da stand noch ein steinernes Haus. Dazwischen sah man blos Schindeldächer, die in langen Reihen auf den Wellen zu hocken schienen. Auf den Hausdächern saßen die Katzen als einzige Wächter. Und in dieser Sündflut trieb das verschiedenartigste Hausgeräth umher,



Theißbrücke zwischen Szegedin und Neu-Szegedin.

und staute sich an irgend einer Steinwand zu ganzen Barrikaden auf. Emsig schafften die Kähne die Flüchtenden fort, von denen so manche eine ganze Nacht auf Bäumen festgeklammert verbracht hatten. Tagelang dauerte die Rettungsarbeit und sie war reich an schauerlichen Einzelheiten. Später fing man an, längs der Mauern der stehengebliebenen Häuser Gehwege aus Brettern anzubringen. Dann begannen die geflüchteten Bürger sich nach und nach heimzuwagen, hielten auf trockenem Boden, im Gasthof „Hungaria" ihre erste Generalversammlung ab und beriethen rathlos, was zu thun wäre, und ob hier überhaupt noch je wieder Leben entstehen würde oder nicht. Die erste Versammlung der uralten Stadt wurde in einem räucherigen Spielzimmer abgehalten. Aber es stand ja auch das Schicksal der Stadt förmlich auf dem Spiele, es hing an einer Karte. Diese Karte jedoch war, wenn ein banaler Ausdruck erlaubt ist, ein Glücksblatt, -- der König. Seine Majestät König Franz Joseph kam, tief bewegt durch den ungeheueren Schlag, eilends in die „obdachlose" Stadt; im Kahne ließ er sich unter all das morsche Gemäuer hineinrudern, auf Kähnen kamen ihm die Deputationen entgegen. Von einem Kahne aus begrüßte ihn der Redner der Stadt bei diesem prunklosen Einzug. Und damals war es, daß der

hochherzige Monarch mit einer Stimme, die vor Erregung zitterte, jene denkwürdigen Worte der Beruhigung sprach: „Szegedin soll schöner werden, als es gewesen.“

Diese Worte verwandelten den Kleinmuth der Bürger in Hoffnung und ihr Unglück öffnete für sie allerwärts die Schleusen der Wohlthätigkeit. Von Einzelnen und Körperschaften, aus fremden Ländern und von fremden Völkern strömten die Gaben herbei, der Reichstag votirte eine bedeutende Summe für die Wiederherstellung der Stadt.

Mit der Aufgabe, den Eins gewordenen Willen des Königs und der Nation zu verkörpern, wurde durch Seine Majestät Ludwig Tisza als bevollmächtigter königlicher Commissär betraut, der denn auch noch im Sommer desselben Jahres in Gemeinschaft mit seinen zwölf Räthen und seinem Beamtenpersonale daran ging, den Auftrag auszuführen. Hierzu bedurfte es staatsmännischen Blickes und eiserner Energie. Zwei Wege konnte der königliche Commissär einschlagen: entweder er verwandte die von der Nation dargebotene Kraft einfach darauf, die materielle Kraft der Einwohner zu stärken und sie dann sich selbst zu überlassen, — oder er konnte die übriggebliebenen Kräfte der Bevölkerung mit der des Staates vereinigen und planmäßig jene großartige neue Stadt erschaffen, deren glänzendes Bild uns jetzt am Theißufer bezaubert.

Sie ist nach dem Ringstraßensystem angelegt. Drei Ringe sind in einander gefügt. Der erste ist der Ring der Paläste; er umfaßt den alten Stadttheil Palánk mit der handelsbelebten Schulgasse (einem Stückchen aus dem alten Szegedin) und den Dugonics-Platz mit der schönen Realschule, in der die reiche öffentliche Bibliothek von 50.000 Bänden, dieses großartige Geschenk des Domherrn Somogyi, untergebracht ist. Auf diesem Platze erhebt sich auch die Statue des Schriftstellers Andreas Dugonics. In diesem Ringe stehen die bequemen Gasthöfe, hier befindet sich der Klauzál-Platz mit seinen glänzenden Schaufenstern und dem Getöse des Geschäftslebens, hierher öffnet sich der Széchenyi-Platz, von herrlichen Palästen eingefaßt, hier erhebt sich das nach dem alten Modell aufgebaute Rathhaus, dessen Stirnseite mit dem Phönix geschmückt ist. Auf dem Boden der ehemaligen Festung, die der König der Stadt geschenkt hat, ragen prächtige zweistöckige Häuser mit Thürmen und Kuppeln empor, unter ihnen der Gerichtspalast und das ständige Theater, dessen edle Façade sich majestätisch in der zitternden Fläche der Theiß spiegelt. Etwas weiterhin neigt sich die mächtige, obgleich schlanke Eisenbrücke leicht über den Strom hinüber. Vom Neu-Szegediner Ende der Brücke gesehen, erscheint dieser Theil der Stadt wirklich feenhaft; gleich einem gestickten Teppich liegt vor ihm die reizende Stephanie-Promenade hingebreitet mit ihrem sinnreich erdachten Kiosk, in den man als Decoration ein Stück der alten Festung mitverbaut hat, eine Zelle mit eisernem Fenstergitter.

Der zweite Ring schließt die kleineren Häuser ein, aber auch diese sind schmuck, stockhoch, die Schulen und öffentlichen Gebäude vollends palastartig. An den Radialstraßen

gibt es auch schon ebenerdige Häuser, doch mußten sie mit Vorgärtchen versehen werden. Interessant sind in den äußeren Theilen der Stadt die gleichförmigen volksthümlichen Häuschen, nach Szegediner Motiven entworfen, aber zweckmäßig abgeändert und verschönert. Nach der Gasse haben sie je zwei Fenster mit grünen Jalousien, hinter denen man Muscatblüten und Rosmarin erblickt; das Haus entlang zieht sich ein kleiner Säulengang, ganz mit Schnüren von Paprikaschoten behängt. Zur Luke der Feuermauer heraus hängt hergebrachterweise ein rother Maiskolben. Das „kleine Thor" und der „sonnenbeschienene Dachgiebel" sind gleichfalls unvermeidlich.

Den dritten Ring bilden die gewaltigen Schutzwerke von Szegedin, die Deiche und Ringdämme. Diese Molochs! Wie viel Geld haben sie schon verschlungen und wie viel werden sie noch verschlingen! Aber auch nach einer anderen Seite ist das Menschenmögliche geschehen gegen jedes Vorkommniß. Der Theißquai ist ausgebaut und das Erdreich an den tiefer gelegenen Stellen dergestalt aufgeschüttet, daß eine gleich große Überschwemmung heute nicht mehr ein gleich großes Unglück bedeuten würde.

Im Herbst 1883, als der König zum zweiten Male Szegedin besuchte, fand er auf der Trümmerstätte bereits eine neue Stadt, eine weit, weit schönere, als dort jemals gestanden, schöner als sie selbst nach der romantischen Phantasie gewisser Geschichtschreiber zur Zeit Sigismunds gewesen sein konnte. Drei volle Tage lang hat der König da Hof gehalten, so wie einst Matthias Corvinus. Mit seiner ganzen Umgebung, dem ganzen Hofstaate kam er und unter glänzenden Festen vergingen jene drei Freudentage. Ein schimmerndes, buntfarbiges Bild, wie aus dem ritterlichen Mittelalter, entrollte sich dem Auge. Man sah Gala-Equipagen und malerische Gruppen von Magnaten in Prachtgewändern. Die Bürger von Szegedin schritten durch die Straßen in nationaler Festtracht, den Säbel an der Hüfte, die Mente um die Schulter. Der König verlieh, während er dort weilte, Belohnungen, Orden, Adelstitel; der Neuschöpfer der Stadt selbst erhielt den Titel eines „Grafen von Szegedin", welchen vor vierhundert Jahren Stefan Sárszegi als letzter getragen.

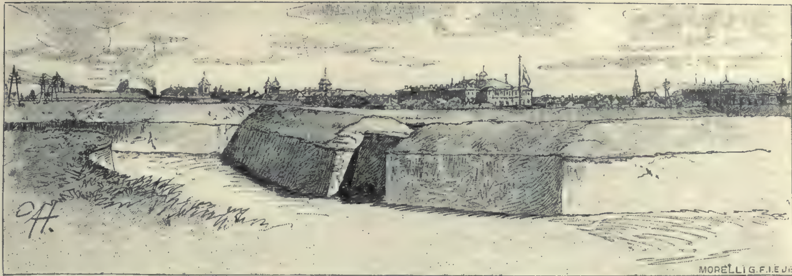
Später, als das königliche Commissariat zu Ende und das städtische Leben in sein gewöhnliches Alltagsgeleise zurückgekehrt war, begann wohl eine gewisse Ermattung sich geltend zu machen, wie sie auf besondere Anstrengungen nothwendig zu folgen pflegt, doch kann sich diese nur auf Jahre, höchstens auf eine Generation erstrecken. Die Symptome der Erschöpfung, welche sich in dem materiellen Sinken einzelner Einwohner zeigen, sind zum beträchtlichen Theile auf die größeren Ansprüche zurückzuführen, denn die Wiederherstellung hat, im Verhältniß zu den Palästen der Stadt, mit einem Ruck auch das sociale, geistige Niveau Szegedins gehoben. Und dies war der schwerere und löblichere Theil des tüchtigen Werkes.

Doch auch sonst haben jene Besorgnisse keine Bedeutung, welche durch den materiellen Niedergang Einzelner genährt werden. Die Stadt selbst, deren Einnahmen und Ausgaben im Jahre 1842 87.000 Gulden betrugen, arbeitet gegenwärtig mit einen Budget von einer Million und 100.000 Gulden.

Dieses auffallende Wachsthum ist eben durch die Neugestaltung und die Hebung des Ackerbaues hervorgebracht worden. Die prangenden Obstgärten, reichen Kleefelder und Äcker der unteren Tanyas waren vor vierzig Jahren eine förmliche Sahara. Ein großer Theil der Flugsandflächen diente nur dem Spiele der Fata Morgana. Diese Felder, welche im Jahre 1853 der Stadt kaum zwei Gulden vom Joch einbrachten, sind jetzt durchschnittlich mit acht Gulden verpachtet. Schon diese kleine Thatsache wirft ein Licht auf den langen erfolgreichen Entwicklungsgang, den die berühmte Fischerstadt zurückgelegt hat, aus eigener Kraft ausschreitend, aber auch auf Fittigen vorwärts getragen.



Brodhökerin und Kubikos-Arbeiter.



Temesvár von der Bastei gesehen.

Temesvár und seine Umgegend.



Wir führen den Leser in den südöstlichen Theil Ungarns. Wir befinden uns in einer fruchtbaren ebenen Gegend, auf deren unabsehbaren Flächen das Auge sich frei ergehen und die Phantasie mit ungehemmtem Schwunge sich tummeln kann. Keine Wälder und Gebirge hindern die Aussicht, welche bis dorthin reicht, wo das blaue Himmelsgewölbe die Erde umarmt. Schlanke Kirchthürme, weißblinkende, volkreiche Dörfer, da und dort ein hochgewölbter Hügel aus der Urzeit, rings zerstreut Tanyas und landwirthschaftliche Industrieanlagen, weidende Herden und blumige Wiesen wechseln mit sorgfältig cultivirten Äckern. So ist der flache Theil der Umgegend von Temesvár beschaffen. Die ganze Landschaft, das zusammengefaßte Gebiet von vier Comitaten: Torontál, Temes und dem schon ganz gebirgigen Krassó-Szörényer Comitat, wird auf drei Seiten: im Norden, Westen und Süden, durch drei Flüsse: die Maros, Theiß und Donau, im Osten aber, gegen Siebenbürgen, durch die Gebirgsketten Godjan-Szárko und Pojana-Ruszka in einen schönen natürlichen Rahmen gefaßt und zu einer mehr selbständigen geographischen Einheit verbunden.

Seiner natürlichen Lage zufolge wurde es gebräuchlich, dieses Gebiet als ein gesondertes zu betrachten und sogar mit einem besonderen Namen zu benennen. Die alten ungarischen Gesetzbücher und sonstigen historischen Urkunden erwähnen es als „Temesköz“, „Temesi Tartomány“, „Temesvári Kapitányság“ (Zwischenland der Temes, Temeser Provinz, Temesvárer Capitanat), die zur Zeit des Karlowitzer Friedens erschienenen deutschen Schriften aber als „Temesvárerische Länder“, „Temesvárer Region“, „Temesvárer

Provinz" oder „Temeser Bezirk". Marsigli, der Zeitgenosse Karls III., nannte es „Banatus Temesvariensis" und nach dem Ende der Türkenherrschaft entstand eine ganze Schar von Schriftstellern, welche diesem Bezirk bis auf die neueste Zeit den Namen „Temesi Bánság" (Temeser Banat) gaben, gewiß mit Unrecht, da es niemals einen Temeser Banus gegeben hat.

Die Verschiedenheit der Benennungen erklärt sich dadurch, daß Temesvár, diese bedeutende Stadt und Festung der Südgegend, schon seit den ersten ungarischen Königen gleichsam die ganze Umgebung beherrschte und thatsächlich auch heute den Mittelpunkt der ringsum gruppirten Comitate bildet. Die Obergespane des Temeser Comitats hatten dort nicht nur ihren Sitz, sondern übten von dort her, als Capitäne der unteren Gegenden, auch über die Grenzen ihres Comitats hinaus verschiedene jurisdictionelle, militärische und richterliche Gewalten aus.

Temesvár gelangte durch seine glückliche Lage im Laufe vieler Jahrhunderte zu hervorragenderer Bedeutung. Im Mittelpunkt der „Provinz" gelegen war es allezeit Krone, Schlüssel und Hauptfactor jeder Bewegung, welche in der Südgegend durch Kriegführung, Bevölkerungswesen, Betriebsamkeit und Culturarbeit hervorgebracht wurde. Durch die Flächen seiner humusreichen Umgebung schlängeln sich sechs Flüsse nebeneinander hin: Temes, Béga, Beregszó, Berzava, Karas und Néra. Diese Flüsse dienten schon in frühester Zeit nach allen Richtungen als offene Straßen für den starken Verkehr der verschiedenartigsten Völker. Temesvár war die erste Station, wo der Westen sich mit dem Osten berührte. Dort gründeten die Römer ihre „Mansio Tibiscum" und dort zog auch die byzantinische Gesandtschaft des Priscus Rhetor durch, als sie Attilas Lager in Ungarn aufsuchte.

Aus dem Dunkel der Völkerwanderungszeit haben wir zwar nur wenige und zweifelhafte Nachrichten über Temesvár, doch geht man kaum fehl mit der Annahme, daß dieser strategisch hochwichtige Platz auch die Stürme jener Jahrhunderte als bewohnter Ort überdauert habe und als solcher in den Besitz der magyarischen Eroberer gelangt sei. Jene zur Vertheidigung dienenden Erdwerke, Gräben und Wälle, welche noch heutigentags ersichtlich in drei parallelen Linien von der Maros bis zur Donau hinabziehen, haben ihren Mittelpunkt in Temesvár. Bei der Begründung des Königreichs Ungarn, ja gewiß schon früher vereinigte sich die magyarische Wehrkraft des Landes jenseits der Theiß, dort in der Nähe des großen Einfallsthores der unteren Donau, und die Burggespanschaft von Temesvár gehört zu den ältesten. Der Sitz der reichen und mächtigen Temeser Gespane gelangte alsbald zu solcher Blüte, daß so mancher König von Ungarn mit seiner ganzen Hofhaltung gerne und längere Zeit daselbst weilte. Wir wissen dies von Karl Robert, der jahrelang dort wohnte, dort königliche Urkunden ausstellte und Temesvár zur Stadt erhob,

in der er Kampfspiele und Turniere veranstaltete, die Rüstungen für seine Feldzüge betrieb, ja sogar seine im Jahre 1317 gestorbene Gattin, die Königin Maria, Tochter des Herzogs Kasimir von Teschen, begraben ließ. Von dort aus erfolgte im Jahre 1318 die Einberufung des Reichstages auf den Rákos.

Ludwig der Große und später seine Witwe Elisabeth hielten sich wiederholt zu Temesvár auf. 1397 erschien König Sigismund persönlich auf dem dortigen Reichstage. 1463 war die Stadt zum ersten Mal durch die Türken unter Ali Beg bedroht, der aber durch den ungarischen Heerführer Pongrácz zurückgeschlagen wurde. 1476 unternahm Ali einen zweiten Zug gegen die Festung, wurde jedoch durch Nikor, Chepely, Béla und Ambrosius Nagy vollständig vernichtet. Mittlerweile beherbergte Temesvár den König Albert, die Hunyadis, Ladislaus V. und Wladislaw II., welcher letztere die Stadt, von der aus Paul Kinizsy seine Siege erfocht, neuerdings befestigte. 1514 wurde Temesvár von dem aufständischen Bauern-Kreuzheere Georg Dózsas belagert, aber durch Johann Szapolyai, Wojwoden von Siebenbürgen, entsetzt. Georg Dózsa, mit seinem Bruder Gregor und 40 Hauptgenossen in Gefangenschaft gerathen, erlitt dort, auf einen glühenden Thron von Eisen gesetzt, den gräßlichen Tod, nach der Überlieferung und dem Volksglauben an jener Stelle, wo an der Hauptstraße, die aus der Stadt nach der Vorstadt Josefstadt führt, das Bild der heiligen Jungfrau steht. Johann Szapolyai, nach der Katastrophe von Mohács zum König gewählt, kam nach Temesvár und wollte sich dessen sogar bemächtigen, doch weigerte sich der Capitän König Ferdinands I., der durch Valentin Török dorthin beorderte Andreas Szokolyi, die Festung einheimischen Kriegsscharen auszuliefern. Im Jahre 1551 erschien Mohamed Szokoli, Beg von Bosnien, mit 80.000 Mann vergeblich vor Temesvár, dessen Commandant damals der heldenmüthige Stefan Losonczy war. Im folgenden Jahre zog der Beglerbeg Achmet mit 160.000 Mann vor die Stadt, die denn auch am 30. Juli 1552 nach Losonczys Heldentod durch den Treubruch des Feindes in die Hände der Türken gerieth und seitdem 164 Jahre lang türkischen Paschas, beziehungsweise der Pforte unterthan blieb. Kasim Pascha war ihr erster Commandant und ihm folgten bis 1716 in ununterbrochener Reihe noch 34 türkische Beglerbegs. Von österreichischer und ungarischer Seite wurden zwar wiederholt Versuche gemacht, die wichtige Festung zurückzugewinnen, sie hatten aber keinen Erfolg. 1596 umschloß Fürst Sigismund Báthory Temesvár und befehligte bei dem Sturm sogar persönlich, aber auch er konnte die Festung nicht einnehmen. Im folgenden Jahre machte sein Kanzler Stefan Jósika einen neuen vergeblichen Versuch. 1602 und 1607 fand Gabriel Bethlen in der Stadt ein Asyl. 1689 wurde Temesvár von den Kaiserlichen eingeschlossen und drei Jahre lang blockirt, ohne daß sie es nehmen konnten. 1696 wurde es vom Kurfürsten Friedrich August von Sachsen belagert, doch widerstand es auch diesmal und empfing 1697 Sultan

Mustapha II. in seinen Mauern. Schließlich war es Prinz Eugen von Savoyen, dem es nach einer energischen Belagerung von 48 Tagen am 13. October 1716 gelang, Temesvár unter seinem letzten türkischen Commandanten Mehemed Pascha ruhmvoll zurückzuerobern.

Das alte Temesvár faßte die gesammten jetzigen Festungswerke in sich. Den winkeligen Grundriß der südöstlichen Wälle der alten Festung erkennt man noch deutlich an dem Gebäudezuge der durch Karl III. (VI.) 1719 begonnenen und 1729 beendigten „Siebenbürger Kaserne". Sie wurde genau auf den Grundfesten der alten Basteimauern erbaut, nachdem die Mauern der alten Veste abgetragen waren und der Provinzgouverneur Graf Claudius Florimund Mercy am 25. April 1723 den Grundstein zur jetzigen Festung gelegt hatte. Die sternförmige alte Festung, die an einer Ecke mit einem Donjon, dem sogenannten Blasiusthurm, auch Wasserthurm, versehen war, hatte vier Thore: das Belgrader, Forforoser (bei den Österreichern Eugens-Thor genannt, weil der Prinz von Savoyen durch dieses seinen Einzug gehalten), das Mortoroser (später Arader Thor) und das Praykóer oder Lugoser Thor. Davon sind bei dem Bau der jetzigen Festung das Arader und Belgrader Thor spurlos verschwunden, während an Stelle des Lugoser Thors etwas weiter hinaus das jetzige Siebenbürgische und statt des Arader Thores das Wiener Thor eröffnet wurde. Nur das Eugen-Thor wurde zur Erinnerung an den großen Helden unversehrt gelassen. Im Jahre 1755 wurde die geräumige Thorhalle der vereinigten deutsch-spanischen Israelitengemeinde in Ermangelung eines anderen Tempels zum Gebrauch überlassen, bis im Jahre 1760 die jetzige Synagoge der spanischen Juden vollendet war. 1777 wurde der Grund neben der Thorruine zu einem Hausbau hintangegeben und dieses Haus trägt auf seinem Schilde noch jetzt das Bild des Eugens- oder alten Forforoser Thors. 1817 wurde dieses letzte Überbleibsel des alten Temesvár gänzlich demolirt und seine Ziegel zum Bau eines Hauses verwendet. Die Festung enthielt die Wohnhäuser des in der Gegend ansässigen Adels, die Kasernen, die Waarenhallen der Gewerbe- und Kaufleute, Provianthäuser, einige Ordenshäuser und Kirchen, Alles in engen, krummen Gassen um zwei größere Plätze her gruppirt. Hier stand die uralte römisch-katholische St. Georgs-Pfarrkirche von Temesvár, in welcher im Jahre 1323 Stefan, erwählter Bischof von Erlau, durch Benedict, Bischof von Csanád, in Gegenwart des Raaber Bischofs Nikolaus und des Várader Bischofs Johann mit vieler Feierlichkeit geweiht wurde. Unter der Türkenherrschaft war diese alte ungarische Kirche in eine Moschee verwandelt. Nach der Wiedereroberung Temesvárs wurde sie durch König Karl III. der Gesellschaft Jesu überlassen sammt dem benachbarten Grundstück, auf welchem später die Jesuiten ihr Missionshaus und ihre Kirche erbauten, das jetzige Csanáder bischöfliche Seminar mit seiner Kirche, welche bis zur Vollendung der Domkirche auch als bischöfliche Kathedrale benützt wurde. Sämmtliche in der Festung vorgefundene



Partie aus dem Stadtpark zu Temesvár am Béga-Kanal.

Kirchen wurden durch die überhaupt nicht baulustigen Türken für ihren eigenen Gottesdienst umgestaltet.

Um die Festung her lag das alte Temesvár, das aus den drei Stadttheilen Nagy-Palánk (große Planke), Kis-Palánk (kleine Planke) und Kastély-eröd (Citadelle) bestand. Drei Thore führten aus der Festung nach Nagy-Palánk: das Forforoser, Mortoroser und Lugoser Thor. Ein viertes führte in die Citadelle, an deren Stelle jetzt das Zeughaus und die Artilleriekaserne stehen. Die Citadelle war durch einen Arm der Béga von der Festung getrennt und der Verkehr ging über die Brücke zwischen der großen und kleinen Festung. Neben der Brücke drehte eine gewaltige Flußmühle ihre Räder, gerade an der Stelle, wo jetzt das durch die Franciscaner der bulgarischen Provinz 1755 bis 1756 erbaute innerstädtische Pfarrhaus und seine neue Kirche stehen. Wahrscheinlich war es Karl Robert, der die Citadelle zu seinem eigenen Schutz und Aufenthalt errichten ließ. Um 1441 und 1446 richtete Johann Hunyadi als Temeser Gespan die Citadelle für seine und seiner Familie Bequemlichkeit ein, indem er darin ein schmuckes Wohnhaus und eine Kapelle bauen ließ. Im Jahre 1447, am Feste Mariä Himmelfahrt, übernahm der große Christenheld in diesem neuen Palast die wichtige Kriegsstation der Südgegend und entsandte von hier aus Peter Csupor an der Spitze seiner Krieger gegen die rebellischen Moldauer. 1449 beschäftigte er sich ebenda im Kreise seiner Familie längere Zeit mit der Ausarbeitung der Feldzugspläne gegen die Türken und mit der Ausrüstung seiner Kriegsscharen. 1451 verlegte er sein Hauptquartier dahin, um einen Feldzug gegen Serbien ins Werk zu setzen. 1456 besuchte König Ladislaus V., als er von dem Begräbniß des Grafen von Cilli kam, in diesem Schlosse die Familie Hunyadi, genoß längere Zeit deren Gastfreundschaft und legte am 23. November in der an der Ecke des östlichen Schloßflügels befindlichen Hauskapelle den Eid ab, des Cilliers Tod an den Hunyadis, die er als Brüder adoptirte, nicht zu rächen. Im November 1458 zog der junge König Matthias in dieses Familienhaus ein, in dem er als Kind gemeinsam mit seinem Bruder Ladislaus längere Zeit erzogen worden war, und berief von dort aus noch in demselben Monat den Reichstag nach Szegedin.

Nach Matthias' Tode diente die Citadelle dem Temeser Gespan und später wohl den türkischen Statthaltern als Residenz. Von Losonczy weiß man es genau, daß er sich im Jahre 1552, von den Türken bedrängt, in diese Citadelle zurückzog und, nachdem er sich zur Übergabe entschlossen, dort die Eidesbotschaft und den Ferman Achmets empfing, der nur die Citadelle um jeden Preis in seine Gewalt bringen wollte. Durch die heftige Beschießung im Jahre 1716 ward Temesvár stark mitgenommen, bei dem Bombardement im Jahre 1849 aber wurden die ehrwürdigen Wälle der Citadelle dermaßen zerschossen, daß nur wankende Mauertrümmer stehen blieben, bis zu Anfang der Fünfziger-Jahre

die damalige Regierung auch diese schleifen ließ, um an ihrer Stelle ein Zeughaus und eine Kaserne zu errichten.

Den Kern und Hauptinhalt des Umfanges von Alt-Temesvár bildete ohne Zweifel Nagy-Palánk, die eigentliche Stadt; sie erstreckte sich um etwa 25 Klafter einwärts vom gegenwärtigen Béga-Bett, rechterseits um die alte Festung her, beinahe bis zum heutigen Wiener Thor. Dieser Stadttheil ist jedenfalls ebenso alt wie die alte Festung. Bekanntermaßen legte man nämlich dazumal für die Burgsassen Ortschaften am Fuße der Burgwälle an. Nagy-Palánk war von tiefen, mit Ziegelmauern gefütterten Festungsgräben umgeben und durch Eichenplanken (palánk) verstärkt. Innen standen vier Kirchen und eine außerhalb der Stadt gegen die jetzige Mehala hin. Bei der Rückeroberung am 1. Oktober 1716



Hinter den Schanzen von Temesvár.

wurde Nagy-Palánk durch eine riesige Feuersbrunst verheert, der nicht weniger als 2.000 Wohnhäuser zum Opfer fielen. Im Jahre 1738 wüthete die Pest in diesem Stadttheile am ärgsten, so daß die ungeheuere Zahl von Leichen auf Scheiterhaufen verbrannt werden mußte. Doch dieser Schlag vollendete das Unglück noch nicht. Während der Pest brannte Nagy-Palánk zum zweiten Male ab, worauf die Bevölkerung, meistens Serben, den Wohnsitz der Väter im Stich ließ und sich zerstreute. Nur in der Umgebung des ehemaligen Franciscanerklosters und der St. Katharinenkirche blieben einige Häuser stehen, weshalb dann diese kleine Stadt „Katharinen-Stadl“ genannt wurde. 1757 wurde auch die Katharinenkirche sammt den umliegenden Gebäuden niedergerissen und ihren Standort bezeichnet eine hohe, mit schönen Chronogrammen versehene Trophäe über den äußeren Schanzhügeln des Siebenbürger Thores.

Seine neue Bevölkerung erhielt Temesvár in der ersten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts. Nach dem Temesvárer Bürgerbuche kamen dahin Einwanderer und mit Bürgerrechten ausgestattete Gewerbsleute aus Brandenburg, Coblenz, Danzig, Darmstadt,

Königsberg, Mainz, Passau, Pforzheim, dem Breisgau, Franken, Graubündten, Mailand, Neapel, Venedig, Belgrad, Krajowa, wie überhaupt aus allen Theilen Deutschlands, Österreichs, Böhmens und Mährens, aus Ungarn selbst aber nur wenige. Unter diesen wieder finden sich nur vier aus Temesvár Gebürtige, die übrigen stammten aus Gran, Komorn, Ödenburg, Steinamanger, Esseg, Preßburg, Waag-Neustadtl, Leopoldstadt, Pest, Szegedin, Versecz und anderen Gegenden Ungarns, doch sind auch die erwähnten Städte nur mit ein oder zwei Personen vertreten. Auch Constantinopel kommt als Geburtsort vor. Die in Temesvár und Umgebung Geborenen übten fast sämmtlich das Kürschnerhandwerk aus. In dem erwähnten Bürgerbuche, das von 1717 bis 1739 reicht, finden sich 329 Namen, darunter nur drei magyarische. Doch auch Spanier, Italiener, Armenier, Serben und Walachen kamen, und es entstand in Temesvár die „Teutsche Stadt“ und die „Armenische Stadt“, an der Stelle der heutigen Vorstadt „Fabrik“ aber die „Neu angelegte Raatzen-Stadt“ (Raizenstadt). 1719 wurden die ersten Verfügungen getroffen, um Festung und Stadt ganz neu zu gestalten.

Am 25. April 1723 wurde mit der völligen Schleifung des Stadttheiles Kis-Palánk der erste Grund zu den neuen Festungsmauern gelegt. 1724 nahm auch die Angelegenheit der katholischen Kirche einen lebhaften Aufschwung; da nämlich unter der Türkenherrschaft der alte Bischofssitz Csanád vernichtet worden war, machte der Csanáder Bischof Graf Ladislaus Nádasdy, der sich seither gleich mehreren seiner Vorfahren gewöhnlich in Szegedin aufgehalten hatte, nunmehr Temesvár zum Bischofssitz und hielt daselbst am 5. März des erwähnten Jahres seinen feierlichen Einzug. Ferner wurden Gebäude für die Verwaltungsbehörden und das Finanzwesen errichtet, 1729 war die große „Siebenbürger Kaserne“ vollendet, 1731 das neue Rathhaus. Gleichzeitig wurden andere öffentliche Bauten in Angriff genommen: Kirchen, Beamtenwohnungen, Amtsgebäude, unterirdische Kanäle, auch die Pflasterung u. s. f. Graf Mercy, Gouverneur des Banats, beabsichtigte Temesvár zu einer der schönsten Städte des Landes zu machen. Diese Absicht wurde aber erst durch seine Nachfolger im Gouvernement, insbesondere den Feldzeugmeister Baron Franz Engelshofen, dann, nachdem die Civilverwaltung der Provinz ins Leben getreten, seit 1751, durch Graf Perlas-Rialph, Graf Clary-Altringen und Baron Josef Brigido verwirklicht. 1744 entstand außerhalb des Peterwardeiner Thores ein neuer Stadttheil unter dem Namen: „die neuen deutschen Meierhöfe“ (die spätere Josefs-Vorstadt), noch früher aber die Vorstädte Mehala und Maierhof, welche zum Theil serbischen Ansiedlern und neuen deutschen Einwanderern zugewiesen wurden.

Eine neue Entwicklungsepoche begann für Temesvár, als Königin Maria Theresia im Jahre 1779 das Temeser Banat wieder Ungarn einverleibte und Temesvár (1781) zur königlichen Freistadt erhoben wurde. Zugleich ward es Sitz des Temeser Comitats und



Der Losonczy-Platz zu Temesvár.

Sammelplatz des auf Ärarialgütern angesiedelten neuen Comitatsadels. Seine Straßen und Plätze wurden regulirt, stattliche Paläste, adelige Curien, stockhohe Privathäuser, Gasthöfe, Kasernen, Schulen, Waarenhallen &c. erhoben sich rasch nacheinander, so daß Temesvár heute einen hervorragenden Platz unter den schönsten, reichsten und bestbevölkerten Städten Ungarns einnimmt. Dank seiner Lage auf den Ausläufern der das Béga-Thal bildenden Hügel bietet es eine hübsche Ansicht. Im Norden und Westen ist es von den ansehnlichen Jagd- und Csóka-Wäldern umgürtet, vor den Wällen der Festung aber dehnt sich ein breites Glacis aus, welches die Vorstädte von der inneren Stadt trennt und mit wohlgepflegten schattigen Alleen und Ziergärten bepflanzt ist. Zwischen der inneren Stadt und der Vorstadt Fabrik liegt der in seiner Art reizende Stadtpark, ein Stolz Temesvárs. Auch auf der Fläche gegen die Josefstadt hin, zwischen der Festung und dem Béga-Fluß, wurde vor einigen Jahren eine recht ansehnliche Promenade angelegt, der Scudier-Park, so benannt nach dem in seiner Mitte stehenden Denkmal des einstigen populären Militärcommandanten und Ehrenbürgers von Temesvár Feldzeugmeisters Baron Scudier. Dieser Park ist mit dem Stadtpark durch eine dem rechten Ufer der Béga entlang ziehende Akazienallee, die sogenannte „Lange Allee“ verbunden, die von den Spaziergängern sehr gewürdigt wird. Überhaupt ist Temesvár so reich an schönen Promenaden wie nur sehr wenige Städte Ungarns.

Die innere Stadt, mit Basteien umgeben, die ein Neuneck bilden, ist der kleinste, aber auch schönste und bemerkenswertheste Stadttheil, welcher viele schöne öffentliche Gebäude, in modernem Stile gebaute Privathäuser und hübsche, reinliche, sich rechtwinklig schneidende Gassen enthält. Ihre beiden Hauptplätze, der Prinz Eugen-Platz und der Losonczy-Platz, bilden regelrechte Vierecke und der erstere ist zum Theil mit laubreichen Zierbäumen bepflanzt, in deren Schatten die vornehmeren Klassen der Bevölkerung sich ergehen. An diesem Platze erblickt man das Gebäude des Platzcommandos und den Palast des Militär-Obercommandanten, das Rathhaus, das Gebäude des Officierscasinos, den Palast der Temeser Comitats-Sparkasse. Hinter diesem dreistöckigen Gebäude erhebt sich der gleichfalls schöne und dreistöckige Palast der durch Josef Lonovics, weiland Bischof von Csanád, gegründeten städtischen Sparkasse, mit der Fronte dem St. Georgsplatze zugewandt, an dem wir das im Jahre 1806 eröffnete Csanáder Seminar und die dazu gehörige Marienkirche (ad sanctam Mariam serenam) finden, deren Bau durch die Jesuiten begonnen worden. Hinter dieser, auf dem Grundstücke des Seminars, erhebt sich, durch den Csanáder Bischof Alexander Bonnaz gegründet, die Knaben-Erziehungsanstalt zu St. Emerich für sechzig Gymnasialschüler. Im Erdgeschoß dieses Gebäudes befindet sich die Druckerei der Csanáder Diöcese. Außer dieser besitzt Temesvár noch drei Druckereien, denen die in der Stadt und auf dem Lande wohnenden Schriftsteller, die verschiedenen Ämter der



Der St. Georgsplatz zu Temesvár.

Stadt und Umgegend, sowie die drei täglich erscheinenden Localblätter, die Wochenblätter, endlich die Veröffentlichungen der Schulen und wissenschaftlichen Vereine hinreichende Beschäftigung bieten. Auf den Prinz Eugen-Platz münden die schönsten Gassen der inneren Stadt, nämlich die Hunyadi-Gasse, in der sich das Ordenshaus und Obergymnasium der Piaristen, sowie das stattliche Gebäude der königlich ungarischen Oberrealschule befinden, ferner die Zápolya-Gasse mit vielen schönen Herrenhäusern und andere mehr. Der Losonczy-Platz, in dessen Mitte die Bildsäule der heiligen Jungfrau Maria steht, hat auf der einen Seite die Kathedrale des Csanáder Bisthums und gegenüber Palast und Kirche des griechisch-orientalischen Bischofs von Temesvár. Linkerhand erblickt man das stattliche zweistöckige Comitatshaus mit drei Gassenfronten, welches im vorigen Jahrhundert die Ämter der Landesadministration enthielt. Gegenüber steht das Haus des Großprobstes des Csanáder Kapitels. Rings um den Platz, auf dem auch die Wochenmärkte abgehalten werden, ziehen sich Reihen von Kaufläden, Geschäftslocalen, Waarenhallen mit eleganten Schaufenstern, wie man sie nur in Hauptstädten sieht. In den Gassen der inneren Stadt ist der Verkehr überhaupt sehr belebt, schon wegen der Kaufläden, Kaffeehäuser, Apotheken und glänzend eingerichteten Speisehäuser. Auf den Losonczy-Platz mündet die Lonovics-Gasse, in der wir das Wohnhaus des Bischofs von Csanád und das südungarische archäologische Museum finden. Rechts vom Siebenbürger Thore erhebt sich der große, dreistöckige Dicasterialpalast, in dem die Staats- und einige Comitatsämter untergebracht sind. An verschiedenen Punkten der inneren Stadt befinden sich sechs großartige, zum Theil in modernem Stile erbaute und allen Anforderungen der Neuzeit entsprechende Kasernen, und zwar zwei für die Officiere, vier für die Mannschaft und Cadeten.

Vor dem Josefstädter Thore steht das hübsche Franz Josefs-Theater, welches mit dem Hotel zum Kronprinzen Rudolf und der städtischen Redoute unter einem Dach vereinigt ist. Im Theater wird abwechselnd ungarisch und deutsch gespielt. Ebendaselbst findet man an einer hübschen Promenade das schon erwähnte Zeughaus, welches das Militär-Ärar im Jahre 1856 an der Stelle des bei der Belagerung von 1849 zu Grunde gegangenen Hunyadi-Schlosses erbauen ließ. Es ist dies ein polygoner, mit zwei Basteithürmen und einem Zinnenkranze geschmückter Bau von großer Ausdehnung. Dem Zeughause gegenüber steht das vom Bischof Alexander Csajághy gestiftete Mutterhaus der armen Schulschwestern Unserer Lieben Frau. In den das Theater umgebenden Gassen befinden sich die städtischen und Militärspitäler, das Krankenhaus und die Kirche der Barmherzigen Brüder, von einer hübschen kleinen Promenade umgeben, welche auch die Halle des trefflichen Temesvárer Gesangs- und Musikvereins enthält.

Vielen hübschen Wohnhäusern und öffentlichen Gebäuden begegnet man auch in den Vorstädten, die sich in neuerer Zeit rasch entwickeln. So hat die Josefstadt die

durch Bischof Bonnaz gegründete großartige Töchter-Erziehungsanstalt mit kuppelartig gewölbtem Hauptgebäude und Park aufzuweisen; in der Vorstadt Fabrik sieht man die städtische Knabenschule und das gleichfalls durch Bonnaz gegründete Nonnenkloster mit Töchterschule, den ausgedehnten „Fabrikshof" u. s. f.; in der Josefstadt die bischöflichen und städtischen Waisenhäuser, die königlich ungarische Tabakfabrik, welche täglich 600 Menschen beschäftigt, die große Dampfmühle, die Spiritusfabrik und die große Mastanstalt. Über diese beiden Vorstädte erstreckt sich auch der lebhafte Getreide-, Holz-, Pferde- und Viehhandel von Temesvár, an dem sich die ganze Umgegend betheiligt. Und ebenda haben die verschiedenartigsten Gewerbezweige ihre Etablissements.



Das Hunyadi-Schloß zu Temesvár.

Temesvár besitzt zwei Eisenbahnstationen und Bahnhöfe: in der Josefstadt und der Vorstadt Fabrik. Wie regsam das Publikum in Sachen des Fortschrittes ist, bezeugt unter Anderem der Umstand, daß Temesvár die erste Stadt Ungarns war, die im Jahre 1857 die Gasbeleuchtung einführte und ebenso im Jahre 1884 zur elektrischen Straßenbeleuchtung überging.

Temesvár ist Sitz des Csanáder römisch-katholischen und des Temesvárer griechisch-orientalischen Bischofs, ferner des Temeser Comitats, zahlreicher Civil- und Militär-, Staats- und Verwaltungsbehörden, der südungarischen Advocaten-, Gewerbe- und Handelskammern; außer seinen höheren und Mittelschulen besitzt es eine Bürgerschule, eine Handelsschule, Knaben- und Mädchen-Erziehungsanstalten, eine Cadetenschule und in allen Stadttheilen gut eingerichtete und sehr besuchte Gemeinde-Elementarschulen. Auch der südungarische Verein für Naturkunde und der südungarische archäologische Museumverein haben daselbst ihren Sitz. Im Csanáder Seminar besteht seit 1863 ein literarischer Verein, der sich durch Übertragung vorzüglicher Werke des Auslandes und Herausgabe von Originalarbeiten verdient macht.

Das Comitat, die Stadt, der Gerichtshof, die übrigen Staatsämter, ein Theil der katholischen Geistlichkeit und die patriotische Bürgerschaft, der Lehrkörper der Mittelschulen und Erziehungsanstalten, die ungarische Presse und das ungarische Casino thun seit zwanzig Jahren sehr viel zur Verbreitung des nationalen Geistes, so daß jetzt, namentlich seit der Wiedererweckung des Verfassungslebens, auch das gesellschaftliche Leben von Temesvár schon den ungarischen Charakter zeigt. Eifrig hat für die Weckung des nationalen Bewußtseins ein trefflicher Sohn der Stadt gewirkt, der kürzlich verstorbene Friedrich Pesty, Sectionssecretär der Akademie der Wissenschaften, der, solange er daselbst wohnte, durch die von ihm redigirten Zeitungen und seine Fachwerke den öffentlichen Geist stark beeinflußte.

Die Zahl der Einwohner von Temesvár, mit Ausschluß der Besatzung, beträgt jetzt 33.694; die große Mehrheit ist der Sprache nach magyarisch und deutsch, die übrigen sind Walachen und Serben.

Die Umgegend von Temesvár zeigt zwar, besonders nach Westen hin, ganz den Alföldcharakter, doch ist sie weitaus belebter als andere Theile der großen Ebene, und zwar wegen der durchziehenden Flüsse, welche sie nicht nur bewässern und befruchten, sondern auch die reichen Humusgelände der Ufer zu allen Zeiten besonders günstig und anziehend für den ansiedlungslustigen Menschen gemacht haben. Daher sind hier auch die Ortschaften viel dichter gesät als im übrigen Alföld. Dieser schöne Landstrich ist von der Maros, Theiß und Donau begrenzt und im Inneren von zwei größeren Flüssen durchschnitten: der unterhalb Pancsova in die Donau mündenden Temes und der mit dieser längere Zeit parallel laufenden und dann bei Perlas in die Theiß fallenden Béga. Die Béga ist von Claudius Mercy, Gouverneur der Provinz, theils durch Vertiefung, theils durch lange Durchstiche in einen Kanal verwandelt worden, womit nicht nur eine Stromregulirungs-, sondern auch eine Entwässerungsarbeit gethan war; sowohl der Ackerbau, als auch der Verkehr gewannen dadurch und zugleich wurde eine Änderung des Klimas zum Besseren befördert. In der That besitzt das Alföld wenige Gegenden, die für die Landwirthschaft gedeihlicher wären als die Umgegend von Temesvár.

Die ziemlich dichte Bevölkerung lebt zwar in erster Reihe vom Ackerbau, doch beschäftigen auch Industrie und Handel viele Menschen und sind mächtige Hebel jenes Wohlstandes, der auf diesem weiten Landstriche auch für die unteren Schichten des Volkes als allgemein gelten darf. Die Straßen, Eisenbahnen und Wasserwege bilden in diesem Gebiete ein förmliches Netz und erleichtern es auch den abgelegeneren Ortschaften nicht wenig, die näheren oder entfernteren Märkte zu besuchen.

Die Ortschaften liegen meist in fruchtreichen Gemarkungen und sind größtentheils hübsch und regelmäßig gebaut. Man sieht es ihnen sogleich an, daß sie nach wohlbedachtem Plane und auf Commando entstanden sind. Die den ersten Ansiedlern eingeräumten großen

Begünstigungen mochten dann sichere Grundlagen abgeben für die Thätigkeit und den Erfolg der Nachkommen.

Wir wollen etliche dieser Orte erwähnen, besonders solche, die im Hinblick auf ihre Geschichte, Bevölkerung oder Cultur einige Wichtigkeit besitzen.

An der Temes sind besonders Csákvár im Temeser und Módos im Torontáler Comitate hervorragendere Ortschaften. Csákvár ist ein weitläufiger, hübsch gebauter und ansehnlicher Marktflecken mit etwa fünfthalbtausend Einwohnern von verschiedener Nationalität und Religion. Es wird da gleichmäßig deutsch, magyarisch, serbisch und rumänisch gesprochen. Der Ort ist angeblich durch Matthäus Csák von Trencsén gegründet. Sicher ist, daß er sich im Besitz der Csákys befand. Seine ehemalige Burg wurde in den Türkenkriegen zerstört. Hier wurde im Jahre 1739 der Philosoph Dositheus (Demeter) Obradovics geboren, eine Berühmtheit der durch ihn begründeten wissenschaftlichen Literatur der Serben. Im Laufe des vorigen Jahrhunderts erhielt Csákvár mehrfach neue Ansiedler, wodurch es sich stetig hob, so daß es jetzt den Mittelpunkt für Handel und Gewerbe der Gegend bildet.

Der Marktflecken Módos, der sich gleichfalls eines beträchtlichen Handels und Gewerbelebens erfreut, besteht eigentlich aus zwei Gemeinden, nämlich Szerb-Módos (Serbisch-Módos) mit 2.583 und Német-Módos (Deutsch-Módos) mit 1.602 Einwohnern. Es ist gegenwärtig Besitzthum des Agramer Domkapitels, das den Ort zu Ende des vorigen Jahrhunderts, bei der Organisirung der kroatisch-slavonischen Militärgrenze, in Tausch erhielt. In der Nähe liegt Detta, eine der ältesten und blühendsten deutschen Ansiedlungen, deren Bewohner sich auch mit Reisbau beschäftigen.

Weiterhin, am Béga-Kanal, liegt die Hauptstadt des Comitats Torontál: Groß-Becskerek (Nagy-Becskerek). Es ist eine sehr ausgedehnte Stadt mit geordnetem Magistrate, schönen und regelrechten Gebäuden, 2.656 Wohnhäusern und 19.529 magyarischen, deutschen und serbischen Einwohnern. Die Béga durchströmt die Stadt, deren zwei Ufertheile durch zwei hölzerne Brücken verbunden sind. Die Straßen und Plätze, welche ungarische geschichtliche Namen führen, sind größtentheils mit stockhohen Herrenhäusern besetzt. Am schönsten stellt sich der Franz Josefs-Platz dar mit dem Comitatspalaste, der katholischen Kirche, dem Gebäude des königlichen Gerichtshofes, dem städtischen Rathhause und guten Gasthöfen. Auf diesen Platz mündet die belebte Hunyadi-Gasse, der Lieblingscorso der Einwohner, beiderseits von Kaufläden mit glänzenden Schaufenstern eingefaßt. Schöne Gassen sind noch die Váraljaer- und Niczky-Gasse, die Herrengasse mit dem ehemaligen Wohnhause des Geschichtsschreibers Augustin Bárány, die Alexander Bonnaz-Gasse mit dem Gebäude der Elementarschulen, der prachtvollen Töchter-Erziehungsanstalt der Nonnen Unserer lieben Frau u. s. w. Der Stadttheil jenseits

der kleinen Brücke wird Amerika genannt. Dies ist der gesündeste und angenehmste Theil von Becskerek, reich an schönen Landhäusern, Blumen- und Obstgärten. Hier befindet sich in einem anmuthigen Parke das Herrencasino und weiterhin die reformirte Kirche und die Dampfschiffsstation. Die Kirchen der Evangelischen A. C. und der Griechisch-Orientalischen stehen in der inneren Stadt. In einer der Gassen, die auf den Franz Josefs-Platz münden, fällt das Piaristengymnasium auf mit Kirche und zweistöckigem Ordenshause. Außer dem Obergymnasium und den Elementarschulen besitzt die Stadt noch eine ungarische Gewerbeschule und eine Weberschule von trefflichem Rufe. Der eifrigen Wirksamkeit der Schulen ist es zum großen Theil zu verdanken, daß der patriotische Geist der Bevölkerung bedeutend erstarkt ist. Ferner gibt es in Groß-Becskerek verschiedene administrative, Staats- und Militärbehörden, mehrere Geld-, Industrie- und Handelsinstitute und einen Verein für Verbreitung der magyarischen Sprache. Gewerbe und Handel sind sehr bedeutend.

Die Annahme, daß Groß-Becskerek einst römische Colonie gewesen, ist durch nichts gerechtfertigt. Aus den geschichtlichen Daten läßt sich entnehmen, daß es zur Zeit König Karl Roberts um 1311 bis 1320 entstanden ist. 1332 bestand da schon eine katholische Pfarre. 1441 wurde der serbische Despot Georg Brankovics sein Grundherr. 1450 ging es für kurze Zeit in den Besitz Johann Hunyadis über, fiel dann aber wieder an die serbischen Despoten. Ende Oktober 1482 erwarteten und besiegten hier auf offenem Felde Paul Kinizsi, Peter Dóczy und der damalige Grundherr von Becskerek, Despot Vuk Brankovics, den in die Temeser Provinz eingefallenen Pascha von Semendria, der bis Becskerek vorzudringen gewagt hatte. Als König Johann sich der unteren Gegend bemächtigt hatte und sie gegen die Einfälle der Türken, sowie gegen die Serben als Parteigänger Ferdinands I., sichern wollte, ließ er 1527 bis 1528 in Becskerek eine Festung erbauen, die auf der erhöhten Stelle des jetzigen Comitatshauses und Hauptplatzes stand. Nach König Johanns Tode erbte sein Sohn Johann Sigismund, beziehungsweise die Königin-Witwe Isabella, die Stadt Becskerek und verstärkte die dazu gehörige Herrschaft durch 2.000 leibeigene Hintersassen. Am 25. September 1551 wurde Becskerek von den Türken erobert, in deren Gewalt es anderthalb Jahrhunderte lang verblieb und Sitz des Sandschaks wurde. Zu dieser Zeit wohnten viele Türken in der Stadt und auch der Militärcommandant der Gegend, das Oberhaupt ihrer Geistlichkeit, sowie die Beamtenschaft der türkischen Verwaltung und Rechtspflege wohnten daselbst. Es gab in der Stadt türkische Moscheen mit hohen schlanken Minarets, stockhohe Holzhäuser, Bäder und Bazare von orientalischer Bauart. Auch eine Sultanin des Ruhestandes brachte da den Abend ihres Lebens zu. Am Ende des XVII. Jahrhunderts befand sich die Stadt bereits in kläglicher Verfassung.

Die unter der türkischen Tyrannei arg gesunkenen Bevölkerungs- und Culturzustände nahmen einen neuen Aufschwung, als im Jahre 1716 auch Temesvár, der letzte Zufluchtsort des Halbmonds in Ungarn, der feindlichen Macht entrissen wurde. Mercy vermehrte die Bevölkerung Becskereks von 1722 bis 1724 durch deutsche Ansiedler. Unter seinem Nachfolger, dem Gouverneur Graf Hamilton, wurde im Jahre 1734 auf höheren Befehl



Groß-Becskerek.

den sehr zahlreich hierher gelangten spanischen Pensionisten Becskerek als Wohnort angewiesen und sie gründeten eine förmliche Stadt für sich, welche sie Neu-Barcelona nannten. Doch hatte die spanische Colonie keine lange Dauer. Die Pest und andere Seuchen rafften einen großen Theil ihrer Einwohner hinweg, und als deren mannigfaches Elend im Jahre 1738 auch noch durch die Schrecken des Türkenkrieges vermehrt wurde, übersiedelte auf kaiserlichen Befehl die ganze spanische Colonie von Neu-Barcelona nach Ofen und Pest. Die verlassenen Häuser der Spanier wurden dann von Deutschen, Serben und Magyaren besetzt. Die ersten magyarischen Familien wanderten aus Belgrad nach Becskerek

ein, 1768 aber kamen zahlreiche magyarische Familien aus dem Baranyaer Comitate und gründeten den Stadttheil, der noch heute Ungargasse heißt. Eine neue Bewegung ging durch die Bevölkerung, als unter der Regierung Maria Theresias und Josefs die Stadt abermals mit Deutschen besiedelt wurde, welche Ackerbau und Handel tüchtig förderten. 1769 erhielt sie von Maria Theresia das Marktprivilegium und bald auch das Stadtrecht. 1779, als Graf Christof Niczky die Temeser Provinz in Comitate eintheilte, wurde Groß-Becskerek Hauptort des wiedererweckten Torontáler Comitats und erhielt dadurch die Grundbedingung zu weiterer Entwicklung und raschem Aufblühen. 1807 wurde es mitten in seinem Aufschwung fast gänzlich durch Feuer verheert, erstand aber bald wieder aus seinen Ruinen und hat sich seither rasch gehoben und vergrößert. Gegenwärtig treibt es nicht nur lebhafte Schiffahrt auf der Béga, sondern besitzt auch eine von Groß-Kikinda ausgehende und gegen Versecz abzweigende Localbahn, durch welche es in ständiger Verbindung mit dem Weltverkehr steht. Die Zahl der Bevölkerung hat sich neuestens durch 3.000 magyarische Colonisten vermehrt, was der Stadt einen mehr magyarischen Typus verleiht. Die Ortschaften der Umgegend jedoch sprechen meistens andere oder auch mehrere Sprachen. So ist Aradácz slovakisch, Bótos serbisch, Écska deutsch und walachisch, Elemér deutsch und serbisch, Katalinfalva, Klek, Lázárföld, Zsigmondfalva, Ernesztháza und Szárcsa deutsch, Béga-Szent-György deutsch und serbisch, Kis- und Nagy-Torák walachisch, Lukácsfalva magyarisch und bulgarisch, Jankahid und Udvarnok serbisch, walachisch und deutsch, endlich Szent-Mihály und Torda magyarisch.

Wenn man von Budapest, über Szegedin kommend, die nordwestliche Grenze der Temeser Gegend überschreitet, trifft man an der Szegedin-Temesvárer Eisenbahnlinie das uralte Szöreg und Oroszlános, welches noch von der Begründung des ungarischen Königthums her berühmt ist, sodann die einstigen kumanischen Colonien Valkán und Mokrin (ehemals Homokér) und gelangt über diese Stationen schließlich nach Groß-Kikinda (Nagy-Kikinda), vormals Hauptort und Sitz der Behörden in dem vor einigen Jahren aufgehobenen privilegirten serbischen Districte Südungarns. Dem durch Maria Theresia im Jahre 1774 errichteten Districte gehörten zehn Ortschaften an: Groß-Kikinda, Mokrin, Keresztur, Jozefova, Kárlova, Basahid, Fránynova, Melencze, Kumánd und Taras. Der größte Theil der serbischen Einwohnerschaft bevölkerte diese Gemeinden in den Jahren 1752 bis 1753, als die Militärgrenze der Theiß-Marosstrecke aufgehoben wurde. 1875 wurde der Groß-Kikindaer Bezirk dem Torontáler Comitate einverleibt und die Bevölkerung erwarb durch Ablösung den Grund und Boden des Ärars. Seitdem wächst, gedeiht und verschönert sich Groß-Kikinda zusehends und der überraschende Fortschritt betrifft nicht nur seinen Wohlstand, sondern auch

seine Cultur und Magyarisirung. Es besitzt ein sechsclassiges magyarisches Gymnasium, eine höhere Töchterschule u. s. f. Die serbische, deutsche und magyarische Bevölkerung zählt gegenwärtig 19.845 Seelen. Die breite, mit Bäumen bepflanzte Große Gasse mit dem viereckigen Hauptplatz, dem schönsten Theile der Stadt in ihrer Mitte, theilt es in zwei Hälften. Dort sieht man die Kirchen, die öffentlichen Gebäude des Staates und der Stadt, die Geldinstitute, Gasthöfe und größten Kaufläden. Wein- und Obstgärten umgeben die Stadt von allen Seiten. In der Nähe des Bahnhofes ist eben erst die stattliche k. und k. Husarenkaserne fertig geworden, welche nebst den Officierspavillons mit der



Hauptplatz zu Groß-Kikinda.

Zeit einen kleinen Stadttheil für sich bilden wird. Kikinda betreibt einen sehr lebhaften Getreidehandel mit der Umgebung und seine Mühlen versehen so manche Plätze des Auslandes mit großen Transporten ihrer Erzeugnisse, seine vielbesuchten Jahrmärkte aber locken auch zahlreiche Wiener und Budapester Kaufleute an. Die Umgebung ist nach allen Richtungen dicht mit blühenden Ortschaften besäet. Im Westen erheben das magyarische Szaján, das serbisch-magyarische Tisza-Hegyes, das deutsch-serbische Bocsár ihre Thürme; im Osten gegen Temesvár hin liegt die fruchtbarste und reichste Gegend des Temeser Landes mit den hübschen Dorfschaften der im vorigen Jahrhundert eingewanderten deutschen Colonisten. An der Stelle der jetzigen Dörfer Szöllös und Szent-Hubert stand im Mittelalter Hollósvár (= Rabenburg), das Heim der Hunyadis, und in seiner Nachbarschaft Horogszeg, das Nest Michael Szilágyis.

An der Linie der österreichisch-ungarischen Staatsbahn, zwischen Groß-Kikinda und Temesvár liegt die Großgemeinde Zsombolya mit nahe an 10.000 Einwohnern. Als Sitz von Comitats- und Staatsämtern bildet sie den Mittelpunkt eines großen Gebietes. Das amtliche Element ist das magyarische, die Bewohner sind deutsch; sie besitzen einen vorzüglichen Boden und betreiben namentlich Ackerbau und Pferdezucht; ihre Pferdemärkte sind selbst im Auslande bekannt. Besonders wichtig ist es aber durch seinen Getreidehandel, dem eine bedeutende Dampfwalzmühle und drei Geldinstitute Vorschub leisten. Auch gibt es mehrere sociale Vereine, welche die Frische des geistigen und materiellen Lebens fördern. In den Urkunden der vergangenen Jahrhunderte kommt der Ort unter dem Namen Chanbul, Chombol und Chombul vor. Unter der Türkenherrschaft ging er völlig ein, nur die Stelle, wo er gestanden, führte noch den alten Namen weiter. Auf dieser Puszta gründete in den Jahren 1766 bis 1767 der Kameralrath Hildebrand die jetzige Gemeinde, welche zu Ehren des damaligen Staatsministers Grafen Hatzfeld-Gleichen den deutschen Namen „Hatzfeld“ erhielt. Ende des vorigen Jahrhunderts verkaufte das Ärar die Herrschaft Zsombolya an den General Josef Csekonics, denselben, der unter Kaiser Josef II. das auch jetzt so berühmte Staatsgestüt von Mezöhegyes gründete. Ursprünglich gehörten zur Herrschaft nur die Urbarialgemeinden Zsombolya und Szerb-Czernya, später aber entstanden auf ihrem Gebiete noch Német-Czernya (1790), Csösztelek (Csesztreg, 1792) und Magyar-Czernya (1798). Die jetzige Ausdehnung der Herrschaft beträgt 42.000 Katastraljoch, sie ist also die größte Herrschaft in der Temeser Gegend und dabei auch in Bezug auf Landwirthschaft und Viehzucht die erste, die schönste und mustergiltigste. Große Verdienste um die Erhaltung und Organisation der Domäne hat sich der Sohn und Erbe des Generals Josef Csekonics, der im Jahre 1880 verstorbene Johann Csekonics erworben, den die königliche Huld im Jahre 1860 für seine großherzig geübten Wohlthaten in den Grafenstand erhob. Die Perle der Herrschaft ist das Schloß Csitó, ein Kilometer weit von Zsombolya inmitten eines herrlichen Parkes gelegen. Das glänzend eingerichtete Schloß wurde 1869 bis 1871 nach Ybls Plänen im altenglischen Geschmacke erbaut. Aus dem Schlosse führt ein Glasgang nach der 1885 in gleichem Stile gebauten, künstlerisch ausgeführten Hauskapelle, deren schönes Altarbild von dem trefflichen ungarischen Maler Ignaz Roskovics herrührt. Sehr werthvoll ist die Bibliothek des Schlosses, etwa 8.000 Bände stark und reich an alten Werken und seltenen Ausgaben. Auch die Gartencultur und die Treibhäuser sind von seltener Schönheit. Zsombolya bietet ein sehr gefälliges Bild. Seine langen, breiten Gassen, die netten und wohnlichen, den Wohlstand der Insassen verrathenden Bauernhäuser mit ihren Obstgärten, dann in der Mitte des Ortes der stattliche, von stockhohen Häusern und reichen Läden umgebene Marktplatz, der glänzende Palast und Park der Gräfin Johann Csekonics, das

Pfarrhaus, das Casino, der Gasthof, die 1766 erbaute und jetzt durchaus erneuerte römisch-katholische Kirche, alles dies verleiht Zsombolya ein vornehmes Äußere. In seiner unmittelbaren Nähe finden sich, außer den raizischen, walachischen und magyarischen Dörfern wie Kis-Oroszi, Magyar- und Szerb-Czernya, Tóba und Komlós, die schönsten Gemeinden der südungarischen Deutschen. Die bedeutendsten unter diesen sind: Lovrin, mit dem Schlosse der Freiherren von Liptay, Szent-Hubert, Csatád, der Geburtsort Lenaus, Billéd, Nagy-Jécsa und Gyertyámos, letzteres eine der wohlhabendsten und wackersten deutschen Gemeinden. Um Gyertyámos her liegen die kroatischen Gemeinden Csenej, Kécsa und Klári.



Schloß Csitó.

Ein hochinteressantes ethnographisches Bild entfaltet sich längs der Temesvár-Arader Eisenbahnlinie. In jenem bunten Kaleidoskop, als welches das südungarische Völkergemisch erscheint, bilden die ungarischen Bulgaren ohne Zweifel eines der hervorragenderen Elemente. Sie sind ein begabtes, verständiges, praktisches und religiöses Volk. Die nähere Schilderung ihres Volkswesens wird der Leser an anderer Stelle finden; vorderhand möchten wir nur Einiges über ihr Stammnest, die Stadt Vinga, sagen. Vinga ist nach den geschichtlichen Zeugnissen bereits ein alter Ort. Laut einer Urkunde aus dem XIII. Jahrhundert war es einst im Besitze des Grafen Niklas, Bruders des Graner

Erzbischofs Ugrin. Im XV. Jahrhundert besaß es schon eine katholische Pfarre. Unter der Türkenherrschaft ging es zu Grunde und wurde erst 1737, als die Heere Karls III. den Türken am Balkan Schlag auf Schlag versetzten, mit bulgarischen Einwanderern wieder bevölkert, welche aus den Gemeinden Uricz, Islas und Krajova und deren Umgegend stammten. Es waren dies mehrere hundert Familien, etwa 4.600 Köpfe stark, und sie wurden von Nikolaus Stanislavics, Bischof von Nikopolis, dem Pfarrer Blasius Christof Milli und dem Kirchenvorsteher Fermendzsia Dobre angeführt. Von der damaligen Verwaltung des Banats zuvorkommend empfangen, erhielten sie in Vinga, sowie auf den Pusztaen Bodrog, Selyos, Lovrin und Ó-Bessenyö Wohnstätten angewiesen. Auf ihr Ansuchen wurde ihnen auch der fernere Genuß ihrer in der Walachei innegehabten Privilegien gewährt und sie waren von allen öffentlichen Lasten befreit. Maria Theresia erhob Vinga durch ihr Diplom vom 1. August 1744 zur Stadt mit geordnetem Magistrat und verlieh ihm das Marktprivilegium nebst anderen Vorrechten. In diesem Diplom behält sich die Königin vor, daß Vinga fernerhin nach ihrem Namen Theresiopolis genannt werde und in der einen Hälfte des Stadtwappens der gekrönte Anfangsbuchstabe ihres Namens in rothem Felde zu sehen sei, in der anderen aber ein Felsen und darauf gebaut ein Thurm in blauem Felde, „welches bedeutet, daß das zerstreute Volk der Bulgaren unter Unserem erhabenen Hause von Österreich ein Asyl gefunden". Im Besitze seiner Stadtrechte, gelangte Vinga rasch zur Entwicklung und ist gegenwärtig die reichste bulgarische Ortschaft im Temeser Gebiete. Seine Lage in hübscher Hügelgegend ist sehr anmuthig, besonders von der Eisenbahn aus gesehen. Es ist eine lebhafte, gewerbfleißige Stadt mit 4.796 bulgarischen und wenigen deutschen, walachischen und magyarischen Bewohnern. Die Magyaren bilden die Herrenklasse, die durch ihre Intelligenz auch gesellschaftlich einen günstigen Einfluß auf die allseitige Entwicklung der Bildungsverhältnisse ausübt. Die Umgegend von Vinga ist dicht mit wohlhabenden magyarischen, deutschen und walachischen Dörfern besetzt. Wir erwähnen davon: Majláthfalva mit magyarischen, Orczifalva (Orczidorf), Mercyfalva (Mercydorf), Réthát, Kereszte s, Kisfalud, Máslak, Bruckenau mit deutschen, Szécsány und Knéz mit walachischen Einwohnern. Die ersten Ansiedler von Mercyfalva waren Italiener, welche zum Zweck des Seiden- und Reisbaues im Jahre 1734 hierher verpflanzt wurden. Doch sind diese, sowie ihre in Temesvár, Versecz, Fehértemplom (Weißkirchen) und der Umgebung dieser Städte angesiedelten Stammverwandten theils ausgestorben, theils Deutsche geworden.

Geht man von hier auf das linke Ufer der Maros hinüber, so findet man Arad gegenüber Neu-Arad (Uj-Arad) und weiterhin gegen Westen Német-Szent-Péter. Beide sind blühende und volkreiche deutsche Gemeinden, welche noch zur Zeit Mercys ihre Colonisten erhalten haben.

Längs der Aranka trifft man ebenfalls zwei bedeutende und gutbevölkerte Ortschaften: Perjámos und Nagy-Szent-Miklós.

Auch Perjámos gehört zu den ältesten bewohnten Städten Ungarns. Die in seiner Gemarkung gemachten Funde, besonders der 1885 ausgegrabene und im ungarischen Nationalmuseum verwahrte Schatz aus der Völkerwanderungszeit, sowie die römischen Münzen aus den ersten Jahrhunderten n. Chr. bezeugen dies unabweislich. Übrigens ist der Ursprung des Ortes unbekannt; bis zum Beginn der Türkenherrschaft gehörte er zu dem Csanáder Comitat und hatte eine magyarische Bevölkerung. Im Jahre 1381 war Peter von Macedonien Grundherr von Perjámos und einer seiner Söhne, Nikolaus mit Namen, wird in der vaterländischen Geschichte bei den Kämpfen gegen die Türken im XV. Jahrhundert mit Lob genannt. Unter König Matthias gerieth es zum Theil in den Besitz der reichen Dóczys. Unter der Türkenherrschaft ließ sich serbisches Hirtenvolk an den verödeten Herden der entflohenen magyarischen Einwohner nieder. Nach Vertreibung der Türken gab es in Perjámos Alles in Allem nur 20 Häuser. Im Jahre 1724 wanderten Deutsche vom Rhein und von der Mosel ein, deren Zahl sich später durch neue deutsche Einwanderungen vermehrte. 1790 überließ das Ärar Perjámos dem Agramer Bisthum im Tausch für die der kroatischen Militärgrenze einverleibten Herrschaften. Georg Haulik, weiland Erzbischof von Agram, siedelte im Jahre 1845 eine andere volkreiche Gemeinde bei Perjámos an; sie heißt nach ihrem Gründer Haulikfalva und ist eine der schönsten deutschen Gemeinden der Temeser Gegend. Perjámos gehört gegenwärtig zu jenen rührigen Gemeinden des Torontáler Comitats, welche sich durch Intelligenz, ausdauernden Fleiß und schmuckes Aussehen hervorthun. Seine größtentheils deutsche Bevölkerung zählt dermalen 5.861 Köpfe. Es hat seine Eisenbahn und auf der Maros einen Landungsplatz mit lebhaftem Schiffsverkehr, ferner Mühlenindustrie, eine Kalkbrennerei und einen stark besuchten Getreidemarkt. Das linke Ufer der Maros bis Deszk ist mit fast ununterbrochener Waldung bedeckt, welche das Material für den in ganz Torontál berühmten Holzhandel von Perjámos liefert.

Nagy-Szent-Miklós liegt drei Stunden westlich von Perjámos. Es besteht aus zwei Gemeinden: Német- und Szerb-Szent-Miklós, mit 1.848 und 8.988 Einwohnern (Magyaren, Deutsche, Walachen und Serben). Es ist gleichfalls eine uralte Wohnstätte, deren Ursprung sich im Dunkel der Völkerwanderungszeit verliert. Hier wurde im Jahre 1799 der wichtigste ungarische Schatzfund aus der Völkerwanderungszeit gemacht; es ist dies der berühmte Goldfund von Nagy-Szent-Miklós, der aus 23 goldenen Gefäßen im Gewicht von 1.678$^{8}/_{16}$ Dukaten besteht. Der Schatz wurde noch in demselben Jahre auf Verfügung des Kaisers Franz durch das k. und k. Antikencabinet in Wien erworben. (Dieser hochwichtige Fund ist im Band I von „Ungarn“ abgebildet.)

Der Ort selbst beginnt erst im XVI. Jahrhundert bekannt zu werden; er gehört unter dem Namen „Szent-Mihály" zu den Besitzungen des Hauses von Macedonien. Eine Burg hatte er nicht, wohl aber am Ufer der Aranka einen mit Schanzen befestigten Donjon, der jedoch die Gemeinde nicht vor dem Türkenjoche zu bewahren vermochte. Im Jahre 1717 hatte sie nur noch 30 Wohnhäuser aufzuweisen. In den Jahren 1764 bis 1765 ließ der Csanáder Controlor Laff die Gemeinde von ausländischen deutschen Colonisten besetzen. Ihre katholische Pfarre stammt aus dem Jahre 1767, die hübsche Kirche wurde 1824 durch die gräflich Nákó'sche Familie errichtet, welche nahe bei der Kirche ein prachtvolles, an Kunstschätzen reiches Schloß besitzt. Szent-Miklós ist der Sitz mehrerer Behörden, hat eine landwirthschaftliche Schule und es erscheinen dort zwei Wochenblätter. Sein Handel ist blühend, die Bevölkerung im Allgemeinen wohlhabend. Es ist auch der Geburtsort des ersten großen ungarischen Sprachforschers, des am 24. Februar 1749 geborenen Nikolaus Révai.

Nördlich von Nagy-Szent-Miklós, kaum eine Stunde weit, liegt Csanád, am linken Ufer der Maros. Es besteht gegenwärtig aus zwei Gemeinden: Német-Csanád mit 1.868 und Szerb-Csanád mit 5.114 Einwohnern. Sein bescheidenes Äußere läßt den Fremden gar nicht ahnen, daß die Vergangenheit dieses Ortes weit in die Urzeit hinaufreicht und hundertfältig mit den Ereignissen der Geschichte Ungarns verknüpft ist. Hier stand, wie die nationalen Quellen des Mittelalters es nennen, jenes Marosvára (Marosburg), wo zur Zeit König Stefans des Heiligen der nach Unabhängigkeit strebende magyarische Häuptling Ahtony hauste und ein die ganze Temeser Gegend umfassendes, ja noch über die Maros hinüber reichendes Gebiet beherrschte. Um sich der Oberherrlichkeit des Magyarenkönigs zu entziehen, erhob er sich zum Kampfe für die Religion der Urväter. Er verband sich mit dem griechischen Kaiser Basilius II., trat in Widdin zur griechischen Religion über und brachte griechische Mönche nach Marosvár mit, wo er für sie ein Kloster und eine Kirche erbauen ließ. Stefan der Heilige sandte ein Heer unter dem Befehle eines ungarischen Magnaten Namens Csanád aus, um den Empörer zu bändigen. Die große Reiterschlacht, in welcher Ahtony fiel, fand im Jahre 1029 am Arankafluß, zwischen Oroszlános, Szöreg, Ó-Bessenyö und Nagyösz statt. Der König erhob den Sieger Csanád unter seine Hofwürdenträger, belohnte ihn mit den Gütern Ahtonys und machte, um den Ruhm seines Sieges in der magyarischen Nation aufrecht zu erhalten, Marosvár unter dem neuen Namen „Stadt Csanád" zum Hauptort eines Comitats, dessen erster Gespan der glückliche Feldherr wurde. Zur Bekehrung der Gegend sandte Stefan der Heilige den heiligen Gerhard als Bischof nach Csanád, das denn auch die Pflanzschule für das gesammte christliche Element der Gegend wurde. Der Tatareneinfall in den Jahren 1241 bis 1242 brachte Verderben über die blühende Stadt. Sie wurde

erobert und verheert. Aber sie erholte sich rasch, baute ihre Paläste und Kirchen wieder auf, die Bevölkerung nahm wieder zu an Zahl, Wohlstand und geistiger Bedeutung. Die Könige von Ungarn, besonders Ladislaus IV., besuchten die erneuerte Stadt auch nach dem Tatarenzuge mit Vergnügen. Sie behielt bis zur Katastrophe von Mohács ihre Wichtigkeit für die ganze Gegend, obgleich in ihrer Nachbarschaft Temesvár rasch emporkam und sie bereits zu überflügeln begann. Im Jahre 1514 wurde die Burg durch Dózsas Bauernheer zerstört und in Asche gelegt. Und von da ab rüttelte ein Sturm nach dem andern an den morschen Wällen Csanáds. 1550 belagerten es die serbischen Scharen des



Török-Becse.

Temeser Grafen Petrovics, die jedoch durch das Entsatzheer des Thomas Varkocs zersprengt wurden. 1551 berannten es die Türken und nahmen es weg. Dann wurde es wiederholt für kurze Zeit vom Türkenjoch befreit, aber dies waren schon die Todeszuckungen der berühmten Festung, die sich im Jahre 1598 endgiltig der Macht des Halbmondes überlieferte. Während dieser herrschte, war in der Stadt Alles verwüstet. Die Burg, die laut den Friedenspunkten von Karlowitz außer Vertheidigungszustand gesetzt wurde, fiel nach und nach der Zeit zum Opfer. Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts besetzten deutsche Colonisten das verödete Csanád. 1764 bis 1765 belebte es der Finanzcontrolor Laff durch eine größere deutsche Colonie. Die Pfarre wurde im Jahre 1741 wieder hergestellt, das nach Austreibung der Türken hierher zurückversetzte Csanáder Bisthum übersiedelte jedoch nach Temesvár. Der Standort der ehemaligen bischöflichen

Kathedralkirche, welche einst Reichstage abhalten gesehen, ist jetzt durch ein steinernes Standbild des heiligen Gerhard und die gegenwärtige hübsche Pfarrkirche bezeichnet, welche im Jahre 1868 durch Alexander Bonnaz, Bischof von Csanád, erbaut wurde. In der Kirche wird der Sandstein-Sarkophag gezeigt, der einst den Leichnam des Bischofs St. Gerhard verwahrt haben soll.

Nahe bei Csanád liegt an der Aranka Ó-Besseny ö mit 6.386 zumeist bulgarischen Bewohnern, mit weißgetünchten Häusern, langen, reingehaltenen, baumbepflanzten Straßen und einer Kirche, die ein zierlicher Thurm krönt. Südwestlich davon liegt das walachische Dorf Valkány. Beide Orte sind von der Eisenbahn berührt. In der Nachbarschaft finden sich Bolgártelep und Kocsorhát, gleichfalls von Bulgaren bewohnt. Weiterhin gegen Süden beginnt schon die dichte Reihe der deutschen Ortschaften. Längs der Maros aber, um Csanád und Szegedin her, in Kis-Zombor, Klárafalva und Deszk wohnen meistens Magyaren und Deutsche. Egres, wo einst ein berühmtes Cistercienserkloster stand, in dem eine Gattin König Andreas' II. begraben war, ist jetzt ein walachisches Dorf.

Von Neu-Szegedin ausgehend, trifft man auf dem linken (Torontáler) Ufer der Theiß Török-Kanizsa (Türkisch-Kanizsa) mit 3.333 magyarischen und serbischen Einwohnern. Sein uralter Landungsplatz bewahrte während des ganzen Mittelalters, ja auch unter der türkischen Herrschaft seine strategische Wichtigkeit zu Wasser und war eine der Theißstationen der königlichen Pontonniere, sowie später der Tschaikisten. Gegenwärtig ist es Dampfschiffsstation und Getreidestapelplatz. Mit Török-Kanizsa hängt Jozefova zusammen, das einst zu dem ehemaligen Groß-Kikindaer Bezirk gehörte und 2.062 serbische und magyarische Einwohner hat. Weiter gegen Süden folgen nacheinander: Szanád, Egyházaskér, Monostor, Feketó, Csóka, Imretelek, Tisza-Szent-Miklós, Hódas, Jázova, Padé und Akacs, sämmtlich mit gemischter (magyarischer und serbischer) Bevölkerung. Die Niederungen des fruchtbaren Gebietes sind überall rohr- und binsenreiches Wiesenland. Die ganze Ebene, in der sich zahlreiche Hügel erheben, ist das classische Land der Ursitze an der Theiß und eine bisher noch wenig durchforschte Schatzkammer der Alterthumskunde.

An dem mittleren Striche der unteren Theiß begegnet man wieder einem historisch bemerkenswerthen Orte. Dies ist Török-Becse, eine der ältesten kernmagyarischen Gemeinden der Temeser Gegend und Ungarns. Schon zur Römerzeit war es eine Militärstation der unteren Theiß und hatte eine Burg, auf deren durch Pfähle unterstützten Grundfesten im XIII. bis XIV. Jahrhundert ein magyarisches Festungswerk angelegt wurde. Die Ortschaft, eine Gründung der Anjou-Zeit, wurde unter der Festung dicht an der Theiß erbaut. Im Jahre 1311 findet sich Török-Becse zum ersten Male urkundlich erwähnt. Es war Hauptort und Sitz des zu Beginn des XIV. Jahrhunderts entstandenen Torontáler

Comitats und übte, als burggeschmückter Ort, localbehördliche Rechte aus, ja es gab sogar dem Comitat für einige Zeit seinen Namen. Da es der Reihe nach Besitzthum der Familie Becsey, der Csanáds von Telegd, der Birinyis, der Königinnen Barbara von Cilli und Elisabeth, der Brankovics, dann des Csanáder Bisthums, der Szilágyis und der ruhmreichen Hunyadis war, wird es in der ungarischen Staatspolitik fortwährend als thätiger Factor erwähnt. Es war die stärkste Schutzwehr der unteren Theiß, ja ihr Schlüssel, und wurde als wichtiger Punkt am Strome auch von der Landesregierung zu allen Zeiten eifersüchtig gehütet. Nach der Niederlage bei Mohács brachen Raizen und Türken ein, die magyarische Bevölkerung ließ ihre geplünderten und eingeäscherten Häuser im Stich und flüchtete nach Siebenbürgen und in die Comitate jenseits der Maros. Die Festung jedoch blieb auch während dieser verworrenen Zeit in magyarischen Händen und gehörte zu dem Gebiete Johann Szapolyais. Erst im Jahre 1551 ging sie von der Königin-Witwe Isabella in den Besitz Ferdinands I. über, fiel aber am 19. September jenes Jahres in die Hand der Türken. Von Becse zogen die Türken nach der durch eine schöne gothische Kirche ausgezeichneten Citadelle Aracs, die sie einnahmen und verbrannten. In Aracs hatte schon 1256 eine Benedictinerabtei geblüht. Die Kirche war das Werk von Baumeistern des Ordens und ist noch jetzt in ihrem ruinenhaften Zustande ein hochinteressantes Baudenkmal, das schönste, ja einzige, welches das südliche Ungarn für die einheimische monumentale Baukunst des Mittelalters aufzuweisen hat. Jetzt steht sie öde und verlassen in der weiten Ebene da gleich den Trümmern der ebenfalls zerstörten Festung von Becse. Bis zum letzten Jahrzehnt des XVII. Jahrhunderts blieb Becse in türkischem Besitz. Nach dem Siege bei Zenta erhielt es eine kaiserliche Besatzung. Infolge des Karlowitzer Friedens wurde auch die Festung Becse geschleift. Die Ortschaft, im Jahre 1690 durch eingewanderte Serben besetzt, wurde in die Militärgrenze der Theißgegend eingetheilt und sank zum armseligen Dorfe herab. 1748 wurde sie von magyarischen und deutschen Colonisten besiedelt und zu dieser Zeit entstand auch die katholische Pfarre. Im Jahre 1783 kaufte ein griechischer Wollhändler aus Macedonien, Michael Paul Hadsi, die Herrschaft Becse dem Ärar ab und seine Nachkommen besitzen sie zum Theil noch jetzt. Zu Beginn dieses Jahrhunderts wurden magyarische Ansiedler in Menge von Szegedin und dessen Umgegend dahin verpflanzt. Der Fleiß, die Strebsamkeit und die Ausdauer der Bevölkerung, durch die Natur selbst zu Lande und zu Wasser so vielfach begünstigt, haben den Ort alsbald reich, glücklich und berühmt gemacht. Becse ist die Kornkammer Südungarns und hat sich zu einem der ansehnlichsten Emporien für den Lebensmittelexport der Monarchie aufgeschwungen. Sein lebhafter Handel zog auch aus verschiedenen Theilen des Auslandes wohlhabende Kaufleute an, desgleichen eine kroatische Schifferbevölkerung, und viele von diesen sind nun sammt ihren Familien ständige Bewohner der immer mehr erstarkenden

Stadt. Neue hübsche Gebäude erhoben sich in rascher Folge, darunter Hotels und Gasthäuser für den Bedarf des großen Handelsverkehrs, geräumige Fruchtspeicher zur Einlagerung von mehreren Hunderttausend Metzen Getreide, ferner herrschaftliche Curien und Beamtenhäuser, auch ist das Theißufer mit einem Quai aus Backsteinen eingefaßt und in hübsche Promenaden ausgelegt. Die in den letzten Jahrzehnten entstandenen Eisenbahnen haben zwar den größeren Theil des Productengeschäftes nach einer anderen Richtung abgelenkt, doch konnte Török-Becse trotzdem seinen Charakter als Mittelpunkt behaupten. Seine günstige Lage am Ufer des großen ungarischen Stromes, seine directe Verbindung mit den reichen Gemeinden des Bácser Comitats, sowie mit den gewerblichen und kaufmännischen Etablissements von Syrmien, Belgrad, Slavonien und Bosnien sichern ihm namentlich für die Sommersaison einen fortgesetzten lebhaften Verkehr. Török-Becse hat vermöge seines schmucken, ja man darf sagen städtischen Äußeren, einer Bevölkerung von 7.000 Köpfen und einer zahlreichen Intelligenz Anspruch darauf, nicht nur als die größte und blühendste magyarische Gemeinde des Torontáler Comitats zu gelten, sondern auch unter die wichtigeren kleinen Provinzstädte des ganzen Landes gezählt zu werden.

Pancsova und Umgebung. Der südliche Theil der Gegend von Temesvár, der Landstrich zwischen der Temes und der Donau ist im Ganzen sowohl in physikalischer, wie in cultureller Hinsicht eine Fortsetzung des Maros-Temes-Gebietes; aber mehr als ein Jahrhundert hindurch ein Theil der Militärgrenze und das Gebiet des sogenannten Deutsch-Banater Grenzregiments, war dieser ganze Landstrich bis auf die neuesten Zeiten herab von eigenthümlicher Organisirung und Entwicklung. Auf seinem Gebiete, dessen Boden im Ganzen genommen eine tiefgelegene Ebene bildet, begegnet man mehreren charakteristischen Zügen. An den Grenzen des Gebietes dauert der Kampf der Cultur mit den Elementen noch fort. Im westlichen und südlichen Theil, an den Buchten der unteren Donau, gab die Einschränkung des Überschwemmungsgebietes Veranlassung zu namhaften neueren Colonisationen; im Nordosten kam zur Abstechung des Alibunarer Sumpfes ein ganzes Kanalsystem zustande, während südöstlich davon das Ärar als Eigenthümer bestrebt ist, die ausgedehnte Deliblater Sandwüste für die Ökonomie in Besitz zu nehmen.

Von der Mündung des Berzava-Kanals angefangen reihen sich links den Temes-Fluß entlang die Großgemeinden Tomasevácz, Idvor, Torontál-Sziget, Baranda mit serbischer, Opova mit serbisch-deutscher, Szekerin mit serbisch-rumänischer, Glogon mit deutsch-rumänisch-kroatischer und Almás mit deutsch-ungarisch-rumänischer, Feldbau treibender Bevölkerung einander an. In Torontál-Szigets Markung kann man noch Bautrümmer sehen, welche Einige für die Ruinen der uralten Burg Torontál halten. Die Bäuerinnen von Szekerin verfertigen gar schöne Teppiche und Leinwandsachen. In der

Markung der an dem rechten Ufer der Temes gelegenen serbischen Ortschaften Csenta usurpiren die Sümpfe Klein- und Groß-Kulpin noch immer ein großes Gebiet.

Die namhafteren Gemeinden neben der von Groß-Becskerek nach Pancsova führenden Comitatshauptstraße sind: Ozora, dessen rumänische Bevölkerung Viehzucht betreibt, Antalfalva, Sitz des Bezirkes und das davon östlich gelegene Lajosfalva, deren slovakische Bevölkerung mit Erfolg der Seiden- und Bienenzucht obliegt.

Das blühende, nette und volkreiche Torontál-Vásárhely (früher Debeljácsa) ist die einzige reinungarische Gemeinde der ganzen Gegend. Die aus Veszprém und der Gegend



Pancsova.

von Hódmezö-Vásárhelz, Szentes und Makó zu Ende des vorigen Jahrhunderts angesiedelten fleißigen reformirten Bewohner betreiben neben Ackerbau und Viehzucht einträglichen Handel und Gewerbe, interessiren sich warm für die Volkserziehung und die Culturbestrebungen überhaupt; ihr in den Kämpfen von 1848 und 1849 von Grund aus zerstörtes Dorf bauten sie aus dem Staube prächtiger empor und brachten es in kurzem zu neuer Blüte. Ihre Jahrmärkte sind weit und breit berühmt. Von den serbischen Bewohnern des Dorfes Cserépfalva beschäftigen sich viele mit Getreidehandel und Bienenzucht. Die Bäuerinnen verfertigen prächtige Teppiche und Leinwandsachen. Ein rechtes Musterdorf ist das deutsche Franzfeld mit blühenden Schulen und anderen Bildungs- und Wirthschaftsanstalten. Seine Pferdezucht ist so bedeutend, daß daselbst besondere

Wettrennen gehalten werden. Südöstlich davon liegt das Seidenzucht betreibende Dolova. Westlich von der Groß-Becskerek-Alibunaer Straße fallen die serbischen Dörfer Számos und Ferdinandsdorf. An dieser Straße liegen: Dobricza mit serbisch-rumänisch-deutscher Bevölkerung, Iláncsa mit serbischen und Kevi-Szölös mit rumänischen Einwohnern. Das serbische Járkovácz liegt am Berzava- und das serbisch-rumänische Kis-Margita am südlichen Ufer des Theresien-Kanals. Von diesem Kanal südlich liegt Sándoregyháza, die einzige Kleingemeinde der Pancsovaer Umgebung mit ungarischen und slovakischen Einwohnern und das rumänische Vég-Szent-Mihály.

Der geographische, historische, politische, culturelle und nationalökonomische Mittelpunkt in dem Gebiete Südungarns, das den Pancsovaer, Antalfalver und Alibunarer Bezirk des Torontáler Comitats, ferner den Kubiner des Temeser Comitats in sich faßt, ist die Stadt Pancsova. Sie liegt 78 Meter über der Meeresoberfläche auf Löß- und Sandboden von diluvialer Bildung. Das Klima ist hier im Winter gelinde, im Sommer herrscht große Hitze und wehen heftige Nordwest- und Südwestwinde, die viel Staub aufwirbeln. Vor anderthalb Jahrhunderten war das Überschwemmungsgebiet der Stadt großentheils noch mit Flugsand bedeckt. Ihre geographische Lage ist vortheilhaft; beinahe Belgrad und der Savemündung gegenüber, auf dem linken Ufer der hier schon schiffbaren Temes, eine Viertelstunde weit von ihrer Mündung in die Donau gelegen, mit sehr fruchtbarem Weichbild, umgeben sie starkbevölkerte und reiche Ortschaften, zu denen ausgezeichnete, mit Bäumen bepflanzte Straßen führen.

Pancsovas Geschichte reicht in sehr alte Zeiten zurück. An seiner Stelle stand schon in vorrömischer Zeit eine Burg. Die Römer nannten diese wichtige strategische Station Panuca, die Türken Csomva und auch der jetzige Name kommt in zahlreichen Varianten vor. Dem Bericht des Notarius Anonymus gemäß zogen die Ungarn, nachdem sie den bulgarischen Fürsten Glád in die Flucht geschlagen, unter den Heerführern Szoárd, Kadocsa und Bajta von hier aus gegen Bulgarien. Nach dem Abzug der Mongolen ließ Bela IV. Pancsovas Burg ausbessern und in Vertheidigungszustand setzen; später war sie fortwährend den Angriffen der Türken ausgesetzt. Nach dem Falle Belgrads setzten die Türken 1521 über die gefrorene Donau, steckten nach schwerer Brandschatzung Pancsova in Flammen und schleppten 1.300 Christen als Gefangene mit sich. Nach der Einnahme Temesvárs ergab sich Pancsova ohne Widerstand den Türken, die hier dann über anderthalb Jahrhundert hausten, die Christen in die Karaulavorstadt hinausdrängten und in jeder Weise plagten.

Nach dem Sturz der türkischen Macht eroberte General Mercy im November 1716 Pancsova wieder zurück und ließ die Festung, aus deren Mauern ein Theil der heutigen Unterstadt erbaut ist, theilweise abtragen. 1717 lagerte der gegen Belgrad ziehende Prinz

Eugen vor Pancsova. 1738 wurde es von den Türken wieder eingenommen und zerstört. Die in den Jahren 1743 und 1744 wüthende Pest entvölkerte Pancsova, aber nach der Colonisirung von 1765 erholte es sich von neuem und konnte schon 1767 bei Organisirung der Militärgrenze zwei Compagnien stellen, wurde auch Sitz des 12. Deutsch-Banater Grenzregiments; 1788 hielten es die Türken drei Wochen lang besetzt und zerstörten bei ihrem Abzuge die Oberstadt. Im folgenden Jahre versah General Laudon die Unterstadt



Das Vojlowiczer Kloster.

mit neuen Schanzen und einer starken Besatzung gegen die Einfälle der Türken, die sich aber hier nicht mehr zeigten.

In den nun folgenden friedlichen Zeiten schritt Pancsova rascher Entwicklung entgegen. 1792 wurde es geregelt und 1794 von König Franz zur freien Militär-communität erhoben; Handel und Gewerbe nahm einen außerordentlichen Aufschwung und durch die Sorgfalt des Militärcommandos verschönerte sich die Stadt bedeutend. In dieser Beziehung kann sie das Meiste dem General Michael Mihajlevics verdanken, von dessen Schöpfungen besonders hervorzuheben ist der große und herrliche Volksgarten, der beliebte Spazierort der Städter.

1871 löste die ungarische Gesetzgebung die Militärgrenze auf und bekleidete Pancsova mit eigener Jurisdiction. Hiermit beginnt die neue Ära in der Geschichte der Stadt, welche das Wurzelfassen constitutionellen Lebens sowie ein gewaltiger Fortschritt auf geistigem Gebiete charakterisirt.

Von den circa 20.000 Einwohnern Pancsovas sind 2.000 Ungarn, 7.000 Deutsche, 8.000 Serben, die übrigen Rumänen, Slovaken u. s. w. Das ungarische Element war in frühern Zeiten hier mächtig. Auch jetzt herrscht es in der Intelligenz der Stadt vor und hat eine bedeutende Stütze in den Szekler-Colonien der Umgegend erhalten. Größere deutsche Colonisationen fanden in den Jahren von 1760 bis 1780 statt, besonders aus dem Elsaß und Lothringen, später auch aus Böhmen, dann aus den Wiener, Olmüzer, Prager und Pester Invalidenhäusern. Die Deutschen bewohnten die Unterstadt (Deutsch-Pancsova); die Serben wurden vom XV. Jahrhundert angefangen durch den Fall des serbischen Reiches und die Quälereien der Türken zur Einwanderung nach Ungarn gezwungen. In Pancsova nahmen sie in der Oberstadt (Raizisch-Pancsova) ihre Wohnsitze. Ihre Zahl vermehrten bedeutend die 1794 her angesiedelten Rumänen, die in der Unterstadt zwischen den Deutschen eine Unterkunft fanden, aber in kurzer Zeit serbisirt wurden.

Die ungarischen Bewohner Pancsovas sind zum Theil katholischer, zum Theil reformirter Religion. Die Deutschen sind zum größten Theil Katholiken, doch gibt es unter ihnen auch Lutheraner und Reformirte, während die Slovaken zumeist Lutheraner sind. Die Serben und Rumänen gehören der griechisch-orientalischen Kirche an. Unter den Juden gibt es auch Frenken (spanische Juden).

Pancsova ist eine regelmäßig gebaute, nette Stadt. Es besitzt zwei schöne Plätze: den Franz Josefs- und den Elisabeth-Platz. Von den öffentlichen Gebäuden sind erwähnenswerth: die mit zwei Thürmen versehene stattliche ältere und die neue serbische Kirche, das ansehnliche Rathhaus, das neue schmucke Gebäude des Staatsgymnasiums und das städtische Spital. Pancsova besitzt ein Staats-Obergymnasium, eine Bürgerschule, eine staatliche und eine serbische höhere Mädchenschule, zwei Journale und zahlreiche gemeinnützige Vereine. Die Ungarn haben drei Vereine: einen Verein zur Verbreitung der ungarischen Sprache, einen Geselligkeits- und einen Gesangsverein. Unter den Unternehmungen sind zu erwähnen: die beiden Geldinstitute, die vier Buchdruckereien, die drei Dampfmühlen, die Bachmann'sche Ziegelfabrik, die staatliche Seidenspinnerei. Schließlich ist hier wichtig die zur Untersuchung der vom Auslande einlangenden Thiere und Producte berufene Einbruchstation und das Oberzollamt. Handel und Gewerbe ist lebhaft. Pancsovas Weizen- und Maismarkt ist ersten Ranges.

Sechs Kilometer östlich von Pancsova, von einem schönen Walde umgeben, liegt das serbische Kloster Vojlovicz, gegründet im Jahre 1383 vom serbischen Despoten

Stephan Lazarevics. Von den Türken dreimal zerstört, wurde es immer wieder neu erbaut, zuletzt im Jahre 1716. Zum Kloster gehört eine schöne Kirche mit hübschem Garten, beträchtlicher Grundbesitz und eine wohleingerichtete Ökonomie. Gegenwärtig



Szekler in Hertelendyfalva.

befinden sich im Kloster ein Iguman (Prior) und vier Mönche. Der Wald um das Kloster ist ein beliebter Ausflugsort der Pancsovaer.

In der Nähe von Pancsova befinden sich die Wohnorte der zuletzt angesiedelten Bukowinaer Szekler, gemeiniglich, obwohl unrichtig, Csángócolonien (csángótelepek) genannt: Hertelendyfalva, Sándoregyháza und Székely-Keve. Das erste Dorf ist nur eine Viertelstunde weit von Pancsova entfernt; weiter, auf zwei Stunden Entfernung, liegt

Sándoregyháza, nach dem ehemaligen Csanáder Bischof Alexander (Sándor) Bonnaz so benannt, weil derselbe zum Kirchenbau 20.000 Gulden beigesteuert hat. Am entferntesten, in der Nähe von Kubin, unterhalb der Ruinen der alten Burg Keve, deren Bewohner noch zu König Sigismunds Zeiten von hier auf die Csepelinsel ausgewandert sind, liegt Székely-Keve, das unter diesen Colonien am bevölkertesten ist und 2.500 Einwohner zählt; auch die Bewohnerzahl der beiden anderen Niederlassungen zusammen überschreitet zweitausend.

Dieses Ufergebiet der unteren Donau, auf dem früher, besonders zur Zeit der Überschwemmungen im Frühjahr, die Fluten der Temes, Donau, Béga und Theiß sich vereinigten und in unabsehlicher Ferne Alles bedeckten, gelang es nur mit großer Mühe und auch nur zum Theil für die Cultur zu erobern. Noch zu Anfang dieses Jahrhunderts gab es hier einen 154.790 Joch großen Ländercomplex, der unter dem Namen „Riedländer der unteren Donau“ (aldunai réti földek) bekannt war und ganz unbenutzt und brach dalag. Seit 1865 wurden verschiedene Versuche gemacht, durch Errichtung von Dämmen einen Theil des Überschwemmungsgebietes vor der Flut zu sichern, um dahin Bewohner ansiedeln zu können. Im Verlaufe einiger Jahre entstanden hier acht Ortschaften mit 8.636, zumeist deutschen Bewohnern. Indessen wurden die primitiven Dämme von der Flut weggeschwemmt; von den acht Gemeinden gingen sieben nacheinander dreimal zu Grunde und wurden zum Theil an neue Plätze übersiedelt. Im Jahre 1882 ließ die damals ins Leben getretene „Pancsova-Kubiner Entwässerungs- und Standwasser-Regulirungs-gesellschaft“ abermals größere Dämme bauen und man begann für besonders auf ärarischem Gebiet zu errichtende Niederlassungen zu sorgen.

Damals forderte die öffentliche Meinung laut, daß man auf das also gewonnene Gebiet die in der Bukowina wohnenden und von da sich heimsehnenden Szekler ansiedeln möge. 1882 constituirte sich zu diesem Zweck unter dem Vorsitze Paul Somssichs ein Landescomité, das später den Namen „Csángó-ungarischer Verein“ (csángó-magyar egyesület) annahm, und zu Beginn des darauffolgenden Jahres ging unter Führung des Fürsten Arthur Odescalchi eine Deputation in die Bukowina mit der Aufgabe, von den dortigen Szeklern tausend Arbeiter zum Bau der Dämme mitzubringen, die sich dann hier auch niederlassen sollten. Die zur Übersiedlung nöthige Summe (ungefähr 100.000 Gulden) wurde in einigen Tagen auf dem Wege öffentlicher Beisteuern eingesammelt; aus der Bukowina machten sich statt tausend 3.460 Leute in drei Gruppen auf den Weg.

Da aber die Colonisirung so überstürzt und ohne gehörige Vorbereitung geschah, und weil die Anzahl der Anlangenden eine unverhofft große war und auch die Dämme noch nicht errichtet waren, um so weniger die Abdeichung des Standwassers, mußten die Colonisten, die auch in der Bukowina zu den ärmsten Leuten gehörten, Jahre hindurch

viele Entbehrungen ertragen, und selbst heute noch haben sie an den Nachwehen dieser überstürzten Einwanderung zu leiden.

Auch die drei oben erwähnten Székler-Niederlassungen haben keine reinungarische Bevölkerung; es gibt unter ihnen auch Deutsche, Slovaken und Bulgaren, die man aus den nahe gelegenen, durch die Überschwemmungen zerstörten Gemeinden hierher übersiedeln ließ. Heute wohnen schon Alle in Lehmziegelhäusern, die zum größten Theil mit Dachziegeln gedeckt sind; sie beschäftigen sich mit Ackerbau und Viehzucht, ihre Weiber verfertigen



Viehweide in der Deliblater Sandwüste.

geschmackvolle Teppiche und Stickereien. In allen drei Niederlassungen gibt es Staatsschulen und mit Ausnahme von Hertelendyfalva — wo man fast ausschließlich reformirte Glaubensgenossen angesiedelt hat — auch Kirchen; übrigens ist mancher Abgang bemerkbar. Weideplätze haben sie sozusagen keine, ihre Wirthschaftsgeräthe sind mangelhaft.

Nordöstlich und östlich von Pancsova, zwischen dem Temesfluß, dem Berzava-, Theresien- und Morawiczakanal, dann der Donau und dem Karasflusse ist eine ungefähr 650 bis 700 Quadratkilometer große Fläche theils noch Sumpf, theils Sandwüste. Der erstere, beinahe ganz zum Torontaler Comitat gehörig, heißt nach der Ortschaft Alibunár der Alibunárer Sumpf, der andere Theil aber, der in das Temeser Comitat fällt, nach der Ortschaft Deliblat die Deliblater Sandwüste.

Nebeneinander breiten sich hier das ausgedehnteste Sumpfgebiet und die größte Sandwüste der ungarischen Tiefebene aus; beide sind in physikalischer und wirthschaftlicher Beziehung interessant. Durch ihre Beschaffenheit und ihre Eigenthümlichkeiten bilden die beiden sich der Länge nach berührenden Nachbargebiete einen schroffen Gegensatz zu einander, und dennoch hat das Ganze in mancher Beziehung eine einheitliche geographische Individualität. Die Wüste erstreckt sich in länglichrundem Umrisse von Südosten nach Nordwesten, während das Sumpfgebiet ein längliches Viereck mit der Längenaxe von Westen gegen Nordosten bildet. Der Boden ist bei beiden diluvialen Ursprungs. Aber während der Boden des Alibunárer Sumpfes schwarzer, weicher, mit Modererde reichlich gemischter Lehm ist, zeigt sich die Deliblater Wüste mit schmutziggrauem oder lichtem weißem Flugsand bedeckt, zwischen dessen Schichten aber an vielen Stellen ganz dunkelgefärbte Humuslagen durchbrechen, ein Beweis, daß das Treiben des Flugsandes zeitweilig aufhörte und die Stelle mit Pflanzen bedeckt war. Und einen ganz sicheren Schluß darauf, daß sich hier Leben und Aussterben der Vegetation oft wiederholt hat, gestattet der Umstand, daß unter einander in verschiedenen Tiefen verschiedene Humusschichten, Holzkohlenstückchen, Bruchtheile von Hirsch- und Rehgeweihen angetroffen werden, die nur aus einer Zeit reicher Vegetation herrühren können.

Ihrer Oberfläche nach ist die Sandwüste im Allgemeinen ein wellenförmiger Erdrücken. Die Hügel wachsen bisweilen fast zu Bergen heran, insofern sie sich meist ziemlich steil bis auf 40 oder 50 Meter über die umliegende Ebene erheben. Hier sind es Bergkegel, dort langgestreckte Hügelrücken, welche die muldenförmigen trockenen Thäler beherrschen, das heißt, so lange es der Wind gestattet. Dieser Wind ist entweder der Südost, der besonders zur Zeit der Frühlings- und Herbst-Sonnengleiche drei bis fünf, ja sogar sechs Wochen lang andauert und sich bisweilen zum Orkan steigert, oder der weniger schädliche Nordwestwind, der besonders zur Sommerszeit weht. Mit der Richtung dieser Winde stimmt auch die Richtung der Hügelgrate überein, die sich im Allgemeinen von Südosten nach Nordwesten hinziehen. Die westliche Seite der Wüste entlang streicht eine mächtige römische Schanze bis zur Donau hin; die nördliche Seite senkt sich jäh und steil dem Sumpfgebiete zu, von dem sie durch eine sechs bis acht Kilometer breite fruchtbare Hochebene mit schwarzem sandigem Boden geschieden ist.

Während auf der Sandwüste im Allgemeinen meist düstere Eintönigkeit, regungslose Stille herrscht, ist das Sumpfgebiet der Schauplatz wechselreichen und geräuschvollen Lebens, besonders in solchen Frühlingszeiten, wo die Temes so hoch anschwillt, daß sie das Wasser des Theresienkanals zurückdrängt und zum Überströmen zwingt; das unabsehbare Überschwemmungsgebiet ist dann von unzähligen Wasservögeln bedeckt, eine reiche Beute für die Jäger. Zu anderen Zeiten sind nur Pfützen sichtbar, in denen Blutegel hausen.



Der Alibunárer Sumpf im Juni zur Zeit des Austretens des Theresienkanals.

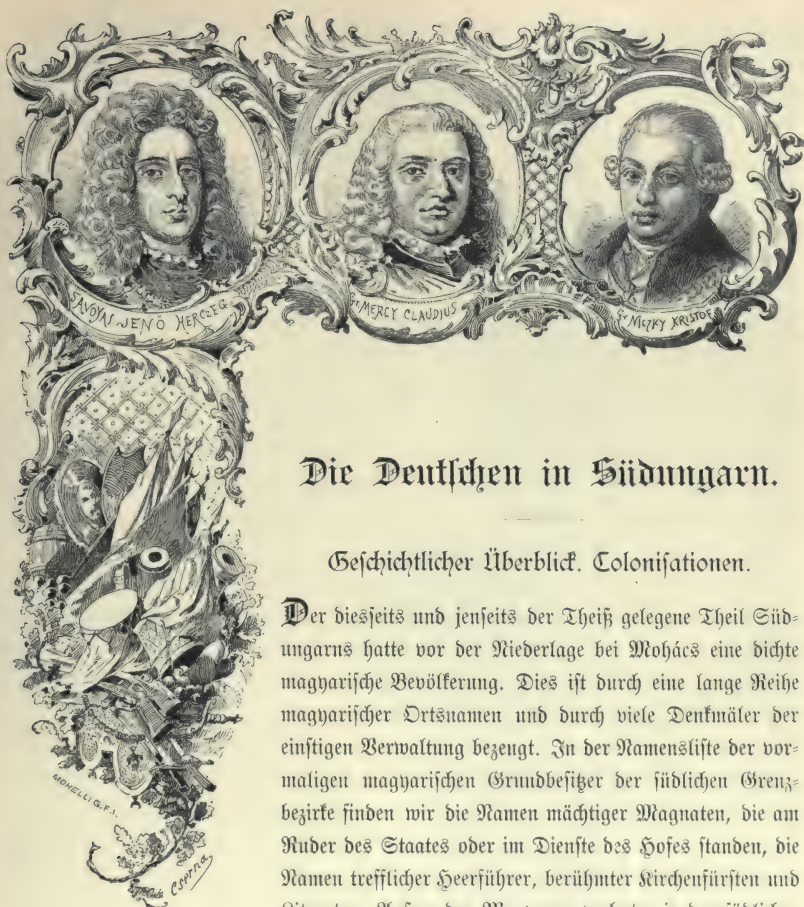
Diese Gegend war schon 1500 bis 2000 Jahre vor Christi Geburt im Besitz und in der Nutznießung ansässiger Völker. Anfangs treten dort Kelten, später Daken, bald aber die diese unterjochenden Römer auf. Daß der größte Theil des Gebietes dennoch zu solch unbewohnter Einöde, zu wasser- und schattenloser Wüstenei geworden, ist in erster Reihe den Verheerungen der Menschen zuzuschreiben. Späterhin ging das Werk der Verwüstung schon ganz von selbst fort bis zum Ende der Türkenkriege, wo dann in Südungarn die Bevölkerung und mit ihr auch der Viehstand zuzunehmen begann und die Klagen immer lauter wurden, daß dieses große Gebiet kaum irgend einen Nutzen abwerfe und der zügellos wandernde Flugsand auch die fruchtbaren Markungen der benachbarten Ortschaften zu bedecken drohe.

Die Wiener Militärverwaltung war es, welche in diesen Gebieten der „Militärgrenze" die ersten Verfügungen traf. Im Jahre 1818 waren die Vorarbeiten beendet, die Pläne genehmigt und man schritt sofort an die Bepflanzung mit Pappeln, Akazien und theilweise Nadelhölzern. Das zielbewußte Werk veränderte die Landschaft derart, daß gegenwärtig nur ein Fünftel davon, ungefähr 12.000 Joch, eine Sandwüste genannt werden kann. Ein großer Theil des noch der Fruchtbarmachung harrenden Gebietes soll seitens des Staates mit Reben bepflanzt und mit Weinbergarbeitern aus den Rieden des Plattensees besiedelt werden.

Um dieselbe Zeit wie die Bepflanzung des Sandbodens mit Bäumen wurde die Trockenlegung des Alibunárer Sumpfes in Angriff genommen und die Berzava-, Theresien- und Moraviczakanäle geschaffen. An ihren Ufern hat seitdem der Pflug beträchtliche Gebiete unterworfen, wo einst Röhricht wucherte und Wasservögel nisteten, wogen heute reiche Ähren. Die Vollendung dieses großen Werkes erheischt freilich noch manches Jahr angestrengten Fleißes.



Partie aus den Alibunárer Sumpf.



Die Deutschen in Südungarn.

Geschichtlicher Überblick. Colonisationen.

Der diesseits und jenseits der Theiß gelegene Theil Südungarns hatte vor der Niederlage bei Mohács eine dichte magyarische Bevölkerung. Dies ist durch eine lange Reihe magyarischer Ortsnamen und durch viele Denkmäler der einstigen Verwaltung bezeugt. In der Namensliste der vormaligen magyarischen Grundbesitzer der südlichen Grenzbezirke finden wir die Namen mächtiger Magnaten, die am Ruder des Staates oder im Dienste des Hofes standen, die Namen trefflicher Heerführer, berühmter Kirchenfürsten und Literaten. Außer den Magyaren wohnten in den südlichen Gebieten hier und da, wenn auch in weit geringerer Anzahl, Petschenegen und Kumanen, ferner Serben und Walachen; diese vermehrten sich infolge der staatlichen Befugniß immer mehr durch Fremdvölker von jenseits der Donau und Save und fingen an, die von ihnen besetzten Pflanzstätten in ihrer eigenen Sprache zu benennen. Das gute Einvernehmen innerhalb der gemischten Bevölkerung und der durch verwandtschaftliche Bande enger geknüpfte gesellige Verkehr wurden bis zum XVI. Jahrhundert kaum irgend gestört. Diese Bevölkerung der südungarischen Grenzlande hatte zwar fortwährend das Schwert zu schwingen, besaß aber bei all den schweren Lasten, die sie trug, dennoch Lebenskraft, Muth,

Arbeitslust und zähe Ausdauer genug, um den Feind, der die Grenzen des Vaterlandes angriff, aufzuhalten, unter wuchtigen Schlägen nicht niederzubrechen und überdies noch durch strebsame Arbeit Jahrhunderte lang einen Wohlstand zu behaupten.

Das Unglück von Mohács am 29. August 1526 warf alle früheren Zustände plötzlich über den Haufen und rief in Südungarn neue Besitzverhältnisse hervor. Türkische Eroberer besetzten diesen Landestheil, der dann anderthalb Jahrhunderte lang unter dem Joche des Halbmondes schmachtete. Während der Türkenherrschaft wurde die magyarische Urbevölkerung entweder ausgerottet oder sie entfloh aus jenen Gegenden nach anderen Theilen des Reiches, wo sie mehr Sicherheit zu finden glaubte. Die kernmagyarischen Grundherrengeschlechter Südungarns wanderten von ihrem Grund und Boden aus und überließen ihn als Beute dem feindlichen Eroberer.

Als die Südgegend nach der Rückeroberung der Festung Ofen im Jahre 1686, Dank den Siegen des Markgrafen Ludwig von Baden und des Prinzen Eugen von Savoyen, von dem türkischen Joch befreit wurde und durch die Wiederbesetzung Temesvárs im Jahre 1716 auch in dem sogenannten Temeser Lande die Türkenherrschaft ein Ende nahm, da stand in den einst dichtbevölkerten Grenzlanden Südungarns kaum noch eine einzige magyarische Gemeinde aufrecht.

Die Zeit der Türkenherrschaft hinterließ nur einen blassen Schatten der früheren südungarischen Lande. Die blühenden volkreichen Dörfer waren verschwunden und nur hier und da bezeichnete eine morsche Ruine ihre Stätte. In den Gemarkungen der verwüsteten Dörfer lagen ausgedehnte Grundstücke unbebaut und unbenutzt. Beiderseits der Theiß bot das Land ein Gemälde kläglichen Verfalls. Die menschenleere Gegend war völlig versumpft. Zwischen verwässerten Wiesen dehnte sich, soweit das Auge reichte, nur unendliches Röhricht, von Wildgeflügel wimmelndes Binsengestrüpp, von Farnkraut überwucherte Einöde aus. Von keinerlei Dämmen eingeschränkt, überflutete das Hochwasser nach Belieben weite Landstrecken und verwandelte sich zur Zeit der Herbst- und Frühjahrsregen in ein Meer. In dem fauligen Sumpfgewässer brütete eine Welt von Insecten, welche nebst den miasmatischen Ausdünstungen und plötzlichen Wetterstürzen Südungarn zu einem ungesunden Aufenthaltsort machten. Nur gar wenigen Spuren von Cultur und Menschenfleiß begegnete man auf der unabsehbaren Ebene. Da zog kein Pflug seine Furche, keine Gärten grünten und kein Obstgelände prangte in buntem Blütenschmuck, keine schlanken Thürme erhoben sich über blinkenden Dörfern, um die Landschaft zu beleben. Das ganze Gebiet war ein düsteres, grauenvolles Land voll ungeheurer Seen, finsterer Waldungen und unbewohnter Wildnisse.

Lange schon war dieser Landestheil vom Feinde befreit, bis er endlich mit dem Gesammtvaterlande in eins verschmolz. Von Zeit zu Zeit wurde er einer neuen politischen



Kirchenplatz zu Bogáros.

Gliederung unterworfen und stand bald unter militärischer, bald unter ärarischer Verwaltung. Wohl wurden im Jahre 1714 die Comitate Bács und Bodrog, mit Ausnahme des Militärgrenzbezirkes der Theiß, wiederhergestellt und später (1802) auch gesetzlich vereinigt, doch blieb das sogenannte Temeser Land bis 1779, in welchem Jahre Graf Christof Niczky auf Anordnung Maria Theresias das Banat wieder in Ungarn einverleibte, vom Mutterlande getrennt und erhielt erst zu dieser Zeit seine alte Comitatsverfassung zurück. Bei alledem aber war die Regierung unausgesetzt beflissen, die vielgeprüften südlichen Grenzlande zu fördern und einer neuen Blüte entgegenzuführen. Ihre Hauptsorge ging dahin, dieselben in einen ausgiebigen Vertheidigungszustand zu versetzen, wieder zu bevölkern und hierdurch den entvölkerten, verödeten und vernachlässigten Landestheil für die Cultur neu zu erobern.

Die Colonisation in größerem Maßstabe begann in der Bácska, wie im Temeser Lande, mit der Ansiedlung von Deutschen, denen im Banat Italiener, Spanier, Bulgaren, Serben und Franzosen folgten.

Die deutsche Einwanderung begann zunächst in dem Lande des linken Theißufers, das heißt in den Gebieten der heutigen Comitate Torontál, Temes und Krassó-Szörény, und zwar in der Zeit unmittelbar nach der Rückeroberung unter dem berühmten General Grafen Claudius Mercy (1717 bis 1734) als Gouverneur.

Graf Mercy machte 1722 in Wien seine Eingabe in Sachen der Wiederbevölkerung der Banater Einöden, worauf Kaiser Karl VI. gestattete, daß aus dem deutschen Reiche, insbesondere aus dem Bezirk des Ober-Rheins, mehrere hundert Familien in das Banat einwandern und sich dort niederlassen sollten. Da der Kaiser den Ansiedlern mehrfache Begünstigungen, wie Landbesitz, Hausgründe, mehrjährige Steuerfreiheit und freie Wohnung zusagte, ist es nicht zu verwundern, daß Viele seiner Aufforderung Folge leisteten und in das Banat einwanderten. In den Jahren 1722 bis 1726 ließen sich dort etwa 2.500 Familien nieder, besonders viele im Jahre 1724.

Die Einwanderer gründeten theils neue Ortschaften auf den weitgedehnten Domänen, theils vermehrten sie die Einwohnerzahl in den dünnbevölkerten Dörfern.

Die wichtigsten deutschen Ortschaften, die im Banat unter dem Gouvernement Mercy entstanden, sind die folgenden: Neu-Arad, Groß- und Klein-Becskerek, Bruckenau, Csákova, Denta, Detta, Fehértemplom (Weißkirchen), Freidorf, Gutenbrunn, Gyarmatha, Karánsebes, Kudricz, Lippa, Lugos, Moldova, Orsova, Pancsova, Perjámos, Uj-Palánka, Uj-Pécs, Német-Szent-Péter, Rékas, Werschetz. Diese Ortschaften sind noch jetzt die volkreichsten unter den deutschen Gemeinden des Banats.

Durch das Ansiedeln einer größeren Anzahl von Deutschen gedachte Mercy besonders den Ackerbau zu fördern, er verlor jedoch auch Industrie und Bergbau nicht aus

den Augen und gründete in Temesvár eine Fabriksanlage, zu welchem Zweck die Hofkammer aus Wien im Jahre 1718 dreihundert Gewerbsleute hinuntersandte, die sich auch an den Befestigungsarbeiten, sowie an der Erbauung der Kasernen und sonstigen ärarischen Gebäude betheiligten. Die vernachlässigten südungarischen Bergwerke wurden durch Deutsche aus dem Oberlande, ferner durch zahlreiche Familien von Bergleuten aus Tirol, Steiermark, Böhmen und Sachsen zu neuem Leben erweckt.


Kirchenplatz zu Charleville.

Die erste Masseneinwanderung der Deutschen erreichte im Jahre 1727 ihr Ende. 1736 begann die Colonisirung von neuem, gelangte jedoch durch den wieder ausgebrochenen Türkenkrieg und eine Epidemie alsbald zum Stillstand. Erst 1741 beginnen die Deutschen zerstreut wieder einzuwandern, was dann ungefähr bis zum Beginn des siebenjährigen Krieges ununterbrochen so fortging.

Von 1745 an fanden in den Bezirken des Ober-Rheins und Frankens Werbungen im Großen statt. Im Kurfürstenthum Hessen, in der Gegend von Trier und Mainz, sowie in der Rheinpfalz wurde viel auswanderungslustiges Volk zusammengebracht. Maria Theresia bewog die Einwohner dieser übervölkerten und dabei verarmten Gegenden durch neue Patente nach Ungarn und besonders dem Temeser Lande zu übersiedeln. Das Volk wurde in den Dörfern zusammengetrommelt und, nachdem ihm die

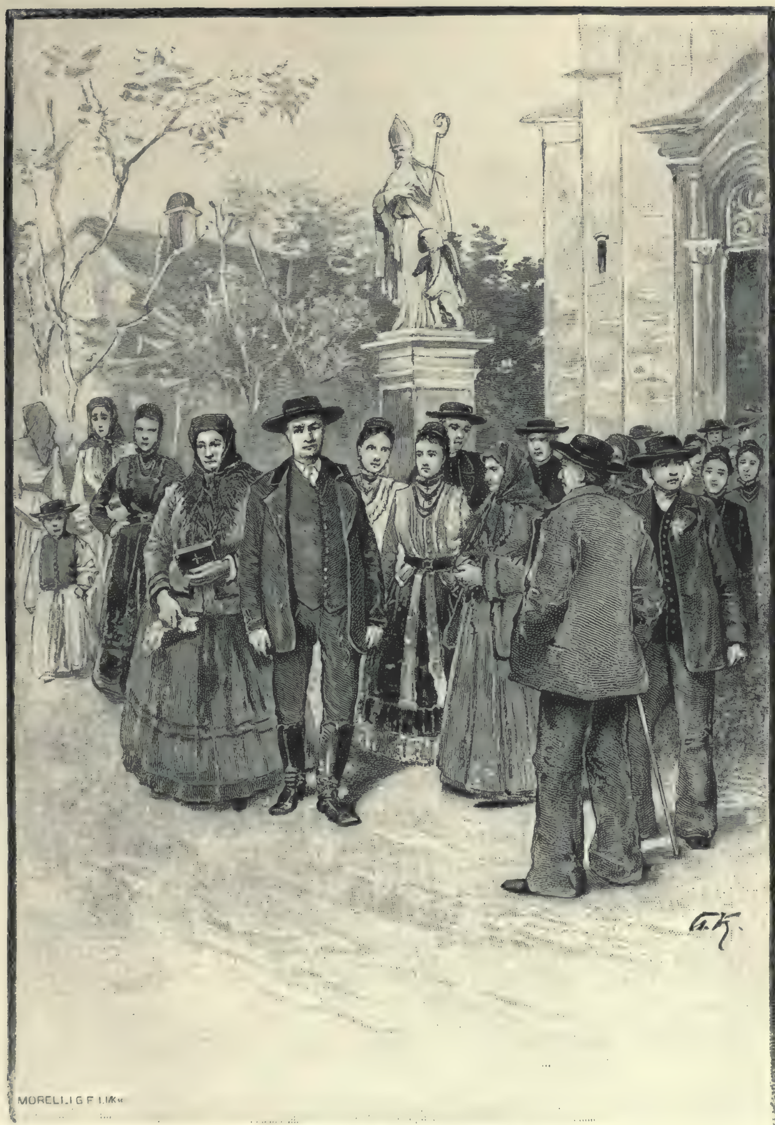
kaiserlichen Versprechungen vorgelesen waren, zur Auswanderung aufgefordert. Daraufhin begann in den erwähnten Ländern eine förmliche Völkerwanderung, deren Ziel die südlichen Grenzlande Ungarns waren. Die armen Leute machten ihr bischen Habe zu Geld, packten ihren Hausrath auf und verließen gern ihre alten Stammsitze; in großen Scharen kamen sie nacheinander in Wien an, wo man sie mit Geld und Reisepässen versah und zu Schiffe nach dem Banat hinabbeförderte. In dem kurzen Zeitraume vom 11. November 1758 bis zum 1. April 1759 erhielten nicht weniger als 900 Ansiedler in der Temeser Gegend Wohnsitze angewiesen.

Auch die ungarischen Grundbesitzer in den Umgebungen von Preßburg, Gran, Pest und Ofen erkannten den Werth dieser arbeitsamen Deutschen; sie hielten die durchziehenden Scharen unterwegs auf, bewogen sie zum Bleiben und boten ihnen unter den nämlichen Bedingungen Siedelplätze auf ihren eigenen Herrschaften an. Diese unterwegs angehaltenen deutschen Einwanderer haben längs der mittleren Donau, am Fuße des Vértesgebirges und in der Gegend von Gödöllö so manche Ortschaft bevölkert. Der größte Theil erreichte aber dennoch das Banat. Doch gründeten die neuen Einwanderer nur wenige neue Ortschaften, z. B. Zádorlak (1737) und Uj-Bessenyö (1748). Die Mehrzahl ließ sich in den älteren deutschen Dörfern nieder, deren Einwohnerschaft durch die Verheerungen des Türkenkrieges und der Pest nur zu sehr gelichtet war.

Als die Einwanderung der Deutschen immer mehr abnahm, setzte die österreichische Regierung die Colonisation des Temeser Landes zwangsweise fort. Es kam nämlich der Brauch auf, die wegen geringerer Vergehen verurtheilten österreichischen Unterthanen nach dem Banat abzuschieben, wo sie entweder zu Grunde gehen oder sich bessern mochten. Da aber dieses Verfahren mehr Schlimmes als Gutes bewirkte und auch vom Gesichtspunkt der Humanität überaus schädlich war, so wurde der Schub auf wiederholte Vorstellungen Kaiser Josefs II. im Jahre 1770 gänzlich eingestellt.

In der Bácska begann die Einwanderung der Deutschen 1735. Die ersten deutschen Familien ließen sich in Csataalja 1735, in Neusatz 1739, in Kolluth 1756, in Hódság um 1760, in Bukin 1749, in Apatin 1750 nieder. Besonders Apatin wurde von einer größeren Menge ausländischer Deutschen besetzt, die sich nicht nur mit Ackerbau befaßten, sondern auch Handel und Gewerbe trieben. Da Apatin der Hauptort einer großen ärarischen Domäne war, zogen die dortigen Deutschen mit der Zeit auch in die umliegenden, der Herrschaft zugehörigen Gemeinden ein und bauten unter Anderem vorzüglichen Hanf, ja sie beschäftigten sich auch mit Seidenspinnerei.

Mit dem „Colonisationspatent“ vom 25. Februar 1763 beginnt sowohl im Zwischenlande der Maros und Donau, als auch in der Bácska die zweite deutsche Colonisirung in größerem Maßstabe. Als der siebenjährige Krieg durch den Hubertsburger



Heimkehr aus der Kirche in Német-Csanád.

Frieden beendigt war, verdoppelte Maria Theresia ihren Eifer für die Besiedelung Südungarns. Sie versprach jedem Ansiedler, der sich auf einer ärarischen Herrschaft niederlassen und ein Haus bauen würde, freies Bau- und Brennholz, dazu sechsjährige, den Handwerkern sogar zehnjährige Steuerfreiheit. Im deutschen Reiche wurden eigene Agenten und Notare für das Anwerben von Colonisten bestellt. Auch aus Ungarn wurden mehrere dahin entsendet, um Ansiedler für die österreichischen Grenzlande zu gewinnen. Im Jahre 1766 wurde eine eigene „Colonisations-Commission" errichtet mit dem Grafen Lamberg als Präsidenten und den Räthen Cothmann und Festetics an der Spitze. Vom April bis Ende des Jahres 1763 wanderten etwa 1.000, in den folgenden zwei Jahren etwa 2.000 deutsche Colonisten in die Temeser Gegend ein. Den Absichten der königlichen Majestät entsprechend, errichtete die Banater Administration auch in Temesvár eine Ansiedlungscommission. Mitglieder derselben waren: der Landes-Regierungsrath Hildebrand, der Temesvárer Bezirkschef Knoll, der Csanáder Bezirkscontrolor Laff und der Lippaer Salzamtsbeamte Neumann. Die Mitglieder dieser Commission vertheilten sich nach den verschiedenen Gegenden der Provinz, um je nach Bedarf entweder die schon vorhandenen Dörfer zu vergrößern oder neue anzulegen. Die meisten und hübschesten deutschen Dörfer Südungarns sind unter ihrer Leitung erbaut worden.

Knoll vergrößerte im Jahre 1764 die Gemeinden Szent-Péter, Bruckenau, Gyarmatha, Freidorf und Rékas und vermehrte ihre Bevölkerung durch Deutsche aus dem Ausland. Im Jahre 1765 erweiterte er Mercyfalva (Mercydorf) durch die Häuser von neuen deutschen Ankömmlingen, 1766 aber erbaute er die Ortschaft Billéd auf den Trümmern des alten magyarischen Bille oder Billéd. Laff stärkte 1764 bis 1765 Csanád, den uralten Sitz der Csanáder Bischöfe, Perjámos und Nagy-Szent-Miklós gleichfalls durch Deutsche. Hildebrand erbaute 1765 Szakálháza, ferner 1767 Zsombolya (Hatzfeld), Nagy-Jécsa und Csatád. Neumann siedelte 1764 mehrere deutsche Familien in Lippa und Gutenbrunn an. Im folgenden Jahre erbaute er Neudorf, dann 1766 Schöndorf und Engelsbrunn. Gleichzeitig vergrößerte er Neu-Arad durch die Häuser von neueren deutschen Ansiedlern.

Durch Verfügung vom 22. Juli 1766 trug Maria Theresia der Temesvárer Landesadministration auf, in sämmtlichen neuen deutschen Gemeinden einen Geistlichen und Schulmeister und für je zwei einen Wundarzt zu bestellen. Äcker, Hutweiden und Wiesen erhielten die Colonisten reichlich, in den meisten Fällen so viel, als Jeder übernahm und im Verhältniß zur Arbeitskraft seiner Familie zu cultiviren versprach.

Im Jahre 1767 wurden die ärarischen Pusztәn Vizesda, Oroszi und Tószeg gleichfalls mit Deutschen besiedelt. Hildebrand erbaute 1769 Grabácz und nahe dabei legte Neumann den Grund zu Bogáros.

Ein anderer Strom von deutschen Einwanderern nahm in den Jahren 1763 bis 1768 seine Richtung nach der Bácska. Dort war Cothmann Leiter der deutschen Colonisation. Im Jahre 1766 wurde eine eigene locale Colonisations-Commission errichtet, die in beständiger Verbindung mit den Colonisations-Commissären im Auslande stand. In den genannten Jahren ließen sich Deutsche in Kernyája, Kruševlye, Gakova, Prigle-vicza-Szent-Iván, Doroszló, Filippova, Veprovácz, Kolluth, Bezdán, Kupuszina, Hódság, Gajdobra, Bukin, Palanka, Karavukova und Apatin nieder. In Kolluth wurden noch 1756 200, in Hódság bis 1763 300 schöne Colonisten-häuser für deutsche Ankömmlinge erbaut. Nach Cothmanns Berichten waren 1763 in Ó-Becse, dem Hauptort der Militärgrenze der Theißgegend, gleichfalls eingewanderte deutsche Familien zu finden.

Auch die Jahre 1770 bis 1771 gehören zu den lebhafteren der Colonisation. Zu dieser Zeit legte Neumann im Banat Kis-Jécsa an, desgleichen die Gemeinden Mastort, Heufeld, Charleville und Soltour. Szent-Hubert, der damalige Mittelpunkt der lothringisch-französischen und deutschen Niederlassungen, verstärkte sich durch Deutsche. Auch Albrechtsflur, Marienfeld, Segenthau und Greifenthal entstanden damals. Ferner war es Neumann, der Charlottenburg, Altringen, Neuhof, Buchberg und Lichtenwald erbaute. Im Jahre 1772 legte er den Grund zu Kreuzstetten, Wiesenhaid und Königshof. Szent-András, wo das Hofrichteramt des Temesvárer ärarischen Bezirkes seinen Sitz hatte, stärkte er durch neu angekommene deutsche Familien. Der andere Colonisations-Commissär, Hildebrand, gründete zu derselben Zeit die französisch-deutschen Niederlassungen Ostern, Gottlob und Trübswetter.

Französische Familien ließen sich dreimal in Südungarn nieder, und zwar waren es französische Schwärme aus Lothringen und Elsaß. Um 1752 besetzten sie Mercyfalva im Temeser Comitat; in den Jahren 1763 bis 1766 ging der zweite französische Schub wiederum nach Mercyfalva und nach Szent-András; 1770 bis 1772 kam der dritte Transport, der an Zahl die früheren französischen Karavanen weit übertraf, und erfüllte Fehértemplom (Weißkirchen) und Uj-Bessenyö gänzlich, Szölös zum Theil, überflutete aber auch die Gemeinden Szent-Hubert, Trübswetter, Soltour und Charleville nebst einem Theile von Ostern und Gottlob. Den einzelnen Gemeinden, die sie besetzten, gaben sie die Namen ihrer Dörfer in der alten Heimat. So sind Szent-Hubert und Charleville lothringische Orte, die noch jetzt bestehen. Charleville liegt im Mosel-Departement, nördlich von Metz, Saint-Hubert ist der Name einer einträglichen französischen Domäne, gleichfalls in der Nähe von Metz. Im Bácser Comitat mischte sich die deutsche Bevölkerung von Apatin, Gajdobra, Palánka und Karavukova einigermaßen mit französischen Elementen. Alle diese Franzosen sind gegenwärtig

vollständig germanisirt. Nur hier und da finden sich noch Greise, die sich geringe Reste ihrer Muttersprache erhalten haben.

Wie man sieht, wurden jene Theile Ungarns, welche jetzt das Gebiet der Comitate Bács, Torontál, Temes und Krassó-Szörény bilden, von 1763 bis 1776 mit einer Anzahl fremder, besonders deutscher Elemente durchsetzt. Nach amtlichem Ausweise wanderten blos in den drei Jahren 1768 bis 1771 nicht weniger als 16.889 ausländische Colonisten in das Temeser Land ein, desgleichen über 2.000 in das Bácser Comitat; vom Anfang bis zu dieser Zeit macht dies zusammen an 30.000 Seelen aus. Doch wurden diese Ziffern gewiß noch zu niedrig angenommen. Dies geht aus der Höhe der Summen hervor, welche auf die Colonisten verwendet wurden. Von 1763 bis 1773 wurden nämlich zwei Millionen Gulden für Reise- und sonstige Kosten der ausländischen Colonisten ausgegeben, eine Summe, die nach den damaligen Werthbegriffen ungeheuer erscheinen muß. Gulden- und kreuzerweise ausgegeben, wurde sie gewiß unter eine viel größere Anzahl von Einwanderern vertheilt, als der erwähnte amtliche Ausweis angibt.



Südungarische deutsche Bäuerin.

Der Belastung des Staatsschatzes durch das Colonisiren im großen Maßstabe wollte Maria Theresia durch Beschränkung der Colonisation abhelfen. Am 13. April 1771 wurde überall die kaiserliche Verordnung kundgethan, daß fortan die Einwanderung nach den südlichen Theilen Ungarns nur Personen gestattet sein solle, die im Stande wären auf eigene Kosten zu reisen und sich die erforderliche landwirthschaftliche Ausrüstung anzuschaffen. Dadurch daß der Staatsschatz den Ausländern die Hilfsbeiträge entzog, wurde die Einwanderungslust bedeutend schwächer und nahm erst im dritten Jahre der

Regierung Kaiser Josefs II. einen neuen Aufschwung. Und dies war die dritte, bedeutsamste Epoche der deutschen Besiedelung von Südungarn. Die Colonisirungen Kaiser Josefs haben einen ganz andern Charakter als die früheren. Sowohl ihrer Ausdehnung und Durchführungsweise nach, wie auch hinsichtlich ihrer Folgen für die Zukunft sind sie wichtiger als alle bisherigen Colonisirungen der Südlande. Sie haben der Gegend, in der sie stattfanden, ihr entschieden deutsches Gepräge aufgedrückt.



Südungarischer deutscher Bauer.

Kaiser Josef II. siedelte von 1784 bis 1786 7.600 deutsche Familien des sogenannten „schwäbischen" Stammes mit zusammen 38.000 Seelen in Ungarn an. Diese Besiedelungen kosteten den Staatsschatz vier Millionen Gulden. Von den eingewanderten Deutschen setzten sich 2.988 Familien im Temeser Lande fest, die übrigen in der Bácska mit Ausnahme von etlichen hundert Familien, welche in der Ofener Gegend, in Szatmár und den oberungarischen Comitaten Wohnstätten fanden. Trotz alledem blieben noch immer sehr viele Puszten in der Bácska unbebaut. Um diese Strecken zu bevölkern, bedurfte es noch ungefähr 3.500 Colonistenfamilien. Besonders groß war der Bedarf an Gewerbeleuten. Die Stadt Zombor schritt 1784 bei der Colonisirungs-Commission bittlich ein, ihr aus Deutschland Handwerker zu verschaffen. Sie brauchte Drechsler, Handschuhmacher, Bäcker, Strumpfwirker, Seifensieder, Kupferschmiede, Sattler, Siegelstecher, Faßbinder, Messerschmiede, Nadelfabrikanten, Korbflechter, Kammmacher, Stärkefabrikanten, Spielkartenfabrikanten, Kunstgärtner, Musikanten, Töpfer, Gelbgießer, Siebmacher, Weber, Frauenschneider, Seiden- und Stofffärber, Tapezierer, Leimsieder, Schleifer und andere Gewerbeleute. Die Colonisations-Commission entsprach auch zum Theil den Wünschen

der einzelnen Gegenden und Städte, jedes Verlangen konnte sie aber nicht erfüllen, da die Summe, welche das Ärar für Colonisationszwecke angewiesen hatte, zur Durchführung der gesammten Pläne nicht langte. Von 1786 bis zum letzten Regierungsjahre Josefs II. wanderten ebenfalls zahlreiche Deutsche (etwa 3.000 Familien) in die unbesetzten Stätten der Südgegend ein.

Es sind unter der Regierung Kaiser Josefs II. zwischen Maros und Donau folgende deutsche Dörfer neu erbaut worden: Orczydorf, Niczkydorf, Gyertyámos, Kövères, Bachóvár, Liebling, Rittberg, Traunau, Daruvár, Herrendinst, Margitter, Moritzfeld, Gladna und Ebendorf. Vergrößert wurden die deutschen Dörfer: Szent-András, Klein-Becskerek, Módos, Szakálháza, Freidorf, Rékas, Freudenthal, Lovrin, Blumendorf, Mercydorf, Csákova, Moravicza, Werschetz, Lugos, Nagy-Szent-Miklós, Csanád, Facsét und Groß-Becskerek.

Im Bács-Bodroger Comitate entstanden von 1784 bis 1786 die neuen deutschen Dörfer: Torzsa, Cservenka, Uj-Verbász, Kis-Kér, Szeghegy, Bulkesz und Járek; durch neue deutsche Colonisten verstärkt wurden: Palánka, Uj-Szivacz, Sóvé, Kula, Parabuty, Rácz-Militics, Bresztovácz, Veprovácz, Kornya, Csonopla, Bezda, Stanifics, Almás.

Nach dem Tode Josefs II. finden bis 1840 nur noch kleinere deutsche Colonisirungen oder Umzüge älterer deutscher Colonisten von einem Orte zum andern statt. Diese späteren Besiedelungen aber wurden nicht mehr durch den Hof bewerkstelligt. Die ungarische Regierung war es, welche dieselben im eigenen verfassungsmäßigen Wirkungskreise der Comitate durch die Directoren der ungarischen Ärarialherrschaften und durch einzelne Grundbesitzer ins Werk setzen ließ.

Diese aus den verschiedensten Theilen des deutschen Reiches und der Erblande stammenden Colonisten sprachen selbstverständlich die verschiedensten Dialecte der deutschen Sprache selbst in einer und derselben Gemeinde, so daß sie einander manchmal gar nicht verstanden.

Auch in der Lebensweise, in Sitten und Gebräuchen unterschieden sie sich mehr oder weniger, ja es sind in dieser Hinsicht noch jetzt viele Abweichungen zu beobachten, alle aber wurden in ihrem neuen Vaterlande durch die Einheit des nationalen und religiösen Bandes vereinigt. Protestanten waren nur sehr wenige eingewandert. Zwischen Maros und Donau ließen sich nur in Liebling (Temeser Comitat) Evangelische in größerer Anzahl nieder; in der Bácska finden sich die reformirten deutschen Gemeinden zu Torzsa, Cservenka, Uj-Verbász, Kis-Kér, Szeghegy, Bulkesz, Járek, Szivacz und Sóvé.

Die deutschen Gemeinden Südungarns, ihre Bewohner und deren Gebräuche.

Die deutschen Dörfer waren und sind auch heute noch unleugbar ein Schmuck der südlichen Comitate Ungarns, ein Element, welches das sonst eintönige Flachland belebt. Gewiß findet man nirgends in Ungarn so viele wirklich nett und regelmäßig gebaute, mit geraden, luftigen, baumbepflanzten Gassen versehene Ortschaften beieinander als in dieser Gegend. Solche sind besonders Zsombolya (Hatzfeld), Perjámos, Rákófalva, Szent-Hubert, Charleville, Sándorháza und Haulikfalva in Torontál, Apatin, Palánka, Verbász und Kula im Bácser Comitate. Die deutschen Gemeinden haben überall die erhöhteren Stellen der Gemarkung besetzt. Die Dörfer sind geradlinig von 18 bis 20 Klafter breiten Hauptstraßen und 6 bis 8 Klafter breiten Nebengassen durchschnitten. Die Mitte des Ortes schmückt ein regelmäßiger runder oder viereckiger Platz, an dem man Kirche, Pfarrhaus, Schule, Gemeindehaus und den großen Gasthof beisammen findet, wie dies auch unsere Ansichten der Kirchenplätze zu Bogáros und Charleville zeigen. In den Gemeinden, welche keine Kirche mit einem Thurm haben, sieht man neben dem Crucifix, das die Mitte des Platzes schmückt, immer einen Glockenstuhl. Die Häuser sind rein weiß getüncht und haben nach der Gasse zwei oder drei Fenster mit grün gestrichenen Läden oder Jalousien. Sie sind in der Regel mit Rohr, bei den Wohlhabenderen aber mit Schindeln oder Dachziegeln gedeckt. An alten rohrgedeckten Häusern sieht man über der Stirnseite, der Richtung des Daches entsprechend, zwei Bretter angebracht, welche sich kreuzen und mit Pferdeköpfen endigen. Diese seltsame Dachzier ist altgermanischen Ursprungs und auch in Deutschland vielfach zu sehen. Von der Straße führen etliche Stufen durch die angestrichene Gassenthür in den etwas erhöhten Hausgang, welcher der ganzen Längsseite des in den Hof hinein gedehnten Hauptgebäudes vorliegt. Vom Gange öffnet sich eine Thüre nach der geräumigen und zumeist bemalten reinlichen Küche, in der man einen sauberen Herd und glänzend gescheuertes, blankes Hausgeräth erblickt. Aus der Küche führt rechts und links eine Thür nach den Zimmern. Rechts liegt die „Stube“ (das Staatszimmer), die in keinem deutschen Hause fehlt, aber nur als Festgemach zum Empfang von Gästen benutzt wird. Dieses Zimmer pflegt den Stolz der Hausfrau zu bilden. Auf beiden Seiten hochgethürmte Betten voll schneeweißer Kissen, vor denselben blaue, mit rothen Blumen bemalte Holzbänke, in der Mitte ein ebenso verzierter Tisch, längs der Wände ein Schubladenschrank, hohe Kleiderständer, hier und da auch schon Sophas, Rohr- und Armstühle, eine Schwarzwälder Uhr, farbige Stellbrettchen mit Blumentöpfen: dies ist die Einrichtung eines solchen Staatszimmers. An dem Wandpfeiler zwischen den Fenstern, welche mit weißen spitzenbesetzten Vorhangtüchern behängt sind, befindet sich eine altarartige Gruppe von Heiligenbildern, vor der die andächtige Hausfrau an den Vorabenden der Feiertage

ein Öllämpchen anzündet, das auf einem gleichfalls weiß gedeckten, mit Tassen und allerlei Nippsachen dicht besetzten Schubladkasten steht. Das andere gegen den Hof hin gelegene Zimmer heißt „Kammer". Diese ist das eigentliche Nest der Familie, ihre Wohn- und Schlafstube. Sie ist jedoch weit einfacher eingerichtet und enthält gewöhnlich Tisch, Schränke, Kleiderständer, Stühle und zwei Betten. Von der Wohnstube weiter geht eine Thür nach der Speisekammer, wo die jungen Eheleute oder halberwachsenen Mädchen sich aufzuhalten pflegen. Von da gelangt man meistens in den Pferdestall, dem sich die Kuhställe anschließen, Alles unter ein und demselben Dach, so daß der Hausherr des Nachts niemals auf den Hof hinauszugehen braucht, um seine Pferde und das übrige Vieh in Augenschein zu nehmen. Im Pferdestall schläft der Knecht mit dem ältesten Sohne des Hauses.

An der anderen Seite des deutschen Hofes, gegen die Gasse hin, steht ein kleineres Wohnhaus, meist nur mit Zimmer, Küche und Speisekammer. Dort hausen die in den Ruhestand eingegangenen Alten der Familie. Dorthin übersiedelt der deutsche Bauer, wenn er seine Wirthschaft dem erstgeborenen verheirateten Sohne übergeben hat. Den übrigen Raum im Hintergrund des Hofes nehmen der Maisspeicher, die Schweineställe und die Hühnersteige ein. Scheunen und Getreidespeicher pflegt der Deutsche nicht zu bauen. Das Getreide wird auf dem Dachboden aufgeschüttet; Stroh, Heu und sonstiges Futter steht in Schobern und Tristen unter freiem Himmel.

Der vor dem Hause befindliche reine Hof ist durch einen Lattenzaun vom Wirthschaftshofe getrennt, der seinen Brunnen (mit Stange oder Rad) hat. Noch weiter zurück folgt der Gemüsegarten mit seinen belaubten Obstbäumen, duftigen Blumenbeeten, Reihen von Weinstöcken und frischen Küchengewächsen. In dem Garten wächst alles Gemüse, welches das Jahr über auf den Tisch kommt.

Die südungarischen Deutschen, obwohl sie durchaus nicht alle dem schwäbischen Volksstamm angehören, pflegt man in Ungarn gewöhnlich nur „Schwaben" (sváb) zu nennen. Sie jedoch nennen sich durchaus Deutsche.

Diese Deutschen sind ein kräftiger, mittelgroßer, gedrungener Menschenschlag. Der gute Tisch und die regelmäßige Lebensweise machen ihn zum Fettwerden geneigt. Die alten rasiren gewöhnlich ihr Gesicht, die jungen dagegen lassen sich schon so ziemlich ohne Ausnahme den Schnurrbart wachsen. Ihre Tracht ist der der magyarischen Bauern ähnlich, jedoch nicht verschnürt. Ihre Jacken, die hochgeschlossenen, mit Silberknöpfen besetzten Westen, die engen Stiefelhosen sind von dunkelblauem oder schwarzem Tuche, ihre Sommerkleidung von leichterem Stoffe, aber ebenso gefärbt oder grau. Ihre Kopfbedeckung ist ein Krämpenhut von schwarzem Filz, im Winter eine schwarze Lammfellmütze. Auch tragen sie im Winter ein dunkelblaues, mit schwarzem Lammfell gefüttertes

Tuchwams. Für die Arbeit des Sommers dagegen legen sie eine luftige, bequeme Kleidung an, und zwar grob gewebtes Leinenzeug, weiße Wollstrümpfe und Lederpantoffeln.

Die Frauen haben sich die ursprüngliche Tracht besser bewahrt. Mädchen und junge Frauen tragen dichtgefältelte kurze Röcke und binden sich breite weiße oder blaue Schürzen um. Der Oberleib ist mit einem feinen Leinenhemd, einem schwarzen oder farbigen Seidenleibchen und einem kreuzweise gebundenen farbigen Seidentuch bekleidet. Als Halsschmuck dient ein silbernes oder goldenes Kreuzchen an schwarzem Sammtbande,



Altes deutsches Ehepaar im Leibgedinge.

mitunter auch eine Schnur Glasperlen oder Korallen. Die Mädchen gehen barhaupt und stecken ihren Haarzopf mittels eines Rückenkammes helmförmig über den Scheitel auf. Die Frau verbindet sich den Kopf mit einem schwarzen, blauen oder gelben Tuche. Als Fußbekleidung werden ausgeschnittene schwarze Lederschuhe getragen, dazu bei den Mädchen weiße, bei den Frauen blaue Strümpfe mit rothen Zwickeln. Schmuck zu tragen ist bei ihnen noch nicht recht Sitte. Höchstens trifft man bei den jungen Mädchen silberne Ohrringe und nach ihrer Verheiratung einfache Trauringe. Zur Erntezeit verrichten sie die Arbeit in breitkrämpigen Strohhüten, die sie meistens selber flechten.

Der südungarische Deutsche ist im Allgemeinen ein sehr praktischer, häuslicher, rechnender Mensch, dabei fleißig, anstellig, guter Wirth und beinahe bis zum Geiz

sparsam. Sein Ideal ist die Wohlhabenheit, viel Geld und soviel Grundbesitz als möglich. Daher begnügt er sich selten mit seinen eigenen Äckern, sondern pachtet noch in der Nachbarschaft hinzu. Er bewirthschaftet seinen Grund und Boden musterhaft und erzielt gemeiniglich reiche Ernten.

In der Zutheilung der Arbeit gilt kein Wählen. Heiter, ein Liedchen pfeifend oder singend, schaffen sie und bringen ein gewaltiges Stück Arbeit hinter sich. Die Frau reicht ebenso die schweren Garben zum Wagen hinan und leistet dann noch Hilfe bei der Heimfuhr wie der Mann, überhaupt greift sie bei jeder Feldarbeit ganz so zu wie er. Nur die Sense rührt sie nicht an. Beim Einfahren kommen Leute und Pferde selbst in den hellen Nächten nicht zur Ruhe. Tag und Nacht geht die Arbeit im Schweiße des Angesichts ununterbrochen ihren Gang, Alles muß auf den Beinen sein. Nach dem Einfahren wird sogleich im Dorfe selbst gedroschen auf der zwischen Haus und Garten befindlichen reinen Hoftenne. Wo nicht mit landwirthschaftlichen Maschinen gearbeitet wird, was bei den Deutschen jetzt nur noch selten der Fall ist, da wird das Getreide mit Pferden ausgetreten. In wenigen Wochen ist der ganze Ertrag ihrer ausgedehnten Felder abgeerntet, eingefahren und ausgedroschen. Das Product wird gewöhnlich in drei Partien verkauft: nach dem Einfahren, im Winter und um Ostern. So erzielen sie jedesmal die höheren Getreidepreise. Was für den Hausbedarf an Mehl übrig bleibt, das mahlen sie selbst in jenen Trockenmühlen, die am Ende jedes Dorfes paarweise zu finden sind.

Außer dem Ackerbau betreibt der deutsche Landwirth am liebsten Pferdezucht. Er hält große Stücke auf schöne, werthvolle Pferde. In seinem Stall sieht man nur Thiere von edlem Blut und guter Form. Mancher Bauer hat seine 18 bis 20 Pferde stehen. Hornvieh dagegen züchten sie nur wenig und selten trifft man einen Deutschen, der bei seiner Feldarbeit Ochsen verwendet. Das einzige Hornvieh, das sie lieben, sind Kühe, aber auch davon nur das Beste. Schweine werden nur soweit gehalten, als für den Hausbedarf genügt, auch Schafe nur wenig und Ziegen schon gar nicht, desto mehr aber Federvieh, das unter Aufsicht der Hausfrau steht.

Die Rebencultur wird mit großer Sorgfalt betrieben. Jeder deutsche Landwirth gewinnt seinen Wein im eigenen Weingarten und der größte Theil wird von seinen Hausleuten getrunken. Nicht gerne bringt er ihn zu Verkauf. Auch an Branntwein fehlt es nicht im Keller des schwäbischen Landmanns. Er brennt ihn selbst aus Korn oder Trebern. Jeden Morgen wird ein Schluck Branntwein getrunken, Mittags aber und Abends Wein.

Ein wesentlicher Factor der Hauswirthschaft ist die wohlgefüllte Speisekammer. Sie enthält in jedem anständigen deutschen Hause einen reichlichen Vorrath von Mehl, Schmalz, geräuchertem Fleisch und Würsten, Milch, Rahm, Topfen, Käse und Butter, allerlei Eingesottenem und süßem Naschwerk, Grünzeug, in Essig eingelegten Gurken,

gesäuertem Kraut und verschiedenen Gewürzen. Niemals geht die deutsche Hausfrau in die Nachbarschaft, um sich etwas zu borgen; eine Frau, die mit dergleichen die Nachbarn belästigt, gilt als schlechte Wirthin und wird keineswegs geschätzt.

Der Charakter des südungarischen Deutschen ist ernst und gesetzt. Er läßt sich nicht leicht von der Leidenschaft hinreißen. In der Verwaltung seiner Angelegenheiten geht er sehr berechnend zu Werke. Dank seinen günstigen materiellen Verhältnissen, ist er selbstbewußt, ja eingebildet. Fremden gegenüber zurückhaltend, zeigt er sich gegen Herren vollends mißtrauisch. Auch seine Gastfreundschaft ist mit einem guten Theil Zurückhaltung gemischt, indeß empfängt er den zu rechter Zeit kommenden seltenen Gast mit Höflichkeit und macht viel Wesens aus ihm. Er sieht es gern, wenn der Fremde seinen Wohlstand erkennt und würdigt. Besonders verläßlich ist sein Wort, auch seine Ehrlichkeit und Nüchternheit sind tadellos, er gehorcht den Gesetzen, ist ein Freund der Ordnung, liebt Reinlichkeit und Häuslichkeit. In seinem ehelichen Leben herrschen gewöhnlich Frieden und Glück, obgleich bei den Eheschließungen nicht das Herz der jungen Leute, sondern der rechnende Verstand der Alten zu entscheiden pflegt. Den Sitten der anderen ihn



Deutsches Ehepaar im Hausflur.

umgebenden Volksstämme hat sich der südungarische Deutsche nur wenig angepaßt und in Charakter und Geschmack, in Bräuchen, Gewohnheiten und Manieren seine Ursprünglichkeit echt bewahrt.

In religiöser Hinsicht ist er zum Zweifel geneigt; doch hält er an den äußeren Formen der Religion fest, geht Sonn- und Feiertags zur Kirche und nimmt an den kirchlichen Ceremonien theil.

Dem Unterricht ihrer Kinder widmen die südungarischen Deutschen große Sorgfalt und lassen sich ihre Schulen nicht wenig kosten. Ihre blühenden Volksbildungsanstalten verdienen alles Lob. In deutschen Gemeinden findet sich selten ein schulpflichtiges Kind, das die Schule nachlässig oder gar nicht besucht. Die Schulen aller deutschen Gemeinden befinden sich in gutem Zustande und gehören zu den schönsten Gebäuden des Ortes. Selbst das bescheidenste deutsche Dorf hat seine drei bis vier Klassen aufzuweisen mit ebenso vielen Lehrern und einer Lehrerin für weibliche Handarbeiten. In größeren Gemeinden bestehen gewöhnlich alle sechs gesonderten Klassen und besondere Töchterschulen sorgen für die Ausbildung der weiblichen Jugend. In neuerer Zeit findet auch die Sache der Kinderbewahranstalten in den größeren deutschen Gemeinden ausgiebige Pflege. Schulbibliotheken gibt es schon an vielen Orten. Die Besoldung der Lehrer ist fast nirgends im Lande besser. Auch die magyarische Sprache und das patriotische Bewußtsein werden in den deutschen Schulen sorgfältig gepflegt. Dabei begnügen sich die Wohlhabenderen nicht mit der Dorfschule, sondern lassen ihre Söhne noch weiter unterrichten. Sie bringen sie auf die Gymnasien von Temesvár, Szegedin, Arad, Szabadka (Maria-Theresiopel), Zombor, Pancsova, Baja und Kalocsa oder auf Realschulen, damit sie Lehrer, Geistliche, Advocaten oder Ärzte werden oder doch wenigstens das Magyarische erlernen.

Die Kinder, welche die Gemeindeschule durchgemacht haben, besuchen bis zum fünfzehnten Lebensjahr die Wiederholungsschule. Man nennt sie dann „kleene Buben" und „kleene Menscher". Dieses kleine Volk darf noch nicht bei den öffentlichen Unterhaltungen erscheinen. Mit fünfzehn Jahren werden sie in die Gesellschaft der „mittleren Buben" und „mittleren Menscher" aufgenommen. Nun dürfen sie auf den Tanzunterhaltungen erscheinen und von weitem zusehen oder auch für sich in irgend einem entlegenen kleinen Wirthshause einen Tanz veranstalten. Die obere Stufe der jungen dörflichen Gesellschaft bilden die „großen Buben" und „großen Menscher". Die großen Buben spielen die Hauptrolle in der deutschen Dorfjugend. Ihnen gebührt an Sonn- und Festtagen der Tanz im großen Wirthshaus, sie veranstalten die öffentlichen Volksbelustigungen und das Hauptfest der Deutschen, die Kirchweih, von der noch eingehender die Rede sein soll. Jeder „große Bube" erscheint Sonntags mit seiner Erkorenen beim Tanze. Sobald die Vesper zu Ende ist, erschallt flugs im großen Wirthshaus die Musik der Blasinstrumente und das Tanzen

der jungen Leute hebt an. Getanzt aber muß werden, so lange die Musik spielt, denn es ziemt sich nicht, während des Tanzes die Tänzerin auf ihren Platz zu führen. Beliebte deutsche Tänze sind der Schleifer und Hopser. Mitunter wagt man sich auch an den ungarischen Nationaltanz, den Csárdás. In den Pausen wird Bier oder Wein getrunken,



Hofirende schwäbische Burschen.

gerungen und mit den Mädchen geschäkert. Gegen Abend geht das junge Volk heim, zum Abendessen und um das Vieh zu füttern, die Kühe zu melken. Dann wird der Tanz noch bis 11 Uhr Nachts fortgesetzt.

Eine andere Unterhaltung bietet den jungen Leuten der Besuch der Spinnstuben und das Federnschleißen in Gesellschaft, wobei die Zeit mit Erzählungen und Gesang vertrieben wird. Sie singen, wenn auch mit manchen Änderungen jene alten Liebeslieder und

Volksballaden, welche noch ihre Vorfahren mitgebracht haben. Auch ihre Volksmärchen sind alt. Überdies aber hat noch fast jedes Dorf seine Ortssagen.

Im Winter, wenn die Feldarbeit ruht, werden die meisten Besuche bei Bekannten und Verwandten gemacht. Bei solchen Gelegenheiten plaudern die Männer rauchend oder spielen Karten um Geld oder Maiskörner, zuweilen um Bohnen. Die Frauen spinnen und führen leise Gespräche. An winterlichen Festtagen ist auch eine Schlittenfahrt nach dem Essen gebräuchlich. Pfeilschnell fliegen dann die feurig schnaubenden Hengste, die mit jauchzendem jungen Volke beladenen Schlitten dahin. Vor den Häusern der Bekannten wird Halt gemacht, um den Schinken und die geräucherte Wurst zu kosten und die durchfrosteten Glieder durch ein paar Gläser Heurigen (rámpás, Rampasch) zu erwärmen.

Im Frühjahr schlägt die Jugend Ball, so lang die Gasse ist, die Kleinen lassen Drachen steigen, die Frauen setzen sich vor das Haus, die Männer an das „scharfe Eck" der Gasse. Sonntags gibt es Kegelspiel im Hofe des großen Wirthshauses. An den Straßenecken wird große Politik gemacht, wird die hohe Obrigkeit Mann für Mann durchgehechelt, werden die Parteien organisirt.

Der südungarische Deutsche nährt sich im Allgemeinen sehr gut, besonders zur Zeit der Feldarbeit. Bei den bemittelteren Familien wird viermal des Tages gegessen. Kurz nach der Früharbeit nimmt man das Frühstück ein. Dieses besteht aus schönem Weißbrot, das im Hause gebacken wird, ferner aus einer kalten Fleischspeise, Käse oder Topfen. Das Mittagsmahl wird zum Mittagläuten aufgetragen und bietet wohlschmeckende gekochte Speisen. Beliebte Gerichte sind: „Grundbirn", Knödel, Topfen- und Milchrahmstrudel, Nudeln in der Milch und Brei. Um vier Uhr Nachmittags folgt ein Imbiß von Butterbrot, Milch oder Speck mit Zwiebeln. Das Nachtmahl wird um sieben Uhr genommen und besteht aus warmen Speisen. Als Getränk dient gewöhnlich Wasser oder leichter, im Eigenbau gewonnener Gartenwein (Heuriger). Rothwein ist beliebter als weißer. Bei Tische löffelt in der Regel Alles aus der nämlichen Schüssel.

Die Eheschließungen beschränken sich zwar nicht auf eine bestimmte Jahreszeit, doch finden die meisten Hochzeiten im Fasching statt. Die Trauungen werden in der Regel Sonntags oder Dienstag Nachmittag vorgenommen.

Wenn der Bursche reif zum Heiraten ist, geben seine Eltern irgend einer Frau den Auftrag, ihm bei dem vorher auserwählten Mädchen die Wege zu ebnen. Die Frau begibt sich zuerst allein, später mit dem Bräutigam und dessen Vater nebst zwei Zeugen nach der Wohnung der Braut, wo dann vor Allem die officiellen Unterhandlungen wegen der Mitgift der Braut beginnen. Es wird von der Braut eine mindestens so große Mitgift beansprucht, als das halbe Vermögen des Bräutigams beträgt. Wenn die beiden Theile handelseins werden, wird sofort die Ceremonie der Verlobung vorgenommen, welche



Inneres eines deutschen Hofes in Hatzfeld (Zsombolya).

meistens des Abends in Gegenwart der erwähnten zwei Zeugen, der Eltern und einiger Verwandten vor sich geht. Bräutigam und Braut reichen sich die Hände, wobei er ihr einen Thaler in die Hand drückt. Um das Bündniß zu befestigen, gießt man Wein auf die Hände der Verlobten und läßt ihn in einen Teller abrinnen. Davon trinken dann der Reihe nach die Verlobten, die Zeugen, die Eltern und die übrigen Anwesenden. Der Ehevertrag wird Tags darauf durch den „Notari" des Ortes schriftlich festgestellt. Es kommt selten vor, daß der Schwabe ohne einen geschriebenen Vertrag heiratet. Dann erst wird die Meldung beim Pfarrer gemacht behufs dreimaligen Aufgebots. Gewöhnlich ist das Mädchen Eine aus dem Dorfe; nicht oft kommt es vor, daß Einer ins Nachbardorf auf Brautschau geht. Die Ehe steht bei dem Deutschen hoch in Ehren, so daß er den Hochzeitstag sogar seinen „Ehrentag" nennt. Zur Hochzeit werden möglichst viele Gäste geladen. Die Einladungen erfolgen durch Hochzeitsbitter oder Beistände, die in Festtracht, mit Rosmarinsträußen geschmückt erscheinen und folgenden Gruß sprechen: „I wünsch guten Obed! Der Herr Hochzeiter und Jungfer Braut lassen Ihnen guten Obed sage. Uf den kunftigen Donnerstag zu erscheinen im Hochzihaus, aus'm Hochzihaus in die Kerch, aus der Kerch wieder ins Hochzihaus und am Tanzeplatz; dort helfe verschmicke und verzehre, was Küch' und Keller vermag." Die Anzahl der Geladenen wird nicht angegeben, wohl aber mit Kreide an die Stubenthür geschrieben, wobei der Kniff angewandt wird, daß man nicht die Personen nennt, sondern hinschreibt, wie viel Löffel, wie viel Paar Messer und Gabeln die geladene Familie mitzubringen habe, was dann ebensoviele Personen bedeutet.

Auch ein schwäbischer Brautzug in Südungarn bietet ein sehr stattliches Schauspiel. Manns- und Weibsleute erscheinen in ehrbarer Festtagskleidung, die Mädchen mit Blumen und Bändern in gemischten Farben geschmückt. An den Hüten der Burschen stecken Blumensträuße, von denen rothe Bändchen flattern. Auch vor die Brust stecken sie sich Blumen. Die Brautführer tragen gleichfalls Blumensträuße und duftige Rosmarinbuschen an der Brust und in den Händen.

Wenn der Pfarrer das junge Paar getraut hat, macht der ganze Brautzug die Runde um den Hochaltar, auf dem die Braut eine Citrone, Pomeranze oder einen Apfel mit hineingestecktem Rosmarinsträußchen opfert. Dies ist ein Geschenk für den Geistlichen, der die Trauung vollzogen hat. Die Brautführer lassen dann die vollzogene Trauung im Pfarrhause einschreiben, worauf der Hochzeitszug sich wieder ordnet und in der erwähnten Reihenfolge nach dem Hause der Brauteltern zurückkehrt, — denn das Hochzeitsfest pflegt im Brauthause gefeiert zu werden. Sobald sie das Haus erreichen, stellen sich Bräutigam und Braut rechts und links an der Thür auf und nehmen unter Handschlag die Glückwünsche der zwischen ihnen hindurch eintretenden Eltern, Brautführer und Gäste entgegen. Von den Brautführern tritt einer hervor und begrüßt das neuvermälte Paar mit den Worten:

„I wünsch Ihnen, glückseliges neues Paar, G'sundheit, langes Leben, Fried und Anichkeit (Einigkeit), nach'm Tod ewige Seligkeit; i wünsch Enk ein gedeckten Tisch, in ein jedem Eck ein' gebacknen Fisch, in der Mitt' ein Gläschen Wein, sollt Ihr dabei lustig sein. Jungfer Braut soll lewe und ich darnewe!“ Hierauf folgt das Gastmahl, bei dem mancherlei Scherze getrieben werden (der Braut wird ihr Schuh gestohlen, der Bräutigam wird barbirt u. s. w.), sodann der Tanz, der oft bis zum Morgen währt.



Schwäbische Kinder auf dem Felde.

Dem jungverheirateten Erstgeborenen übergibt der Vater sogleich, jedenfalls aber nach ein bis zwei Jahren vertragsgemäß sein ganzes Vermögen: Haus, Äcker, Pferde und sonstiges Gut. Für ihn und seine Frau bleibt ausbedungen eine bestimmte Summe in Barem nebst freier Wohnung und Verpflegung, worauf er zu wirthschaften aufhört und in den Ruhestand tritt. Dies nennen die Deutschen in Südungarn „Ausbehalt“. Solche ausbedungene Verpflegung geht, falls der Besitz verkauft wird, auch auf den Käufer über. Diese seltsame Einrichtung hat gewissermaßen den Charakter der Majorate und bezweckt das Beisammenbleiben des ererbten Väterbesitzes. Der erstgeborene Sohn erlegt nach seiner Verheiratung bei Übernahme des Besitzes von jeder einzelnen Session Ackerlandes (32 Joch) 3.000 bis 4.000 Gulden in Barem zu Handen seiner Eltern und überdies

bearbeitet er ein Viertel der Session für Rechnung der Eltern, denen er den Ertrag fertig auf ihren Speicher zu liefern hat. Um die 3.000 bis 4.000 Gulden bar, welche der Mitgift der jungen Frau entnommen werden, kaufen die Eltern wiederum Ackerland zur Erhaltung und Verheiratung ihrer übrigen Kinder. Die zweit- und drittgeborenen Söhne erhalten nach Maßgabe ihres Vermögens von ihren Bräuten gleichfalls eine Mitgift, während die Töchter je nach dem Vermögen der Eltern mit barem Gelde abgefunden werden.

Bei Kindstaufen werden meistens für jedes Kind andere Pathen genommen. Gewöhnlich erhalten die Kinder die Namen ihrer Taufpathen. Beliebte Namen sind: Johann (Hansi), Jakob, Adam, Peter, Kasper, Niklas, Philipp, Paul u. s. w. Unter den weiblichen Namen: Margareth (Gretche), Mariann, Bärbl (Wawi), Eva (Evi), Anna (Ammi), Rosl u. s. w. Zu Weihnachten, Ostern und Pfingsten pflegen die Pathen (Göd, Godl) ihre Pathenkinder zu beschenken.

Bei Todesfällen ist es Sitte, bei dem Todten zu wachen. War der Verstorbene verheiratet und bejahrt, so versammeln sich um ihn nur verheiratete und ältere Personen. Bei jung Verstorbenen pflegt sich außer den Verwandten und Nachbarn die junge Welt zu versammeln. An den Leichenbegängnissen nehmen Viele theil. Nach dem Begräbniß werden die Verwandten, guten Freunde, Nachbarn und Todtenträger zum Todtenschmaus oder „Todtenimbs“ geladen. Den Verstorbenen wird große Pietät gezollt. Zu Allerseelen werden ihre Grabhügel erneuert und bekränzt, man widmet ihnen Gebete, Messen, Wachskerzen in der Kirche und ehrt ihr Andenken durch fromme Stiftungen.

Die hohen Festtage werden andächtig gefeiert.

Zu Weihnachten gehen Bethlehemskinder von Haus zu Haus und verkünden singend die Geburt des Erlösers. Am Dreikönigstag werden sie durch Knaben abgelöst, die als Könige maskirt sind und einen Stern einhertragen.

Am Tage St. Johannis des Evangelisten trägt man Wein in Flaschen zur Kirche, wo derselbe gesegnet wird, um dann daheim bei Tische von Hand zu Hand zu gehen unter dem Spruche: „Sanct Johannis Segen, muß getrunke sin.“ An diesem Tage wechseln die Dienstboten den Dienst. Die neuen Dienstboten und ihre mit Blumen bemalten Truhen werden vierspännig nach dem Hause der neuen Dienstherren gebracht. Fällt aber der Johannistag auf Mittwoch, so geschieht der Umzug der Dienstboten am Vor- oder Nachtag, denn Mittwoch ist ein Unglückstag, an dem um keinen Preis etwas begonnen werden soll. Die wohlhabenderen Bauern halten vier Dienstleute: den großen Knecht, den kleinen Knecht, die große Magd und die kleine Magd. Der ältere Knecht genießt in einem deutschen Hause großes Ansehen. Nach dem Herrn ist er die erste Person, die zweite Stütze und Rathsquelle der Familie; er ißt immer am Tische mit und sitzt neben dem Hausherrn.

Am Ostersonntag wird früh aufgestanden. Ohne ein Wort mit einander zu sprechen, gehen sie hinaus in den Hof unter freien Himmel und beten mit erhobenen Händen: „Hehre heilige Ostern! Bewahr' uns vor den siebenundsiebzig Fiebern. Steh' uns bei, Gott Vater, Sohn und heiliger Geist!" Dieses Gebet scheint von den Vorfahren zu stammen, die in den sumpfigen Gegenden des Banats fortwährend vom Fieber geplagt wurden. Nach dem Frühstück verschluckt jedes Mitglied der Familie im Namen der heiligen Dreifaltigkeit („in den drei höchsten Namen") drei Körnchen vom Palmsonntagskätzchen. Das Osterfrühstück besteht aus einer mit drei Speckschnitten zubereiteten Eierspeise. Auch ist es Sitte, am Ostersonntag rothe Eier zu vertheilen, die der „Osterhas" gebracht hat. Am Morgen des Ostermontags begießen die Burschen die Mädchen, dagegen Dienstag die Mädchen die Burschen.

Am Vorabend des ersten Mai richten die Burschen schlanke Tannenstämme, die mit den ungarischen Nationalfarben bemalt sind, als Maibäume auf. An ihre Spitze sind mit Blumen und Bändern geschmückte grüne Zweige gesteckt und solche Bäume werden vor den Häusern des Pfarrers, Richters, Notärs und Gutsherrn, wie auch vor dem großen Wirthshause aufgestellt. Dort bleiben die Ehrenbäume bis Ende Mai stehen.

Die Hauptunterhaltung, das vornehmste Gemeindefest ist aber bei den südungarischen Deutschen die „Kerweih" (Kirchweih). Schon während der Vorwoche geht es in allen Häusern höchst lebendig her, gleichermaßen bei Reich und Arm, denn für den nächsten Samstag erwartet man Gäste aus den Nachbardörfern, Verwandte, Kinder, lustige Kumpane und Bekannte, die alle an der Kirchweih theilnehmen sollen. In der That ist am Vorabend jedes Haus mit Gästen besetzt. Die Menge der verschiedenen auserlesenen Gerichte übersteigt alle Begriffe. Drei Tage und drei Nächte wird geschmaust und gezecht bis zum Überdruß. Bei den Lustbarkeiten außer dem Hause spielt die junge Welt die Hauptrolle. Schon zehn Tage vorher wählt sich jeder Bursche ein Mädchen, das die drei Festtage hindurch seine ständige Tänzerin sein wird und ihm den Hut mit Band und Buschen zu schmücken hat.

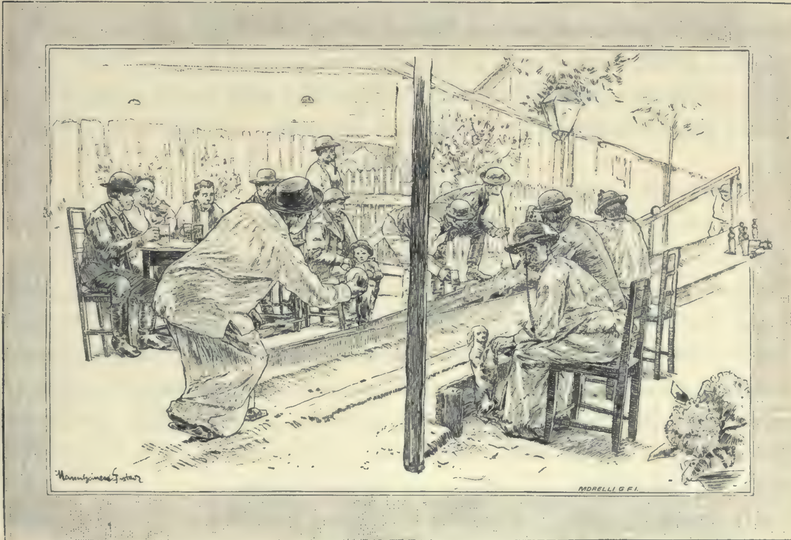
Am Samstag vor dem Feste, um vier Uhr Nachmittags, schmettern die Reveille-Trompeten und knallen die Willkommschüsse. Das Volk schart sich in der Hauptgasse und auf dem Kirchenplatze, die „großen Buben" ziehen mit ihrer Musikbande durch die Straßen. Wenn die festlich gekleidete Schar auf dem Kirchenplatz eintrifft, treten die angeseheneren Burschen aus der Menge hervor und begeben sich erst in das Pfarrhaus, von da zum Richter und zum „Notari"; sie begrüßen sie im Namen der Jugend, bitten um Erlaubniß zur Lustbarkeit und laden die Obrigkeiten dazu ein. Von hier ziehen sämmtliche Burschen unter schallender Musik nach irgend einem gastfreien Hause zum Nachtmahl, das aber nur aus dem Stegreif stattfindet, denn alsbald machen sie sich auf nach dem großen

Wirthshause, wo die Mädchen des Dorfes bereits in großer Zahl versammelt sind. Sofort beginnt der Tanz und währt bis Mitternacht, wo der Richter energisch in das Getümmel hineinruft: „Feierobet!“ (Feierabend).

Am folgenden Sonntag Vormittag (hier und da schon Samstag Nachmittag) zieht das junge Volk unter Schreien, Lärmen und Schießen nach dem Gemeindehause, den Maibaum zu holen. Unter den Klängen der Musik wird er im Triumph auf die Mitte des Kirchenplatzes getragen und hier aufgestellt. An der Spitze des Maibaums hängen ein mit Band und Buschen geschmückter Männerhut, ein seidenes Tuch und eine Flasche Wein. Dies bildet den Ehrenpreis der Kirchweih. An den Fuß des Maibaums wird ein großes leeres Faß gerollt, das als Bühne dient. Sobald dies geschehen, zieht die Jugend mit Musik nach der Kirche, um die Messe zu hören. Nach dem Gottesdienst begeben sie sich zum Mittagsmahl nach einem bestimmten Hause und von da nach des Krämers Laden, wo sie den Rosmarinstrauß mit Bändern von allen Farben aufputzen und sich für den großen Auszug ordnen.

Es ist mittlerweile später Nachmittag geworden. Groß und Klein der Gemeinde umdrängt den Maibaum und harrt der Ereignisse. Endlich erschallt die Musik und die bunte Schar der jauchzenden jungen Leute setzt sich in Marsch nach dem Maibaum. Der ganze Kirchenplatz ist erfüllt von jungen Leuten und Zuschauern. Wenn der Zug den Maibaum erreicht hat, verstummt plötzlich die Musik. Der Anführer der Jugend besteigt das Faß und beginnt nach dem Tacte der Trommelschläge mit weithinschallender Stimme den aus Rosmarin gebundenen Ehrenstrauß des Festes zu versteigern. Zuletzt verbleibt der Buschen dem meistbietenden Burschen, der ihn der Dame seiner Wahl überreicht. Dies ist nun das glücklichste Paar im Dorfe, an ihm hängt das Auge der ganzen Gesellschaft, manches jugendliche Herz widmet ihm heimlich seinen ganzen Neid. Die Beiden aber kümmern sich jetzt um keinen Menschen, sondern umtanzen dreimal den breiten runden Raum, in dem der Maibaum steht und der zum Tanzplatze bestimmt ist. Niemand darf mittanzen; sie ganz allein haben dieses Recht erworben und werden nun die ganzen drei Tage hindurch die Hauptrollen des Festes spielen. Und weil sie an allen drei Tagen den Festtanz beginnen werden, heißt man sie die Vortänzer. Nach den Vortänzern übernimmt den Rosmarinstrauß jener Bursche, der als Erster in die Festgesellschaft der Burschen eingetreten ist; er darf jedoch nicht mehr tanzen, sondern läuft nur ganz allein mit dem Buschen um den Tanzplatz herum, während die übrigen nunmehr, sämmtlich paarweise, zum Tanz antreten und diesen bis zur Dämmerung fortsetzen. Alsdann durchstreifen sie, von Musik begleitet, die Gassen nach allen Richtungen und statten der Obrigkeit den Dank ab für ihre Theilnahme an der Lustbarkeit. Jede obrigkeitliche Person schenkt dem Mädchen, das den Rosmarinstrauß gewonnen hat, ein bis zwei Gulden. Die Eltern desselben aber

geben Abends den „großen Buben“ und Musikanten, die an der Lustbarkeit theilgenommen, ein Nachtmahl, das nicht selten ein gut Stück Geld kostet. Nach dem Nachtmahl geht es nach dem Tanzsaal des großen Wirthshauses. Drei Tage und drei Nächte lang wiederhallt er von dem Rauschen und Stampfen des schnellen und langsamen Walzers. Am dritten Tage werden der Hut und das Seidentuch, die an der Spitze des Maibaumes hängen, versteigert und die jungen Leute theilen sich in die eingegangene Summe. Auch die Weinflasche wird vom Maibaum herabgeholt und — eine Ceremonie, die den Schluß des



Schwaben beim Kegelspiel.

Festes bedeutet — in derselben Grube begraben, wo der Maibaum gepflanzt war. Die Umstehenden wehklagen dazu mit weinerlicher Stimme: „O Jerum, o Jerum, die Kerweih is hin!“ Die vergrabene Flasche bleibt im Schoße der Erde verwahrt bis zum Feste des nächsten Jahres, wo man sie wieder hervorholt und in der oben geschilderten Weise mit Blumen und Bändern schmückt. Mittwoch Morgens werden die mühevollen Festtage bei den müden Klängen der Musik mit brummendem Schädel beschlossen.

Die deutschen Gemeinden in Südungarn haben, mit wenigen Ausnahmen, ihre eigenen, mit Blasinstrumenten ausgerüsteten Musikbanden. Sie pflegen diese bei allen ihren Lustbarkeiten zu benützen. Manche Gemeinden halten sich geschulte sachkundige Kapellmeister, doch ist es meist nur der Schullehrer oder Cantor des Dorfes, der die spiellustigen

Bauernburschen in der Musik unterweist. Einige dieser deutschen Dorfmusiken bringen es in ihrem harmonischen Handwerk so weit, daß sie selbst die schwierigsten Musikstücke nach den Noten überraschend gut vorzutragen verstehen. Einen besonderen Ruf haben sich die deutschen Kinder-Musikkapellen von Zsombolya, Varjás und Groß-Becskerek erworben, welche sogar Kunstreisen im Ausland machen.

Trotz ihres ziemlich hohen Bildungsgrades ist unter den südungarischen Deutschen noch viel Aberglaube und Vorurtheil verbreitet. Ist Einer krank und fühlt sich Sonntags besser, so wird die Besserung nicht von Dauer sein, ja er kann leicht sterben. Fühlt sich dagegen der Kranke am Sonntag schlechter, dann darf man wohl auf seine Genesung hoffen. Macht Jemand seinen ersten Besuch bei einem Kranken, so muß er sich hinter den übrigen verbergen, um vom Patienten nicht gleich bemerkt zu werden. In solchem Falle pflegt man ganz leise den Spruch herzusagen:

„Sünder! wenn du leidest zur Buß,
So rühre den Fuß;
Leidest du aber zum End',
So rühre die Händ'."

Und wenn dann der Kranke zufällig das Bein bewegt, so ist noch Hoffnung, daß er genese, regt er aber von ungefähr eine Hand, so hält man ihn für verloren. Wenn am Krankenbett der Docht des brennenden Lichtes sich hakenförmig nach abwärts krümmt, so bedeutet dies den Tod des Kranken. Läßt sich der Strick unter dem ins Grab hinabgelassenen Sarge nur schwer wieder hervorziehen, so stirbt bald wieder Jemand aus derselben Familie. Im Sterbehause muß man alle Stühle, auf denen der Sarg geruht, umstürzen, sonst kehrt die Seele des Todten zurück. Brennt bei einer Trauung die Kerze auf der einen Seite des Altars schwächer, so stirbt die Ehehälfte, die auf jener Seite steht, früher als die andere. Die flackernde Flamme der Altarkerzen aber bedeutet, daß es unter den Eheleuten viel Hader geben wird. Ein am Mittwoch geworfenes Kalb bleibt nicht am Leben. Dem Huhn müssen die Eier bei Vollmond, und zwar unpaarig untergelegt werden. Nach Sonnenuntergang darf man kein Brot und keine Milch aus dem Hause geben. Das Brot geht nicht auf, wenn beim Kneten ein Mann zusieht.

Von Hexen und Geistererscheinungen wissen sie viel zu berichten. Auch die Irrlichter sind sehr gefürchtet, weil sie Einen ins Verderben locken können. Die Nacht vor dem ersten Mai verhängen sie Thür, Thor und Fenster, wie überhaupt jede Öffnung am Hause mit Fliederzweigen, damit die Hexen nicht hinein können. Auch einen Pferdeschädel pflegt man zu dieser Zeit über dem Hausthor anzubringen. Am Dreikönigstag zeichnet man mit geweihter Kreide drei sich durchschneidende Dreiecke, den „Trutenfuß", an die Stubenthür, damit die Hexe (der Alp) Keinen, der in der Stube schläft, drücken kann.

Eine große Rolle spielt bei den südungarischen Deutschen das „Brauchen", „Absprechen", „Abbeten", „Wahrsagen", Traumauslegen und dergleichen mehr. Sie glauben, daß man jedes lebende Geschöpf bezaubern kann, daß es jedoch Mittel gibt, welche von dem Zauber befreien können. Das Absprechen, Abbeten heilt gleichermaßen Mensch wie Thier, und es gibt zauberkräftige Berührungen, Worte, Handbewegungen, welche selbst die bösesten Gebreste und Wunden heilen. Gegen Halsleiden, Kehlkopfentzündungen, Ausschläge, Warzen und das Schädigen der Kühe ist es gut, Knospen des Osterkätzchens zu schlucken. Die Kohle des geweihten Charsamstagsfeuers bewahrt vor Käfern und Heuschrecken. Steckt man etwas von dem Fronleichnamslaub ins Dach, so meiden gefahrbringende Wolken das Haus. Wird Jemand von schlechten Menschen mit dem bösen Blick geschädigt, soll er neun Kohlenstücke in Wasser ablöschen und sich mit diesem waschen, u. s. w.

Sehr lehrreich sind die markigen Sprichwörter und treffenden Redensarten der Deutschen; einige derselben mögen hier stehen, denn auch diese volksthümlichen Äußerungen kennzeichnen genau die Sinnesart und Denkweise, die Gefühlswelt und überaus praktische Auffassung der südungarischen Deutschen. Wer will borgen — sagen sie — der komme morgen. Gott lost (hört) nicht auf jeden Narren. Eines Jeden Mund kannst du mit Kuchen stopfen. Der Schmied hält die Zange in der Hand, damit er sich nicht verbrenne. Eine Frage hilft mehr als langes Suchen. Es ist nicht alle Tage Ostern. Wo nicht deine Schüssel ist, tauche den Löffel nicht ein. Wer zum „Ulaker" (gemeines Taschenmesser) geboren ist, bekommt sein Lebtag kein „Knappmesser" u. s. w.

Für geistige Beschäftigung bleibt dem deutschen Bauer in Südungarn wohl nur wenig Zeit übrig, doch ist jetzt auch darin ein namhafter Fortschritt wahrzunehmen. In den meisten Häusern findet man bereits ein paar Geschäftsbücher, Kalender, Erzählungen, die Legenden der Heiligen und die heilige Schrift. Die deutschen Volksbücher, z. B. die schöne Melusine, Fortunatus und seine Söhne, die sieben Schwaben, Till Eulenspiegel und andere Historien dieser Art erfreuen sich allgemeiner Beliebtheit. Auch Zeitungen werden viel gehalten. Sie haben Casinos oder doch bescheidene Lesezirkel. In diesen liefert den Gesprächsstoff selbstverständlich die Politik und nebstdem die öffentlichen Angelegenheiten in Comitat und Gemeinde. Je mehr die Zeitungen an Boden gewinnen, desto lebhafteren Antheil nehmen die Deutschen auch an den Angelegenheiten des Landes. In politischen Dingen ist der Deutsche gemäßigt. Den Hauptgegenstand seines Interesses an den öffentlichen Angelegenheiten bildet die Verwaltung seines eigenen Wohnortes. Sein größter Ehrgeiz besteht darin, wenigstens einmal im Leben Richter, Geschworener, Gemeindevertreter oder Mitglied des Comitatsausschusses zu werden. Die Gemeindewahlen erregen sein Interesse ganz besonders und bringen sein Blut in stärkere Wallung. Schon ein Jahr

vor der Richterwahl beginnen die Wahlumtriebe. Wer aber Richter wird, der hat keinen leichten Stand. Der Deutsche erwartet von seinen Gemeindefunctionären, daß sie die mit ihrem Amte verbundenen Pflichten gewissenhaft erfüllen und durch eine vernünftige, gerechte Verwaltung den Vortheil der Gemeinde im Allgemeinen und das Wohl der einzelnen Bewohner im Besonderen nach jeder Richtung fördern. In der Treue, Liebe und Opferwilligkeit für den König wetteifern sie mit dem magyarischen Stamme, bei dem die Übung dieser Bürgertugenden das Vermächtniß einer tausendjährigen Vergangenheit ist; sie liefern dem Heere gute und intelligente Soldaten und genügen ihrer Steuerpflicht so pünktlich, daß der Steuereintreiber in den deutschen Gemeinden kaum je etwas zu thun hat.



Kirchenplatz zu Sándorháza.



Neusatz, von Peterwardein gesehen.

Die Bácska.

Jene 11.079 Quadratkilometer große Ebene, die sich zwischen dem Unterlaufe der Donau und Theiß, von Baja und Maria-Theresiopel (Szabadka) bis Neusatz (Ujvidék), von der Halaser Gemarkung aber bis zu den Syrmier Bergen erstreckt, bildet das Gebiet eines der größten und reichsten Comitate Ungarns, der gesetzlich vereinigten Comitate Bács-Bodrog. Dies ist sein amtlicher Name, für gewöhnlich aber heißt es nur Bácser Comitat, Bácskaság oder einfach die Bácska. Die letztere Bezeichnung wurde in der Türkenzeit gangbar (sie kommt auch 1699 im Karlowitzer Friedensinstrument vor) und ist seitdem bis auf den heutigen Tag die gebräuchlichste

und allgemeinste Benennung des Comitats, auch bei den Deutschen und den dort ansäßigen slavischen Stämmen.

Im Allgemeinen muß die Bácska als Ebene gelten, obwohl sie auch ein Oberland hat, wodurch ihr äußeres Bild wesentlich gewinnt. Zu jener Zeit nämlich, als ihr Gebiet, gleich dem ganzen Alföld, von einem Süßwassermeere bedeckt war, entstand als ein Product des letzteren in der nördlichen Hälfte des Comitats jener breite, wellenförmige Erdrücken, der im Allgemeinen Telecska, längs der Theiß aber Orompartok genannt wird. Seine steileren Ränder ziehen sich von Baja in südöstlicher Richtung bis Sztanisics und Szivacz, von da aber längs des Franzenskanals beinahe bis an die Theiß und bezeichnen die Grenze, bis zu der einstens die Fluten der Donau und Theiß ihr Spiel getrieben. Die Überflutungen dieser beiden großen Ströme haben auch das im südlichen Zipfel des Comitats ansteigende ovale Titeler Plateau gebildet, indem sie es nach der Meinung der Geologen von den gegenüberliegenden Syrmier Bergen lostrennten.

Zur Eigenthümlichkeit des Charakters der Gegend tragen ferner die Bäche bei, welche in den Mulden zwischen den die Telecska von Nordwest gegen Südost durchziehenden Hügeln und auf der Ebene entspringen. Ein kleiner grüner Fleck von Rasen oder Röhricht bezeichnet den Ursprung der Quelle, deren Wasser sich in uferlosem Bette unlustig zögernd umherschlängelt, bald stehen bleibt und Tümpel bildet oder sich in Teiche ergießt, bald völlig verschwindet, um weiterhin wieder zu Tage zu treten. Dieser Art sind in der oberen Bácska die Bäche Kigyós, Bács-ér, Csik-ér, Körös-ér, in der unteren der Bach Moßtonga, der Sumpf Jegricska-bara und manche kleinere Bäche, deren Gewässer sich in die großen Grenzflüsse oder die Kanäle ergießen. Außerdem gibt es in den Ufergegenden der Donau und Theiß große, an Wasserwild reiche Sümpfe, ferner Seitenströmungen, welche Inseln bilden, bei Zombor und Maria-Theresiopel aber größere und kleinere Seen.

Dieses für Ackerbau und Viehzucht gleich geeignete Gebiet war von Urzeiten her eine Lieblingsheimat der verschiedenen Wandervölker. Von ihrem Thun weiß die Geschichte wenig zu melden, von so manchen weiß sie nicht einmal den Namen; daß sie aber da gewohnt, ist durch Denkmäler bewiesen, welche schon die Stürme des zweiten Jahrtausends überdauert haben und wenigstens einigen Aufschluß über ihre Lebensweise und Sitten geben. Dazu gehören in der oberen Bácska die zwischen Vaskut und Zenta, im Süden aber um Zsablya und Gyurgyevo her befindlichen Hügel (halom), mit zum Theil bedeutsamen Namen: Testhalom = Körperhügel, Vitézhalom = Heldenhügel, Köhalom = Steinhügel, meistens aber nur mit Namen wie Czigányhalom (Zigeunerhügel), Kecskedomb (Ziegenhügel) und dergleichen bezeichnet. Wissenschaftlich erforscht sind bisher wenige, doch scheint es, daß die meisten Begräbniß- und Opferhügel waren oder, insoferne

sie an manchen Orten nach einem gewissen System, gleich hoch und in gleichen Zwischenräumen aufgeführt sind, vielleicht als Spähwarten oder zu anderen kriegerischen Zwecken gedient haben. Ein großes Erdwerk anderer Art bildet die seit Marsigli sogenannte Römerschanze, deren Linie die südliche Bácska durchzieht. Nach neueren archäologischen Forschungen ist freilich dieser Wall, sowie jene Hügel von gleichem Ursprung mit ähnlich gearteten Erdwerken in anderen Theilen des Alföld, folglich das Werk irgend eines jener Nomadenvölker (Jazygen, Hunnen, Gepiden, Avaren), welche diesen Landstrich in den Jahrhunderten nach Christi Geburt längere Zeit bewohnt haben. Von diesen und ihren Vorgängern stammen jene verschiedenartigen Bronze- und Eisengegenstände, Thongefäße, Perlen u. s. w. her, die sich in der ganzen Bácska finden und theils als landwirthschaftliche Geräthe (Mahlsteine, Sicheln), theils als Waffen oder Schmuckgegenstände benützt wurden. Die Römer haben zur Sicherung ihrer Eroberungen jenseits der Donau an den Grenzen der Bácska nur Wachposten, aber keine Niederlassungen errichtet. Die an vielen Orten gefundenen römischen, griechischen und anderweitigen Münzen sind als Beutestücke oder im Handelswege, die Inschriftsteine aber (z. B. der Grabstein von Maria-Theresiopel) als Merkwürdigkeiten aus anderen Gegenden dahin gelangt.

Mit der Einwanderung der Magyaren bricht für die Gegend eine neue und glücklichere Epoche an. Diese Flächen voll fetter Weidegründe wurden ihnen sofort lieb und sie theilten dieselben nach Einführung der Comitatsorganisation in zwei Theile. Der obere Theil, längs der Donau, von Monostorßeg bis Nádudvar im Pester Comitat und nach Osten hin bis Maria-Theresiopel, gehörte zum Comitat Bodrog, der untere von Apatin bis Petrovoszello und Titel zum Comitat Bács. Allein sowie die ganze Bácska nach ihrer geographischen Lage und den natürlichen Verhältnissen eine geschlossene Einheit bildet, ist auch ihr geschichtliches Leben Eins zu nennen, da die Geschicke ihrer einzelnen Theile stets die gleichen waren.

Keine Gegend hat unter den Folgen einzelner größerer Feldzüge so arg gelitten, wie die Bácska. Die Cultur der ersten Jahrhunderte wurde gleich im Aufsprießen durch die Tataren völlig vernichtet, aber ein halbes Jahrhundert genügte, um die alten Klöster wieder aufzubauen und noch neue zu gründen, die mit der Zeit der Kern von Dörfern und Städten längs der Donau wurden. Die früheren Einwohner kehrten, durch neue verstärkt, zurück und so bevölkerte sich auch weiterhin die fruchtbare Ebene; im Laufe des XIV. bis XV. Jahrhunderts war der Wohlstand schon allgemein und die Cultur festgewurzelt, was noch bedeutsamer erscheint, wenn man bedenkt, daß sie eine rein magyarische, nationale war. Der Pflege und Verbreitung der Wissenschaften lagen die Klöster und Kapitel der verschiedenen Orden ob. Auch an Empfänglichkeit für höhere Bildung fehlte es nicht; in den Namenslisten der ausländischen Hochschulen kommen Namen von Jünglingen aus der

Bácska häufig vor, denn sie besuchten im XIV. und XV. Jahrhundert die Universitäten von Prag, Wien und Krakau, zur Zeit des Königs Matthias aber die zu Bologna und später die von Wittenberg.

Unter den Grundbesitzern der beiden Comitate finden wir die vornehmsten ungarischen Geschlechter. Als Herren von größeren oder kleineren Besitzthümern begegnen wir den Familien Herczeg, Maróti, Horváti, Újlaki, Garai, Czobor, Becsei, Korogi, Sulyok, Nagyvölgyi, Révai, Ordódi, Pakai, Fodor, Doroszlai, Bessenyei und anderen, ferner den Kalocsa-Bácser Erzbischöfen und den Mönchsorden, seit Sigismund auch dem serbischen Despoten Georg Brankovics, sowie seit König Albert dem Johannes Hunyady und deren Nachkommen. Und nicht nur dieses gebildete Herrenvolk, sondern auch die Einwohnerschaft der niederen Stände ist — die Hörigen des serbischen Despoten ausgenommen — rein magyarisch.

Mit Ausnahme der bei der Einwanderung übernommenen Urnamen sind auch die Benennungen der Ortschaften und Puszten magyarisch; wir finden darunter neben den nach Heiligen benannten „Dörfern und Kirchen" Namen wie die folgenden: Kőégetö (Steinbrand), Várszög (Burgeck), Nagyvölgy (Großthal), Verőfény (Sonnenschein), Jófalu (Gutdorf), Répás (Rübort), Likas (Löcherig), Józan (Nüchtern), Kereki (Rundort), Hetes (Wochenarbeiter) und so fort. Außer den als Sitz der Behörden bekannten Burgstädten Bodrog, Háj-Szent-Lörincz und Bács finden sich als mehr oder weniger volkreiche und bemerkenswerthe Städte erwähnt: Baja, Bátmonostor, Apáti (jetzt Apatin), Czobor-Szent-Mihály (jetzt Zombor), Marótfalva (jetzt Ó-Moravicza), Szabadka (Maria-Theresiopel), Becse, Futak, Titel und andere.

Zu Anfang des XIV. Jahrhunderts wurde innerhalb weniger Jahre all dies vernichtet. Schon an den Folgen des Bauernaufstandes im Jahre 1514 hatte die Bácska schwer zu tragen, als aber nach der Niederlage bei Mohács und später auf dem Rückzuge von der Belagerung Wiens die türkischen Kriegsscharen diesen Landstrich durchzogen, da verbrannten und verheerten sie die Ortschaften und hieben die Einwohner zu Tausenden nieder oder schleppten sie in die Sklaverei.

Die Türken konnten daher, als sie sich daselbst häuslich niederließen, die ganze Bácska ohne jeden Widerstand besetzen und theilten sie in sechs Bezirke (Nahije), deren Amtssitze Baja, Maria-Theresiopel, Zombor, Bács, Szegedin und Titel waren. In diesen Städten lagen die Garnisonen und wohnten die mohamedanischen Familien; andere Einwohner gab es da, wie auch auf dem flachen Lande, gar wenige. Der Zeitgenosse Anton Verancsics hört auf einer Reise donauabwärts mit Rührung seinen Schiffer erzählen, daß in dreißig Dörfern nicht so viel Menschen wohnen, wie früher in einem einzigen. Wo sich vereinzelt eine kleine Gemeinde auf den Trümmern der alten gebildet hatte, wurde sie,

wenn sie nur ihre Steuer bezahlte, von den Türken nicht gestört, sie gaben ihr sogar die unbewohnten Pusztcn in Pacht oder sie brachten Serben ins Land, denen sie aber nicht gestatteten, Gemeinden zu bilden.

Auf das Erträgniß des Landes aber erhoben sowohl die alten, als auch die neuen Besitzer Anspruch. Die Könige und Palatine verliehen nämlich die herrenlosen Ländereien während der ganzen Türkenzeit genau so wie früher. Die Einsetzung in den Besitz erfolgte zwar nur von fern — longa manu —, aber die Grundherren fanden schon Mittel und Wege, ihren Hörigen die schuldigen Steuern abzunehmen.

Die Rückeroberung Ofens und die zweite Schlacht bei Mohács brachten endlich auch dieser Gegend die Freiheit. Nach dem Verluste Szegedins flüchtete der größte Theil der Türken. Aber erst nach dem Siege bei Zenta wurde das Zwischenland der unteren Donau und Theiß, damals schon Bácska genannt, wirklich frei und fiel durch den Frieden von Karlowitz an die ungarische Krone zurück.

Die anderthalb Jahrhunderte der Türkenherrschaft haben kein anderes Denkmal in der Gegend hinterlassen als einige ruinenhafte Moscheen und Bäder. Die alte Comitats-organisation war vollständig aufgelöst. Wo ehedem blühende Städte und Dörfer gestanden, sah man kaum noch ein paar Hütten; viele waren gänzlich hinweggefegt, das Andenken der übrigen aber nur noch in den Namen einzelner Puszten oder Ackerfelder erhalten, wenngleich durch die serbischen Ansiedler entstellt und slavisirt. Zu dieser Zeit verwandelte sich Haraszti in Rasztina, Jánosi in Jankovácz, Rég in Rigyicza, Péterréve in Petrovoszello, Kölöd in Kollut, Sebestyénegyháza und Veresegyháza in Sebesics und Verusics u. s. w. Die Einwohnerzahl war so zusammengeschmolzen, daß man auf den brachliegenden Feldern und zwischen den unabsehbaren Sümpfen tagelang wandern konnte, ohne einem Menschen oder der Spur von menschlicher Arbeit zu begegnen.

Alles war da von vorne zu beginnen. Die nunmehrige zweite Blüte erwuchs nicht auf dem Holze der ersten. Die jetzt hier lebende Bevölkerung stammt nicht von der früheren ab, von der sie nichts geerbt hat als die nackte Erde, das traurige Todtenfeld der einstigen Größe. Die Geschichte der heutigen Bácska beginnt nach der Vertreibung der Türken, von der früheren Bácska wissen wir selbst die Geschichte nur, soweit die spärlichen Daten in den Archiven anderer Gegenden reichen.

Die Regierung sorgte zunächst für die Vertheidigung des Bodens, indem sie vorerst die vor den Türken flüchtenden Bunyevączen und dann Serben dahin verpflanzte. Aus diesen bildeten sich später, als das Land zwischen Donau und Maros noch weiterhin den Türken verblieben war, die Grenzerbezirke an der Donau und Theiß. Zu dem ersteren gehörte die von Titel bis Palánka, zu dem letzteren die von Zsablya bis Martonos reichende Ufergegend, und auch Maria-Theresiopel und Zombor wurden darin einbezogen.

Die neuen Ansiedler waren kampfgewohnte Soldaten und leisteten in den nachfolgenden Kriegen ohne Zweifel sehr schätzbare Dienste, dagegen verursachten sie durch ihre Ausnahmestellung der Comitatsbehörde, die sich zu organisiren strebte, sehr viel Ungelegenheit, wie nicht minder der übrigen mit ihnen lebenden Bevölkerung. Nach vielen Klagen verkündete endlich der Reichstag des Jahres 1741 die Wiedereinverleibung der Militärgrenzgebiete. Aber auch dies kam erst nach zehn Jahren und nur halb zu Stande, da vorher noch für die Serben im Donau-Theiß-Winkel der Tschaikistendistrict errichtet und später auch die Gemeinden längs der Theiß als privilegirter Krondistrict ausgeschieden wurden.

Weniger Plage verursachten die übrigen Ansiedler, die nunmehr aus Nah und Fern, sogar aus dem Auslande in dichten Zügen heranschwärmten. Besonders nach der Beendigung der Türkenkriege (zwischen 1730 und 1745) kommt diese moderne Völkerwanderung in Fluß und hält bis ans Ende des Jahrhunderts an, so daß auf den Trümmern der alten Welt eine neue entsteht.

Schon in der ersten Hälfte des Jahrhunderts ließ sich eine größere Anzahl von Magyaren in den Gemeinden Jankovácz, Bezdán, Kula, Kanizsa, Topolya, Baracska und Doroszló nieder, ferner Slovaken in Bács-Ujfalu und Petrovácz, Ruthenen oder Kleinrussen in Keresztur, Deutsche in Csataalja, Hódság, Kollut, Apatin, Neusatz und anderen Städten und Ortschaften. Besondere Fürsorge wurde später unter der Regierung Maria Theresias und Josefs den Deutschen zugewendet, die auch in größter Anzahl einwanderten. In der zweiten Hälfte des Jahrhunderts wurden größere Besitzthümer als königliche Donationen verliehen an Anton Grassalkovich (Baja), Franz Rédl (Rasztina), Andreas Hadik (Futak), Paul Kray (Topolya), Alexander Széchen (Temerin), die dann auf ihrem eigenen Grundbesitze das Werk der Colonisation gleichfalls rührig fortsetzten, mit Deutschen sowohl als auch mit Magyaren in großer Zahl. Die letzteren fanden auch andere Mittel und Wege, um in großen Schwärmen die mittlere Bácska und die Theißgegend zu überfluten, solcher Begünstigungen aber wie die Deutschen, wurden weder sie, noch andere Colonisten theilhaft, vielmehr mußten sie sich meistens mit dem bloßen Grundstück und dreijähriger Steuerfreiheit begnügen.

Bis das große Werk der Colonisirung vollendet war, hatten sich auch Recht und Tendenz der Selbstverwaltung des Comitates fixirt. Die Regierung stellte gleich nach der Vertreibung der Türken die alten Comitate Bács und Bodrog wieder her, jenes mit Paul Széchenyi, Erzbischof von Kalocsa, als Obergespan, dieses unter dem kaiserlichen Kämmerer Grafen Johann Heinrich Thurnon. Das Bácser Comitat begann denn auch seine Wirksamkeit 1699 mit der Conscription der Bevölkerung; das Comitat Bodrog dagegen war, wie seine gleichnamige Burg, so völlig spurlos, ja bis auf die Erinnerung

aus dem öffentlichen Bewußtsein geschwunden, daß weder sein Obergespan, noch irgend wer anders eine Ahnung hatte, wo es eigentlich zu suchen wäre; einige vermutheten es in der unteren, andere in der oberen Bácska und noch andere gar jenseits der Theiß. Als dann im Jahre 1712 der Reichstag unter Anderem die Wiedereinverleibung des Bodroger Comitats urgirt hatte, hielt der neue Obergespan Graf Paul Nádasdy im Jahre 1715 in den „Peterwardeiner Schanzen“ (dem späteren Neusatz) die erste Comitatsversammlung ab und ließ die Beamtenwahl vornehmen, das Gebiet des Comitats jedoch wurde erst nach Jahren auf Grund der Berathungen von mancherlei Ausschüssen in der Weise festgestellt, daß



Der Franzenskanal bei Új-Verbász.

der untere Theil des Landes zwischen Donau und Theiß (von Bukin hinauf bis nach Maria-Theresiopel und an die Theiß) mit etwa 40 kleinen Dörfern als Bodroger Comitat gelten sollte. Es mußte sich jedoch durch Revers verpflichten, falls irgend ein Ort sich nachträglich in glaubwürdiger Weise als ehemals dem Bácser Comitate zugehörig erweisen würde, denselben unverweilt wieder zurückzustellen. Und damit begann denn ein überlanger Proceß, in dem das Bácser Comitat allezeit der stärkere war. Erst im Jahre 1802 wurde der hundertjährige Streit dadurch geschlichtet, daß die beiden Comitate auch dem Namen nach gesetzlich (Gesetzartikel VIII: 1802) vereinigt wurden. Als Wappen legten sie sich das des alten Bácser Kapitels bei; es zeigt den Apostel Paulus stehend, mit der Rechten auf ein zweischneidiges Schwert gestützt, in der Linken ein Buch haltend. Zum Comitatssitze wählten sie Zombor, wo in den folgenden Jahren ein stattliches Comitatshaus erbaut wurde.

Mit dem Jahre der Vereinigung beginnt für die Bácska eine neue Epoche, nicht nur durch die endgiltige Regelung des Comitats, sondern auch weil zu derselben Zeit der Franzenskanal eröffnet wurde. Das eine gab dem politischen, das andere dem volkswirthschaftlichen Leben eine ganz neue Richtung. Der ärarische Ingenieur Josef Kiss, der den Einwanderern die Äcker zuzuweisen hatte, wurde zuerst auf die Schäden aufmerksam, welche die Bevölkerung durch die am Fuße der Telecska hingelagerten Sümpfe und sonstigen Binnenwässer erlitt. Er ließ daher mit Erlaubniß der Finanzverwaltung einen meterbreiten Abzugsgraben von Kula nach Verbáß bis an die Cserna-bara ziehen und setzte ihn nachher bis Szivacz fort. Durch den Erfolg angespornt, kam er später auf den Gedanken, die Donau und Theiß durch einen Schiffahrtskanal zu verbinden. Er arbeitete in Gemeinschaft mit seinem jüngeren Bruder Gabriel die Pläne aus, bildete dann eine Actiengesellschaft und schloß im Jahre 1793 einen Vertrag mit der Hofkammer. In drei Jahren und mit einem Kostenaufwande von einer Million Gulden sollte der Plan ausgeführt werden, der Hindernisse waren jedoch so viele, daß der den Namen des regierenden Königs Franz führende Kanal erst 1802 eröffnet werden konnte, nachdem seine Vollendung und Ausrüstung über drei Millionen Gulden gekostet hatte. Damals war er bei Monostorszeg mit der Donau verbunden und bis auf den heutigen Tag geht er durch die Gemarkung von Zombor an Kis-Sztapár, Szivacz, Cservenka und Kúla vorbei bis Uj-Verbász in einem 18·60 Meter tiefen gegrabenen Bette, von Ó-Verbász jedoch über Szent-Tamás nach Földvár in der gereinigten Cserna-bara bis an die Theiß, im ganzen 108 Kilometer lang und mit fünf Schleusen versehen.

Wie nothwendig und nützlich er war, das bewies schon der Verkehr des ersten Jahres; er betrug an Getreide allein 565.000, an Salz 112.000 Metercentner und diese Zahlen verdoppelten sich später. Die Instandhaltung aber war kostspielig und es trat der große Mißstand ein, daß der Monostorszeger Donauarm sich vom Hauptstrome trennte, wodurch der Wasserstand im Kanale sank. Im Jahre 1841 übernahm das Ärar die Verwaltung und half jenem Übelstande ab, indem es das Bett bis Bezdán verlängerte und dort eine neue Mündungsschleuse mit einem Boden von 124 Meter Länge und mit 34 Meter langen Mauern aus Beton bauen ließ. Dieses Werk gehörte damals zu den berühmtesten Wasserbauten Europas und wurde als Franz Josefs-Schleuse im Jahre 1856 dem Verkehre übergeben. Von da an war der Wasserstand des Kanals hoch genug, ja es mußte gerade deshalb später (1869) bei Tisza-Földvár ein neuer Abzugskanal angelegt werden. Aber auch sein Verkehr hat sich sehr belebt, in den Sechziger-Jahren wurden alljährlich im Durchschnitt zweieinhalb Millionen Metercentner an Waaren auf dem Kanale befördert.

Bis zu den Siebziger-Jahren hatte die Bácska überhaupt keine andere Handelsstraße als diesen Kanal; sie besaß keine Eisenbahnen oder auch nur Chausseen; es waren nicht

einmal die heutigen Grenzen des Comitats abgerundet. Alles, was auf diesem Gebiete geschehen ist und was die jetzige Physiognomie der Südgegend so sehr von der früheren unterscheidet, ist das Werk der letzten zwei Jahrzehnte.

In den Siebziger-Jahren gelangten die beiden privilegirten Bezirke (Kron- und Tschaikistendistrict) völlig unter die Comitatsverwaltung; nun wurden der Baja-Bezdáner Zuleitungskanal (40¾ Kilometer, 2¼ Millionen Gulden) und der Kis-Sztapár-Neusatzer Bewässerungskanal, Franz-Josefkanal genannt, (74½ Kilometer, 5¼ Millionen Gulden) angelegt; im Jahre 1869 wurde die Alföld-Fiumaner Eisenbahn eröffnet, die von Szegedin kommend über Maria-Theresiopel und Zombor bis Gombos das Comitat durchschneidet. Noch wichtiger und für die Zukunft des Comitats entscheidend wurde jene Hauptlinie der ungarischen Staatseisenbahnen, welche seit 1883 das Comitat von Maria-Theresiopel bis Neusatz der Länge nach durchzieht und Seitenlinien gegen Baja und Becse entsendet; in anderen Theilen des Comitats aber wurden und werden noch immer vorzügliche Chausseen gebaut. Zur Ausnützung dieser günstigen Lage und anderseits durch die Flutschäden des letzten Jahrzehnts gewitzigt, bemüht man sich die ganzen Achtziger-Jahre her in der südlichen Bácska um die Wette, die Ableitung der Binnenwässer durchzuführen. Im Dienste der localen Interessen entstanden und entstehen vielfach Entwässerungsgesellschaften, welche die Äcker nach allen Richtungen mit Gräben durchschneiden und selbst Stellen, wo seit Menschengedenken wässerige Wiesen oder Röhricht gewesen, fruchtbar machen. Diese Veränderungen gestalten die wirthschaftlichen Zustände der Bácska gründlich um, sie geben der Beschäftigung des Volkes eine andere Richtung und sind auch auf die Ausbreitung der Volksbildung von großem Einfluß.

Früher bildete die Viehzucht den Hauptzweig der Landwirthschaft. In den Vierziger-Jahren wies das Comitat kaum 800.000 ungarische Joch Ackerland auf, der Rest des ungeheueren Gebiets bestand aus Viehweide, Wald und unverwerthbarem Sumpfe und es weideten dort Hunderttausende von Pferden, Rindern, Schafen, Schweinen. Neben dem uralten Herkommen waren es gleichermaßen die Zwangslage und die besondere Eignung des Bodens, was die Bevölkerung bestimmte. Vieh machte weniger Mühe und war leichter zu verwerthen als Getreide, welches auf schlechten Wegen „per Achse“ transportirt werden mußte. Die niemals aufgebrochenen üppigen Weidegründe boten reichliche Nahrung und die Bäche der Thäler lieferten dazu frisches Wasser. Draußen im Freien nährte und mehrte sich das Vieh jahraus jahrein, fast ohne je den Stall zu sehen und zuweilen derart verwildert, daß so manche unbezähmbare Rinderherde Anlaß zu einer förmlichen Treibjagd gab wie auf den endlosen Ebenen Amerikas; durch die Aufhebung des Urbarialverhältnisses, die erleichterte Auftheilung der Gemeinweiden und den Beginn der

Commassirung wurde die Viehzucht immer mehr beschränkt, und seitdem die Eisenbahnen auch dem Getreidetransporte aus dem Innern des Comitats zu Gebote stehen, wird der Boden mitunter bis an die Thürschwelle gepflügt, während die Viehzucht sich fast nur noch auf den Stall beschränkt.

Bei alledem ist die Viehzucht noch immer eine bedeutende Einnahmequelle der Bevölkerung. Das verhältnißmäßig schönste Vieh erzielen die magyarischen und bunyeváczischen Züchter, das der Serben ist schon geringer und die Deutschen haben überhaupt keine Neigung dazu, so daß sie gar nicht mit Ochsen, sondern mit Pferden pflügen. Schafe und Schweine werden von den Serben und Schokatzen am meisten gezüchtet. Der Hornviehbestand im ganzen Comitate beläuft sich auf 150.000; die Zahl der Schweine ist noch größer, die der Schafe fast noch einmal so groß.

Die größte Bedeutung jedoch kommt der Pferdezucht zu, die nicht nur ihren guten alten Ruf behauptet hat, sondern auch qualitativ unausgesetzt fortschreitet. Die Regierung, der landwirthschaftliche Verein des Comitats, der Großgrundbesitz, sowie die Classe der Mittel- und Kleingrundbesitzer betreiben die Veredlung, deren Nutzen ja handgreiflich ist, mit gleichem Eifer. Die Bácskaer Pferde genießen daher gegenwärtig nicht nur im Lande, sondern in ganz Europa einen wohl begründeten Ruf. Die Magyaren, Bunyeváczen und Serben züchten die schönsten: breit von Bug, meistens Halbblut, gleich ausdauernd vor dem Wagen wie unter dem Sattel, gute Läufer, und daher vor allen anderen gesucht. Auch die Deutschen haben schöne, gute Pferde, besonders für das Zugjoch. Die kleinen, aber ausdauernden Pferde der Schokatzen werden für die Gebirgsartillerie gekauft. Die mittlere Grundbesitzerclasse und die größeren Herrschaften erzielen im Allgemeinen die besten Halbblutpferde, doch ist hier und da auch ein sehr schöner englischer Vollblutstamm und in Almás selbst ein schönes arabisches Gestüt zu finden. Der Pferdebestand des Comitats beträgt nahe an 150.000 Stück.

Außer den Pferden ist das berühmteste Product der Bácska ihr Weizen. Schon in der ersten Hälfte des Jahrhunderts galt sie, nebst Torontál, als die „Kornkammer" Ungarns und der benachbarten deutschen Länder und man schätzte ihren gesammten Getreideertrag auf drei bis vier Millionen Preßburger Metzen. Und was ist das im Vergleiche zu der jetzigen ungeheuren Production, da gegenwärtig über eine Million Katastraljoch mit Getreidearten allein angebaut sind! In dem mittleren Erntejahre 1888 hatte die Bácska an Weizen allein (auf 422.000 Katastraljoch) über vier Millionen Metercentner, auf der Telecska rothen Stahlweizen von 80 bis 81 Kilogramm, in der unteren Bácska etwas leichtere, aber nicht minder gesuchte Waare. Zu gleicher Zeit wurden an Hafer 1,200.000, an Mais über fünf Millionen Metercentner erzeugt. Außer anderen Producten ist noch, sowohl quantitativ als auch seiner alten Berühmtheit nach, der Hanf bemerkenswerth.

Längs der Donau und den Kanälen wird er auf nicht weniger als 16.000 Katastraljoch gebaut und gelangt unter dem Namen „Apatiner Hanf" zu Tausenden von Ballen auf die in- und ausländischen Märkte.

Diese Zahlen kennzeichnen am schlagendsten die Fruchtbarkeit des Bodens, sowie die Art der Bewirthschaftung. Sandig ist in der Bácska blos das Dreieck zwischen Baja, Jankovácz und Maria-Theresiopel; weiter unten mischt sich dieser Sand immer mehr mit jenem gelben mergeligen, lockeren Thone, dem Löß, der als quaternäre Süßwasserbildung die oberste Bodenschichte der Telecska ausmacht. Die Gegend der Donau- und der Theiß-ufer, sowie der Boden der ganzen südlichen Bácska sind schon neueres Diluvialgebilde, dessen obere Humusschichte wegen ihres Inhaltes an Zersetzungsproducten in der Regel schwarz ist.

Diese Schichte, in anderen, nördlichen Gegenden kaum 1 Meter stark, zeigt sich hier bis zu 3 und 4 Meter tief und ist von beinahe unerschöpflicher Fruchtbarkeit. In früheren Zeiten glaubte man, dieser fette Boden bedürfe gar keiner künstlichen Verbesserung und es genügte schon, wenn man ihn nur an der Oberfläche ein wenig anschürfe. Jetzt aber sind, vom Großgrundbesitz zu schweigen, selbst die Kleingrundbesitzer schon so weit, daß sie zur Schonung der lebendigen Kraft Maschinen verwenden und den Boden, der nicht nur längs der Theiß, sondern auch im sandigen Norden jede Handvoll Getreide mit Gold lohnt, einsichtsvoll bebauen, tief aufpflügen und düngen. Nur die sodahaltigen, vom Wasser heimgesuchten Striche längs der Donau sind als weniger ergiebig zu bezeichnen. Demgemäß bewegt sich der Werth des Joches zwischen 300 und 800, ja 1000 Gulden.

Übrigens zieht die Bevölkerung der Bácska, außer dem Ertrage des Bodens, noch einen bedeutenden Gewinn aus ihren verschiedenen Hausindustrien, welche bei der Schilderung der einzelnen Gegenden besprochen werden sollen, und im letzten Jahrzehnt aus der Seidenproduction. Diese war auch früher, in der ersten Hälfte des Jahrhunderts, bemerkenswerth, ging jedoch später dermaßen zurück, daß sie im Jahre 1880 nur noch 76 Familien beschäftigte. Diese Zahl wuchs bis 1889 auf nahe an 18.000 und es bestanden schon an zwölf Orten Coconeinlösungsstellen. Am stärksten ist die Production in der Gegend der unteren Donau. Die Bevölkerung der ganzen Bácska hat zuletzt schon nahe an 300.000 Kilogramm Cocons (ein Drittel der Gesammtproduction Ungarns) geliefert, wofür sie ebensoviele Gulden einnahm. Seit neun Jahren hat ihr dieser Erwerbszweig allein über eine Million Gulden abgeworfen. Die Fruchtbarkeit des Bodens und die Mannigfaltigkeit des Verdienstes waren auch auf die Zunahme der Bevölkerung, so wie auf die Verfeinerung der Sitten von günstigstem Einfluß.

Nach dem Abschlusse der großen Colonisirungen, im Jahre 1787, zählte die Bácska 184.000 Einwohner. Nach nicht ganz hundert Jahren, 1880, waren es bereits 638.000,

heute sind es über 700.000. In dieser Volksmenge sind fast alle Nationalitäten, Sprachen und Bekenntnisse Ungarns vertreten. Am zahlreichsten sind die Magyaren, welche meist der römisch-katholischen Confession angehören. Nach den Daten von 1880 gab es im ganzen Comitate 234.000 Einwohner mit magyarischer und 162.000 mit deutscher Muttersprache, ferner 121.000 griechisch-orientalische Serben, 55.000 Bunyeváczen und Schokatzen, 24.000 Slovaken und 8.500 griechisch-katholische Ruthenen. Römisch-katholisch waren 407.000, protestantisch 81.000, Israeliten 17.000. Andere Confessionen und Nationalitäten kommen nur in unbedeutender Zahl vor.

Die racenweise Gruppirung dieser mannigfaltigen Bevölkerung ist nur wenig ausgesprochen. Im Allgemeinen kann man sagen, daß die Magyaren meistens in der nördlichen und mittleren Bácska und längs der Theiß, die Bunyeváczen in der Umgebung von Maria-Theresiopel, Zombor und Baja, die Schokatzen längs der oberen Donau, die Deutschen im Viereck zwischen Donau, Franzenskanal und Semliner Eisenbahn, die Serben um Zombor her und im alten Tschaikistendistrict, wenn auch nicht ungemischt, doch am dichtesten beisammenwohnen. Anderssprachige Gemeinden sind überall eingekeilt, so daß in mancher Gegend jedes Dorf eine andere Sprache und Confession hat.

Aber trotz dieser Verschiedenheit vertragen sich die Nationalitäten gut und leben friedlich mit einander, eine umso beachtenswerthere Thatsache, als die Einwanderer aus den ungleichartigsten Elementen von verschiedenster Herkunft bestanden und sich nicht leicht an einander gewöhnt haben. Da gab es ganz deutsche Dörfer, deren Einwohner so vielerlei Dialecte sprachen, daß sie einander gar nicht verstanden. Noch schwerer kam die Berührung zu Stande, wo mehrere Sprachen gesprochen wurden. Bei der zweiten oder dritten Generation jedoch waren diese Hindernisse schon geschwunden und jetzt verständigen sich die Leute schon so ziemlich alle mit einander, im Nothfalle mit Hilfe des Serbischen. Es ist nämlich für die Bácska charakteristisch, daß Magyaren und Deutsche, wenn sie mit einander verkehren, weder magyarisch, noch deutsch, sondern serbisch sprechen. Die Serben sondern sich auch in ihren Sitten am meisten ab; nur in den Städten und Theißgemeinden sprechen sie magyarisch, anderwärts lernen sie kaum irgend eine andere Sprache, während zugleich die Verschiedenheit der Religion sie verhindert, sich mit anderen Nationalitäten zu verschmelzen. Bei den übrigen ist es die gewöhnliche Erscheinung, daß eine starke Mehrheit die Minderheit verschlingt. So haben die Deutschen von Futak und Priglevicza-Szentiván die Elsasser Franzosen aufgesogen; die nach Kupuszina, Topolya und Temerin gelangten Slovaken, sowie die in Bezdán und Doroszló angesiedelten Deutschen sind jetzt magyarisirt, dagegen die nach Petrovácz, Keresztur und Szónta gelangten Magyaren zu Schokatzen geworden. — Wenn man bedenkt, daß die Vorfahren dieser Bevölkerung als vaterlandlose Irrfahrer oder als arme Teufel, die eine bessere Heimat suchen wollten, sich aus so

vielerlei Richtungen der Windrose hier zusammengefunden haben, so möchte man glauben, die Nachkommen müßten gleichfalls demokratisch-kosmopolitisch gesinnt sein. Dies ist jedoch durchaus nicht der Fall, vielmehr fühlt das Volk gewissermaßen aristokratisch und hängt an seiner neuen Heimat; selbst wer sich nicht als Magyaren bekennt, ist immer stolz auf den Namen eines „Bácskaers". Er ist überzeugt, daß kein Mensch auf Erden einen solchen Boden, solche Pferde, solches Vieh hat, und darin wird er noch bestärkt durch das Staunen seiner Sippen aus Deutschland, die ihn zuweilen besuchen, und durch die vielen Fremden, welche, besonders der Pferdekäufe halber, dort verkehren.

Die allgemeine Wohlfahrt macht die Bácska zu einem wahren Bauern-Eldorado. Schon in älterer Zeit war dies der Fall, denn von Anfang an hatte dort das Bauerngut die Mehrheit und die gutsherrlichen Verhältnisse gestalteten sich ganz anders als sonstwo. Mit Ausnahme der ungeheuren freien Ländereien der Städte, war im größten Theile des Comitats das väterlich waltende Ärar Gutsherr; eine richtige Leibeigenen-Frohne sah dieses Volk nur bei den Bewohnern einiger größeren Herrschaften und ganz weniger Compossessorate.

In der Bácska sucht der Fremde auch jetzt vergebens das Schloß des Gutsherrn, das in anderen Gegenden den Dörfern häufig als Schmuckstück dient. Nur hier und da finden sich an den Herrschaftssitzen ein paar verfallende herrschaftliche Gebäude aus dem vorigen Jahrhundert; den Schmuck der Dörfer bilden die Kirchen, ihre schönsten weltlichen Gebäude sind die Gemeindehäuser und Schulen.

Übrigens wohnen in der Bácska Herr und Bauer am liebsten draußen auf ihrem „Szállás", wie hier die Tanya (Gehöft) genannt wird. Dort hat Jeder sein Feld und Vieh, alles Hab und Gut, dort fühlt er sich wirklich heimisch und kehrt nur als Gast in der Stadt ein, von der er oft stundenweit entfernt wohnt. Dort draußen hat auch die Herrenclasse nur ein einfaches Haus, meist nur mit Lehmziegelwänden und Rohrdach; blos die bequemere Einrichtung, die größeren Pferde- und Rinderherden und die Meuten von Jagdhunden lassen erkennen, daß da kein Bauer haust.

So günstig nun aber dieses Leben auf dem Szállás für die Landwirthschaft ist, so hinderlich ist es für den regelmäßigen Schulbesuch. Die Deutschen schicken ihre Kinder am eifrigsten zur Schule, die Schokatzen und Serben am lässigsten. Den letzten Jahren dankt man jedoch auch darin einen augenfälligen Fortschritt. Noch im Jahre 1870 gab es auf dem Gebiete des Comitats nicht mehr als 489 Lehrsäle und 468 Lehrer; zwanzig Jahre später sind diese Zahlen gerade verdoppelt und es gibt jetzt sogar auf den Szállásen schon 71 Lehrsäle. Und auch die Zahl der Volksschulen und Kinderbewahranstalten nimmt stetig zu, weil Gemeinden und Einzelne mit opferwilligem Eifer bestrebt sind, das Erziehungs- und Unterrichtswesen zu entwickeln.

Noch deutlicher sieht man die Fortschritte, welche die Bácska während der letzten Jahrzehnte auf allen Gebieten gemacht hat, wenn man ihre Städte und bedeutenderen Ortschaften in Augenschein nimmt.

In der nordwestlichen Ecke des Comitats, an dem der Donau zugewandten sandigen Abhange der Telecska, erhebt sich die altberühmte Stadt Baja, die schon vor der Niederlage bei Mohács ein ansehnlicher Ort war. Während der Türkenherrschaft ging sie fast gänzlich zu Grunde, nach der Befreiung des Landes aber war sie die erste Stadt im neuen Bácser Comitate, die sich bevölkerte und organisirte. Im Jahre 1696 erwirbt sie von König Leopold Freibrief und Siegel (Adam und Eva unter dem Apfelbaum des Paradieses), die verschiedenen Zünfte bilden sich (laut der ersten Comitatsconscription besaß es zu jener Zeit schon 199 gewerbliche Werkstätten), am Donau-Ufer aber entstehen ganze Niederlassungen von Fischern, Schiffern und Müllern, wie Pandur, Szent-János, Szent-István, Kis-Buda und andere. Das Werk der Organisation wird jedoch durch mancherlei Schicksalsschläge gehindert. Im Jahre 1708 wird die Stadt durch die Kurutzen Rákóczys zerstört, 1739 die Bevölkerung durch eine böse Pestilenz decimirt und von Zeit zu Zeit treten gewaltige Elementarschäden ein. Die letzteren, namentlich die große Überschwemmung von 1751, welche die Ansiedler des Donau-Ufers zwang, in die Stadt zu übersiedeln, und die Feuersbrunst des Jahres 1840 haben Baja seine jetzige Gestalt gegeben. Sein inneres Leben war durch gutsherrliche Verträge geregelt und der Zwang der Verhältnisse lenkte die Lebensweise der Bevölkerung gerade in eine Richtung, auf die sie schon durch die günstige Lage der Stadt von vorneherein angewiesen war.

In der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts gab es längs der Donau von Pest bis Neusatz keinen größeren Handels- und Industrieplatz als Baja. Der untere Theil des Pester Comitats und die obere Bácska brachten ihr Getreide nebst anderen Producten, das Inselland sein Holz, Tolna und Baranya ihren Wein auf diesen Markt, von wo dann das alles zu Schiffe und zu Wagen in den Verkehr nach Pest, Raab, Wien, nach Kumanien, Torontál u. s. w. gelangte. Im Frühjahr und Herbst lagen auf der Donau und ihrem sich um die Stadt herlegenden Arme, der Sugovicza, ganze Flotillen von Schiffen, während das Lastfuhrwerk jahraus jahrein Getreide und andere Waaren von dannen führte. Die vielen Speicher und Einkehrwirthshäuser, die man noch jetzt in den breiten Straßen sieht, stammen alle aus dieser Zeit. Die Zahl der Meister verschiedener Handwerkszweige betrug im Jahre 1840 weit über 1.000, und zu Hunderten zählten die Fuhrleute und Schiffszieher.

Die 15.000 Einwohner, welche die Stadt damals hatte, waren lauter städtische Elemente, deren Bildung sich auch in den socialen Schöpfungen frühzeitig äußerte. Im Jahre 1790 wurde das Spital gegründet, 1802 die Bürgerwehr, 1822 der erste Leseverein, 1837 der Frauenverein; 1815 wurde das Gymnasium, 1826 die erste Kaserne,

1835 die Schießstätte erbaut — lauter Institute und Gebäude, die noch jetzt bestehen. Diese Bürgerschaft, obgleich nach Sprache und Glauben verschieden, wurde, vereinigt durch die Gemeinsamkeit ihrer Schicksale und ihrer Thätigkeit, immer ungarischer gesinnt. Durch Fleiß und nüchterne Sparsamkeit erwarb sie zudem Vermögen und einen allgemeinen Wohlstand, den der Frohsinn einer gutbürgerlichen Geselligkeit würzte und ein eifriges religiöses Gefühl innerlicher machte. Dieser Wohlstand wurde beinahe vernichtet durch eine Katastrophe, an welche sich diejenigen, die sie erlebt haben, noch jetzt schaudernd erinnern. Am 1. Mai 1840, Nachmittags, brach bei wüthendem Sturmwinde Feuer aus. In wenigen Stunden wurden etwa 2.000 Gebäude und eine Unmasse aufgehäufter Waaren eingeäschert, der Bevölkerung ein Schaden von nahe an 5 Millionen Gulden zugefügt. Die Theilnahme

Die Sugovicza unter dem Rathhausplatz.





Hauptstraße in Baja.

des Landes kam der Stadt zu Hilfe, so daß sie alsbald erneuert und verschönert auferstand; auch die frühere Wohlhabenheit stellte sich wieder ein, der Verkehr in Handel und Gewerbe nahm bis in die Sechziger-Jahre zu.

Jetzt befreite sich die Stadt um die Summe von 730.000 Gulden von den gutsherrlichen Lasten; allerdings bürdete sie sich dadurch nur größere auf und dazu stellten sich bald noch andere Übel ein. Die empfindlichsten Folgen hatte es für die Stadt, daß sowohl die Alföldbahn, als auch die Budapest-Semliner Linie sie abseits liegen ließ. Indeß kann man von Baja, obschon es eine Zeit größerer Blüte gesehen, keineswegs behaupten, daß es verblüht sei; es entwickelt sich vielmehr von Jahr zu Jahr. Seine äußere Physiognomie ist im Allgemeinen so angenehm wie die von wenigen Provinzstädten. Seinen Mittelpunkt bildet noch immer, wie vor Alters, der viereckige Rathhausplatz, von dessen Höhe sich ein schöner Blick auf die Wälder der Pandureninsel und des jenseitigen Donaugeländes öffnet. Das heutige Rathhaus war einst ein Palast der Grassalkovich, den diese auf den Trümmern des ehemaligen türkischen Forts erbaut hatten. Dieses Herrengeschlecht legte auch den Grund der in der Nähe mündenden St. Antonsgasse, welche mit ihren schattigen Bäumen und hübschen Wohnhäusern jetzt die schönste Gasse der Stadt ist. Hinter dem Rathhause erhebt sich das alte Franciscanerkloster, an das sich viele interessante Erinnerungen knüpfen. Seine Mauern haben im vorigen Jahrhundert manche Restaurations- und Installationsversammlung des Comitats gesehen, die Mitglieder des Hauses aber waren die Lehrer und Seelenhirten des Volkes. Vom Rathhause führt eine gut gepflasterte, mit hübschen Schaufenstern besetzte Gasse zur „Kirche der Geistlichen“ (papok temploma), welche im Jahre 1728 zu Ehren der Apostel Peter und Paul erbaut worden. Weiterhin gelangt man in die belebte Eötvösgasse, in welche vier oder fünf andere Gassen münden. Seitwärts in der Jägergasse steht das Geburtshaus des Lyrikers Koloman Tóth, mit einer Denktafel bezeichnet. Nennenswerth sind ferner: die staatliche Lehrerbildungsanstalt, das große staatliche Hengstdepot und das Armenhaus, lauter neuere Gründungen.

Aber nicht nur äußerlich entwickelt sich die Stadt. Ihr Getreideumsatz ist auch jetzt ein lebhafter (fast eine Million Metercentner), ihre Mühlen- und Spiritusindustrie gedeiht (auf der Donau allein arbeiten 50 Mühlen), die Pferde- und Schweinemärkte sind berühmt, die Erzeugnisse ihres Handgewerbes gut und gesucht. Auch die Einwohnerzahl wächst unausgesetzt und übersteigt bereits 20.000, meistens Magyaren und katholisch. Die gebildete Classe hat gleichfalls zugenommen, obwohl Baja auch jetzt im Ganzen und Großen eine Handels- und Industriestadt ist, deren Bewohner, besonders die Müller und Fischer, treu an den alten Sitten hängen. Bei ihren Unterhaltungen lassen sie jezuweilen die Erinnerungen der guten alten Zeit wieder aufleben und geben sich gerne Träumereien hin, als sollte diese Zeit doch noch einmal wiederkehren.



Maria-Theresiopel, von der Eisenbahn gesehen.

In den südlichen Gemarkungen von Baja, unterhalb der Weingärten von Petö, befindet sich die nach Franz Deák benannte großartige Kanalschleuse und noch weiter unten der Wallfahrtsort Bodicza, dessen „heilige Brunnen" von Katholiken und Serben pietätsvoll besucht werden.

Unweit davon liegen Báthmonostor und Baracska, magyarische Gemeinden von 3.000 bis 4.000 Einwohnern. Die letztere, eine Niederlassung aus dem vorigen Jahrhundert, liegt an dem nach ihr benannten jetzt kanalisirten Donauarm; Báthmonostor aber war vor der Türkenzeit eine berühmte Abtei, deren Kirche und Kloster später von serbischen „Kalugern" in Besitz genommen wurden; die in den Ruinen gefundenen Baureste bezeugen noch jetzt, wie stattlich der Bau gewesen. An der Straße nach Zombor liegen die Gemeinden Vaskut und Gara, längs der Eisenbahn nach Maria-Theresiopel Bikity und Borsod, ferner Bács-Almás (ehemals Halmos) mit 8.000 Einwohnern. Oberhalb dieser Ortschaften, in der nördlichen Spitze des Comitats, liegen auf fruchtbarem Sandboden die rein magyarischen Gemeinden Tataháza, Mélykut und Jankovácz, die letzteren mit je 8.000 Einwohnern. Zu der Gemarkung von Jankovácz gehören im Norden die Puszta Kétes und im Osten Kis-Szállás, das in neuerer Zeit eine selbständige Gemeinde geworden ist. Die Herrschaft besitzt hier ein Gestüt, eine Rinderherde, eine Merinoschäferei (etwa 16.000 Stück), alles von erster Güte, und verschiedene landwirthschaftliche Industrieanlagen, darunter eine Brennerei, Kunstmühle, Eisengießerei und Maschinenwerkstätte. Hier tritt die Budapest-Semliner

Eisenbahn in die Bácska ein, um bei der nächsten Station das Gebiet von Maria-Theresiopel zu erreichen.

Maria-Theresiopel (Szabadka) ist im südlichen Alföld das nämliche, was Debreczin im nördlichen; an Ausdehnung nur um Weniges kleiner, hat es eine größere Einwohnerzahl und ist kaum minder eigenthümlich geartet. Nur ist es nicht rein magyarisch, sondern halb bunyeváczisch und nicht protestantisch, sondern katholisch.

Nach den zahlreichen Fundstücken der Bronzezeit zu schließen, welche das innere Stadtgebiet geliefert hat, mag hier schon in der Urzeit eine ansehnliche Niederlassung bestanden haben. Die erste Nachricht aus der Magyarenzeit geht bis nach dem Tataren-einfall zurück. Der Name Szabadka rührt wahrscheinlich von den damaligen Bewohnern, den freien (szabad) königlichen Gutssassen, her. Zu Anfang des XIV. Jahrhunderts bereiste Gabriel Szemléni, ein Geheimschreiber König Sigismunds, die Gegend und von ihm erhielt Szabadka, gleich anderen Ortschaften, einen mit königlichem Geheimsiegel versehenen Freibrief; alle diese Briefe wurden jedoch später durch den Reichstag als Fälschungen ungiltig erklärt und ihr Urheber zum Scheiterhaufen verurtheilt. König Albert gab im Jahre 1439 Szabadka nebst seiner ganzen Umgebung dem Johannes Hunyadi als Ersatz für dessen Unkosten bei der Verstärkung der Grenzfestungen. Da der Besitz niemals zurück-gelöst wurde, verblieb er auch nachher in den Händen der Familie Hunyadi, bis schließlich Johannes Corvinus vor seinem Tode Szabadka mit noch vier anderen Ortschaften seinem lieben Getreuen Emerich Enyingi-Török vermachte. Nach der Unglücksschlacht bei Mohács flüchtete sich die Bevölkerung hinter die Wälle der Stadt und rettete sich wohl trotz der Belagerung durch das heimziehende türkische Heer, doch erging es ihr im folgenden Jahre desto schlimmer. Zar Ivan, der Abenteurer, bemächtigte sich Szabadkas und schlug dort seine Residenz auf, die magyarische Bevölkerung aber vertrieb er aus der ganzen Gegend und raubte ihr Hab und Gut. Valentin Török gelang es einmal, die Stadt durch Über-rumpelung zurückzugewinnen, als er aber später bei Ofen von den Türken gefangen wurde, gelangte auch sein Besitzthum sammt der ganzen Bácska in türkische Hände.

Die Vorfahren der jetzigen Bevölkerung sind nach der Vertreibung der Türken eingewandert und leisteten nachmals Grenzerdienste.

Nach der Auflösung der Militärgrenze wurde Szabadka unter dem Namen Szent-Mária zum Cameral-Marktflecken. Von da an beginnen die Zwistigkeiten, erst mit den Serben, dann mit dem ungarischen Adel, nach Auswanderung der Unzufriedenen aber mit dem Comitat und der Hofkammer; es handelte sich dabei um Zehent, Vorspann und andere Lasten, deren sich die Stadt dadurch entledigen wollte, daß sie sich um den Rang einer königlichen Freistadt bewarb. Es dauerte aber lange, bis sie dieses Ziel erreichte. Endlich gelang es ihr, den Schutz der Königin Maria Theresia selbst zu gewinnen, worauf sie im

Jahre 1779 das Privilegium und zum Zeichen der königlichen Gunst den Namen Maria Theresiopolis erhielt. Der alte Name Szabadka behauptete sich dabei wohl noch immer, gewann jedoch erst 1845 durch königliche Erlaubniß wieder gesetzliche Geltung. Zu dieser Zeit wurde auch das Stadtsiegel wieder magyarisch, in dessen Doppelwappen sich oben das Bild der Jungfrau Maria, unten ein säbelschwingender Löwe befindet, zum Gedächtniß der tapferen Grenzerdienste der Bevölkerung. Gegenwärtig heißt die Stadt nur bei den Deutschen Maria-Theresiopel, Serben und Bunyeváczen nennen sie unter sich Szuboticza.

Die Befreiung kostete der Stadt viel Geld und überdies mußte sie in ihrer ausgedehnten Gemarkung noch drei Dörfer (Bajmok, Csantavér und Sándor) ansiedeln. Und auch nach diesen Opfern stieß die gesetzliche Inartikulirung noch auf Hindernisse, denn die Stände des Comitates führten auf dem Reichstage von 1790 nicht ohne Grund dagegen an, die Stadt besäße ja noch gar kein einigermaßen schönes Gebäude,

Die Theresienkirche.





Kossuthgasse in Maria-Theresiopel.

viele Häuser hätten nicht einmal Schornsteine und Fenster, auch wären die Bewohner größtentheils ungebildete Bauern, darunter nur wenige Gewerbsleute und gar keine Handeltreibenden. Und sehr lange Zeit blieb dies auch später so; ein mehr städtisches Äußere gewinnt Maria-Theresiopel erst seit einigen Jahren, seitdem es Eisenbahnen hat. Wer die Stadt seit zehn oder fünfzehn Jahren nicht gesehen, würde sie heute kaum erkennen; selbst die Straßennamen sind andere geworden. Vor dem Bahnhofe, wo im vorigen Jahrzehnt noch der „Rogina bara“ genannte Sumpf sich ausbreitete, legt man soeben einen zierlichen Park an und weiterhin erhebt sich das neue Gerichtsgebäude. Von hier aus führt die Hauptstraße, jetzt Kossuthgasse, nach der Stadt mit lauter ein- und zweistöckigen, palastartigen Gebäuden. Unter diesen befinden sich die staatliche Lehrerinnen-Bildungsanstalt, die schönsten Gasthöfe und mehrere mit hauptstädtischer Eleganz eingerichtete Kaffeehäuser. Die Säulenvorhalle des „Hotel Pest“ bildet auch den Eingang zu dem unter dem nämlichen Dache befindlichen städtischen Theater. Das thurmgeschmückte Rathhaus blickt auf das Würfelpflaster und die Kugelakazien des stattlichen Sanct Stefansplatzes nieder, um den sich hübsche stockhohe Häuser und auffallend schöne Verkaufsläden reihen. Rechts von diesem Platze erscheint der Telekiplatz mit der Franciscanerkirche nebst Kloster, welche Gebäude im vorigen Jahrhundert durch Umgestaltung der alten Festung entstanden sind. In einer Seitengasse links steht der Palast der Sparkasse, in der breiten Deákgasse die große, zweithürmige Theresienkirche, daneben die stattliche Probstei.

Auch die vom Theaterplatz ausgehende Wesselényigasse und einige Seitengassen in der Mitte der Stadt weisen elegante Privathäuser auf. Im übrigen freilich sieht die Stadt mit ihren nahe an 10.000 Häusern noch jetzt fast ebenso aus, wie vor hundert Jahren. Die Zentaer- und die Kérvorstadt haben nicht einmal Kirchen, nur Bethäuser, vor denen große dorfmäßige Glockenstühle stehen.

Die Lage der Stadt abseits vom Hauptverkehr und die sparsame Lebensweise ihrer Bewohner brachten es mit sich, daß sich dort sehr lange kein städtisches Element entwickeln konnte und auch kein Antrieb zur Bauthätigkeit in größerem Stile fühlbar wurde. Mehr als die Hälfte der 70.000 Einwohner, die herrschaftlichen Grundbesitzer ebenso wie die bäuerlichen, bewohnen auch jetzt ständig ihre „Szálláse“ draußen auf der Puszta. Diese liegen stellenweise so dicht beisammen, daß sie beinahe Dörfern gleich sehen; so leben auf den Pusztenn Kelebia, Sebesics, Verusics, Tavankut je 3.000 bis 4.000 Menschen. Indeß bauen sich seit einigen Jahren einzelne wohlhabende Landwirthe auch schöne und auf Herrenart eingerichtete Stadthäuser. Und es gibt da herum viele wohlhabende Landwirthe, Bauern mit 800 bis 1.000 Joch Grundbesitz sind nicht selten.

Dieses Volk der Szálláse ist im Vollgefühl seines Reichthums stolz, ja hochmüthig; den Städter, der von seiner Wissenschaft oder von Handel und Gewerbe lebt, schätzt es

gering — denn nur wer Grund und Boden hat, gilt ihm als voller Mensch und diesen sogar mißt es nach „Ketten“ (láncz = ein Bodenmaß von 2.000 Quadratklafter). Eine Wechselwirkung, wie sie anderswo zwischen einer größeren Stadt und der Ackerbaubevölkerung ihrer Umgebung stattfindet, fehlt hier fast gänzlich; diese Leute bringen gewiß kein Grünzeug und Geflügel, keine Milch und Butter nach der Stadt; sie selbst haben genug davon auf ihrem Szállás, mag also auch ein Anderer zusehen, daß es ihm daran nicht fehle. Diese Denkungsart und Lebensweise bringen es mit sich, daß der hierher Übersiedelte, ob er den Honoratioren



See und Bad zu Palics.

oder dem Handels- und Gewerbestande angehöre, sobald er es irgend vermag, trachtet, auch eine kleine Liegenschaft, wenigstens ein paar Spannen breit Sandhügel für Küchen- und Weingarten zu erwerben. Darum sieht man dort so viele Wein- und Obstgärten (zusammen etwa 4.000 Katastraljoch), welche die Stadt von oben her einem Kranze gleich umschließen. Unter den Obstgattungen gedeihen besonders schön die Szercsika-Äpfel und Aprikosen, welche in neuerer Zeit jährlich zu Tausenden von Metercentnern ausgeführt werden. Einzelne Weingutbesitzer produziren auch anderes Feinobst, von dem aber nicht viel auf den Markt gelangt. Ebenso günstig ist dieser sandige Boden für die Reben, denen hier die Phylloxera nicht schadet. Von Wein wachsen durchschnittlich 40.000 Hektoliter im Jahre (mehr als die Hälfte Schiller), und Alles wird an Ort und Stelle getrunken, ja, es reicht

nicht einmal, denn der Szabadkaer findet stets einen Anlaß zum „Zutrunk", und diesen nicht anzunehmen oder nicht zu erwiedern, wäre keine geringere Beleidigung, als den Gruß mit dem Hute unerwiedert zu lassen. Bei den Gastereien von sprichwörtlich gewordener Herzlichkeit ist es der größte Genuß des Hauswirthes, seinen Gast „anzufüllen", das heißt gründlich einzuweichen, damit er es nie vergesse, daß er in Szabadka gewesen. An Gästen aber fehlt es nie und nimmer, ja es vergeht kaum ein Monat, ohne daß auch ein paar Ausländer erschienen, besonders zur Zeit der Pferdemärkte. Die Pferdemärkte von Maria-Theresiopel sind mit Recht in ganz Europa berühmt geworden; der Zutrieb beläuft sich jährlich auf 60.000 bis 70.000 Pferde und unter den Käufern sind nicht nur die nahen Balkanländer, sondern auch Deutschland und Böhmen, ja Italien und Spanien vertreten.

Pferdezucht und Viehzucht überhaupt bildeten lange Zeit die Hauptbeschäftigung und stärkste Einnahmequelle der Bevölkerung, das Product derselben war eben an Ort und Stelle verkäuflich und auch leichter zu Markt zu bringen als die Körnerfrucht. Darum gab es wenig Äcker und massenhafte Viehweide. Jetzt aber sind von der ungeheuren Gemarkung (166.077 Katastraljoch) schon über 110.000 Joch aufgeackert, davon liegt ein Drittel brach, ein Drittel ist mit Weizen bebaut, etwa 20.000 Joch mit Hafer, das Übrige mit Mais und anderen Producten. Aber auch Weidegrund ist noch reichlich vorhanden, über 30.000 Joch, dazu gegen 10.000 Joch Wald, und zwar im nördlichen, sandigen Theile des Gebiets auf der Tompaer Puszta.

Und nicht nur die Einwohner sind reich, auch die Stadt selbst ist es, denn sie besitzt in ihrer Gemarkung 44.000 Joch (davon 26.000 Joch Hutweide) und als Grundherrin von Bajmok und Csantavér auch in den Gemarkungen dieser Gemeinden 10.000 Joch; Alles zusammen hat einen Werth von $4^1/_2$ Millionen Gulden und sie bezahlt davon etwa 45.000 Gulden Grundsteuer. Die Einnahmen der Stadt belaufen sich in verschiedenen Jahren auf 700.000 bis 800.000 Gulden, wovon sie auf Schulen und ähnliche Zwecke allein 150.000 Gulden verwendet. Denn wohl zu merken, sie erhält ein besuchtes Obergymnasium, eine bürgerliche Mädchenschule, eine bürgerliche Gewerbeschule und zahlreiche Elementarschulen nicht nur in der Stadt, sondern auch auf den Szállásen.

Auch der Badeort Palics, östlich der Stadt, mit der Eisenbahn ungefähr eine Viertelstunde weit, ist städtisches Eigenthum. Der See ist sechs Quadratkilometer groß und, wie die Überlieferung des Volkes lautet, im vorigen Jahrhundert dadurch entstanden, daß Hirten Brunnen gruben, aus denen das Wasser emporquoll. Die Heilkraft derselben wurde aber erst in den Vierziger-Jahren entdeckt, worauf man in den nächsten Jahrzehnten den Wald parkirte und ringsum Badehäuser, Gasthöfe und schöne Villen baute, so daß Palics jetzt zu den angenehmsten Badeorten gehört. Der Boden ist sandig, die Luft jedoch rein und vom Dufte der umliegenden Gärten und Weinberge gewürzt. Das Wasser ist kohlen-

säurehaltig und von gelblicher Farbe; es bewährt sich namentlich bei skrophulösen und rheumatischen Leiden. Am bewegtesten gestaltet sich das gesellige Leben des Bades zur Zeit der athletischen Wettkämpfe, sowie an Sonn- und Festtagen, wenn die Menge der Ausflügler durch Extrazüge von Maria-Theresiopel und Szegedin dahin befördert wird. In der Nähe des Parkes besitzt die Stadt eine 40 Katastraljoch große Obstbaumschule, welche jährlich etwa 50.000 Setzlinge in die nähere und weitere Umgebung versendet.

Seitdem die Eisenbahnen aus sechs verschiedenen Richtungen in Maria-Theresiopel zusammentreffen, hat der Handel (besonders die Getreide- und Schweineausfuhr) sich ungewöhnlich entwickelt und der Personenverkehr einer Woche ist so lebhaft, wie er früher kaum in einem Jahre gewesen.

In der That hat Maria-Theresiopel nur guter Verkehrslinien bedurft, um seinen gewaltigen Reichthum zu erschließen und in eine Periode des Aufschwungs einzutreten. Freilich, um als gesellschaftlicher und geistiger Mittelpunkt der Gegend in die Wagschale zu fallen, ist seine intelligente Klasse noch nicht stark genug. Ihre Entwicklung ist noch sehr gehindert durch die herkömmliche Lebensweise und Denkart, welche gerade bei den Bunyeváczen, dem durch sein Vermögen maßgebenden Element, am zähesten gepflegt werden. Sie sind die typischen Bewohner der Bácska und da sie in Maria-Theresiopel am dichtesten beisammenwohnen (1881 war unter 61.000 Einwohnern ihre Zahl 34.000, die der Serben nur 3.000), so wird es von Interesse sein, hier auch einen kurzen Blick in ihr häusliches Leben zu werfen.

Die B u n y e v á c z e n oder D a l m a t i n e r sind zur Zeit der Befreiungskriege aus der Hercegovina, und zwar aus der Gegend des Buna-Flüßchens in die Bácska eingewandert. Ihre Anführer, die Franciscanermönche, führten im Jahre 1687 schon Matrikeln über die Neugeborenen. Die neue Heimat mußten sie sich aber durch viele Leiden und Blutopfer erkaufen, denn die Türken saßen noch an der Theiß und fielen oft genug über sie her. Dann verbargen sie sich wohl, wie die Mönche berichten, wochenlang in den benachbarten Rohrsümpfen und unterirdischen Höhlen, und nur die Tröstungen ihrer Priester bewahrten sie vor Verzweiflung. Nach dem Siege bei Zenta hätten sie vor den Türken allerdings Ruhe gehabt, aber da scheuchte die Rákóczy'sche Revolution sie aus ihrem Heim heraus. Während die waffenfähige Mannschaft nach Szegedin beordert wurde, führten die Mönche die schutzlosen Familien derselben nach Peterwardein, wo sie sich sieben Jahre lang aufhielten, worauf sie erst nach dem Szatmárer Friedensschluß wieder in ihre zerstörten Wohnstätten zurückkehrten. Doch erhielten sie zum Lohne für ihre damaligen und späteren Kriegsdienste so viel Land geschenkt, daß sie noch heute die reichsten Bürger der Stadt sind. Auch lieben sie ihre Stadt. In einem ihrer Lieder heißt es: „Szubolicze béla, Tebe nigde néma“ (Du weißes Szuboticza, nirgends hast du deinesgleichen).

Die Tracht der Männer ist einfach und der der Magyaren ähnlich, nur die Bursche tragen Seiden- oder Sammtwesten wie die Serben. Desto schmucker, ja prächtiger kleiden sich die Weiber. Die Puffärmel sind mit Gold gestickt und auch das seidene Leibchen ist mit Goldblumen ausgenäht; ihr Rock ist gleichfalls aus theurem Stoff gemacht, das Feierkleid



Bunyeváczischer Mann.

aber gewöhnlich aus schwerem blumigem Seidenzeug. Auf dem Kopfe tragen sie einen Haarschmuck namens „Pletenicza", an den Füßen „Schmetterlingspantoffel" oder Schuhe. Wird das Mädchen Braut, so bekommt sie noch eine „Ćurdia"; es ist dies eine der ungarischen Mente (Umhängejacke) ähnliche Winterjacke, vormals aus rothem, jetzt in der Regel aus dunkelblauem Tuche, mit Fuchspelz gefüttert und verbrämt, mit großen silbernen Knöpfen und reicher Goldverschnürung geschmückt, so daß ein solches Kleidungsstück seine 500 bis 600 Gulden kosten kann.

In dieser Prachtliebe, sowie in der Erziehung der Mädchen liegt ein orientalischer Zug. Vor Wind und Sonne geschützt, beschäftigen sich die Mädchen fast ausschließlich mit der Pflege ihrer Schönheit. Während dem Magyaren ein dralles, rothbackiges Mädchen gefällt, schmachtet der junge Bunyevácze nach einer blassen, schlanken Schönheit. Wenn sie



Bunyeváczische Frau.

aber dann heiraten, haben sie eine desto größere Last zu tragen, denn das ganze Haus will dem jungen Frauchen befehlen. Und in so einem Hause leben gar viele Personen, zuweilen dreißig bis vierzig, in patriarchalischer Gemeinschaft beisammen. Materielle Arbeit indeß verrichten die Frauen auch dann nur, indem sie der Wochenfolge nach für alle Hausleute kochen und backen und außerdem noch spinnen und weben.

Seinen Acker bearbeitet der Bunyevácze erst in neuerer Zeit sorgfältiger, desto mehr Mühe verwendet er auf sein Vieh, besonders auf die Pferde. Der wohlhabende Landwirth

hält für jeden Sohn ein Reitpferd, das jeder mit seltener Geschicklichkeit an seine Hand gewöhnt und wie in den Sattel gewachsen reitet. So wie das Mädchen sich durch Schönheit und Kleidung auszeichnen will, liebt es auch der Bursche, durch ein schönes Pferd und Leistungsfähigkeit beim Weine aufzufallen. Und Gelegenheit zum Trinken gibt es genug, denn der Bunyevácze liebt gesellige Unterhaltung, z. B. den Kolo (Ringelreihen), Prélo (Spinnstube) und Divan (Gespräch), die auch bei den Serben gebräuchlich sind, nur daß diese sich dazu auf dem Dudelsack, die Bunyeváczen aber auf der Tambura aufspielen lassen.

Große Lustbarkeiten finden bei den Kindstaufen (babine) und dem Leichenschmaus (poduschje) statt; da treibt man es bis nach Mitternacht und dann beginnt erst das „Pratisiren". Dieses Wort bedeutet „begleiten"; man geleitet nämlich das würdigste Mitglied der Gesellschaft heim, weckt dessen ganzes Hausvolk aus dem Schlafe und setzt das Essen und Trinken bei ihm so lange fort, bis man wieder zu einem anderen Mitgliede der Gesellschaft weiter „pratisirt", und so fort bis zum Morgen.

Interessant sind die Hochzeitsgebräuche, namentlich die Trauung, welche meistens im Herbst stattfindet. Einige Tage vorher machen sich die Mußtulundschias auf den Weg, um die Gäste zu laden. Sie sind die Hochzeitsbitter und werden unter den Freunden des Burschen gewählt; die Pferde mit bunten Tüchern und Bändern aufgeputzt, den sträußchenbesteckten Kulacs (ungarische Feldflasche) in der Hand, reiten sie in die Runde zu allen bekannten Herren- und Sippenhäusern. Bei der Trauung aber bilden sie die Ehrenwache der Braut, die ja in der türkischen Zeit, denn aus dieser stammt der Brauch, gar wohl bewacht werden mußte, wurde doch so manchesmal der Zug durch eine Schar von Frauenräubern überfallen. Auch die Sztatjelas (Gevattern, Beiständе), welche vor der Trauung in das Haus der Braut geschickt werden, haben ursprünglich den Beruf, Wache zu halten, doch sieht man jetzt mehr auf tüchtige Zechkraft und wählt aus diesem Gesichtspunkte drei ältere Männer, denen dann die Verwandten der Braut alle Ehre anthun, indem sie sie gehörig durchfeuchten. Wenn sich dann der Hochzeitszug in Bewegung setzt, alle Wagen nach einer bestimmten Rangabstufung hinter einander, will die Reihe schier kein Ende nehmen. Nach der Trauung jedoch sondern sich die beiden Familien von einander und nehmen jede für sich das Mahl ein, erst Nachmittags wird im gestreckten Galopp das Mädchen abgeholt, nachdem es vorher in der ganzen Stadt herumkutschirt worden. Sobald man mit ihr wieder im Bräutigamshause eintrifft, beginnen daselbst die mehrtägigen Unterhaltungen und der Austausch von Geschenken verschiedener Bedeutung. Der neue Schwiegersohn macht am zweiten Sonntag vor Weihnachten seinen ersten Besuch im Elternhause seiner Frau, diese selbst erst am Sonntag darauf. Jener Tag heißt Matericza, dieser Ocza (Tag der Mütter, Tag der Väter), und da pflegen auch die Kinder



Bunyeváczischer Kolo.

hinzugehen, um die bekannten Frauen und Männer zu begrüßen, was natürlich auch nicht ohne Geschenke abläuft.

Unter den Festgebräuchen ist am interessantesten der Pfingstzug der Kralyiczas. Er verläuft auf ähnliche Weise wie bei den Serben, mit denen ja eine Verwandtschaft der Sprache und Sitten besteht, nur daß die Bunyeváczen Katholiken, und zwar sehr eifrige sind. Auch magyarisch lernen sie gerne, den Wissenschaften aber sind sie nicht gerade hold. Nach den Daten der Volkszählung kann kaum ein Fünftel von ihnen lesen und schreiben. Dabei hat aber fast jede Familie irgend einen Zweig, der zu Reichthum und dadurch zu „Herrenthum“ emporgediehen ist; solchen Zweigen gehören jene Mittel- und Großgrundbesitzer mit Namen auf —ics und —vics an, die, an Gesinnung und Denkart vollkommen zu Magyaren geworden, in kritischer Zeit das Volk stets den Interessen der Stadt und des ungarischen Vaterlandes gemäß zu leiten wissen.

Die südlichste Puszta von Maria-Theresiopel ist das wegen seiner schönen Rinder und Pferde bemerkenswerthe Zobnaticza, das schon ganz nahe bei Topolya liegt. Diese große magyarische Gemeinde von 10.000 Einwohnern hat sich im vorigen Jahrhundert angesiedelt. Damals war sie Eigenthum des Barons Kray, jetzt gehört sie der Familie Zichy. Dieselbe ist Sitz eines Bezirksgerichts und Stuhlrichteramts und eine bedeutende Station der Budapest-Semliner Eisenbahn. Im Süden ihrer Gemarkung liegt die Puszta Emuzsics, deren Name aus dem alten Himesegyháza verderbt ist; die Ruinen des letzteren sind noch als Steinhaufen zu sehen. Weiter unten, im anmuthigen Thale des nach Südosten fließenden Baches Bács-ér liegen nahe bei einander Hegyes, Szeghegy und Feketehegy, einst sämmtlich zum Hunyadi'schen Besitzthum gehörig. Auf den steileren Hügeln (Várhegy, Strázsahegy) sind die Stätten der einstigen Gebäude auch hier an Steinhaufen zu erkennen. Im Gebiete dieser dreifachen Gemeinde hat am 14. Juli 1849 General Guyon über das Jellačić'sche Heer jenen Sieg erfochten, zu dessen Gedächtniß die Comitatsbevölkerung im Jahre 1887 in der Nähe der Eisenbahnstation von Feketehegy eine Denksäule errichtet hat.

Westlich von Topolya liegen die Compossessoratsorte Bajsa, Ó-Moravicza und Pacsér. Eine halbe Stunde von letzterem, bei Bajmok, erreicht man die Alföld-Fiumaner Eisenbahnlinie, welche, an Nemes-Militics vorbei, als nächste Station Zombor berührt.

An der Stelle von Zombor stand vor der Niederlage bei Mohács die Ortschaft Czobor-Szent-Mihály mit einem kleinen Schlosse; beides gehörte sammt der ganzen Gegend (bis nach Baja und Jankovácz hinauf) der reichen Familie Czobor. Die Türken verheerten natürlich Ort und Schloß; an der nämlichen Stelle entstand dann eine neue Niederlassung, die man seit 1543 Zombor zu nennen begann, indem die neuen Bewohner

den Namen der früheren herrschaftlichen Familie so aussprachen. Im Jahre 1599 sagt es der Palatin Stefan Illésházy geradezu, daß „der tatarische Chan mit all seinem Volke zu Czobor-Szent-Mihály überwinterte, welches die Türken jetzo Zombor nennen". Und dieser Name ist dem Ort auch später verblieben.

Zur Zeit der Fremdherrschaft war es zwar Hauptort eines Bezirkes, doch waren außer der Besatzung von 50 Köpfen nur 13 steuerzahlende Häuser aufgenommen. Nach der Befreiung des Landes wurde es von Bunyeváczen und Serben besetzt. Nach der



Hauptstraße und Comitatshaus zu Zombor.

Conscription des Jahres 1699 bestanden seine Einwohner aus 270 Bauern und 31 Gewerbetreibenden. Sie waren zwar fern von der Grenze, wurden aber trotzdem unter die Grenzer aufgenommen. Als die Militärgrenze aufgelöst wurde, wiederholten sich hier dieselben Scenen wie in Maria-Theresiopel. Die serbische Bevölkerung hatte sich an den bequemen militärischen Dienst gewöhnt und wollte sich der Comitatsgerichtsbarkeit durchaus nicht fügen, sondern wandte sich an Maria Theresia mit der Bitte, für sie einen privilegirten Bezirk wie Jazygien und Kumanien zu schaffen. Dieser Bezirk hätte 9 Dörfer und 19 Pusszten enthalten, welche heute lauter selbständige und volkreiche Gemeinden in der Umgebung von Zombor sind. Der damalige Ärarial-Ingenieur Franz Rédl steckte die Gemarkung Zombors

mitten in diesem großen Bezirke aus, jene Orte aber schuf er zum Besitze des Ärars und bevölkerte sie alsbald mit den scharenweise eintreffenden neuen Colonisten. Für diese glücklichen Operationen erhielt Rédl die Herrschaft Stanisics-Rasztina, welche in den Händen seiner Nachkommen (der freiherrlichen Familie Rédl) gegenwärtig eine der schönsten Musterwirthschaften bildet.

Zombor mußte sich damit zufrieden geben, daß es im Jahre 1749 königliche Freistadt wurde. Sein Gebiet beträgt 53.577 Katastraljoch. Dieser Grundbesitz gehört größtentheils Serben, welche die Hälfte der 24.000 Einwohner Zombors ausmachen; von der anderen Hälfte sind je 5.000 Magyaren und Bunyeváczen und etwa 2.000 Deutsche. Der landwirthschaftliche Betrieb und die Lebensweise sind hier seit uralter Zeit die nämlichen wie in Maria-Theresiopel; wer Vermögen hat, wohnt am liebsten draußen auf seinem Szállás. Aus diesem Grunde entwickelt sich auch Zombor äußerlich nur langsam, obgleich es sich von Anfang an sehr günstiger Verhältnisse erfreut hat. Schon um die Mitte des vorigen Jahrhunderts war es Sitz der ärarischen Güterdirection, welche von hier aus die wichtige Angelegenheit der Colonisationen betrieb; später wurde der Franzenskanal an der Stadt vorbei geführt und auch der Sitz des vereinigten Comitats dahin verlegt. All dies fesselte eine Menge gebildeter Elemente an die Stadt und sie nahmen noch zu, als mancherlei andere Ämter dahin übersiedelten, die Stadt selbst aber beginnt erst seit einigen Jahren ein gefälligeres Äußere anzunehmen. In ihrem alten Mittelpunkte, auf dem Platz vor dem thurmgeschmückten Rathhause stehen noch die altväterischen Ärarialgebäude des vorigen Jahrhunderts, hier ist die im Innern schön restaurirte römisch-katholische Kirche, während sich an der anderen Ecke des Platzes das neue Staatsgymnasium erhebt.

Die schönste Straße ist die Hauptstraße, welche von der Rückseite des Rathhauses dem Comitatshause zuführt, aus lauter stockhohen Häusern besteht und auch die elegantesten Läden aufweist. Das schönste Gebäude der Stadt ist das auf dem freien Platze allein stehende Comitatshaus. Schon in seiner alten Gestalt wurde es als einzig in ganz Ungarn gepriesen; jetzt, nachdem es im vorigen Jahrzehnt mit dem Aufwande einer halben Million Gulden restaurirt worden, gleicht es an Größe und äußerer Zier einem fürstlichen Palaste, es ist der Stolz und würdige Sitz des großen Doppelcomitats. Es enthält prächtige Privatwohnungen und eine ganze Menge der verschiedensten Ämter. Außer den sämmtlichen Centralämtern des Comitats ist darin das Stuhlrichteramt von Zombor untergebracht; 36 Zimmer nehmen der Gerichtshof und das Grundbuchsamt ein; dort findet man ferner die Finanzdiretion, das Staatsbauamt, das königliche Schulinspectorat, dann im rückwärtigen Tracte die königliche Staatsanwaltschaft und die mit einer Schnellpresse ausgestattete Comitatsdruckerei; selbst der landwirthschaftliche Verein des Comitats und die historische Gesellschaft haben darin Unterkunft gefunden.

Vor dem Comitatshause und auf dem Rathhausplatze finden die Wochenmärkte statt. Gewerbsleute hatte Zombor immer wenig und auch jetzt gibt es deren nur 600; desto mehr Leben hat, namentlich in den letzten Jahrzehnten, auf dem Getreidemarkte geherrscht. Auf jeden Wochenmarkt wurden 8.000 bis 10.000 Centner Waare hereingebracht und es gab förmliche Dynasten des Productenhandels. Durch die Anlage der Alföld-Fiumaner Eisenbahn ist indessen der Verkehr getheilt, also hier verringert worden.

Auffallend ist es aber, daß bei so zahlreicher Intelligenz der Hauptort des Comitates weder ein für bessere Gäste eingerichtetes Hotel, noch ein Kaffeehaus besitzt. Die Leute von den Szállásen und aus dem Comitate nehmen, wenn sie einmal über Nacht in der Stadt bleiben, mit den kleineren Gasthäusern vorlieb; die Bewohner der Stadt aber können ein Kaffeehaus füglich entbehren, da sie einen serbischen und drei ungarische Lesevereine haben, in denen Leute jeden Ranges sowohl passende Gesellschaft, als auch die Zeitungen finden. Die städtische Bibliothek, 1858 gegründet und etwa 20.000 Bände stark, ist die hervorragendste des Comitates. Auch besitzt Zombor eine serbische Lehrerbildungsanstalt und eine Handelsmittelschule. Zu erwähnen sind ferner das Schlachthaus, die große Kaserne der gemeinsamen Armee, hinter dem Rathhause der artesische Brunnen, der neue Volksgarten und ein hübscher städtischer Park, nebst einträglicher Obstbaumschule.

Von Zombor gelangt man, die Gärtnergemeinde Kupuszina seitwärts liegen lassend, auf prächtiger Chaussée nach Bezdán, dessen magyarische Bevölkerung (jetzt etwa 8.000), zu Zeiten dermaßen anwächst, daß sie ganze Schwärme nach dem benachbarten Baranyaer Comitate und nach Syrmien entsendet. Es sind stark gebaute, schön gewachsene Leute, deren Söhne die strammsten Burschen des Bácskaer Husarenregiments sind. Männer und Weiber sind gleich arbeitsam und ausdauernd. Sie bebauen das Feld (besonders viel Hanf) und arbeiten als Fuhrleute, im Winter schneiden sie Rohr und fällen Holz, oder schaffen als „Kubikos" (Erdarbeiter) an den Dämmen. Besonderen Schick zeigen sie als Radmacher und Korbflechter. Ferner betreiben sie gerne die Wassergewerbe, wozu das reichlich vorhandene Wasser Gelegenheit genug bietet; ist doch die große Donau nur eine Viertelstunde weit entfernt und nimmt hier den Franzens-Kanal und dessen von Baja kommenden Arm, die Baracskaer kleine Donau auf. An der großen Donau hat die Stadt eine Dampfschiffstation und mit dem am jenseitigen Ufer liegenden Kis-Köszeg verkehrt sie durch eine Fähre.

Von Bezdán aufwärts fast bis Baja und abwärts bis Novoszello ist das Uferland der Donau ziemlich einförmig. Hier wohnen, besonders in den Gemeinden Szónta, Monostorszeg und Bajszka, die mit den Bunyeváczen verwandten Schokatzen am zahlreichsten, ethnographisch hochinteressante, aber meistens arme Leute.

Die Schokatzen sind, wie die Bunyeváczen, ein katholischer Slavenstamm. Sie haben ihren Namen wahrscheinlich vom Berge Šok (Schok), dessen Gegend sie in ihrer Urheimat auf dem Balkan bewohnten; doch wird er auch von dem Worte „šaka“ (Handfläche) abgeleitet, weil sie mit der flachen Hand das Kreuz schlagen. Männer und Weiber tragen Sommer und Winter nur ein einziges Leinengewand, über dem die älteren Männer noch eine mit Lammfell gefütterte Weste (pršnjak), die Weiber aber eine gewebte Schürze (pregača) anziehen; als Oberkleid tragen im Winter alle ein Wamms aus Lammfell. Eine Mütze aus gleichem Stoffe ist die Kopfbedeckung der Männer, und ihre Fußbekleidung ein Bundschuh, den sie bis an die Knie zuschnüren. Das Haar der Mädchen ist vorne handbreit emporgekräuselt und hinten in einen zwei Hand breiten, dichten Zopf geflochten; dieser wird bei den Frauen unter einer Reifenhaube (ubradač) geborgen, welche sie nie ablegen. Am Festtage legt das Mädchen einen weißen, die Frau einen rothen, blauen, oder grünen Rock an; Schürze und Puffärmel sind mit goldenen Tupfen und buntem Saume geschmückt, auf dem Kopfe tragen sie einen ansehnlichen Blumen- oder Federputz, an der Taille und in der Hand ein farbiges Spitzentuch, an den Füßen rothe oder grüne Stiefel.

Auch hier gehen die Weiber weder in auswärtige Arbeit, noch in Dienst. In jedem Hause gibt es fünf bis sechs Webstühle und auch auf Weg und Steg sieht man die Spindel drehen. Es gibt viel zu weben, denn sie leben noch fast alle in Hausgemeinschaft, und zwar ziemlich dürftig. So lange das Schweinefleisch vorhält, fehlt es nicht an einem guten Bissen, weiterhin aber, vom Frühjahr bis zum Herbst, bekommen sie selten Fleisch zu sehen. Darum gibt es bei ihnen auch weniger Lustbarkeiten, obgleich sie gastfrei und gutmüthig sind. Kommt Jemand zur Essenszeit ins Haus, so muß er selbst beim Ärmsten durchaus mit an den Tisch; wenn man Einem von ihnen eine Gefälligkeit erweist, so antwortet er: „dobitjete jabuku“ (ich werde dir einen Apfel bringen), das heißt, ich werde es dir vergelten. Bei ihrer Armut kann dabei freilich wenig mehr als ein Apfel herauskommen, und sie versäumen es im Herbst auch gewiß nicht, denselben zu überreichen, nachdem sie ihn zuvor geküßt und an die Stirne gehoben; auch das Osterei wird so behandelt. In die Kirche aber nimmt jede Frau einen kleinen Teppich mit, auf dem sie kniet oder sitzt. All dies sind Überbleibsel orientalischer Gebräuche.

Tauf- und Leichenschmaus sind auch bei ihnen gebräuchlich und zum Kolo oder Prélo gehen sie recht gern; bei der Hochzeit aber wird schon gehörig gespart und es heiraten dreißig bis vierzig Paare gleichzeitig, weil sich dadurch die Schar der Gäste mehr vertheilt und die Unterhaltung weniger kostet. Auch der Brautzug ist einfacher; sie gehen zu Fuße und schwenken Tücher, während zwei oder drei Bursche, damit es auch an Musik nicht fehle, vor dem Zuge her mit Kuhglocken läuten.

Die Schokatzen sind, wie die Bunyeváczen, gut entwickelte, oft klafterhohe Männer; unter den Frauen finden sich auffallende Schönheiten. Auch sie heiraten gerne frühzeitig, womöglich noch vor dem militärpflichtigen Alter. Wenig Männer können lesen und schreiben, die Weiber aber fast alle. Bei Monostorszeg stehen noch die Trümmer der einst berühmten Burg Bodrog, des ehemaligen Comitatssitzes. Wie der Anonymus berichtet, lagerte



Schokatzin.

Árpád, nachdem er die Bácska erobert, mit seinem Volke lange Zeit in dieser Gegend. Als König Ladislaus 1095 das Osterfest auf Burg Bodrog verbrachte, empfing er dort jene Gesandtschaft, die ihm die Führerschaft des ersten Kreuzzuges anbot. Hauptort des Bodroger Comitats wurde später Háj-Szent-Lőrincz, das der Zeitgenosse Verancsics „ein wackeres Städtchen" nennt. Es besaß ferner eine Prämonstratenser-Propstei, die schon im XIII. Jahrhundert als glaubwürdiger Ort (locus credibilis) vorkommt.

Ein alter Ort ist noch Apatin an der Donau, vor der Schlacht bei Mohács Apáti genannt. Jakob Bánffy hat dort im Jahre 1514 den Bauernaufstand niedergeschlagen. In der Türkenzeit wurde es völlig verheert, gelangte aber durch die deutschen Colonisten des vorigen Jahrhunderts zu neuer Blüte. Gegenwärtig ist es zwischen Baja und Neusatz die bedeutendste Uferortschaft der Bácska, es hat eine Dampfschiffstation und ist Sitz des Stuhlrichteramtes und Bezirksgerichts. Mit dem 15 Kilometer weit entfernten Zombor ist es durch eine gute Chaussée verbunden. Seine Straßen sind regelmäßig und mit Bäumen bepflanzt, es hat viele hübsche Privathäuser und eine schöne stockhohe Bürgerschule. Seine 12.000 Einwohner sind sämmtlich fleißige Gewerbs- und Kaufleute. Der Fischfang beschäftigt über 500 Familien und unterhalb der Ortschaft klappern nicht weniger als 58 Wassermühlen. Ferner wird die Ziegelfabrication im Großen betrieben (48 Öfen), und ebenso die Töpferei. Die Weidendickichte der Gegend liefern Stoff für die Korbflechterei; etwa 200 Familien leben davon. Von hier aus wird auch die südliche Gegend mit den hier beliebten Holzschuhen (klumpa) versehen. Neuerdings beginnt man das in der Gegend wachsende Rohr zur Herstellung von Kunstgegenständen zu verwenden. Im Großen und seit Langem wird ferner Hanf gebaut, dessen jährliche Ausfuhr 15.000 Metercentner erreicht. Bedeutung haben schließlich der Getreidetransport und die Seidenproduction erlangt. Der Maulbeerbaum wird übrigens auch noch zur Herstellung des Maulbeerbranntweines (tudovica) verwerthet, von dem etwa 1.000 Hektoliter jährlich gewonnen werden. Selbstverständlich erfreut sich bei so mannigfaltiger Thätigkeit die Bevölkerung eines allgemeinen Wohlstandes. Eine auffallende Episode des Volkslebens bildet das Fest am Vorabende St. Johanns von Nepomuk; die Müller und Fischer begehen es, indem sie ihren Schutzheiligen in Begleitung von Hunderten bekränzter und beleuchteter Kähne unter prasselndem Feuerwerk auf dem Strome umherfahren und dann ein reichliches Festmahl folgen lassen.

Oberhalb Apatins beginnt die „kleine Römerschanze“, ein Erdaufwurf, der sich über Priglicza-Szent-Iván gegen Doroszló hinzieht und dann gegen Südost wendet, meistentheils aber schon so niedergepflügt ist, daß man kaum noch seine Richtung erkennt. In der Gemarkung von Doroszló, am linken Ufer des Mosztonga-Baches befindet sich ein berühmter Wallfahrtsort mit schöner zweithürmiger Kirche.

Noch etwas weiter oben liegt Ó-Sztapár, mit 5.000 serbischen Einwohnern, deren Webekunst im ganzen Comitate berühmt ist. Nordöstlich davon liegt die Puszta Kis-Sztapár, wo sich vom Franzens-Kanal der Bewässerungs- oder Franz Josephs-Kanal abzweigt. Unser erhabener Herrscher hat im Jahre 1872 den ersten Spatenstich dazu gethan und dies ist durch eine Denksäule bei der Mündung bekundet. Am linken Ufer des großen Kanals stehen die ansehnlichen festen Steingebäude, in denen sich die Bureaux des

Kanals befinden. Das eine Haus ist neuestens in eine Reisschälfabrik umgestaltet worden, welche das Reiserträgniß des Comitats verarbeitet.

Weiter nach Osten liegen am Kanalufer, in Zwischenräumen von kaum einer Stunde: Ó- und Uj-Szivacz, Cservenka, Kúla, Uj- und Ó-Verbász, wohlhabende Gemeinden mit je 7.000 bis 8.000 Einwohnern. Auf der Telecska werden auch Reben gebaut, besonders bei Cservenka, dessen in den Lehm des Abhanges getriebene Keller in langer Reihe weithin sichtbar sind. Auch die Ortschaft ist hübsch, sie hat regelmäßige, mit Bäumen bepflanzte Gassen. Sie ist eine der wichtigsten Ladeplätze für Getreide längs des Kanals und hat einen Vertrieb von über 100.000 Metercentnern jährlich. Früher wurde auch Öl gepreßt, aber von zwanzig Ölmühlen sind nur noch drei vorhanden. Von den gewerblichen Erzeugnissen sind die Reutern erwähnenswerth. Kúla hat bedeutende Pferdemärkte. Es ist Sitz eines Notärs, Bezirksgerichts, Stuhlrichteramtes und Steueramtes, was ihm auch äußerlich einen mehr herrenmäßigen Anstrich gibt. Das große ärarische Gebäude in seiner Mitte war ehemals eine berühmte Brauerei, wird aber jetzt als landwirthschaftliches Magazin benützt. Kaum eine halbe Stunde weiter liegt die (administrativ getrennte) Doppelgemeinde Verbász. Uj-Verbász ist der bedeutendere Ort, ja einer der schönsten und reichsten im Comitate. Die Budapest-Semliner Eisenbahn übersetzt dort den Franzens-Kanal. Die Einwohner bauen Getreide und treiben dabei lebhaften Schweine- und Holzhandel; unter seinen Gewerbsleuten sind die Seiler besonders hervorzuheben. Die Gemeinde besitzt zwei Lesevereine, ein Waisenhaus und ein Patronats-Untergymnasium. Dem Bahnhofe gegenüber hat die Kanalgesellschaft wieder eine Anlage, und bei der Schleuse eine Turbinenmühle, welche täglich 400 Metercentner vermahlt. Auf dem anmuthigen Hügelabhange steht das alte Haus von Josef Kiss, dem Erbauer des Kanals und daneben sein Grabhügel.

Abwärts am Kanale liegt Szent-Tamás mit 12.000 Einwohnern und einer großen serbischen Kirche. Auf dem ausgezeichneten schwarzen Boden der Gemeinde wächst massenhaftes Getreide. Auf dem Kanale werden jährlich etwa 100 Schiffe mit verschiedenen Producten befrachtet. Auch die Pferdemärkte sind wichtig. In den Kämpfen von 1848 bis 1849 befand sich hier das verschanzte Hauptlager der Serben, dessen fruchtlose Bestürmung vielen Honvéds das Leben kostete, bis endlich Moritz Perczel es am 3. April 1849 nahm.

Von Szent-Tamás bis hinauf an die Grenze des Comitats hat das Uferland der Theiß, Anfangs mit 14, später mit 10 Gemeinden, bei der Auflassung der Militärgrenze eine besondere Organisation als privilegirter Theißdistrict und, nachdem es 1791 gegen die Schönborn'sche Herrschaft Munkács eingetauscht worden, als Krondistrict der Theiß erhalten. Politisch unterstand dieser der Comitatsbehörde, hatte aber im Übrigen freigewählte Administrationschefs, einen besonderen Gerichtshof, das jus gladii und andere

Privilegien. Durch die 1848er Gesetze wurde er wieder dem Comitate einverleibt, da aber die Gemeinden die herrschaftlichen Weidetriften auf ihren Namen hatten schreiben lassen, so entstand hieraus ein langwieriger Proceß, der erst im Jahre 1870 auf Grund einer Entschädigung von 1,300.000 Gulden durch Vergleich geschlichtet wurde.

Es ist dies der reichste Theil der Bácska, ein wahres Kanaan. Der bedeutendste Ort darin ist das altberühmte Zenta, vor der Schlacht bei Mohács Eigenthum des Ofner Kapitels, später privilegirte Stadt. Heute ist es eine Stadt mit geordnetem Magistrate und einem Gebiete von 64.832 Katastraljoch, welches sich weit in die Telecska hinein, bis nach Topolya, erstreckt. Es hat 22.000 Einwohner, bis auf 2.000 Serben lauter katholische Magyaren. Sie beschäftigen sich vorwiegend mit Ackerbau; 334 größere Grundbesitzer haben zusammen 35.500 Katastraljoch Feld, während der Rest Antheile von weniger als 100 Katastraljoch bildet. Neben dem Anbau und Transport von Getreide betreibt die Stadt eine bedeutende Mühlenindustrie, mit Wasser-, Wind-, Dampf- und Walzmühlen; auch auf ihren Märkten herrscht lebhafter Verkehr, da sie durch eine große Holzbrücke mit dem jenseitigen Theißufer verbunden ist. Übrigens hat Zenta als Ackerbaustadt ein sehr dorfmäßiges Äußere, nur der Rathhausplatz weist stattlichere Gebäude auf, darunter die Kirche und das schöne von der Stadt erhaltene Untergymnasium. In der südlichen Gemarkung von Zenta hat Prinz Eugen von Savoyen seine berühmte Schlacht gegen das die Theiß überschreitende Heer des Sultans geschlagen; die Folge davon war die Befreiung Ungarns vom türkischen Joche. Die Insel, bei der der Flußübergang stattfand, führt noch jetzt den Namen des großen Feldherrn.

Oberhalb Zentas ist der bedeutendste Ort Ó-Kanizsa, unterhalb Zentas Ada und Ó-Becse, letzteres mit 15.000 Einwohnern. Ó-Becse war der Hauptort des alten Krondistrictes und als uralte Gemeinde zur Zeit des Tatareneinfalls im Besitz des Stuhlweißenburger Hauses der Johanniterritter, zur Zeit König Sigismunds aber sammt seiner ganzen Umgebung Eigenthum des serbischen Despoten Georg Brankovic. Jetzt weist die große Gemeinde zahlreiche hübsche Privathäuser auf und als besonderen Schmuck die zweithürmige serbische Kirche, ihr Gemeindehaus und mehrere öffentliche Anstalten. Die Theiß und die Eisenbahn bieten ihr Wege, um den reichen Ertrag ihrer Felder in Verkehr zu bringen.

Von Földvár, wo der Franzens-Kanal in die Theiß mündet, bis Neusatz zieht sich „die große Römerschanze". In dem 16 Quadratmeilen großen Dreieck zwischen dieser, der Donau und der Theiß wurde um die Mitte des vorigen Jahrhunderts der sogenannte Tschaikisten-District errichtet, indem meistens solche serbische Grenzerfamilien, welche auch weiterhin Militärdienst thun wollten, dorthin verpflanzt wurden. Zur Blütezeit des Districtes (1808 bis 1848) gehörten ihm sämmtliche Gemeinden von Titel bis Csurog



Kirche des serbischen Klosters in Kovil.



Ein alter „Kaluger".

und Nádalj an und sie stellten im Frieden 1287, auf dem Kriegsfuße 1981 Soldaten. Für die Betheiligung am Landbesitz hatte jeder gesunde Mann vom zwanzigsten Lebensjahre bis zum sechzigsten unentgeltlich zu dienen, der Staat gab ihm nur Kleidung und Waffen. Auch hier herrschte Hausgemeinschaft. Der militärfreie älteste Mann verwaltete das ganze Vermögen der Familie, das, als Soldatenlehen, untheilbar war. Auch durften nur diese Ältesten Liegenschaften erwerben; Beamte und Geistliche konnten nur drei, Gewerbs- und Kaufleute höchstens sechs Joch kaufen. Das Edict von 1850 modificirte einigermaßen die alten Privilegien, aber erst 1873 hörte die Bezirksorganisation gänzlich auf. Das Gebiet wurde nun wieder dem Comitate einverleibt und zugleich begann auch die Auflösung der Hausgemeinschaft. Dieser Bezirk ist auch jetzt meistens von Serben bewohnt, die im Allgemeinen ärmer sind, als die in der inneren Bácska, jedoch an Fischerei, Rohrgewinnung, Dammarbeiten und Seidenproduction, welche hier stark verbreitet ist, guten Nebenverdienst haben.

Unterhalb Földvárs, an einer starken Krümmung der Theiß, liegt Csurog, die größte Gemeinde des Bezirks, mit nahe an 7.000 Einwohnern. Von hier bis hinab zu der Titeler Hochebene dehnt sich ein ungeheures Wiesenland aus. Diese Hochebene stellt sich am Zusammenflusse der Donau und Theiß als eine Bodenerhebung von etwa 30 Metern dar, die bei hohem Wasserstande von den Fluten der beiden großen Ströme einer Insel gleich umschlossen ist. Ihr Rücken bildet eine fruchtbare Fläche, in die sich vier an ihren Abhang gelehnte Ortschaften theilen: im Norden Mosorin, im Westen Vilova und Lok, im Süden Titel; gegen Osten ist ihr Fuß schon von der Theiß bespült. Die drei ersten Gemeinden sind unbedeutend, Titel dagegen spielt schon zur Árpádenzeit eine Rolle; es besaß eine berühmte Propstei und ein Augustinerkloster, das zur Zeit der Hunyadis burgmäßig befestigt wurde, seine Ruinen sind auf der Südspitze der Hochebene, neben dem Calvarienberge, noch jetzt zu sehen. Die Stadt ist auf dem Abhange gegen die Theiß hin erbaut. Im Tschaikisten-Districte war sie der Sitz des Districtscommandos und anderer ärarischer Ämter, deren starke, altväterische Gebäude noch jetzt bestehen und bequeme Räumlichkeiten für Stuhlrichteramt, Bezirksgericht und Schulen abgeben. Mit dem Torontáler Comitate ist Titel durch eine verkehrsreiche Schiffbrücke verbunden. Hier fließt die Bega in die Theiß und mit dieser eine halbe Stunde weiter unten in die Donau. Der Verkehr auf den drei Flüssen setzt die Ackerbau und Handel treibenden Bewohner Titels (über 4.000) in den Stand, auch abseits der Eisenbahn einem lebhaften Handel obzuliegen.

Westlich von Titel liegen an der Donau Gardinovcze und die zusammengebauten, aber administrativ getrennten Gemeinden Alsó- und Felsö-Kovil. Bemerkenswerther als all dies ist das am Ende von Alsó-Kovil gelegene uralte serbische Kloster mit seiner Kirche, nach der Geschichtsüberlieferung der Serben durch ihren ersten Erzbischof, den heiligen Sava, gegründet zum Andenken an die Aussöhnung, die er um 1208 an dieser Stelle zwischen seinen streitenden Brüdern: dem Ober-Zsupan (späteren ersten König von Serbien) Stefan und dem Parteigänger Vukan, sowie dem Magyarenkönig Andreas, der als Prinz Vukans Beschützer war, zustande gebracht. Kloster und Kirche gingen im Laufe der Zeit mehrmals zu Grunde; die jetzige schöne, aus Haustein gebaute Kirche ist auf den Trümmern der alten erbaut. In ihrem Seitenschiffe ruht, nach der Inschrift einer Marmorplatte, der erste Commandant des Tschaikistendistricts, Obrist Theodor Stanisavljevic (gestorben 1782).

Neben dem Kloster dehnt sich ein schöner Eichenwald aus, dabei ein wohlverwaltetes Landgut, dessen Einkünfte die dort wohnenden fünf Mönche (Kaluger) und die sechs bis acht Alumnen genießen. Oberer dieses Klosters war zu Ende des vorigen Jahrhunderts der erste serbische Geschichtsschreiber, Johann Raic (gestorben 1801), und hier hat auch der jetzige serbische Patriarch Georg Brankovic seine Mönchszeit verbracht.

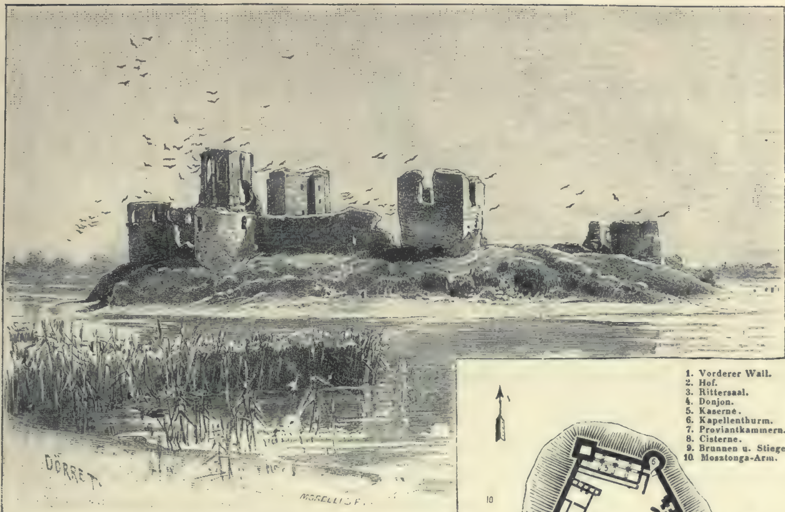


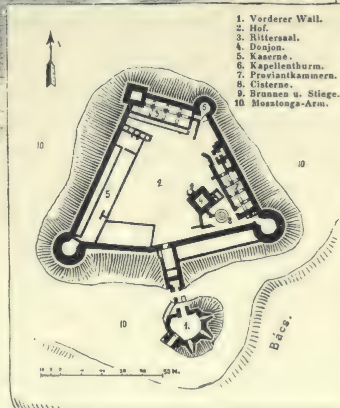
Die serbische bischöfliche Kirche in Neusatz.

Hauptplatz in Neusatz.

Eine halbe Stunde von Kovil erscheinen die weißen Häuser einer neuen Gemeinde mit etwa 2.000 Einwohnern: Tisza-Kálmán-falva (Koloman Tiszas Dorf), die sich im Jahre 1884 an der Stelle der ausgerodeten ärarischen Waldungen gebildet hat. Weiter oben liegen die Gemeinden Gyurgyevo und Zsablya (Józseffalva), westlich das serbische Goszpodincze (vor der Schlacht bei Mohács: Boldogasszonyfalva = Dorf unserer lieben Frau) und jenseits davon die große magyarische Gemeinde Temerin mit 8.000 Einwohnern. Bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts war auch diese, als ärarische Gemeinde, zur Hälfte von Serben bewohnt; als aber die Familie Széchen die Domäne erhielt, wollten jene keine Leibeigenen bleiben, sondern übersiedelten, indem sie selbst ihre Kirche niederrissen und auf Wagen luden, nach der Puszta von Gyurgyevo und bildeten dort eine neue Gemeinde. Auf ihrer verlassenen Wohnstätte wurden neue magyarische Bewohner aus den Comitaten Pest, Heves und Nógrád angesiedelt. In den Kämpfen des Jahres 1848 wurde es eingeäschert und konnte sich lange nicht von diesem Schlage erholen. Jetzt ist es eine der hübscheren Ortschaften der Bácska; seine Bewohner sind fleißige Ackerbauer, doch nimmt ihre Zahl so zu, daß viele schon nach Syrmien auswandern. Temerin versieht die Umgebung mit Dienstboten; es sind jährlich an Dienstmägden allein 400 bis 500 auswärts. Von hier gelangt man, an dem unter Josef II. gegründeten Járek vorbei, nach Neusatz.

Neusatz (Ujvidék) liegt, von sumpfigem Lande umschlossen, an einem Sporn der Donau, der Festung Peterwardein gegenüber. Name und Alter der Stadt reichen nicht über anderthalb Jahrhunderte zurück. Seitdem Peterwardein besteht (schon die Römerzeit kannte dort eine Veste Cusum), mag sich auch auf dem diesseitigen Ufer der Donau wohl immer eine kleine Niederlassung befunden haben, die vor der Schlacht bei Mohács sammt ihrer Umgegend zu der Cistercienserabtei Bélakut gehörte, welche in Peterwardein ihren Sitz hatte. Auch ihr Name (Vásáros-Várad) kam von der Festung her. Als die Türken Peterwardein eroberten, ging sie ganz zu Grunde und da waren es Serben, die auf den Trümmern der alten Niederlassung eine neue gründeten; sie nannten diese Varadin, die amtlichen Schriften aber Fossatum Varadiense, magyarisch: „péterváradi sáncz“ (Peterwardeiner Schanze). Bei der Conscription des Bácser Comitats im Jahre 1699 waren nur 43 steuerzahlende Bauern im Orte aufgenommen; nach einigen Jahren aber, besonders als die Türken Belgrad wieder erobert hatten, vermehrte sich die Bevölkerung ansehnlich durch deutsche sowie serbische Kaufleute und Gewerbsleute, welche von dort geflohen, sich hier niederließen. Nach dem Aufhören der Militärgrenz-Organisation wurde der Ort kraft dem Privilegienbriefe vom 1. Februar 1748 königliche Freistadt und erhielt statt seines alten Namens den Namen Neu-Satz (Ujvidék, Novi-Szad, Neo-Planta). Der Name „Schanz“ aber blieb im Volksmunde noch lange erhalten. Der Bauer sagte





Ruine und Grundriß der Burg Bács.

noch vor wenigen Jahrzehnten: „Idem u Šanac“ (ich gehe nach der Schanze). Die für mancherlei Geschäfte günstige Lage der Stadt und ihre neuen Privilegien brachten mit der Zeit eine immer stärkere Zunahme der Bevölkerung zuwege; Deutsche und Slovaken, Ruthenen und Schokatzen, reformirte Magyaren und Andere fanden sich ein. Im Jahre 1787 hatte die Stadt nur 9.000 Einwohner, 1820 bereits über 16.000. Von Zeit zu Zeit (besonders 1771 und 1838) wurde Neusatz von starken Hochwässern heimgesucht und am 12. Juli 1849 ließ eine heftige Kanonade nur wenige Häuser und eine Kirche unversehrt. Durch die Gnade unseres erhabenen Herrschers und mit Hilfe des Ärars wieder aufgebaut, blühte es in den letzten zwanzig Jahren auf und besitzt jetzt einen Gerichtshof, ein Bezirksgericht, ein Steueramt, ein katholisches Obergymnasium, eine staatliche Knaben- (und mit dieser verbundene Handels-) Schule, sowie eine Bürgerschule für Mädchen; auch das Bezirksstuhlrichteramt wurde hierher verlegt. Im Jahre 1883 aber fand die Eröffnung der Budapest-Semliner Eisenbahn statt, 1890 wurde eine besondere Schiffsverbindung zwischen Neusatz und Vukovár eröffnet und so ist Neusatz gegenwärtig eine der hervorragendsten Städte der ganzen Südgegend. Es wird an Bedeutung noch zunehmen, wenn nach der Regulirung der unteren Donau

die großen Schiffe hierher fahren können und die geplanten Lokalbahnen ausgebaut sein werden.

Seine Lage ist der von Budapest ähnlich. Neusatz liegt in der Ebene und gegenüber erhebt sich auf einem Bergrücken die Festung Peterwardein, mit der es durch eine Schiffs- und eine Eisenbahnbrücke verbunden ist; jenseits, schon in Syrmien, senkt sich eine anmuthige Hügelreihe zur Donau herab, mit Weingärten und Landhäusern der Neusatzer bedeckt, und noch weiterhin erblickt man das hübsch gelegene Dorf Kameniczа, hinter dem die Waldhöhen der Fruška Gora beginnen.

Die Hauptstraßen haben lauter ein- und zweistöckige Wohngebäude und die Nebengassen reizende kleinere Privathäuser. Hervorragende Bauten sind die der Sparcasse, des katholischen Gymnasiums, des Spitals und des Schützenvereins, sowie die Baugruppen der neuen Kasernenanlage. Die breiteren Straßen sind mit Baumreihen, alle aber mit Bürgersteigen aus Würfelsteinen eingefaßt. Eine Schöpfung der neueren Jahrzehnte ist auch die schöne Promenade, welche die der Schiffbrücke benachbarten Schanzen am Donauufer umgibt; desgleichen die neben der Dampfschiffsstation befindliche Seidenfabrik, welche 500 Arbeiter beschäftigt, und die Gasfabrik; dort sieht man schließlich noch die Mündung des Franz Josefs-Kanals und am jenseitigen Ufer desselben das Schlachthaus.

Das rege Leben und Treiben am Donauufer, das massenhafte Volk und der Wald von Körben, die den Marktplatz der Stadt täglich, besonders aber Sonntags erfüllen, dann das Lautgewirr, zu dem sich vier bis fünf Sprachen vermischen, charakterisiren am besten die Bevölkerung der Stadt und die Richtung ihrer Beschäftigung. Der größte Marktverkehr findet in Obst und Grünzeug statt, das aus der Umgegend und aus Syrmien herzugebracht und dann auf der Eisenbahn oder zu Schiffe nach Belgrad und Pancsova hinab, oder nach Budapest, Wien, ja noch weiter hinauf verfrachtet wird. Die Zahl der verschiedenen Kaufleute und Gewerbetreibenden beträgt etwa anderthalb Tausend; besondere Industriezweige bilden die Bundschuh- und Pantoffelfabrication, am blühendsten sind die Mühlen- und Spiritusindustrie. Von hier wird auch der syrmische Beocsin-Cement versendet. Die gesammten mittels Schiff und Bahn verfrachteten Waaren belaufen sich auf über eine halbe Million Metercentner und es sind drei selbständige Geldinstitute vorhanden.

Die Hauptstraßen haben ein ganz großstädtisches Aussehen, und doch hat Neusatz nicht ganz 25.000 Einwohner. Der Nationalität nach bilden die griechisch-nichtunirten Serben die Mehrzahl (über 8.000); der Religion nach ist die Zahl der drei Arten von Katholiken etwas größer, die sich jedoch nach ihrer Nationalität so theilen, daß die Zahl der Magyaren und Deutschen je 6.000 bis 7.000 beträgt, die der Übrigen kleiner ist. Jedes recipirte Glaubensbekenntniß, mit Ausnahme der Unitarier, hat seine Kirche; mit den Kapellen zusammen beträgt deren Zahl vierzehn. Die ganze Gemarkung der Stadt macht

27.688 Joch; der Grundbesitz außerhalb befindet sich, gleich dem Handel innerhalb, größtentheils in den Händen der Serben; das Deutschthum liefert, außer dem Handelsstande, hauptsächlich industrielles Element; die anderen Nationalitäten sind ärmer und leben, außer der Landwirthschaft, meistentheils vom Taglohn und Fuhrlohn.

Auch die führende Rolle in dem gesellschaftlichen Leben hatten lange Zeit die Serben und Deutschen inne. Die Serben errichteten große Stiftungen zu literarischen und culturellen Zwecken. So kam im Jahre 1818 das Obergymnasium zustande, deßgleichen in neuerer Zeit die Bürgerschule für Mädchen und 1861 das serbische Nationaltheater. Ferner befindet sich dort seit 1864 die im Jahre 1826 gegründete literarische Gesellschaft „Matica srbska“. All dies hat Neusatz, das auch Sitz des serbischen Bisthums von Bács ist, zum wahren geistigen Mittelpunkte der Serben Ungarns gemacht. Die „Matica“ besitzt eine 10.000 Bände starke Bibliothek und eine auf vornehmem Niveau gehaltene Zeitschrift („Letopis“). Außerdem erscheinen in der Stadt vier politische Zeitungen und drei Fachblätter in serbischer Sprache, neben denen nur eine magyarische und eine deutsche Zeitung besteht. Diese literarischen Unternehmungen beschäftigen zusammen fünf Druckereien. In den letzten Jahrzehnten hat indeß die Stadt durch die staatlichen Schulen und Ämter eine zahlreiche magyarische Intelligenz erhalten und seitdem einen großen Umschwung zu Gunsten des magyarischen Wesens erfahren, das jetzt auf allen Gebieten maßgebend ist, ohne darum die Culturbestrebungen der anderen Nationalitäten zu hindern. Zur Belebung der Geselligkeit bestehen zwei Casinos und drei Gesangvereine, auf dem Gebiete der Wohlthätigkeit wirken drei Frauenvereine.

Westlich von Neusatz liegen an der Donau Ó- und Uj-Futak, zusammen mit etwa 9.000 serbischen und deutschen Einwohnern. Die Letzteren wurden durch den heldenmüthigen Feldmarschall Andreas Hadik im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts, als er die Herrschaft erhielt, dahin verpflanzt. Außerdem gab es unter ihnen auch elsässische Franzosen, deren Abstammung aber jetzt, außer den Vermerken in den Matrikelbüchern, nur noch durch ihre Namen (Maison, Chaussé, Cauttalion u. s. w.) und durch die von ihnen bewohnte „Franzosengasse“ (Franczia-utcza) bezeugt wird, denn sie sind vollständig germanisirt. Futak bestand schon unter den Árpáden. Im Jahre 1456 wurde hier der Reichstag abgehalten, 1716 und 1788 war es der Sammelplatz der in den Türkenkrieg ziehenden kaiserlichen Truppen. Die 15.000 Joch große Herrschaft, eine der schönsten Musterwirthschaften, ist gegenwärtig im Besitze von Hadiks Nachkommen mütterlicher Seite, den Grafen Chotek. Außer den gewöhnlichen Producten der Landwirtschaft ist ihr Reis-, Hanf- und Hopfenbau bemerkenswerth. Auf der Puszta Uj-major hat sie eine einträgliche Schweizerei, in Irmova ein schönes englisches Vollblutgestüt, in Alpár eine vorzügliche Rinderherde ungarischer Race.

An der Grenze der Herrschaft liegen im Kreise: Piros, Kiszács, Ó-Kér, Petrovácz, Kulpin (ehemals Kölpön), Bulkesz, Glozsán, Begecs: Gemeinden mit gemischter Bevölkerung von je 2.000 bis 3.000 Köpfen. Nur Petrovácz am Franz Josefs-Kanal hat 8.000 Einwohner, und zwar fleißige Slovaken, die sich nicht nur bei der Feldarbeit, sondern auch gern beim Webstuhle auszeichnen. Sie weben solche Massen von grober, aber außerordentlich haltbarer Sack- und Militärleinwand, daß sie dafür jährlich 20.000 bis 25.000 Gulden einnehmen. Feiner sind die zu Tischtüchern und Unterkleidern benützten, an den Rändern mit Bordüren nach Art der Häkelarbeit versehenen Gewebe, welche durch die Rutheninnen verfertigt werden. Diese wohnen weiter oben am Kanale in Keresztur und dem nahe bei Verbász gelegenen Kuczura.

Oberhalb Futaks liegt an der Donau das dreifache Ó-, Német- und Uj-Palánka, zusammen mit ungefähr 12.000 Einwohnern, administrativ jedoch getrennt. Das schönste der drei ist Német-Palánka, mit Stuhlrichteramt, Bezirksgericht, Notariat und anderen Ämtern. Am Ende von Ó-Futak ist die auf künstliche Wässerung eingerichtete Hanffabrik, welche jährlich 10.000 Metercentner Hanf verarbeitet. Eine Dampffähre vermittelt den Verkehr mit dem gegenüberliegenden Ujlak (kroatisch Illok), von wo die Producte des inneren Syrmiens hierher auf den Markt gelangen.

Einige Stunden oberhalb von Palánka liegt Bács, vor der Niederlage bei Mohács der bedeutendste Platz in der ganzen Bácska. Schon im ersten Jahrhunderte des ungarischen Königthums war es erzbischöflicher Sitz, zu Ende des XV. Jahrhunderts königliche Freistadt, und zwar eine so große, daß nach der Volksüberlieferung das eine halbe Stunde weiter gelegene Tovarisova eine Vorstadt von Bács war; auch soll es keine Art von Waare gegeben haben, die in irgend einem der 300 Läden der Stadt nicht zu finden gewesen. Noch wichtiger war die durch Karl Robert erbaute Burgveste, deren Architektur einst, nach der jetzigen, in ziemlich gutem Zustande befindlichen Ruine zu urtheilen, eine sehr schöne gewesen sein muß. Erbaut wurde sie durch Karl Robert, und zwar zu militärischen Zwecken, wie er dem Papste (denn Bács war erzbischöflicher Besitz) zu seiner Rechtfertigung schreibt: damit der ketzerische Serbenkönig nicht in Versuchung gerathe, diese Südgegend anzugreifen. Unter den acht Thürmen der Burg war der nach französischem Muster gebaute Donjon von sechs Stockwerken der höchste; im Erdgeschoß hatte dieser keinen Eingang, vielmehr gelangte man nur von der Ringmauer aus in seinen vierten Stock, so daß der Commandant sich darin gegen Besatzung und Feind vollkommen abschließen konnte. Ferner waren ein großer Rittersaal und eine reiche Kapelle vorhanden. Eine hohe Mauer umgab die Burg, welche mit der Stadt gemeinsam noch durch einen Wall und die Mosztonga umschlossen war. Diesen Bach hatte Erzbischof Peter Várday am Ende des XV. Jahrhunderts dergestalt regulirt, daß man am Fuße der Mauern das

Wasser der Donau trinken und deren Fische fangen konnte. In den Jahren 1518 und 1519 wurden zu Bács die bewaffneten Reichstage abgehalten, damit der Abmarsch gegen die Türken eventuell gleich von dort aus erfolgen könne. Als aber dann die Veste durch das von Mohács zurückkehrende türkische Heer angegriffen wurde, vermochte sie nur einen Tag lang Widerstand zu leisten; alle, die sich hinter ihre Mauern geflüchtet, wurden niedergehauen, oder in die Sclaverei geschleppt. Auch denen, die in den Sümpfen der Donau, bei dem nahen Plávna, Zuflucht gesucht hatten, erging es nicht anders, obgleich das verzweifelte Volk sich so tapfer vertheidigte, daß nach einigen Angaben die Türken dort mehr Leute verloren, als bei Mohács.

Von der einstigen Stadt Bács ist nur noch ein unversehrtes Denkmal vorhanden, die in der Árpádenzeit erbaute damalige Tempelherren-, jetzt Franciscanerkirche, mit dem im vorigen Jahrhunderte neu errichteten Kloster. Indeß ist es den Alterthumsforschern gelungen, auf dem Gottesacker die Spuren der alten, prächtigen Domkirche aufzufinden, desgleichen auf der Landstraße nach Bukin die Trümmer des einstigen Wachtthurms, in dessen Nähe sich die St. Antonskapelle befindet. Diese wurde nach dem Volksglauben durch Demer Pascha erbaut, zum Andenken daran, daß sein Sohn durch einen Mönch vom Star geheilt worden.

Weiter unten ist noch ein bemerkenswerthes geschichtliches Denkmal vorhanden, die Ruinen einer ehemaligen Propstei, in denen man auffallend viele römische Ziegel (lateres bipedales) findet, ein unzweifelhafter Beweis, daß dort einst ein römischer Wachposten bestanden hat. Gegenwärtig wohnen in Bács 4.000 Katholiken verschiedener Nationalität und in dem nahen Bács-Ujfalu 3.000 Slovaken, davon die Hälfte evangelisch. Beide gehören dem Erzbisthum Kalocsa.

Bei der kleinen schokatzischen Gemeinde Bogyán findet sich ein altes serbisches Kloster, das nach serbischen Überlieferungen noch zur Zeit des Königs Matthias gegründet worden. Weiter hinein liegen nahe bei einander Karavukova, Hódságh, Filippova und andere Gemeinden. Die bemerkenswertheste ist Hódságh, an der Römerschanze, eine Niederlassung aus der Zeit Maria Theresias; die schöne Kirche ist 1770 erbaut. Die Einwohner sind, wie die der anderen Ortschaften, Deutsche, sie sind aber die fleißigsten und wohlhabendsten. Übrigens unterscheiden sich die Deutschen der Bácska, welche in dieser Gegend am dichtesten beisammen wohnen, nach Sitten und Lebensweise nicht von den bereits geschilderten Deutschen des Torontáler Comitats.

Sieben Kilometer von Hódságh liegt an einer Krümmung der Donau Bogojewa, mit 2.000 magyarischen Einwohnern. In seiner Gemarkung hat die Alföld-Fiumaner Eisenbahn ihre letzte ungarische Station Gombos, von wo sich eine schöne Aussicht auf die gegenüberliegenden Ruinen der Burg Erdöd bietet. Da der Überflutungsraum der

Donau hier 1.300 Meter breit ist und aus diesem Grunde der Brückenbau allzu kostspielig gewesen wäre, hat man im Jahre 1871 mit einem Aufwande von einer halben Million Gulden zwei Dampffähren eingerichtet, welche die Eisenbahnzüge hinüberbefördern. Die aus 8 bis 10 Wagen bestehenden Züge werden von den Schienen der Uferböschung unmittelbar auf die Schienen der Fähre hinabgeleitet, welche die Reisenden dann in aller Stille an das jenseitige Donauufer schafft, wo schon die erste Station des Comitats Verőcze erreicht wird. Etwas höher aber, am Drauvorsprung, kann man nach dem Comitate Baranya übersetzen.



Wappen des Comitats Bács-Bodrog.



Die
Serben in Südungarn.

Die Serben sind ein Zweig des großen slavischen Stammes, der sich in uralter Zeit als Ganzes „Serben“ nannte, ein Name, den nur die in Österreich-Ungarn, Bosnien und der Hercegovina wohnenden Serben, sowie die Bewohner Serbiens, Montenegros Alt-Serbiens und Macedoniens, endlich die geringen Überbleibsel der Slaven in der Lausitz beibehalten haben. — In größeren Massen wanderten die Serben seit der Schlacht auf dem Amselfelde (1390) in Südungarn ein. Von 1404 ab gibt es auf der Insel Csepel serbische Niederlassungen, die aus den südöstlichen Grenzgegenden dorthin verpflanzt sind. Aus Kevi (dem heutigen Kubin), gegenüber von Grenz-Semendria, wandern Serben nach Szent-Ábrahám auf der Csepelinsel

und nennen ihre neue Ortschaft, zum Andenken an Kevi, Rácz-Kevi. Über diese Ansiedlung heißt es in einer alten Reimchronik, die im Archive der dortigen serbischen Kirchengemeinde verwahrt wird:

„Von den Raitzen hör' mich Schönes melden:
Wie ihr Heim verließen diese Helden,
Wo viel Burgen schon gebrochen standen,
Eines Sinns in Ofen sie sich fanden.
Oberhalb sie Gran sodann erreichten,
Wo sich fern die Mauern Waitzens zeigten.
Als an deren Fuß entlang sie fuhren,
Trafen sie der Csepel-Insel Fluren.
Kovin, an Semendrias Uferbogen,
War's, woher zuerst sie ausgezogen.
Eine Stadt in unser Land sie brachten,
Da den Weiler Abrahams sie machten
Flugs zur Stadt, so Kis-Kevi gerufen,
Draus den Namen Rátzkeve sie schufen.
Kauften Plätze auf dem trocknen Lande,
Brachten Häuser rasch aus Stein zu Stande,
Denn ihr Reichthum konnte Solches leisten.
Doch nach ihnen kamen erst die Meisten."

König Sigismund verlieh ihnen bedeutende Privilegien. In den Freibriefen von 1404, 1428, 1455 und 1464 werden den Serben auf der Csepel-Insel alle Freiheiten und Vorrechte bestätigt, die sie „in jener alten Stadt Kovin genossen".

Im Jahre 1459 wanderte der durch Sultan Murad des Augenlichts beraubte Stephan Branković, Sohn des serbischen Despoten Georg Branković, mit zahlreichem serbischen Volke nach Syrmien ein. König Matthias beließ ihnen ihre Despoten und erlaubte ihnen in der Schlacht unter der Führung ihrer eigenen Wojwoden und Hauptleute zu kämpfen. Er vertraute ihnen sogar den Schutz der Südgegend an und sie bildeten den Kern der königlichen Pontoniere.

Eine neue Einwanderung von mehreren Tausend serbischen Familien, unter Zmaj-Wuk Branković, fand im Jahre 1465 statt. Sie ließen sich in den Comitaten Bács, Torontál und Temes nieder und leisteten nützliche Dienste gegen die Türken, was selbst die Stände des Reiches anerkannten. Die Gesetzartikel III und IV vom Jahre 1481 befreien die Serben vom Zehent. Im Jahre 1525 wanderten 10.000 serbische Krieger nach Ungarn ein. 1530 kamen auf den Ruf des „großen Serbenführers" Paul Bakić, der sich auch bei der Belagerung Wiens 1529 ausgezeichnet hatte, wiederum zahlreiche Schiffsleute (und Tschaikisten) nebst anderem serbischen Volke herein, und zwar nach Komorn, von dort nach Raab, Preßburg, Sellye, und von hier wieder südwärts nach Steinamanger. Am massenhaftesten aber kamen sie 1690, nachdem König Leopold in der Absicht, die tapferen serbischen Waffen gegen die Türken zu benützen, am 6. April 1690 die Völker von Albanien, Serbien, Mysien, Bulgarien, Silistria, Illyrien, Macedonien, Rascien und anderer von Ungarn abhängiger Länder aufforderte, die Waffen zu ergreifen und sich seinem Heere anzuschließen, wofür er ihnen versprach, ihre „Religionsfreiheit, das Recht der Wojwodenwahl, ihre Privilegien und Vorrechte" aufrechtzuerhalten, nach Befreiung vom Türkenjoche aber „Alles in gebührende Ordnung und Form zur

Zufriedenheit Aller zu gießen". Es gelang indeß nicht das Türkenjoch abzuschütteln, denn der Feldzug nahm für Leopold eine unglückliche Wendung; daher wanderte im Sommer 1690 Arsen Černović, serbischer Patriarch von Ipek, der das christliche Heer unterstützt hatte, mit 39.000 serbischen Familien, deren kirchlichen und weltlichen Behörden, sowie aller rettbaren Habe nach Ungarn ein. Leopold I. nahm die Fremdlinge gnädig auf. Er gestattete ihnen (20. August 1691), nach dem Gebrauche der orientalischen Religion den alten Kalender zu behalten, aus ihrer Mitte, Weltliche und Kirchliche zusammen, einen Erzbischof von serbischer Sprache und Religion zu wählen, der über ihre gesammten kirchlichen Angelegenheiten gesetzt sei. Er fügte noch hinzu: „Auch werden Wir nach Möglichkeit bestrebt sein, durch Unsere siegreichen Waffen, mit Gottes Hilfe, das serbische Volk auf den Boden, den es früher besessen, sobald als möglich, nach Verjagung des Feindes, zurückzuführen, und es ist Unser Wille, daß die serbische Nation unter der Administration und Verfügung ihres eigenen Magistrates verbleiben und sich ihrer durch Unsere Majestät ihr gewährleisteten alten Vorrechte und Gebräuche erfreuen könne". Die alte Heimat zurückzuerobern gelang freilich nicht und „die serbischen Ankömmlinge mit tapferem Arm" wurden auf königliche Anordnung in Syrmien und dem Bácser Comitat, ferner in Arad, Szegedin, Fünfkirchen, Mohács, Stuhlweißenburg, Ofen, Szent-Endre, Erlau, Großwardein, Gran, Komorn und Raab angesiedelt. Aus diesen Serben wurde später die sogenannte Bács-Syrmische und die Theiß- und Maroscher Militärgrenze gebildet. Als nun erst die Türken vertrieben waren, brachte der wiederhergestellte Friede die Gegenden Südungarns bald zur Blüte. Wo früher Sümpfe und Waldungen, Sandwüsten, mit Rohr bedeckte Turfflächen sich erstreckt haben: dort erblühten jetzt Ortschaften, grüne Saaten und Weiden, auf welcher fette Viehherden grasten. Wo früher nur das Geheul der wilden Stiere die Stille unheimlich unterbrach, dort berief jetzt das Glockengeläute die Gläubigen zum Gotteshaus.

Die Serben haben sich Charakter, körperliche und geistige Eigenschaften und Eigenart, Tugenden, Sprache, gute und üble Sitten ihrer Vorfahren bis auf den heutigen Tag treu bewahrt.

Die zusammenhängende Darstellung der Geschichte der Serben ist jenem Theile unseres Werkes vorbehalten, der sich mit der Schilderung von Kroatien und Slavonien befassen wird, und zwar weil die der ungarischen Krone zugehörigen Serben großentheils dort wohnen, sowie sich dort der Brennpunkt des kirchlichen, nationalen und culturellen Lebens der Serben, der Sitz ihres Patriarchen, woselbst auch die serbischen nationalen Kirchencongresse abgehalten werden, befindet, daher beschränken wir uns hierorts nach dieser kurzen Übersicht der serbischen Einwanderung nur auf die Darstellung des serbischen Volkslebens.

Die Serben gehören zu den schönsten Volksstämmen Ungarns. Sie sind meistens brünett; hellblondes Haar kommt selten vor, dagegen öfter blaue Augen bei brauner Hautfarbe und schwarzem Haar. Die Kopfform ist meist mehr rundlich, als länglich; die Nasenwurzel liegt tief unter der offenen, gewölbten Stirne; das Profil erhält namentlich durch die Adlernase einen scharfen Schnitt. Die Männer sind hoch gewachsen, breitschultrig und muskulös, bei männlich-schöner Haltung. Die Frauen sind im Allgemeinen schön, mit ovalem Gesicht, edlem Profil, feingeschnittenem Kinn, mandelförmigen, feurigen, tiefschwarzen Augen; der Teint ist aus Weiß und Roth gemischt, der Wuchs schlank, Hände und Füße klein, das Haar reich.

Seinem Charakter nach ist der Serbe tapfer und kriegerisch, er lebt und stirbt für seine Nationalität und Freiheit, er hält die patriarchalischen Einrichtungen in Ehren und ist mannigfach begabt. Seine Freiheitsliebe ist durch das Sprichwort gekennzeichnet: „Lieber ins Grab, als ins Joch" (Bolje u grob, nego rob!). Dabei ist er offen und natürlich, hat Ehrgefühl, flammt im Zorn rasch auf, ist großmüthig und wahrhaft gastfreundlich. Über seinem ganzen Wesen liegt ein Hauch von feierlichem, melancholischem Ernst. In Liebe und Haß, in Freundschaft und Rache ist er gleich leidenschaftlich. „Ich räche mich, und ginge es um die ewige Seligkeit!" (Osvetiću se, ma se ne posvetio!) lautet ein serbischer Spruch. Wer seine Natur kennt und ihn zu behandeln weiß, kann ihn zu Gutem und Bösem leicht haben. Im Allgemeinen ist er nüchtern, sparsam, der Religion, den alten Bräuchen und Überlieferungen anhänglich, obgleich er sich auch den geänderten Verhältnissen anzupassen weiß. Von Natur aus contemplativ, schöpft er seine Kenntnisse mehr aus der Erfahrung, als aus dem Buche. Er liebt die Gemächlichkeit, doch greift er mit beiden Händen zu, wo rasche Arbeit noththut oder sein Interesse es erfordert.

Im häuslichen Leben ist das Familienhaupt der Herr. Unter den Familiengliedern herrscht durchweg liebevolle Zartheit, im Verkehr ein durchaus anständiger Ton, ja selbst im alltäglichen Gespräch drückt sich der Serbe in blumenreichen, oft poetischen Formen aus.

Die Frau ist gehorsam, emsig, freundlich; sie steht früh auf und geht spät zu Bette, sie ist häuslich, ergeben und züchtig. Sanftmuth und Glut mischen sich in ihrem Gemüth. Heiratet sie, so altert sie auch bald, wie alle Frauen des Ostens. In einem serbischen Volksliede heißt es:

„Mädchen ist ein Röslein zart,
Doch nur bis es sich gepaart.
Kaum daß es gefolgt dem Gatten,
Muß es welken, muß ermatten."

Die Serbin liebt den Putz und ist geschickt in Handarbeiten; jeder Zweig der Hausindustrie findet bei ihr eifrige Pflege. Alte Überlieferungen werden nicht nur sorgsam

erhalten, sondern auch weiter fortgebildet. Auffallend ist es bei der serbischen Hausindustrie, daß bei ihr die ganze Familie mitwirkt. In der serbischen Hausindustrie wird die fleißige Hand von einer sinnreichen Phantasie und edlen Geschmack geleitet, welche den Erzeugnissen einen kunstgewerblichen, ja sogar einen künstlerischen Charakter verleihen. Besondere Geschicklichkeit und Geschmack zeigt sich in den Stickereien der Tücher, zu denen Gold-, Silber- und Seidenfäden, allein oder gemischt, verwendet werden. Auch die seidenen oder halbseidenen Hemden sind mit den schönsten und theuersten Stickereien geschmückt; die mit feinen Seiden- und Goldfäden abwechselnd durchwirkten Stoffe (sadi, tjertjelija) werden besonders am unteren und oberen Rande mit reichen Goldstickereien verziert. Auch im Spitzenklöppeln, oft unter Anwendung verschiedenfarbiger Fäden, ist die Frau geschickt. Diese alte serbische Hausindustrie findet in ihrer einfachen, geschmackvollen Technik auch im gebildeten Westen mehr und mehr Nachahmung. Diese Arbeiten sind leicht wie ein Hauch; je schöner und weicher der Stoff, je zarter die Farbenmischung, desto werthvoller sind sie. So gewebte Spitzen sind ein gleichsam aus Seide gesponnenes Gedicht, die Ränder sind die Reime, die Blumen die gestickten Ideen.

Für Gesang und Poesie hat das serbische Volk einen überaus lebhaften Sinn; in seinem Munde lebt ein ganzer Schatz von Volksliedern und anderen Gesängen. Das Lied muß selbst die Tagesarbeit erleichtern und die ganze Natur wird mit dichterischem Auge betrachtet. Die Lerche ruft — im Liede — den Landmann zur Arbeit, die Wachtel verspottet den trägen Arbeiter, die Nachtigall lehrt den Burschen und sein Mädchen die treue Liebe, der Falke eifert den Jäger zum Waidwerk an, der Rabe bringt eine Trauernachricht.

Die Serben sprechen den schönsten slavischen Dialect, dessen klangvolle, melodische Laute sich trefflich für die Dichtkunst eignen.

Die Tracht der Serben ist in verschiedenen Gegenden verschieden. Im Sommer tragen die Männer meistens nur eine weite weiße Linnenhose und ein Hemd mit einem Gürtel um den Leib. Über dem Hemde wird eine blaue Tuchweste und, je nach der Jahreszeit, eine Jacke (dolama) oder ein Pelzwamms angezogen. Die Jacke ist aus dunkelblauem oder schwarzem Tuch gemacht. Als Kopfbedeckung dient eine Pelzmütze oder ein Hut mit breitem oder schmalem Rande, als Fußbekleidung der Bundschuh oder hohe Stiefel. Das Obergewand ist die Suba oder Bunda aus Lammfell, im Regenwetter und bei Ärmeren auch sonst der weiße grobe Tuchmantel („Szür" der Ungarn), dessen viereckiger Kragen mit rothem oder blauem Tuch eingefaßt ist. Die wohlhabenderen Bauern tragen meist dunkelblaues oder schwarzes Tuchgewand: Dolmány, Weste mit Silberknöpfen, enge Stiefelhose. Der Dolmány reicht gewöhnlich bis an die Hüfte und kann auch gefüttert und verbrämt oder ganz aus Fell sein. Die weibliche Tracht ist verschwenderisch ausgestattet.

Schnitt, Näharbeit, Verzierung und Verschnürung der Kleider sind so fein als möglich. Die Farben sind schreiend, die Zierrathen aber geschmackvoll. Die einfache und häufigste Tracht besteht aus einem weißen, reich mit Gold gestickten Hemde, dem Gürtel und der zierlich mit Fransen besetzten Schürze (pregaća, kecelja); dazu gehört ein Kopfputz mit



Serbischer Landwirth aus Südungarn.

Blumen und Perlen. Der Halsschmuck besteht aus lauter Gold (Goldmünzen) und Perlen. Das Haar tragen die Mädchen glatt gekämmt und rückwärts in einen Knoten gebunden; die jungen Frauen setzen an Festtagen eine Haube (ubradač) aus Goldspitzen auf und binden sich an Wochentagen den Kopf mit einem schwarzen Seidentuch ein.

Die Einrichtung des Hauses ist sehr einfach: ein Tisch, Sessel, Truhen, Betten und einige Schränke. Längs der Wand und um den Ofen laufen breite Bänke, die im Winter oft auch als Lagerstätte dienen. Zwischen den beiden Fenstern steht der Tisch und über

diesem hängt das Bild des Schutzheiligen, unter dem an dessen Namenstage, sowie an größeren Festtagen eine Ampel brennt.

Die Grundlage der socialen Organisation der Serben ist jene eigenthümliche, den Slaven allezeit gemeinsame Institution, welche als Zadruga (Hauscommunion) bei den



Serbische Frau aus Südungarn.

südslavischen Stämmen noch jetzt besteht. Die Zadruga ist ein Bund oder Verein, der in der Regel eine Anzahl blutsverwandter Personen zusammenfaßt. Das gesammte Vermögen derselben wird gemeinsam verwaltet und der Erwerb der einzelnen Mitglieder vermehrt das Vermögen der Hauscommunion. Gemeinsam sind auch die Erhaltungskosten der Vereinigung und Alle, die zu einer Zadruga gehören, leben an dem nämlichen Ort beisammen. Die Angelegenheiten werden mit fast unbeschränkter Vollmacht von einem Manne geleitet, der für dieses Amt von den Übrigen frei gewählt wird. Gewählt kann jedes Mitglied

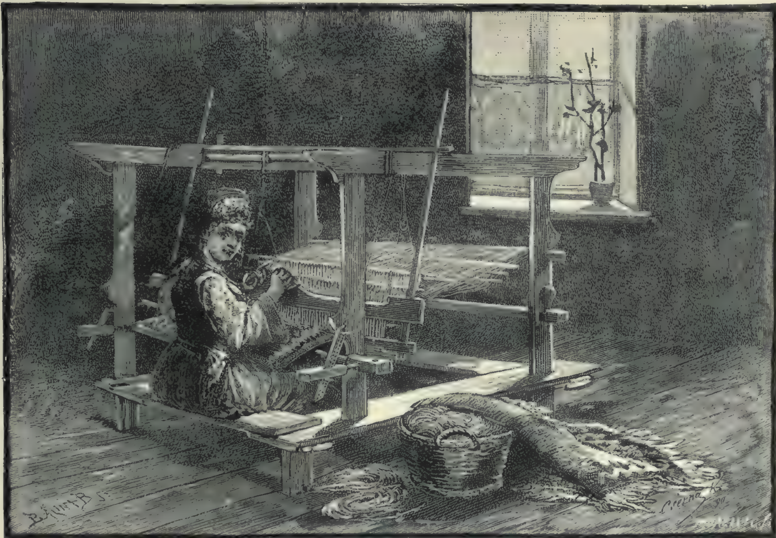
werden, selbst das jüngste, da aber das Oberhaupt die meiste Erfahrung besitzen muß, wählt man meistens den Ältesten; daher der Ausdruck „starešina“ (der Alte), womit bei den Slaven noch jetzt der Inhaber höherer Macht bezeichnet wird. Der Starešina hat das entscheidende Wort in allen Angelegenheiten der Hausgemeinschaft. Er weist die einzelnen Wohnräume zu und theilt die Arbeitszeit ein. Doch verlieren die Mitglieder der Zadruga trotz der großen Macht des Starešina weder ihre persönliche Selbständigkeit, noch ihr Besitzrecht. Jedes Mitglied hat seinen gleichen Theil am gemeinsamen Besitz und kann nebenher auch noch Privatvermögen erwerben, über das es nach Belieben verfügen mag. Auch der Austritt ist gestattet, sowie die Aufnahme neuer Mitglieder. Das Leben in der Hausgemeinschaft ist sehr einfach und fast alle Bedürfnisse werden durch die Hausindustrie gedeckt. Jetzt indeß ist die Institution schon im Sinken begriffen. Am kräftigsten gedieh sie bis auf die neueste Zeit in der gewesenen ungarisch-kroatischen Militärgrenze, bis ihre Aufhebung gesetzlich angeordnet wurde. — Werfen wir nun einen Blick auf den Lebenslauf des Serben, vor Allem auf seine Familienfeste.

Kindstaufe (krštenje). Sobald die Frau bemerkt, daß sie in gesegnetem Zustande ist, flüstert sie es irgend einem Mitgliede des Hausstandes zu, da durch Geheimthuerei das Kind in Gefahr schwebt, stumm zu werden. Gleich nach der Geburt eilt der Vater in der Regel zu seinem gewesenen Hochzeitsbeistand und bittet ihn, Taufzeuge zu sein. Diese Einladung wird, selbst wenn es ungern geschieht, in jedem Falle angenommen; ihre Ablehnung ist undenkbar, auch wenn es sich um den ärmsten Menschen handelt, der, um einen Beschützer zu gewinnen, eine reiche, ansehnliche Familie angeht.

Nach der Einladung geht der Gevatter in das Haus, um das Kind zur Taufe zu bringen. Entweder er oder die Gevatterin muß es aber vorher dreimal über der Schwelle auf und nieder schwenken. Nach der Taufe geht der Gevatter in das Haus zurück und übergibt dort das sogenannte Taufgeld (korožma); dieses gehört der Kindbetterin, die dafür meistens Leinwand auf Kinderhemden kauft.

Die Wohlhabenderen pflegen bei der Kindstaufe die Verwandten und Freunde auch zu bewirthen, welche ihrerseits dem Kinde Geschenke und Geld spenden. Das Mahl dauert in heiterer Stimmung oft bis zum Abend fort. Jeder Gast muß von jeder Speise essen, damit das Kind nicht wählerisch im Essen werde. Der Vater ist, besonders wenn es einen Knaben gilt, geradezu verschwenderisch, er kann gar nicht genug anbieten. Schließlich werden die Schmausenden warm und tanzen, damit der Hanf recht wachse, singend, zuweilen auch nach dem Dudelsack (mit Ausnahme der Fastenwochen, sonst würden ihre Pflaumen von den Bäumen fallen). Selbst im ärmsten Hause wird für diese Gelegenheit ein Eimer Wein angeschafft. Schließlich entfernen sich die Gäste singend, unter Segenswünschen für das ganze Haus. Der Taufpathe ist der Letzte.

Wenn das Kind zum ersten Male gebadet wird, wirft man ein paar Geldstücke in das Bad, was für die Zukunft vor Geldmangel schützt. Damit es gut lerne, wird eine Feder ins Wasser geworfen. Um Hand und Hals des Kindes wird ein Band geschlungen, in das man Salz oder Zwiebeln gewickelt hat, damit das böse Auge dem Kleinen nicht schaden könne, und wenn Mehrere das Kind bewundern, löscht die älteste Frau des Hauses sofort glühende Kohlen ab, damit es vor allem Übel bewahrt bleibe. — Die Wöchnerin ruht in einem mit Linnentüchern umhangenen Bette. Sie geht selten aus, und dann mit aller



Serbischer Webstuhl in Ó-Sztapár.

Vorsicht. Am meisten hütet sie sich vor den Augen fremder Männer, die ihr nach dem Volksglauben schaden könnten. Überhaupt glaubt sie sammt ihrem Kinde von allerlei Gefahren umgeben zu sein, so lange sie nicht zur Einweihung gegangen ist. Nachdem dies geschehen, werden die um das Bett gehängten Linnentücher beseitigt, zum Zeichen, daß der böse Geist ihr nichts mehr anhaben kann.

Der Mädchenmarkt (jabuka, veridba). — An manchen Orten versammeln sich einmal im Jahre, Sonntags, meistens am sogenannten heiligen Rosenkranzfeste, die auf den entlegenen Gehöften zerstreut wohnenden Burschen und Mädchen zu einem förmlichen Markte, um sich da zu sehen und gegenseitig kennen zu lernen. Das ist der Mädchenmarkt. Die Mädchen prangen in Kleidern, die von Goldstickerei strotzen und ihr Hals ist mit

Gehängen von Goldmünzen überladen. Manches Mädchen trägt ein kleines Vermögen am Leibe. Ihre Röcke sind aus blauer oder auch anders gefärbter Seide, die Leibchen aus Sammt von entsprechender Farbe und mit handbreiten Goldspitzen besetzt. Ein gleicher Besatz ziert das weißseidene Halstuch. Das schön geflochtene Haar ist rückwärts in einen stattlichen Knoten gewunden. Die Burschen tragen langschäftige, gefältelte Stiefel, blaue Tuchhosen und spenserartige Jacken von gleicher Farbe oder blaue, auch weichselrothe Sammtwesten, unter denen das weiße Hemd hervorguckt. Nach kurzem Gespräch ertönen die Melodien des Kolo. In der Mitte des Kolo stehen mehrere Dudelsackpfeifer. Die Paare bilden sich, man faßt sich um die Taille und tanzt dann im weiten Kreise herum, ernst und stumm, nur dann und wann einen Blick auf sein Gegenüber werfend. Man tanzt und tauscht den Genossen so lange, bis die Herzliebsten sich glücklich gefunden haben. Ringsum aber drängen sich die Zuschauer unter Schäkern und Gelächter. Während des Tanzes erscheinen die Eltern oder nächsten Verwandten der heiratslustigen Burschen, treten in die Mitte des Kolo und suchen für die jungen Leute die Zukünftigen aus, die sie ihnen auch gleich verloben, und zwar durch Überreichung eines Apfels, in den eine Gold- oder Silbermünze gesteckt ist. Bis in den Spätabend hinein währt der Tanz. Die Mädchen, die den Apfel schon bekommen haben, eilen mit freudestrahlenden Augen zu ihren Müttern, küssen sie vor Vergnügen und kehren dann zum Tanze zurück. Der Bursche aber kauft gestickte Pantoffel, Tücher und andere Geschenke, die er dem Mädchen darbringt. Denn jetzt ist es ihm nicht nur erlaubt, sondern sogar seine Pflicht, die Erkorene mit Aufmerksamkeiten zu überhäufen. Und eine Woche später läßt er um ihre Hand anhalten. Liegt der dem Mädchen geschenkte Apfel zerschnitten auf dem Tische, dann ist sie schon sein. Sie theilt mit ihm, wie das Symbol besagt, Freud und Leid des Daseins. Ist der Apfel ganz, so wird er zurückgegeben und der Bursche ist abgelehnt.

Mädchenraub (otmica). — In manchen serbischen Gegenden kommt auch der Mädchenraub noch vor. Wenn die Dorfjugend sich im Wirthshause zum Tanz versammelt hat, nehmen fünf oder sechs gute Freunde ein Mädchen aufs Korn, umringen sie plötzlich und rauben sie für einen der Ihrigen. Ist das Mädchen einverstanden, so ist das nicht schwer; ein Mädchenraub, ohne daß das Mädchen halb und halb miteinverstanden wäre, ist auch nicht gut denkbar. Die Mädchenräuber ziehen sich in eine Waldung oder ein anderes Versteck zurück, wo sie acht Tage bleiben und einen Geistlichen der Gegend ersuchen, das entflohene Paar zu trauen. Natürlich gibt sich kein Geistlicher dazu her. Nun geht Einer zur Familie des Mädchens heim und benachrichtigt sie von dem Vorfall. Die Einwilligung wird wohl nachträglich gegeben, worauf das Paar in aller Stille zurückkehrt und getraut wird; erhält man aber die Einwilligung nicht, so wird das Mädchen nach der Trauerwoche heimgebracht und man tröstet sich damit, daß sie schon noch später einen Mann finden werde. Schlimmsten

Falles wird aber auch ein Proceß daraus, indem die Eltern ihr Kind durch die Behörde suchen lassen und streng auf der Bestrafung des Räubers bestehen. Ist der Raub nicht mit Willen des Mädchens geschehen, so trifft den Entführer die Blutrache. Oft aber geschieht der Raub nur, um die Hochzeitskosten zu ersparen, und dann hat er natürlich keine Folgen.

Hochzeitsgebräuche. Das bedeutsamste Moment im weiblichen Leben ist der Übergang von Mädchenthum zu Frauenthum. Im serbischen Volksliede heißt es darüber:

Mädchen.

„Ging durch unser Dorf ein Jüngling,
Abends, konnt' ihn gar nicht seh'n recht.
Stille nach ihm meine Sehnsucht,
Ruf' ins Haus ihn, gute Mutter,
Ruf' ihn her, um Gotteswillen!

Mutter.

Laß' ihn, meine Tochter, laß der
Stolzen Stadt noch stolzern Jüngling!
Will gebrannten Wein beim Aufsteh'n,
Vor der Nachtruh' üppig Gastmahl
Und ein städtisch weiches Bett dann.

Mädchen.

Ruf' ins Haus ihn, gute Mutter,
Ruf' ihn her, um Gotteswillen!
Meine Augen sei'n ihm Branntwein,
Meine Wangen roth sein Imbiß,
Und mein Hals von Schnee sein Naschwerk,
Sammtweich Gras sein warmes Bette,
Sternenhimmel seine Decke,
Und mein weicher Arm sein Kissen.
Ruf' ins Haus ihn, gute Mutter,
Ruf' ihn her, um Gotteswillen!"

Lebt der Vater nicht mehr, so verfügt der Bruder, und wenn kein solcher vorhanden, der Oheim oder ein anderer männlicher Verwandter über die Hand des Mädchens. Obgleich sie nicht nach ihrem Herzen wählen kann, weiß sie sich doch zu trösten und findet auf alle Fälle eine gute Aufnahme im neuen Heim mit ihren zwei jungen arbeitsamen Händen. Die Serben heiraten in der Regel frühzeitig und die jungen Mädchen lassen sich mit großer Lust die Haube aufsetzen, schon weil die Hochzeit das einzige Fest ist, bei dem die Frau die Hauptrolle spielt und weil die serbische Frau mehr Freiheit genießt als das Mädchen.

Im Herbst begeben sich die Väter auf die Brautschau. Sagen ihnen das Mädchen und dessen Verhältnisse zu, so rücken sie sofort heraus und bestimmen zusammen den Tag der Brautwerbung, zu der die beiderseitigen Verwandten geladen werden. Bei der Brautwerbung wird auch der Tag der Trauung bestimmt, sowie die Zahl und Auswahl der Gäste.

Vor der Hochzeit erfolgt der Austausch der Ringe (prsten). Bei dieser Gelegenheit erhält die Braut einen großen rothen Ehrenapfel (jabuka), in dem, je nach dem Vermögen des Freiers, eine oder mehrere Goldmünzen gesteckt sind; der Apfel wird Brautgeschenk genannt, so wie man jedes andere Geschenk gewöhnlich Jabuka (das heißt Apfel) nennt.

Nach dem Ringtausche, zwei oder drei Tage vor der Hochzeit, macht der Tschausch (Čauš, Hochzeitsherold) oder Dever (Brautführer, meist ein jüngerer Bruder des Bräutigams) die Einladungsbesuche, wobei er eine mit Blumen und Gold- oder Silber-

münzen umhangene Čutura (flache Feldflasche) trägt. Er bietet jedem Begegnenden einen Trunk und macht sich nichts daraus, wenn die Feldflasche leer wird, denn die Familie jedes geladenen Gastes untersucht die Čutura des Tschausch und füllt sie wieder an, damit nicht die Schmach geschehe, daß ein Tschausch mit leerer Čutura das Haus verläßt. Wen er aber zu Hause findet, dem reicht er die Flasche mit den Worten: „Der Bräutigam läßt dich grüßen, sei morgen bei seiner Hochzeit anwesend.“ Darauf sagt der Geladene entweder „Ja“, oder er entschuldigt sich, nimmt aber dann die Čutura, thut seinen Trunk und bindet eine kleine Silbermünze daran, zu den übrigen.

Mittlerweile werden im Hause des Bräutigams die Hochzeitsämter zugetheilt, und zwar die folgenden: Der Trauzeuge (debeli kúm, oder kúm venčani), der Beistand (stári svat), der Anführer (vojvoda), der Brautführer (dever), der Gehilfe des Trauzeugen (prikumak), der Lustigmacher der Gesellschaft (čauš) und der Dudelsackpfeifer; die Übrigen werden Tellerlecker oder Mitläufer (pustosvati) genannt. Hieher gehören aber auch jene hellstimmigen Mädchen, welche den Gästen während des Brautzuges Lieder vorsingen; sie heißen serbisch deveruše (Mädchenbegleiter), türkisch jengjebule.

Wer gebeten wird, als Trauzeuge (kúm) zu fungiren, der muß in der Regel unweigerlich gehen und ist er ein alter Taufpathe, so weiß er auch schon das Herkommen; wer aber zum ersten Male Kúm sein soll, der muß es „in Gottes und Sankt Johannis Namen“ annehmen. Einen Anderen als den Taufpathen zu wählen ist unzulässig, wohl aber muß er schon vorher aufgefordert und seine Einwilligung erwirkt werden.

Der Kúm übt während der Hochzeit eine große Macht aus. Wehe Demjenigen, der sich seinem Befehle widersetzt, oder gar ihn beleidigt! Er muß den Platz räumen und wird auch im Dorfe nicht weiter bewirthet.

Der Dever (Brautführer) steht während der Hochzeit seinem heiratenden Bruder, Vetter oder sonstigen Verwandten bei; ist der Dever kein Verwandter des Bräutigams, so ist er wenigstens sein vertrauter Kumpan. Dever kann auch ein zehnjähriger Junge sein, doch pflegt man erwachsene Burschen zu wählen. Der Dever übernimmt die Braut von ihrem Bruder und führt sie dem Kúm zu, damit sie diesem, sowie dem Starisvat die Hand küsse. Ferner hat er die Braut so lange zu bewachen und ihr in Allem behilflich zu sein, bis sie ihrem Gatten übergeben wird.

Der Starisvat (Beistand) ist gleichsam der Vorsteher der Hochzeit, er handhabt die Ordnung und übt eine große Macht aus. Der Prikumak (Gehilfe des Trauzeugen) geht mit dem Kúm und trägt die Fahne. Der Tschausch (Hochzeitsherold, Lustigmacher) sorgt für Erheiterung der Hochzeitsgesellschaft. Er fordert sie auf, sich zum Brautzug fertig zu machen. Er macht Späße, schwatzt das bunteste Zeug, schlägt Gastereien vor und vertheilt Geschenke.

Beim Aufbruch vom Hause des Bräutigams singen die Hochzeitsgäste das Folgende:

„Hurtig, Kúm! Ja hurtig, Starisvat du!
Unſ'res Bräut'gams Mutter fleht schon dringend,
Daß Ihr rasch das Schwiegerkind ihr bringet,
Voll den Busen ganz mit Sonnenscheine,
Die Hemdärmel voll mit Mondenscheine."

Wohnt die Braut im Nachbardorfe, so holt man sie mit hübschen, leichten Wagen, deren Pferde mit Rosmarinsträußen und Handtüchern geschmückt sind. Voran fahren der Kúm, der Bräutigam und der Dudelsackpfeifer; der nächste Wagen trägt den Dever und die Verwandten des Bräutigams; hierauf folgen noch viele Wagen voll Mädchen und Frauen. Von Seite der Braut kommt ihnen anderes Hochzeitsvolk zum Empfang entgegen; man steigt von den Wagen ab, man umarmt und küßt sich und tanzt mitten auf der Landstraße um den Dudelsack her einen regelrechten Kolo. Ist der zu Ende, dann wird wieder aufgestiegen und unter Gesang und Dudelsackklängen nach dem Brauthause gefahren, wo man wieder absteigt und sich auf der Schwelle mit den bereits Harrenden umarmt und küßt.

Die Braut kommt am Arme ihres Bruders, meist mit verweinten Augen heran und wird dem Dever übergeben. Hierauf singen ihr die Freundinnen und zur Hochzeit geladenen Mädchen ein Abschiedslied:

„Schweig, nicht weine, Mädchen, meine Seele!
Stärker wird dein Mütterlein ja weinen,
Stärker schluchzen, Jammer um dich tragen,
Wenn um Wasser gehn die andern Mädchen
Und ihr Röschen ist nicht mit am Brunnen,
Und daheim kein Röschen und kein Wasser."

Der Brautmutter aber singen sie:

„Klage nicht, o süße, traute Mutter!
Laß mich, deine liebe Tochter, ziehen.
Bleib' dir zugethan in reiner Liebe,
Ob ich auch jetzt Abschied von dir nehme.
Lohn' dir Gott all deine treue Mühe,
All den Eifer für mein Wohlergehen!"

Dazu blasen die Pfeifer auf ihren melancholischen Dudelsäcken, der Dever aber setzt die Braut auf den Wagen und auch die Übrigen nehmen ihre Plätze ein: fort geht es unter schwermüthigen Weisen und unaufhörlichem Jubelgeschrei nach der Kirche, wo der Dever mit der Braut, der Kúm mit dem Starisvat und dem Bräutigam vor den Altar treten. Dort vertauscht der Geistliche die Ringe der Verlobten. Der Erste, der den Altar verläßt, ist der Priester; dann thut es das Brautpaar, dann der Kúm und der Starisvat.

Mit großen brennenden Wachskerzen, unter der Absingung von Kirchenliedern, begeben sie sich in die Mitte der Kirche, wo an dem mit kirchlichen Sinnbildern versehenen Tische der Priester die Hände des Brautpaares mit einem durch den Dever gekauften Seidentuch zusammenbindet, die Brautjungfern die Häupter und Schultern des neuen Paares mit dem durch den Kúm, Starisvat und Dever gekauften „preves“ (seidene oder andere Kleiderstoffe in ganzen Stücken) verhüllen. Dann setzt der Priester zuerst die Krone dem Bräutigam auf und sagt: „Gottes Knecht, ich kröne dich für die Magd Gottes.“ Dann setzt er sie der Braut auf mit den Worten: „Gottes Magd, ich kröne dich zum Weibe dieses Mannes, sei ihm Begleiterin und Genossin dieses Leben hindurch!“ Darum nennen die Serben die Trauung auch Heiratskrönung. Die Vermählten behalten die Kronen bis zum Ende der Ceremonie auf. Die Kronen waren ehemals nur Kränze aus Blumen oder frischem Laub, um die unverwelkbare Jugend und Keuschheit zu versinnbildlichen; jetzt sind es wirkliche Kronen, bei den Reichen aus Gold oder Silber, bei den Armen aus anderem Metalle.

Bei der Trauung gibt der Priester dem neuen Paare aus einem durch den Dever gekauften Glase voll rothen Weins dreimal zu trinken, nicht nur um an die Hochzeit von Kana zu erinnern, sondern auch um durch das gemeinsame Trinken an den gemeinsam zu leerenden Freuden- oder Leidensbecher zu mahnen.

Wenn der Priester die Worte spricht: „Die Frau fürchte ihren Mann“, da tritt der Bräutigam der Braut auf den Fuß, zum Zeichen, daß er von nun an ihr Herr und Gebieter ist. Nach der Trauung spricht der Priester die Worte: „Die Kirche Gottes freut sich, daß Ihr unter ihre Mitglieder eingetreten seid.“ Kúm und Starisvat stehen als Zeugen, brennende Kerzen haltend, hinter dem Paare, das sich nach Beendigung der Ceremonie zu ihnen umwendet und ihnen die Hand küßt.

Nach der Trauung geht die Hochzeitsgesellschaft unter lustigem Gesange nach dem Hause der Braut, wo die Eltern schon ihrer harren, um sie mit allerlei Nationalspeisen reichlich zu bewirthen. Während des Mahles zählt der Tschausch in sehr belustigender Weise die Speisen auf, welche dieser und jener geladene Gast gespendet. Hat z. B. Einer ein Spanferkel gebracht, so sagt der Tschausch: „Dieser Gast wohnt nahe am Wasser und hat eine Wasserratte gefangen.“ Ist das Geschenk ein Huhn, so stellt er sich, als hielte er es für eine Krähe oder dergleichen; ist es ein stark gehörnter lebendiger Widder, so fragt er: „Was mag das wohl für ein Vieh sein, ein Hirsch oder ein Ochse?“ Aber jeder solchen Vorstellung fügt der Tschausch zum Schlusse den Satz bei: „Zu seinem (des Gebers) Ruhme und allen seinen Brüdern zu Ehren“ (das heißt, hat er es gespendet). Dann tragen meistens zwei Burschen die Geschenke an einer Stange, wohl auch einer Fahnenstange, hinein, wobei sie absichtlich hinken, als könnten sie die ungeheure Last kaum schleppen.



Serbische Trauung.

Die Braut hat dem Kúm, dem Starisvat und dem Dever ein Hemd zu schenken, den übrigen Gästen, was sich eben trifft, ein Schnupftuch, ein Handtuch, Strümpfe und dergleichen. Um die Essenszeit begrüßt der Tschausch die Gäste mit einem scherzhaften Willkomm und bei dem Auftragen jeder Speise sagt er wieder komische Verse her.

Ist der Kúm ein gewandter Festredner, so weiß auch er den Abschied der Braut von ihren Eltern sehr schön vorzutragen, indem er die bisherigen Verdienste der letzteren, besonders der Mutter, um ihr Kind ausmalt, nebst ihrem Verhängniß, daß sie es gerade jetzt, da es ihnen einen Theil seiner Schuld abtragen könnte, einem Anderen überlassen müssen.

Die Hochzeitsleute tanzen unausgesetzt den Kolo; nach Tische besteigen sie wieder die Fuhrwerke und bringen die junge Frau in das Haus des Bräutigams, wo jedoch der Kúm die Neuvermälte nicht eher vom Wagen steigen läßt, als bis der Schwiegervater ihr eine junge Kuh geschenkt hat. Auch die Schwiegermutter steht dort und wartet auf ihre Schwiegertochter, auf dem rechten Arm ein Knäblein haltend, unter dem linken Arm ein Stück Leinwand, was sie Beides unter Küssen der Schwiegertochter übergibt. Diese läßt das eine Ende der Leinwand zu Boden gleiten und schleppt es bis an die Schwelle, wo man ihr den Knaben und die Leinwand abnimmt, um ihr dagegen einen Spinnrocken zu reichen, einen Laib Brod unter jeden Arm und ein Stück Zucker in den Mund zu stecken, in die eine Hand aber eine Flasche Wein und in die andere eine Flasche Wasser zu geben. Das Alles trägt sie in die Stube, legt es dort auf den Tisch, verbeugt sich dann und küßt zuerst Hände und Gesicht der Schwiegereltern, und hierauf die Übrigen.

Im Hause des Bräutigams gehen die Lustbarkeiten ihren Gang, Kolo, Gesänge, Essen und Trinken und allerlei Schabernack.

Wer bei der Hochzeit erscheint, ist verpflichtet die Braut zu beschenken, das heißt, wenn diese sich ihm nähert oder ihm die Hand küßt; doch wissen die Hochzeitsgäste immer irgend einen Scherz zu erfinden, auf Grund dessen sie für die junge Frau Geld sammeln können. Die Hochzeitsgesellschaft ist sehr muthwillig, so daß es ein Sprichwort gibt: „Ausgelassen wie eine serbische Hochzeit".

Gegen Mitternacht führt der Kúm die Braut zum Kolo und richtet die Sache so ein, daß er sie während des Tanzes geschickt verschwinden läßt, sammt dem Bräutigam. Ist dies gelungen, so führt er das junge Paar unbemerkt ins Schlafgemach, während die Gesellschaft sich die Nacht hindurch weiter belustigt. Den andern Morgen kommt die junge Frau mit Wasser und einem Handtuch und gießt der Reihe nach jedem Gaste Wasser in ein Becken oder eine Schüssel (karlica); sie waschen sich und werfen dann ein Geldstück hinein. Das ist das Waschgeld (polivačina).

Unter den Klängen des Dudelsacks bringt man nun auch den Kraváj und überreicht ihn feierlich der jungen Frau. Es sind dies allerlei Geschenke (Seidentücher, Schuhe,

Schürzen, Geld u. s. f.), die von Kúm, Starisvat, Dever und Tschausch gesandt, auf verschiedenartiges Backwerk gelegt dargebracht werden.

Den Schluß macht der Polstertanz. Die Hochzeitsgesellschaft bildet einen Kreis um den Tschausch und umtanzt ihn, wobei er den Polster, den er in der Hand hält, bald vor dieses, bald vor jenes Mädchen hinlegt, welches rasch darauf hinknien muß, wenn der Tschausch das Kissen nicht noch rascher wieder wegzieht. Weiß ein Mädchen flink auf den Polster zu knien, so bekommt sie von dem im Kreise Befindlichen einen Kuß und geht für ihn in den Kreis. Diesen Polstertanz pflegt der Tschausch oft damit zu beenden, daß er den Polster aufschlitzt und die Federn über die Umstehenden ausstreut.

Eine serbische Hochzeit dauert mitunter eine ganze Woche.

Die serbische Familie, sei sie auch noch so zahlreich, trennt sich selten. Vater, Großvater und Enkel bleiben beisammen, die Mädchen folgen ihren Gatten, die Söhne aber heiraten nach Hause. Nur in Familien, wo die Tochter das einzige Kind ist, nimmt man den Tochtermann ins Haus.

Die junge Frau trägt im ersten Jahre ihrer Ehe bei allen festlichen Anlässen einen großmächtigen, aus Kunstblumen gebauten Kopfschmuck (ubradáč) und um den Hals die vielen Gold- und Silbermünzen, die sie als Hochzeitsgeschenke erhalten hat. Begegnet sie auf der Gasse einem alten Mann aus der Verwandtschaft, so küßt sie ihm die Hände, einem jungen aber Augen, Mund und Wange. Eine Woche nach der Trauung beginnen die Besuche der Verwandten bei dem jungen Paar und dauern drei Tage lang unter fortwährender Schmauserei, bei Dudelsack und Tanz.

Beerdigungsgebräuche (pogreb). Ist Jemand gestorben, so wird er durch die Angehörigen oder gedungene Klageweiber beweint, die seine guten Eigenschaften in Stegreifgesängen verherrlichen. Vor der Beerdigung trägt man ihn in die Kirche, wo die Leichenceremonien verrichtet werden; nach der Einsegnung schafft man ihn auf den Gottesacker hinaus. Nach dem Begräbniß darf der Leichenschmaus nicht fehlen. Am folgenden Tage tragen die Frauen Speise und Trank auf den Friedhof und vertheilen das um der ewigen Seligkeit des Verstorben willen an arme Leute und Bettler, während sie das Grab mit Wein besprengen.

Volksglaube und Aberglaube. Die Serben, besonders die Weiber, glauben fest an allerlei Zauber und an jedes Familienereigniß knüpft sich der Aberglaube. Das sind jedenfalls Reste des Heidenthums, welche das Christenthum nicht ganz verwischen konnte, ja es werden sogar die christlichen Heiligen heidnisch gemacht. So ist der heilige Elias zum Donnergott, die Jungfrau Maria zur Göttin des Blitzes, der heilige Panteleimon zum Gebieter der Stürme und der heilige Nikolaus zum Herrn der Gewässer geworden. „Hilf Gott und heiliger Nikolaus!“ ruft der Serbe im Wogensturm.

Allgemein ist auch der Glaube an die Vilas. Die Vila ist nach dem Volksglauben eine schöne junge Frau mit langem blondem Haar und weißem, aus Sonnenstrahlen gewebtem, mit Sternen besätem Gewand. Ihr Wuchs ist schlank wie eine Tanne, ihr leichter Körper wiegt sich auf goldenen Flügeln. Ihre Augen funkeln wie der Blitz, ihre Stimme ist so süß, daß, wer sie einmal singen gehört, niemals wieder auf Menschenworte hört; hat sie aber Einer mit Augen gesehen, so verfällt er dem Trübsinn und siecht zu Tode. Sie besitzt eine wunderbare Zaubermacht. Die nationalen Helden jedoch sind die Günstlinge der Vilas. Auch der Glaube an Hexen, Gespenster und böse Geister ist sehr verbreitet. Die Hexe ist ein altes Weib, dessen Seele in der Gestalt einer Fledermaus oder eines Nachtfalters hin und her flattert, dem Schlafenden die Brust aufreißt und das Herz herausfrißt. Bei Tage sammelt sie Heilkräuter und heilt damit; man schreibt den Hexen meistens Zauberkräfte zu. Eine besondere Art von Hexe ist die Mora (Alp), welche Nachts den Schlafenden drückt, ja erdrücken kann. Die drei Schicksalsfrauen aber (sudjenice) erscheinen gleich bei der Geburt des Kindes und bestimmen ihm sein künftiges Geschick.

Der Vukodlak ist ein Vampyr, das heißt böser Geist, der sein Grab verläßt. Der Glaube an ihn ist bei den Slaven allgemein. Der Vampyr schläft im Grabe mit offenen Augen und mit starrem Blick; Haare und Nägel wachsen ihm, in seinen Adern fließt kaltes Blut. Er verläßt das Grab nur bei Vollmond, um die Lebenden heimzusuchen. Er hat kein menschliches Empfinden, ja er behelligt die Verwandten und guten Freunde am meisten. Er öffnet dem Menschen die Rückenadern auf und saugt ihm das Blut aus, oder er reißt ihm die Kehle heraus. Der Mensch kann durch die Strafe Gottes zum Vampyr werden, oder wie Andere glauben, durch das Schicksal. Der Biß des Vampyrs ist daran zu erkennen, daß er rothe und blaue Flecken zurückläßt. Stirbt Jemand am Biß des Vampyrs, so wird er gleichfalls zum Vampyr. Das Grab des Vampyrs erkennt man an dem furchtbaren Lärm, den er darin macht, indem er um sich beißt und sogar sich selbst zerfleischt. Heißt es von einem Todten, daß er ein Vampyr sei, so wird er unverweilt ausgegraben. Ist der Leichnam schon in Fäulniß übergegangen, so besprengt ihn der Priester mit Weihwasser: ist er aber roth, so stößt man ihm einen Dolch ins Herz, damit er nicht mehr aufstehen könne, oder schießt ihm eine Pistolenkugel in den Kopf, worauf man ihn verbrennt und die Asche ins Wasser streut. Dieser Aberglaube ist in der Volksseele so festgewurzelt, daß es lange währen wird, bis die Volkserziehung ihn ausrotten kann; auch klingt dieses krankhafte Phantasiegebilde aus manchem serbischen Volksliede heraus.

Bei allen serbischen Festen oder Lustbarkeiten sind die Gusla und der Kolo unerläßlich.

Die Gusla und die Guslaren. Die Gusla (gusle) ist ein einfaches Instrument, am besten mit der Mandoline vergleichbar, mit Ziegenhaut überzogen und mit einem langen



Serbischer Guslar.

Griff versehen, über den sich eine Roßhaarsaite spannt. Die berühmtesten Guslen sind die aus Ahornholz. Auf der Gusla zu spielen ist nicht leicht. Der Unkundige vermag ihr nichts als einen winselnden Ton zu entlocken, wogegen der Geübte ihr gar mannigfache Töne abgewinnt; sie weint, klagt und jauchzt mit ihm, sie befeuert ihn und verliert sich wieder in Wehmuth, die in leisem Hauch erstirbt. Jeder Serbe weiß die Schönheit dieser Musik zu schätzen und versteht, was die Gusla singt. In Noten hat man es noch nie gesetzt, man spielt auf der Gusla nach Belieben. Von Jung und Alt, von Groß und Klein umdrängt, sitzt der Guslar da, das ächzende Holz zwischen die Knie gepreßt, und entlockt ihm mittelst des Bogens die melancholischen Rhythmen, zu denen er in entsprechender Modulation die alten Heldenlieder singt.

Die Guslaren sind zumeist weißhaarige, oft auch blinde Greise. Sie erinnern an die Propheten, wie sie denn wirklich Alles für heilige Wahrheit halten, was sie singen. Alte Volkslieder sind es, ehrwürdigen Ruhmes voll, und sie singen sie zur Gusla am Klippenrande des Sturzbachs sitzend oder im Schatten der hundertjährigen Eiche oder an der Schwelle einer Felsenhöhle, aber auch auf Jahrmärkten, bei großen Feiertagen und an Wallfahrtsorten und auch wieder an stillen Winterabenden am freundlichen Herdfeuer der vielköpfigen Familie. In diesen Gesängen lebt das Leben des serbischen Volkes, seine Geschichte und sein Gesetz, seine Religion und Politik. In ihnen sind die Thaten der serbischen Zaren und Könige, Fürsten und Heerführer überliefert, auch die Verkündigungen der nationalen Wahrsager, die süßen und bitteren, glänzenden und düsteren Träumereien der Dichter — Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft fassen sie in sich.

Der Kolo (Rundreigen). Der Kolo-Tanz ist sehr einfach. Männer und Frauen halten sich im Kreise gefaßt, gehen nach dem Takt des Dudelsacks drei Schritte nach links und einen nach rechts und singen dazu verschiedene Kolo-Lieder. Zwischen die Männer, die sich an den Händen halten, treten mit weißen Tüchern umgürtete Frauen. Vom Vortänzer (kolovodja) geführt, bildet die tanzende Gesellschaft einen Reigen, der sich nach und nach zum vollen Kranze schließt. Der Kolo beginnt in langsamem Takt, setzt sich unter Tändelei und Geplauder fort, wird dabei immer feuriger und schließt endlich in einem rasenden Tempo. Sein Fortschreiten nach rechts und zurück nach links, dann wieder sein Vorwärtsdringen im ganzen Halbkreise kann man ein gemächliches nennen, das aber zeitweilig von Ausbrüchen der Kraft unterbrochen ist. Man tanzt den Kolo im Frühjahr und Sommer unter weithin schattenden Bäumen unter Gottes freiem Himmel, bei Wallfahrten auf dem Hof der Kirche, zur Winterszeit in der Stube, aber doch auch zuweilen auf schneebedecktem Plane. Und dazu singen die Burschen:

„Hei, du Dirnlein frisch und fein,
Du zergrämst das Herze mein.“



Serbischer Kolo.

Darauf die Mädchen:

„Flatterhafter, gib nur Ruh',
Schlimmer Schmeichelvogel du!"

Und wieder die Burschen:

„Sag' doch, wann ich dich betrog!
Wohl als deinen Kuß ich sog?
Als ich küßte dein Gesicht,
Blieb mein Mund doch haften nicht."

Der Kolo-Reigen ist ein Halbkreis oder ein Kreis, der den in der Mitte stehenden Dudelsackpfeifer umtanzt. Der Pfeifer schlägt zugleich mit Kopf und rechtem Fuß den Takt, und wenn er erst warm geworden, dudelt er auch noch mit, was er auf dem Instrumente bläst. Der Kolo währt zwei bis drei Stunden fort und zwei bis drei Tänze füllen den Nachmittag und die Nacht. Die Gehänge von Gold- und Silbermünzen am Halse der Frauen klingen taktmäßig in den Kolo hinein. Manchmal jauchzen die jungen Burschen hoch auf oder sagen Scherzreime, doch so, daß sie den Takt der Tanzmusik nicht stören. Solche Zwischenrufe sind:

„Brech' ich mir auch gleich den Rücken,
Will ich doch mich nimmer drücken!"

Oder:

„Schwatzt' ich mich nur heiser da,
Liebtest du mich heißer, ja!"

Werfen wir nun einen Blick auf die Gebräuche, die sich an gewisse Jahreszeiten knüpfen.

Erntefeste (Žetva). Bei den wohlhabenderen serbischen Bauern bekommen die Schnitter statt Geld einen Antheil vom Erträgniß und überdies Speise und Trank während der Erntezeit. Gegen Mittag tragen ihnen die Frauen auf dem Rücken, in der Hand oder auf einen Esel gepackt das warme Essen und frische Brot aufs Feld hinaus. Der Leiter des Schnittes ruft die Mittagsstunde aus, die er so genau trifft, als hätte er die Uhr in der Tasche. Ist die Ernte zu Ende, so wird getheilt: dies dem Bauer, das den Arbeitern.

Der letzte Tag ist Festtag. Die Schnitter binden aus Feldblumen und Ähren einen Kranz, setzen diesem zwei recht hohe und oben gekreuzte Bogengeflechte auf und krönen mit diesem Kopfputz einen Schnitter, der das kalte Wasser nicht allzusehr scheut. Dann ziehen sie feierlich, der Bekränzte voran, unter mannigfachen Gesängen, die den Schöpfer verherrlichen („Gott hat uns nunmehr geholfen", „Gott sei Ruhm in Himmels Höhen") oder den Arbeitgeber loben, durch die Gassen des Dorfes vor das Haus ihres Herrn. Die Scene

ist in der That rührend. Der Hausherr begrüßt die unter hellem Jubel Ankommenden und die Hausmagd gießt dem bekränzten Helden eine schon bereitgehaltene Kufe Wasser über den Kopf, was bewirken soll, daß es dem Weizen nicht an Regen fehle. Der Hausherr spendet einen kräftigen Erntetrunk und die Schnitter lassen sich ihn unter Segenswünschen weidlich schmecken. Dann wird noch getanzt, oft genug bis zum hellen Morgen. Ist die Ernte ergiebig, dann geht es auch dem Schnitter gut; im entgegengesetzten Fall wird nicht einmal ein Erntekranz gewunden.

Ährenspiel (Kad se hvataju slamke). Eine eigenthümliche Erntebelustigung ist das Ährenspiel. Die Schnitter, Burschen und Mädchen werden gezählt. Einer von ihnen nimmt halb so viele Ähren in die Hand, als Schnitter vorhanden sind, und zwar in der Weise, daß er das Ährenbüschel in der Mitte gefaßt hält. Nun faßt Jeder eines der hervorragenden Enden, das Lied vom Ährenspiel (oder auch ein anderes) wird im Chor gesungen und dann läßt der Mann mit dem Büschel die Halme fahren. Die Pärchen, die den nämlichen Halm an den Enden gefaßt haben, dürfen sich küssen.

Das Lied zum Ährenspiel.

„Auf! und laßt uns Ähren greifen, Ähren dünn und zart!
Auf! und laßt uns seh'n, zum Küssen wer mit wem sich paart.
Faßt sie an, die dünnen Halme, faßt das lange Stroh,
Seh'n wir, Jedem wer beschieden, ob wir dessen froh.
Der bekommt die Alte, der die Junge, wie's auch sei,
Alt' und Jung, ich küss' sie doch, das ist mir einerlei.
Wer da säumt, den Kuß zu geben, strafe Gott ihn ja!
Straf' ihn auch die heil'ge Petka Paraskevija.
Und jetzt laß ihn fahren, Hand, den Strohhalm dünn und fein,
Die nach einem Halm gegriffen, küssen sich zu Zwei'n!"

Dodola. Im Frühjahr oder Sommer eines trockenen Jahres gehen zehn bis fünfzehn Mädchen von Haus zu Haus und singen vor jedem ein Liedchen, in dem sie um Regen flehen. Eines der Mädchen zieht sich bis aufs Hemd aus und bekleidet sich, statt ihres Gewandes, so dicht mit Wiesengräsern, Baumblättern, Weidenzweigen und Blumen, daß nicht einmal ein Auge von ihr sichtbar bleibt. Das so eingehüllte Mädchen nennt man Dodola. Sie dreht sich mit großer Schnelligkeit nach rechts und links und die Anderen hüpfen um sie her und singen:

„O Dodola, Dodola,
Sage doch, was willst du da?
Eine gute Kanne Wässerlein,
Vom lieben Gott ein Regenlein."

Sie singen, bis Jemand aus dem Hause tritt und die Dodola mit einem Zuber Wasser begießt; dann ziehen sie unter Juchhe und Halloh weiter. Beim Dodola-Gange wird ferner gesungen:

Vor dem Hause:

„Mädchen, flehen wir zum Herrgott,
Oj, dodo, oj, dodola!
Daß uns Regen niederthaue,
Thaue lind auf Wies' und Saatfeld,
Fruchtbar mache unser'n Weizen,
Unser'n Mais im grünen Blattschmuck."

Unterwegs:

„Durch das Dorf wir geh'n hier unten,
Durch den Himmel Wolken oben,
Wir gar eilend, sie gar eilend,
Doch sie eilten noch geschwinder
Und bethauten Wein und Weizen."

Die Benennung „Dodola" wird auch als Spottwort gebraucht; hat sich z. B. ein Kind beschmutzt, so ist das „Dodola"; kleiden sich Erwachsene oder alte Leute unschicklich, so ist das wieder „Dodola". Auch ein Ehemann, der unter dem Pantoffel steht, ist „Dodola".

Weinlese (berba). Die Weinlese ist ein „Umwandlungsfest," das die Serben so nennen, weil die süße Traube sich in feurigen Wein verwandelt. Die Trauben werden unter fröhlichem Gesang gelesen, gepreßt, gekeltert, und auch der Schmaus fehlt dabei nicht. Fast in jedem Weingarten erklingen heitere Weinleselieder:

„Lesen wir die Purpurtraube,
Saft der reichen Rebenlaube,
Daß die Butten werden schwer;
Wer zuerst sein Theil geendet
Und den vollen Korb uns spendet,
Kriegt auch einen Kuß in Ehr'."

Die Zuberleute schleppen die vollen Gefäße, mehr als ein Schnäpschen im Magen und das Pfeifchen im Munde, unter Gesang und Dudelsackklängen, Flintenschüssen und hundertfältigem Gejauchze. Abends werden mit vorjährigem Reisig allerlei Feuer entzündet, Feuerwerke abgebrannt, Trinklieder gesungen: („Hab' getrunken, bin betrunken" u. s. w.)

„Drauf und dran, ihr Burschen, leert das volle Glas!
Daß euch auch die trockne Laune werde naß.
Klinge, Dudelsack, und rufe, hei! zum Tanz;
Wein, Musik und Tanz, da fühlt das Herz sich ganz.
Auf, begrabt im Reigen heut' der Sorgen Schwarm,
Jeder tanze, froh und traurig, reich und arm.
Trägt uns dann der Fuß nicht mehr, sinkt müd' die Hand,
Singen wir ein Lied vom theuren Vaterland:
Hoch die Heimath! hoch der Serben Lied und Tanz!
Uns're Seel' mit Rosen fesselt dieser Kranz."



Dodola

Spinnstube (prelo). Wenn der Spätherbst und mit ihm die Spinnzeit eintritt, versammeln sich die Mädchen heute in diesem, morgen in jenem Hause zum Spinnen und diese Zusammenkünfte heißen Prelo. Die Prelos sind ungezwungene, harmlose Unterhaltungen. Kaum beginnt es zu dämmern, so erscheinen die Mädchen, netter als sonst, wenn auch nicht feiertäglich gekleidet, nehmen ihre Plätze ein und spinnen fleißig fort bis 10 oder 11 Uhr, unter fortwährendem Scherz, Gelächter, Gesang, Märchenerzählen und Räthselauflösen. Die kleineren Mädchen müssen den Burschen ihre Plätze am Tische einräumen und sich auf Schemel setzen oder in die Ecke drücken; die Burschen bieten dafür das Kerzengeld und ihre Lieder. Sie singen den Mädchen zu:

„Schönes Mädchen, hold erblühtes Röslein,
Blümlein, nicht gesät und nicht gepflanzt auch,
Nicht mit kühler Quelle Naß besprenget,
Nicht gepflücktes, nicht gerochnes Blümlein,
Nicht geküßtes zartes, rothes Röslein,
Reich' den Mund zum Kusse meinem Munde!"

Darauf antworten die Spinnerinnen:

„Küß mich, Jüngling, bis du satt geküßt dich!
Unser Gärtlein hinter eurem Feld ist.
Wenn ich geh', die Blumen zu begießen,
Komm auch du, dein Rößlein anzubinden,
Und dann küß, mein Sonnenlicht, mein Held, mich,
Küß mich, bis dein Herz nach Küssen durstig;
Nur zerkratz' mir nicht die zarten Wänglein,
Daß nicht Mütterchen es merk' und schelte!"

Dann schäkern und scherzen die Mädchen mit den Burschen und singen:

„Dirnlein drei in einem Gärtchen
Setzten Rosen in das Erdchen.
Kam ein Bürschlein oft geschlichen,
Stahl sich Rosen von den frischen.
Doch ein Netz die Dirnlein flochten,
Ins Versteck der Rosen krochen.
Bürschlein blieb im Netze hangen,
Bei den Dirnlein war gefangen.
Alle drei den Spruch ihm sprachen
Und dictirten ihm die Strafen:
Sprach die Eine: Er soll brennen!
Sprach die Andre: Er soll rennen!
Sprach die Dritte: Er soll hängen."

Aber auch die Burschen bleiben die Antwort nicht schuldig:

„Bin kein Gold — in Glut zu glühen,
Bin kein Schelm — gejagt zu fliehen,
Bin ein Held und darf verlangen,
Daß ich werde aufgehangen,
An ein Bäumchen grün und saftig,
An der Schönsten Hals wahrhaftig!"

Von den Räthselaufgaben seien folgende Beispiele angeführt: „Kleiner als eine Maus, höher als ein Haus, bitterer als Gift, süßer als Honig, — was ist das?" (die Nuß). „Im Wald ist's gewachsen, auf der Wiese hat's geweidet, einen Mund hats von Eisen, — was ist das?" (ein Dudelsack). Auch Gesellschaftsspiele werden gespielt, und zwar gehören zu den beliebtesten das „Verhör der Geliebten" und das „Schlachten des Lammes". Einige dieser Spiele werden aber von den Mädchen nur in Abwesenheit der Burschen gespielt. Im Fasching bringt jedes Mädchen wenigstens einmal etwas Mehl und Schmalz in das Prelo; aus diesen zusammengetragenen Vorräthen werden dann „Faschings-Pogatschen" gebacken.

So bringen die serbischen Mädchen und Burschen die langen Herbst- und Winterabende zu. Die Mädchen spinnen, die Burschen erzählen Märchen, spielend lernen sie sich gegenseitig kennen. Dort halten die heiratslustigen Leute Umschau über die Dorfschönen, dort werden sie mit den Mädchen bekannt und wählen ihre zukünftige Lebensgenossin.

Nach gethaner Arbeit singt man folgendes Abschiedslied:

„Grüne Rebenranke an den Wällen
Lief hinan der Ofner Burg, der hellen.
War auch keine grüne Rebenranke,
Zwei Verliebte waren's, liebeskranke.
Trafen sich in früher Jugendblüte,
Trennen jetzt sich, bitter im Gemüthe.
Spricht der Eine so im Abschiedsschmerze:
„Geh voran, du meines Herzens Herze,
Findest einen Garten grün umgittert,
Rother Rosenbusch im Schoß ihm zittert.
Pflück' die rothen Rosen dir, mein Mäuschen,
Seien dir an treuer Brust ein Sträußchen.
Wie die Rose welkt, die rosenrothe,
Welkt mein Herz für dich, mein Lieb, zu Tode!"
Und die Andre, fassend seine Hände:
„Ab vom Wege, süße Seel', dich wende,
Kommst zum grünen Wald dann, in dem Walde
Zu dem Brunnen mit dem Wasser balde.

Tief im Wasser liegt ein Marmorklumpen,
Auf dem Marmor steht von Gold ein Humpen,
Drin ein' Handvoll Schnee von Eiseskälte;
Leg' den Schnee aufs Herz dir, aufs gequälte:
Wie der Schnee an deines Busens Gluten,
Schmilzt um dich mein Herz bis zum Verbluten!"

Unter den an den Verlauf des Kalenderjahrs geknüpften serbischen Festen ist das erste das Weihnachtsfest (božić). Der Familienvater geht in den Wald und fällt eine junge Eiche, von der er einen Klotz (badnjak) heimträgt, wobei er sagt: „Guten Abend! glückliche Weihnachten!" Der Klotz wird auf das Feuer gelegt. Am Abend dieses Festes (badnji don) streut der Familienvater Stroh auf den Stubenboden und singt dabei kirchliche Gesänge. Die Hausfrau setzt sich auf das verstreute Stroh, damit ihre Gluckhenne die Eier richtig ausbrüte. Dann schüttet er Weizen auf den Tisch, bindet ein rothes Band quer darüber und legt so viele Stücke Knoblauch darauf, als die Familie Mitglieder hat; hierauf geht er in den Stall und gibt dem Vieh Salz zu lecken. Besitzt er Bienen, dann bläst er so viele Male in jeden Bienenkorb hinein, als er Schwärme zu haben wünscht, und bezeichnet diese Zahl durch ebenso viele Knoten an einem Bindfaden.

Früh Morgens geht man in die Kirche zur Frühmesse, wo denn der Priester mit feierlicher Stimme verkündet: „Kristos se rodi" (Christus ist geboren); die Anwesenden rufen darauf in starkem Chor: „Va istinu rodi" (Wahrlich, er ist geboren). Dann umarmt sich Alles, sogar Feinde, welche diesen Augenblick ergreifen, um sich zu versöhnen. Zu Hause angelangt, umarmt sich die ganze Familie. Nach der Messe setzt sich die Familie mit den Weihnachtsgästen (polažajnik) zum Liebesmahl.

Morgens erscheint vor jedem Hause ein Besucher und wirft mit der einen Hand Getreide zur Thür herein mit dem Rufe: „Christus ist geboren". Aus dem Hause streut Jemand ebenso Getreide hinaus und antwortet: „Wahrlich, er ist geboren". Nun tritt der Besucher näher, schlägt mit seinem Stabe auf den noch brennenden Eichenklotz, so daß dieser Funken sprüht, und sagt: „So viel Funken, so viel Pferde, Ochsen, Schafe, Ziegen, Schweine, Bienenkörbe, so viel Glück und Segen wünsch' ich". Aus seiner Betonung werden mancherlei Schlüsse auf die Erfüllung seiner Wünsche gezogen. Die Hausfrau bewirthet den Besucher. Der brennende Klotz wird dann gelöscht und im Obstgarten auf die Äste eines jungen Obstbaumes gelegt, was den Obstertrag fördern soll.

Während des Mahles brennt eine in den Weihnachtskuchen gesteckte Wachskerze und die Familienmitglieder rufen einander fortwährend zu: „Gottes Friede mit uns! wahrlich, Christus ist geboren". Nun wird auch die česnica (große Pogatsche) gebrochen, in der ein Geldstück versteckt ist: wer es bekommt, wird ein glücklicheres Jahr haben als die übrigen.

Der Tisch wird drei Tage lang nicht abgedeckt und ebenso lange die Stube nicht gefegt. Gäste sind willkommen. Und bis Neujahr bleibt der allgemeine Gruß: „Christus ist geboren", und die Erwiederung: „Wahrlich, er ist geboren".

Palmsonntag (cveti), wo die Natur ihr Winterkleid abzuwerfen beginnt, ist bei den Serben ein charakteristisches Fest. Am Abend vorher versammeln sich die Mädchen und singen von der Erweckung des Lazarus. Den anderen Tag kommen sie vor Sonnenaufgang im Freien zusammen, singen, baden im Flusse, tanzen den Kolo und sind überzeugt, daß eben jetzt die Vilas, welche die Wälder bevölkern, ihre Verstecke verlassen und, den Sterblichen unhörbar und unsichtbar, bei Musik und Tanz sich ergehen. Das geheimnißvolle Waldesrauschen ist ihre Sprache, das Geriesel der Bäche ihr Geplauder, der Duft der Gräser und Blumen ihr Odem. Nur wer in einer Hülle geboren ist (vilovnjak), kann diese Feensachen hören und sehen. Dieses Fest bedeutet bei den Serben die Erneuerung der Natur.

Dieselbe Beziehung hat auch der Volksbrauch am St. Georgstage (Djurdjev dan). Abends pflücken die Frauen Blumen und Pflanzen und legen sie in Wasser, das über das Mühlrad gelaufen ist. In diesem aufgefangenen Wasser baden sie am nächsten Tage und glauben davon gesund zu bleiben.

Das zweite große Fest nach Weihnacht ist das Osterfest (uskrs). Den Beginn desselben bezeichnet der Augenblick, wenn der Priester in der Kirche früh Morgens den Gläubigen zuruft: „Kristos voskrese" (Christus ist auferstanden), worauf sie erwiedern: „Va istinu voskrese!" (Wahrlich, er ist auferstanden!) Die Versammelten schenken sich rothe Eier und schlagen dieselben aneinander; das zerbrochene Ei gehört dem, der es mit dem seinen zerschlagen hat, und er zieht daraus auch einen Schluß auf sein langes Leben. Am zweiten Ostermorgen ziehen die serbischen Burschen scharenweise, meist von Dudelsack und Tambura begleitet, von Haus zu Haus, die Mädchen zu begießen. Indem sie ins Haus treten, spricht einer der Burschen folgendermaßen: „Wir hörten, lieber Vetter (oder Muhme), daß in Eurem Blumengarten eine schöne Lilie (oder Rose) blühe, nun aber verwelken will. Wir kommen also, die schöne Blume zu begießen, wozu wir Eure gütige Erlaubniß hiermit höflichst erbitten". Der Hausherr oder die Hausfrau antwortet hierauf: „Wir danken Euch vom Herzen, liebe Jungen, daß Ihr auf unser Blümlein nicht vergessen; doch dünkt uns, es blühe gar hold und fein. Indeß seht selber zu, dort ist es, und wenns Euch nicht verdrießt, begießt es!" Die Mädchen kommen hervor und sagen: „Eh' ich mich begießen lasse, lös' ich mich lieber aus". Das Lösegeld besteht in Küssen und rothen Eiern. Während die Burschen die Mädchen begießen, bestellt die Hausfrau den Tisch mit Pflaumenbranntwein, Kuchen und rothen Eiern; die Burschen setzen sich auch alsbald hin und lassen sichs schmecken. Dann folgt der Kolo — und weiter gehts zu anderen Mädchen.

Eine Woche nach Ostermontag findet auf dem Gottesacker das Verbrüderungsfest (družičalo) statt. An diesem Tage nämlich pflegen die Serben den Grabhügel zu schichten. Aus diesem Anlaß versammeln sich daselbst die jungen Männer und Frauen und flechten Kränze. Diejenigen, die sich zu einander hingezogen fühlen, flechten einen Kranz, umschlingen sich damit unter Küssen und schwören sich Bruderschaft (pobratimstvo, posestrimstvo). Mit der Religion hat dies zwar nichts zu thun, es geschieht aber doch in Gottes und des heiligen Johannes Namen. Zum Bruder wählt man denjenigen, von dem man geträumt oder dessen Beistand man verlangt hat. Solche angenommene Geschwister nennen sich Wahlgeschwister (pobratim, posestrima). Die Verbrüderung kann unter Männern wie unter Frauen geschehen, ja man kann sich auch einen Vater (poočim) oder eine Mutter (pomajka) wählen. Solche Verbrüderte haben die Pflicht, einander in Allem beizustehen, doch kann das Band nach einem Jahre gelöst werden, worauf man einen neuen Bund schließen kann. Übrigens ist ein solcher Bruderbund heilig, und wenn ein Serbe bei seinem Bundesbruder schwört, ist an ihm nicht mehr zu zweifeln.

Pfingsten (duhovi) ist das Fest der sogenannten Königinnen (kraljice). Da gehen zehn bis fünfzehn schmuck gekleidete, blumenbesteckte und säbeltragende Mädchen von Haus zu Haus. Die Schönste ist die Königin, sie trägt einen Blumenkranz und einen langen weißen Schleier. Der König hat auf dem Kopfe eine blumengeschmückte Mütze und ein Schwert in der Hand. Auch ein Fahnenträger mit weißer oder rother Fahne ist vorhanden und eine Hofdame folgt der Königin. Vor ein Haus gelangt, stimmen sie ein Lied an, worin sie die Hausleute auffordern, für die Königin einen Schemel herauszubringen. Auf diesem nimmt die Königin Platz, hinter ihr steht die Hofdame und die übrigen bilden einen Kreis um sie her. Jedes Mädchen umgürtet sich mit einem Tüchlein, das ihre beiden Nachbarinnen fassen, um dann nach rechts oder links im Kreise herumzutrippeln, je nachdem es der kolovodja (Reigenführer) angibt. Der König und der Fahnenträger fassen nicht mit an, sondern der König tanzt links vom Kolo nach rückwärts, ohne die Vortänzerin aus den Augen zu lassen, und führt dabei mit seinem Schwerte Lufthiebe; ebenso tanzt der Fahnenträger rechts außerhalb des Kolo, die Augen auf die letzte Tänzerin geheftet und mit der Fahne die Luft durchschneidend. Nach kurzer Zeit machen beide auf ihren Plätzen eine Umdrehung, laufen rund um den ganzen Kolo und kehren wieder auf ihre Posten zurück.

Beim Aufbruch der Kraljice wird das Lied gesungen:

„König, prächt'ger König!
Königin und Banin!
Stehet auf und schreitet
Nun von Hof zu Hofe,

Bis zum Tisch des Zaren,
Wo der Zar den Wein trinkt
Und die Zarin einschenkt
Ihm aus güldnem Kruge."



Die Kraljice.

Die Serben besitzen eine Unzahl solcher Lieder, so daß jedes Mitglied eines noch so großen Hauses das seine bekommt.

Der nach Pfingsten folgende Sankt Johannistag (Ivan-dán) ist das Fest der Hirten. Diese verfertigen am Vorabend Fackeln aus Birkenrinde, machen dann mit diesen die Runde um die Schaf- und anderen Ställe, und verbrennen endlich die Fackeln unter Hirtenspielen. Am Abend vor dem Johannistag zünden sie ein Feuer an, führen die Mädchen hinaus und lassen sie über das flammende Feuer springen. Diejenige, die den Sprung ohne Schaden gethan hat, wird als die geschickteste im Auge behalten und im nächsten Fasching unter die Haube gebracht. Andere zünden am Feldrain ihr Feuer an und machen mit Feuerbränden die Runde um die Saaten. Noch andere wählen zum Feuerplatz den Waldrand oder den Fuß des Berges, tanzen singend den Kolo und tragen den Feuerbrand ins Haus, vergraben ihn im Garten, den er vor Raupen schützt, oder unter der Saat, von der er den Kornbrand fernhält. Der St. Johannisabend wird mit Gesang und Kolo gefeiert. Man zündet Strohhaufen an, singt dazu Freudengesänge, tanzt und hüpft und springt einzeln über die lodernden Flammen. Die wohlriechenden Kräuter, die man auf das Feuer legt, vertreiben die Drachen und Teufel, damit sie der Saat nicht durch Wirbelstürme schaden können und die Brunnen und Quellen nicht vergiften. An manchem Orte wird zu diesem Zweck durch Verbrennen von Knochen, Mist und Lumpen ein übelriechender Qualm erzeugt, der den Teufel vertreiben soll. Auch die mit Kränzen und Glöckchen behängten Rinder werden an das Feuer herangetrieben, wo man ihnen über den Flammen das Maul aufreißt, um sie gegen allerlei Krankheit zu feien. Die Mädchen umtanzen das Feuer, welches die Hirten schüren. Wenn das Feuer lange fortbrennt, wohl gar drei Tage, dann wird das Jahr gut und bringt auch viele Hochzeiten. Gesungen wird unter anderem das Lied:

„St. Johann, hast Blumen,
Deine Nacht ist helle.
Weil vor deinem Antlitz
Wir dir Ehr' erweisen,
Sei du uns recht helle,
Später dann sei dunkel."

Jede serbische Familie hat einen Schutzheiligen, dessen Fest Slava oder Svečarstvo genannt wird. Am Namenstag des Schutzpatrons (krsno ime) findet in dem Hause, wo das Fest gefeiert wird, ein Gastmahl statt, bei dem auch ungeladene Gäste ohne weiteres erscheinen und sich zwanglos mit unterhalten. Die Slava ist eines der Hauptfeste der Serben, nicht lärmend, aber ernst und würdig. Selbst aus großer Ferne eilen die Familienglieder für diesen Tag nach Hause, um an der Slava theilzunehmen.

Die Slavagäste nehmen, vom Hausherrn aufgefordert, Platz am schön gedeckten Tische, auf dem zu Ehren des Schutzheiligen eine Kerze im Kuchen steckt. Der Hausherr greift zur Flasche und schenkt jedem Gast ein Gläschen Pflaumenbranntwein ein, das aber



Slava (Fest des Schutzheiligen) bei einer serbischen Familie.

die Frauen aus Sittsamkeit nur zur Hälfte leeren. Wenn die Flasche geleert ist, werden die Speisen aufgetragen. Jetzt erheben sich alle, bekreuzen sich, beten, singen dem Schutzheiligen ein Preislied und setzen sich wieder, mit Ausnahme etwa der jüngeren Frauenzimmer, denen diese Ehre selten zutheil wird.

Beim Auftragen des Bratens wird die Wachskerze im Kuchen angezündet und der Tisch mit Weihrauch beräuchert; man erhebt sich, betet, singt Kirchenlieder zu Ehren Gottes, ißt gekochten Weizen (koljivo) und der Hausherr bricht mit Hilfe des Priesters den Kuchen in vier Theile. Das erste Viertel bekommt der Geistliche, das zweite der Hausherr, das übrige die Gäste; dabei werden Lieder gesungen, welche besagen, daß es nichts Schöneres auf der Welt gibt, als Gott zu verherrlichen, ehrlich erworbenen Wein zu trinken und in Ehren sich das Mittagsmahl schmecken zu lassen. Ein solches Gastmahl dauert unter lustigen Liedern und den krausesten Trinksprüchen bis zum nächsten Morgen.

Jeder Serbe, und sei er noch so arm, feiert den Tag seines Schutzpatrons, — „wer dies nicht thut seinetwegen, dem entzieht Gott seinen Segen“.





Druck und Verlag
der
k. k. Hof- und Staatsdruckerei
Wien

Alfred Hölder,
k. k. Hof- u. Universitäts-Buchhändler.